Zeller's Leben.

Christian Heinrich Zeller's Leben.

Von

Heinrich W. J. Thiersch.

Erster Band.

1779—1840.

Mit Zeller's Portrait.

Basel 1876.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

Den Mitgliedern des Würtembergischen

Zeller-Familien-Tages

gewidmet.

Den Mitgliedern des Würtembergischen

Zeller-Familien-Tages

gewidmet.

Vorrede.

Diese Lebensbeschreibung erscheint spät, denn es sind sechzehn Jahre seit Christian Heinrich Zeller's Hinscheiden vergangen; doch nicht zu spät. Zwar sind unterdessen Viele, die sich gefreut hätten, eine solche Denkschrift zu sehen, dahingegangen; alle seine Altersgenossen, die meisten seiner Freunde, manche von seinen Schülern. Doch auch dem heranwachsenden Geschlecht mag die Erinnerung an diesen Mann und an seine Leistungen heilsam, und nicht Wenigen, dies darf man hoffen, wird sie willkommen sein. Denn die Ziele, denen Zeller nachstrebte, und die Wahrheiten, für welche er eintrat, sind für die Gegenwart wo möglich noch wichtiger als während des vergangenen Menschenalters.

In der Erziehung suchte Zeller die Vorzüge von August Hermann Franke und von Pestalozzi zu vereinigen. Mit Franke hatte er den tiefen Ernst und die gesunden biblischen Grundsätze gemeinsam, mit Pestalozzi stimmte er überein in dem liebevollen Eingehen auf die Bedürfnisse des Volkes und der Kindheit, und in dem unermüdlichen Bestreben nach Vervollkommnung der Lehrmethode bis ins Einzelnste. Seine Pädagogik, über welche in diesem ersten Theil Bericht erstattet wird, wäre das rechte Heilmittel gegen jene Verflachung und Entweihung der Volksschule, die in neuester Zeit in einigen Cantonen der Schweiz bis aufs Aeußerste getrieben zu werden scheint.

Zeller bewies sich als ein treuer Freund der Armen, und versetzte sich nicht bloß in Gedanken, sondern in der That und mit

liebevoller Hingebung in ihre Lage, um mit dem ewigen Heil der Besitzlosen und Hülflosen zugleich ihr zeitliches Wohl zu fördern. Er hat uns daran gemahnt, wie ein jeder in seinem Theil beitragen sollte, die Noth des vierten Standes zu lindern, und dadurch dem Umsichgreifen der Socialdemokratie, dieser gefährlichsten Erscheinung der Gegenwart, vorzubeugen.

Zeller war als Ausleger der heiligen Schrift und als Verkündiger der christlichen Wahrheit ein Licht für seine Umgebung. Durch gewissenhafte Schriftforschung im Geiste des Gebets, durch treues Festhalten an dem unverbrüchlichen Worte Gottes, wurde er ein Zeuge des christlichen Glaubens für seine Zeitgenossen. Was die Gesundheit und Lauterkeit im Vortrag der christlichen Lehre betrifft, reiht er sich wirklich jenen großen evangelischen Theologen an, einem Johann Arnd, Spener, Franke, Bengel, Roos und Rieger, als deren bescheidenen Schüler er sich bekannte. Er war kein Theologe von Fach und kein ordinirter Geistlicher, und doch wurde er Vielen ein Führer auf dem Weg des Lebens. So war ja einst auch Ephraem, wiewohl nur Diakon, als Ausleger der Schrift und als christlicher Dichter ein Licht für die morgenländische Kirche.

Zeller's Zeugniß gegen die Verläugnungen und Verunstaltungen der biblischen Wahrheit hat für die Gegenwart eine um so höhere Bedeutung, da seit Zeller's Tode in Deutschland wie in der Schweiz eine falsche Theologie unverkennbar immer mehr Boden gewinnt, welche das göttliche Wort nicht mehr als Quelle der Wahrheit und Maßstab der Lehre anerkennen will, und nicht nur an den Glaubenssätzen, sondern auch an den Geboten Gottes rüttelt.

Die köstlichsten Ergebnisse der Geistesarbeit unseres Zeller sollen im zweiten Theil dargelegt werden, in den Abschnitten: Zeller's Behandlung der heiligen Schrift und der christlichen Heilslehre; sein Verhalten zur Kirche und den kirchlichen Fragen; seine prophetischen Forschungen; seine Urtheile über die Weltbegebenheiten und insbesondere über die Revolutionen seiner Zeit. Dieser zweite Theil ist in der Handschrift bereits vollendet.

Zeller's eigener Lebensgang war sehr einfach und bei weitem nicht so interessant wie etwa die von Dalton beschriebene wechselvolle Lebensgeschichte von Johannes Goßner. Doch hat auch die Schilderung einer so schlichten Entwicklung und eines so geräuschlosen Wirkens ihren Werth, wie ja auch in der Kunst neben dem großen Styl der historischen Malerei das Genre und Stillleben berechtigt ist. Der Verfasser wenigstens kann nicht anders als mit dem Ausspruch Schmellers, des ausgezeichneten Erforschers deutscher Sprache und Vorzeit, übereinstimmen: „Eine Anekdote aus dem Leben meines Großvaters interessirt mich mehr als die ganze Geschichte der Gründung des assyrisch-babylonischen Reichs."

Der Verfasser wünscht mit dieser Arbeit eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit zu erfüllen. Er war lange Jahre durch schwere Amtslast daran verhindert, und er hoffte von Jahr zu Jahr, daß Andere, denen diese Aufgabe eben so nah oder noch näher liegt, sich derselben unterziehen würden. Endlich, als ihm zu Neujahr 1875 eine wesentliche Erleichterung zu Theil wurde, hielt er es nicht für recht, länger zu zögern, und machte sich daran, den Aufforderungen theurer Verwandten und Freunde zu entsprechen. Es kostete nicht geringen Aufwand von Zeit und Augenlicht, um die zerstreuten Notizen über Zeller's erste Lebenshälfte zu sammeln, und aus einem Chaos von Briefen und anderen Papieren eine einigermaßen zusammenhängende Darstellung herauszuarbeiten. Mit herzlichem Danke sei das Entgegenkommen und Mitwirken zahlreicher Freunde, an die er sich wandte, in der Schweiz, in Würtemberg und in Augsburg erwähnt. Immer noch bleibt, wie ein aufmerksamer Leser von selbst bemerken wird, eine Lücke in der innern Entwicklungsgeschichte Zeller's von 1806—1816, in den Jahren, wo er vom Rationalismus stufenweise zur christlichen Ueberzeugung und Erkenntniß geführt wurde; und höchst willkommen wäre es, wenn sich in St. Gallen, in Zofingen oder in Würtemberg noch Beiträge zur Aufhellung dieser Periode finden würden.

Diese Lebensgeschichte ist im Dienste der Wahrheit geschrieben. Man hat sich nicht gescheut, auch von den Irrgängen, welche Zeller

durchzumachen hatte, bis er vom Unglauben zum Glauben gelangte, und von den bittern Erfahrungen, die er in seinem Amte als Erzieher mitunter machen mußte, zu erzählen. Dies geschah im Hinblick auf das höchste Muster der Geschichtschreibung und Biographie, die heilige Schrift, welche auch die Fehler der Männer Gottes nicht verschweigt; es geschah im Sinn des theuren Dahingeschiedenen, welcher nicht sich, sondern allein seinem HErrn und Heiland die Ehre gab und gegeben sehen wollte. Das Bestreben des Verfassers war, in dieser Lebensgeschichte Wahrheit zu geben; Wahrheit, keine Dichtung.

Basel, den 2. Juni 1876.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Zeller's Erinnerungen aus der Kindheit.
1779—1791.

II.

Ludwigsburg.
1791—1796.

Die Residenz. Schule und Kirche. Zeller's Vaterhaus.

III.

Rückblick auf die Voraltern.

1521—1790.

IV.

Zeller auf der Universität Tübingen.

1796—1801.

V.

Zeller als Privatlehrer in Augsburg und St. Gallen.

1801—1809.

VI.

Zeller als Schuldirector in Zofingen.

1809—1820.

VII.

Beuggen.

1820—1827.

Gründung und erste Blüthe der Anstalt.

VIII.

Zeller's Erziehungslehre.

IX.

Zeller's Gedanken über Armuth und Armenpflege.

VII.

Beuggen.

1820—1827.

Gründung und erste Blüthe der Anstalt.

VIII.

Zeller's Erziehungslehre.

I. Das Wesen der christlichen Erziehung im Verhältniß zu den herkömmlichen Systemen. — Anschluß an August Hermann Franke. — Die Verirrungen der neueren Zeit. — Der Grundirrthum von der Unverdorbenheit des Menschen. — Rousseau und Dinter. — Der Erzieher selbst muß ein lebendiger Christ sein. — Keine Civilisation ohne Christus. — Die wahre Erziehung ist Menschenrettung und ein Gotteswerk. — Die Erzieher sind nur Handlanger bei derselben. — Die Aufgabe zugleich schwer und leicht.

II. Zweck der christlichen Erziehung: 1) Erziehung zur Gottesfurcht. — 2) Erziehung zum Gehorsam gegen Gott. — Gesetzliche und evangelische Art. — Verfahren mit verwilderten Kindern. — Nothwendige Uebung im Entsagen. — 3) Erziehung zur Liebe Gottes. — Die göttliche Liebe ist in Christus erschienen. — 4) Erziehung zum Gottesdienst, d. i. zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit.

III. Die Mittel der christlichen Erziehung. — Strafe und Züchtigung. — Fürbitte der Eltern und Lehrer.

IV. Die Erziehungsgabe. — 1) Die Gabe der Ermahnung. — 2) Die Gabe des festen Willens. — 3) Die Gabe des Gleichmuths. — 4) Die Gabe des Zutrauens. — 5) Die Gabe der Liebe und Geduld. — 6) Die Gabe der Weisheit.

Zeller's Ermahnungen an die Lehrer. — Das Eine Nothwendige. — Die Tiefschule der Leiden. — Die Verantwortlichkeit des Lehrers. — Die Arbeit an unsterblichen Seelen. — Die Freude am Worte Gottes. — Johannes der Täufer als Vorbild eines christlichen Lehrers. — Warnung vor geistlosem und eitlem Wesen — vor Schmeichelei, fleischlichem Sinn und Voreiligkeit. — Gegen Vielthun und Nichtsthun — Liebhabereien — Schulmeisterstolz — Ueberschreitung des Berufs.

Ermunterungen: Der HErr thut die Herzen auf. — Die Krankenwärter bedürfen selbst des Arztes. — Festigkeit im Widerstand gegen das Böse. — Bauen auf den göttlichen Auftrag. — Hoher Werth einer jeden Seele. — Keine Gedanken an Niederlegung des Amtes . . . . S. 195—235.

IX.

Zeller's Gedanken über Armuth und Armenpflege.

Ein Hülferuf. — Zunahme der Armuth, der Verwahrlosung und Verführung. — Das Werk des Glaubens und der Liebe ist wie ein Senfkorn. — Muth im Aufblick zum HErrn. — Drei Hauptübel: Verfall der Hausandacht, Gleichgültigkeit gegen das Reich Gottes, Trunksucht. — Der Wuchergeist. — Der Unglaube und der daraus entspringende Mißbrauch der irdischen Güter. — Die Gleichgültigkeit gegen die Armen, eine Ursache des Unsegens. — Sieben Ursachen der zunehmenden Verwahrlosung. — Geistliche Hülfe ebenso nothwendig wie die leibliche. — Hoffnung auf das kommende Reich Christi.

Pflichten der weltlichen Obrigkeit. — Das göttliche Armenrecht im mosaischen Gesetz. — Aufgabe der christlichen Kirche und des Diakonats. — Verantwortlichkeit der Eltern für ihre Kinder. — Nothwendigkeit von Hülfsanstalten, wenn die Elternpflicht nicht erfüllt wird. — Aufnahme armer Kinder in Familien wünschenswerth. — Armenerziehungsanstalten eine üble Nothwendigkeit. — Zweckmäßige Einrichtung solcher Anstalten. — Verschiedene Versuche, die Vorzüge des Familienlebens mit dem Anstaltsleben zu verbinden. — Besser mehrere kleine Anstalten

---

X.

Beuggen.

1827—1840.

Zeller auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Seine Familie und seine Freunde.

I.

Zeller's Erinnerungen aus der Kindheit.

1779 — 1791.

Christian Heinrich Zeller wurde am 29. März 1779 auf dem Schlosse Hohen-Entringen, unweit von Tübingen, geboren. Ein anschauliches Bild seiner Kindheit und Knabenzeit und der Umgebungen, unter denen er aufwuchs, ist uns erhalten, in den Erinnerungen, welche er, fünfzig Jahre alt, seinen Kindern dictirt hat. Die Gefühle unserer Kindheit sind wie ein Immergrün, das sich auch unter den Stürmen und der Kälte des späteren Lebens frisch erhält. So war es bei Zeller; und es machte ihm Freude, die Eindrücke seines zarten Alters in sich neu zu beleben und sie dem jungen Geschlechte mitzutheilen. Er erzählte für Kinder und ließ sich zu ihnen herab; er dachte nicht an Veröffentlichung des Erzählten. Dieß soll uns nicht abhalten, seine Schilderung unverändert, nur mit kleinen Abkürzungen, mitzutheilen. Sie ist ein Idyll, aus der Wirklichkeit entnommen, und in dem Seelenleben des Knaben, wie es uns beschrieben wird, bemerken wir bereits jene Charakterzüge, die wir an dem gereiften Manne kennen lernten und die ihm unsre Liebe und Verehrung gewannen.

Hohen-Entringen und Roseck sind zwei alte Schlösser auf einer Hügelreihe westlich von Tübingen, an deren Fuße sich das Gau, ein fruchtbares und reich bevölkertes Thal hinzieht. Hohen-Entringen ist von einem Buchenwald umgeben; hinter dem Schlosse liegt das Dorf Entringen mit der Pfarrkirche.

X.

Beuggen.

1827—1840.

Zeller auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Seine Familie und seine Freunde.

I.

Zeller's Erinnerungen aus der Kindheit.

1779 — 1791.

Christian Heinrich Zeller wurde am 29. März 1779 auf dem Schlosse Hohen-Entringen, unweit von Tübingen, geboren. Ein anschauliches Bild seiner Kindheit und Knabenzeit und der Umgebungen, unter denen er aufwuchs, ist uns erhalten, in den Erinnerungen, welche er, fünfzig Jahre alt, seinen Kindern dictirt hat. Die Gefühle unserer Kindheit sind wie ein Immergrün, das sich auch unter den Stürmen und der Kälte des späteren Lebens frisch erhält. So war es bei Zeller; und es machte ihm Freude, die Eindrücke seines zarten Alters in sich neu zu beleben und sie dem jungen Geschlechte mitzutheilen. Er erzählte für Kinder und ließ sich zu ihnen herab; er dachte nicht an Veröffentlichung des Erzählten. Dieß soll uns nicht abhalten, seine Schilderung unverändert, nur mit kleinen Abkürzungen, mitzutheilen. Sie ist ein Idyll, aus der Wirklichkeit entnommen, und in dem Seelenleben des Knaben, wie es uns beschrieben wird, bemerken wir bereits jene Charakterzüge, die wir an dem gereiften Manne kennen lernten und die ihm unsre Liebe und Verehrung gewannen.

Hohen-Entringen und Roseck sind zwei alte Schlösser auf einer Hügelreihe westlich von Tübingen, an deren Fuße sich das Gau, ein fruchtbares und reich bevölkertes Thal hinzieht. Hohen-Entringen ist von einem Buchenwald umgeben; hinter dem Schlosse liegt das Dorf Entringen mit der Pfarrkirche.

In diese Umgebung und zwar in das Jahr 1773 sucht Zeller seine Kinder auf folgende Weise zu versetzen.

Einst vor 56 Jahren, als die Sonne unterging hinter dem westlichen Gebirge, ging der Förster Wild und der Bauer Läuble den Schloßberg hinunter. Da entstand folgendes Gespräch zwischen ihnen:

Wild. Guten Abend, Läuble!

Läuble. Ich danke, Herr Förster!

Wild. Ei, ist es wahr, daß das Schloß Hohen-Entringen verkauft ist?

Läuble. Ach, wer wird auch in unserer Zeit das Schloß kaufen wollen? Es ist zwar ein schönes Gut, und gehören schöne Aecker, Wiesen und Waldungen dazu; aber die Jagd gehört nicht dazu.

Wild. Ihr Bauern habt doch immer etwas an der Jagd auszusetzen! Warum soll das Schloß weniger verkäuflich sein, weil zu den Schloßwaldungen die Jagd nicht gehört, sondern der Herzog das Jagdrecht hat?

Läuble. Ach, Herr Förster, wie mag er auch so fragen, er weiß ja am Besten, daß, wenn es so fortgeht, die wilden Schweine, und die Hirsche und Hasen uns Bauern noch zum Lande hinaus fressen. Gott sei es geklagt; Er wolle darein sehen, sonst müssen wir arme Leute noch alle auswandern. Ihr Jäger wisset unsere Noth wohl; aber dem Herzog saget ihr nichts davon, sonst würde er uns helfen, und das Wild niederschießen lassen.

Wild. Läuble, Läuble! Ich glaube gar, du willst auch mucksen? Du solltest aber schweigen, hast du nicht voriges Jahr eine der schönsten Säue nahe am Walde weggeschossen?

Läuble. Herr! mein schönster Acker wie die schönsten Schloßäcker liegen am Walde, und er weiß, wie die wilden Säue kurz vor der Aernte ihn zerwühlt haben. Ist es da ein Verbrechen, wenn wir Bauern des Nachts wachen, und die Säue schießen, wenn sie unser Feld verderben. Hat mein Sohn nicht gleich am andern Morgen die Anzeige davon gemacht? Habe ich ihm nicht 3 Batzen in die Hand gedrückt, daß er schweigen soll? Doch wir wollen nicht weiter davon reden; komm er mit

mir, Herr, wir wollen drunten im Adler eine Maaß Wein mit einander trinken.

Wild. Das ist jetzt vernünftig geredet, es bleibt dabei! Zur Belohnung sollst du nun auch erfahren, wer das Schloß da droben gekauft hat; es ist der Hofrath Zeller, ein junger Mann, der noch nicht lange von der hohen Schule gekommen ist, und den Hofrathstitel vom Herzog gekauft hat, und von der Landwirthschaft so wenig versteht, als mein Hirschfänger. Da könnet ihr Entringer Bauern ein schönes Stück Geld verdienen; wie ich höre, will der Herr Hofrath die Landwirthschaft aus den Büchern lernen, die er sich in der Stadt gekauft hat.

Läuble. O von diesem Herrn haben wir schon etwas gehört, er soll ja die Tochter der Frau heirathen, welcher das Schloß da droben gehört, und die es vor mehreren Jahren, da sie Wittwe des Pfarrers von Waldenbuch wurde, gekauft hat. Diese Frau versteht die Landwirthschaft aus dem Grunde, und wenn die Tochter ist wie die Mutter, so hat es mit dem Hofrath Zeller keine Noth; sie wird ihm besser dienen, als alle seine Bücher.

Wild. Just von dieser Frau, die jetzt Pfarrerin in Fellbach ist, soll der Hofrath das Schloßgut Hohen-Entringen für 10,000 fl. gekauft haben, und die Tochter dazu erhalten.

Läuble. Das ist eine Frau, wie ein Mann, die Pfarrerin. Denk er, Herr Förster, als sie einmal von Waldenbuch auf ihr Schloß Hohen-Entringen ritt und auf einem Weibersattel quer auf dem Pferde saß, und über die Wiesen gegen den Wald trabte, kam ein Mann ihr in den Weg und schrie sie an, und fiel ihr in den Zügel. Aber die Pfarrerin hieb ihm mit der Peitsche über den Kopf, trieb ihr Roß an, und sprengte im Galopp davon.

Wild. Das sieht ihr gleich; denn ich weiß auch so etwas von ihr. Es mag jetzt 7 Jahre sein, da kam sie einmal von Waldenbuch nach Hohen-Entringen, und blieb über Nacht im Schloß. Die Pächtersleute schliefen unten in einem Flügel des Schlosses; die Pfarrerin aber ganz allein oben im andern Flügel. Das hatten die Räuber, die unter dem Holzbirnenbaum wohnten, erfahren. In der Mitternacht, als die Räuber dachten, daß alles im tiefsten Schlaf läge, wachte die Pfarrerin an einem Geräusch auf, und hörte eine Leiter anschlagen, und an dem Fensterladen Versuche anstellen, denselben aufzubrechen. Die Pfarrerin steht auf, und ergreift einen alten rostigen Degen, der an der Wand beim Bette

hing, stellte sich an das Fenster, und rief, ob sie gleich allein war, daß es die Räuber auf der Laube hören konnten: Kathrine, weck doch die Pächtersleute, daß sie geschwind mit den Knechten und Hunden in den Hof laufen, denn ich glaube, es sei nicht richtig da drunten. Als die Räuber solche Stimme hörten, und sich entdeckt sahen, erschracken sie und flohen, und ließen die Leiter stehen.

Also redeten die Männer mit einander. Inzwischen war die Sonne hinter den westlichen Bergen untergegangen, und es war dunkel, als sie den Schloßberg hinunter das Dorf Entringen erreichten, wo sie einkehrten und mit den andern Bauern von dem neuen Herrn des Schlosses sich unterhielten. Der Hofrath David Christian Zeller hatte wirklich das Schloß Hohen-Entringen gekauft, und die Pfarrerstochter geheirathet, sie hieß: Christiane Heinrike. Er hatte sie auf der hohen Schule zu Tübingen zum ersten mal in dem Hause eines Kaufmanns gesehen, und sogleich einen tiefen Eindruck von ihr in sein Herz bekommen, und am 20. Brachmonat 1773 war die Hochzeit zu Fellbach, in dem Hause der Aeltern der Braut. Als der Pfarrer zu Fellbach, der Stiefvater der Braut, in der dortigen Kirche die beiden Lieben einsegnete, da flossen die Thränen der Aeltern, der Geschwister und der Braut; denn nun sollte die liebe, bescheidene und arbeitsame und fromme Tochter scheiden, und mit ihrem Manne ziehen, und zu Hohen-Entringen auf dem Schlosse die neue große Haushaltung antreten. Unter den Segenswünschen aller, die sie kannten, geschah der Abschied und die Abreise.

Das Schloß Hohen-Entringen war vor Zeiten ein Raubschloß gewesen; es war von dem schwäbischen Bunde zerstört, nachher wieder gebaut, und dann von Hand zu Hand verkauft worden, bis es nun in den Besitz des Zeller'schen Ehepaars kam.

Ein großer alter Thurm bildete das östliche Brückthor; eine hölzerne Zugbrücke führte über den großen Burggraben dahin. In dem Thurme waren unterirdische und überirdische Kerker gewesen, und Zeller fand darin noch Gebeine, eiserne Armbrustpfeile, und einen eisernen Arm an der Mauer, in welchem noch der Armknochen eines Mannes war, der einst in dem schrecklichen Kerker schmachtete. Ja, das Leder an dem eisernen Handschuh war halb verfault noch zu sehen. Diesen großen Thurm ließ der Hofrath Zeller sprengen, und in den tiefen Burggraben stürzen, der mit dem Schutte angefüllt wurde, und nun eine ebene bequeme Einfahrt in den Schloßhof gewährte. Links von dieser Einfahrt stand

eine große Scheuer, gegenüber aber zwei Ställe, ein Schafstall mit zweihundert Schafen, und noch ein größerer Stall für zwei oder drei Pferde und dreißig Stück Rindvieh, hierauf kam gleichfalls auf der rechten Seite, welches die Nordseite von Hohen-Entringen ist, das Schloß, alterthümlich gebaut mit einem runden Thurme, in welchem eine Wendeltreppe in das Schloß hinauf führt. In diesem Schlosse ließ nun der Hofrath Zeller alles neu einrichten, besonders zeichnete sich das nord-westliche Eckzimmer, ein schöner Saal, vor den andern aus. Aus den zwei Fenstern gegen Westen genoß das Auge einer entzückenden Aussicht über das weite schöne Gau, worin ein Dorf dem andern die Hand reichte, und Wiesen und Felder voll üppiger Fruchtbarkeit mit einander abwechseln. Unvergleichlich schön ist die untergehende Sonne, wenn ihre sinkenden Strahlen an den Fensterscheiben des Schlosses blitzen, während unten im Thale die schrägen Schatten die tiefer liegenden Theile der weitern Landschaft verhüllen. In diesem Eckzimmer war es am schönsten an einem Sommer-Sonntagsmorgen, wenn aus den Dörfern im Thale das Glocken-Geläute herüberschallte, und wie Töne aus einer Himmelswelt das Herz mit höheren Gefühlen und Ahnungen und süßer Sehnsucht nach der ewigen Heimath erfüllten. Dieser Saal war das Besuchzimmer. In zwei Reihen hingen da die Oelgemälde der Vorfahren des Zellerischen Geschlechts umher. In diesem Saale sind die meisten Kinder des Hofrath Zeller getauft worden. In einem andern Zimmer, einem Nebenzimmer der Wohnstube wurden alle geboren, die auf Hohen-Entringen das Licht dieser Welt erblickten. Von der Küche des obern Stockwerkes führte eine Fallthüre mit einer kleinen Treppe in das untere Stockwerk hinab, wo die Pächtersleute, und späterhin, als der Hofrath die Schloßgüter selbst bearbeiten ließ, die Dienstboten ihre Gesindestuben, Kammern und Küche hatten. Gegenüber von diesem Schloßgebäude an der Südseite des innern Schloßhofes ließ der Hofrath einen terrassenförmig sich erhebenden Gemüse- und Blumengarten anlegen, wobei die Arbeitsleute auf einen unterirdischen Gang stießen, von dem die Sage ging, daß er vor Zeiten bis zu dem Dorfe Entringen hinunter geführt habe. An der Westseite des Schloßhofes befand sich in der alten Burgmauer ein Hinterpförtchen mit einer eisernen Thüre verschlossen, durch welche ein Fußweg den Weinberg hinab in das Dorf Entringen sich hinunterzog. Zwischen diesem eisernen Pförtchen, und dem untern Schloßthore stand ein Hundestall, in welchem immer zwei gewaltige Bärenbeißer, als die Nachtwächter an der Kette lagen. Gleich

daneben war das untere Thor neben einem großen uralten Thurme, in dessen Mitte ein rundes mit Gras und Strauchwerk überwachsenes Loch in den grausenhaften, tiefen und dunkeln Kerker hinabging. Eine steinerne Brücke mit 3 hohen gewölbten Bogen führte aus dem unteren Thore über den tiefen Burggraben und bildete den unteren Fahrweg in die Dörfer Entringen, Jesingen, und in die Stadt Tübingen. Gleich am Anfang dieser Brücke hatte Zeller einen Brunnen, aus welchem ein treffliches Trinkwasser vermittelst zweier Wassereimer an einer langen eisernen Kette heraufgezogen wurde.

Dieß ist der liebliche, ländliche Aufenthalt, an welchem der Hofrath Zeller und seine Frau 13 glückliche Jahre in geschäftigem Landleben zubrachten. Hier wurden ihm seine 7 ersten Kinder, 3 Söhne und 4 Töchter geboren. Als der erstgeborne Knabe, voll Talent, mit Namen Carl August 4 bis 5 Jahre alt war, wollte ihn die Großmutter Zeller, welche als Wittwe zu Böblingen wohnte, bei sich haben. Da ihr aber der äußerst lebhafte Knabe bald zu unbändig wurde, nahm ihn der mütterliche Großvater, Pfarrer Müller in Fellbach zu sich.

Die übrigen Kinder, die ihm nach und nach geboren wurden, 2 Söhne und 4 Töchter, wuchsen allmählig heran. Sie heißen nach dem Alter: Christiane, Louise, Heinrich, Wilhelmine, Wilhelm und Franziska. Die Erziehung dieser Kinder und die Besorgung der großen Landwirthschaft war nun das tägliche Hauptgeschäft des Hofrath Zeller und seiner Gattin. Zur Erleichterung der Erziehungsarbeit nahmen die Aeltern eine Gehülfin an, sie hieß Jungfer Knab, eine liebreiche sanfte, weiche und empfindsame Seele. Sie las viel, und erzählte vortrefflich, und so rührend, daß nicht selten die horchenden Kinder, sammt der Erzählerin Wasser in den Augen hatten. Besonders schloß sich der kleine weiche Heinrich an die sanfte Erzieherin an, weniger der kleine wilde Wilhelm, welcher lieber den bunten Schmetterlingen nachjagte, oder an gefährlichen Stellen auf und niederkletterte; nur wenn die Jungfer Knab ihren Mund auf that und den Kindern erzählte, da schmiegten sich alle an sie, und horchten mit gespanuter Aufmerksamkeit. Sie hatte ein Lieblings-Plätzchen draußen vor dem hohen Schlosse im Freien. Das war die Lindenallee zwischen dem Schlosse und Walde, auf dem Rücken des Berges. Dahin ging Jungfer Knab gerne mit den Kindern an schönen Frühlings- und Sommertagen. Sie setzten sich auf die Rasenbänke im Schatten der Linden. Da erzählte sie dann die Geschichte des Herrn von Morgenthau, die Geschichte Florentins von

Fahlendorn, und andere schöne Geschichten. Zu ihren Füßen breitete sich unten am Berge, wie eine unendliche Welt, die weite herrliche Landschaft im Lichte und Dufte des Sommers aus; über ihnen summten die Bienen, und sammelten in den Kelchen der Lindenblüthen, die ihre süßen Wohlgerüche ausdufteten, Honig, und kühlende Lüftchen spielten in den Locken der horchenden und ahnenden Kinder. Das waren unvergeßliche Stunden für den kleinen Heinrich; die Bilder der Geschichten, die Leiden und Freuden der lebenden und geliebten Personen, die in denselben vorkamen, verbanden sich mit der schönen freien Natur, in der den Kindern so wohl war, sie wurden in dem Gemüthe des ahnenden Knaben zu lauter Lebensbildern, und weckten in ihm den Sinn für die Schönheiten der Natur, und den Sinn für die Geschichte, und bildeten, bereicherten und veredelten seine Phantasie.

Einst saß der kleine Heinrich auf der Bergwiese draußen vor dem Schloß. Es war ein herrlicher Tag; der Knabe saß unter lauter Blumen; die Schlüsselblumen, die Gänseblümchen, und viele andere entzückten ihn mit dem bunten Schmelz ihrer Farben, mit ihren mannigfaltigen Gestalten und Gerüchen. Unaussprechliches Wohlsein durchdrang den einsamen Knaben mitten in dieser stillen Blumenwelt. In diesen Gefühlen legte sich der Knabe auf den Rücken nieder, und erblickte über sich das unermeßliche Gewölbe des blauen Himmels. Ganz unbeschreiblich war der Eindruck dieser Unendlichkeit. Der Knabe vergaß die ganze Welt, und fühlte nur Himmel und Heinrich. Da hatte er die erste Ahnung von Gott und Ewigkeit, und sein ganzes Leben hindurch blieb der lebendige Eindruck dieser unvergeßlichen Stunde.

Auch Gefühle der Freundschaft entwickelten sich in des Knaben Gemüthe. Eine Viertelstunde von Hohen-Entringen lag jenseits des Waldes das Schloß Roseck. Hier wohnte der alte Herzogliche Pfleger Hamm mit seiner Gattin und zwei erwachsenen Töchtern. Der Pfleger Hamm und der Hofrath Zeller wurden bald Freunde zu einander, und besuchten sich fleißig. Solche Besuche pflegte Zeller von dem großen Thurme des Schlosses durch ein Sprachrohr zu verkündigen, das durch den Wald hindurch hallete. Durften dann die Kinder Zeller ihre Aeltern begleiten, so waren das Festtage, denn es ging durch den grünen, schattigen Wald, in welchem die Maiblümchen und die rothen Erdbeeren die Kinder so süß anlachten. Ueber Baumwiesen, längs einer grünen Hecke führte dann ein Fußpfad unter Obstbäumen an das ritterliche Schloß Roseck,

das auf der Spitze eines Vorgebirges war; aber nun wartete eine Angst auf die Kinder, denn sowie sie in den Schloßhof traten, erhob ein böser Kettenhund, der einmal die kleine Louise in seinem Zorn in den Arm gebissen hatte, sein grimmiges Gebell. Zwischen der Ecke des Schlosses und einer kleinen Mauer führte ein schmaler Durchgang zu der innern Schloßpforte an dem Hofhunde vorbei, der an seiner Kette so weit in den Durchgang hervortrat, als er konnte. Aengstlich schmiegten sich die Kinder an die kleine Mauer, bis sie an dem zornigen Thiere vorbei waren. Oben an der Treppe empfing sie der alte Pfleger, das graue, kahle Haupt entblößt, die weiße baumwollene Mütze und eine lange irdene Tabakspfeife in der Hand, im zitzenen Schlafrocke und grünen Pantoffeln. Neben ihm die alte redliche Pflegerin mit freundlichem Willkommen, und hinter den beiden die zwei erwachsenen Töchter in Reifröcken und mit hohen gepuderten Haarthürmen. Dann gings durch den Hausgang, mit vielen Hirschgeweihen verziert, in die freundliche altväterliche Wohnstube. Während die beiden Aelternpaare an dem beladenen Tisch saßen, und trauliche Gespräche führten, brachte man den Kindern an ihr Nebentischlein Obst und Kuchen, dann kam eine der Töchter mit dem Orbis Pictus von Comenius, einem Bilderbuche mit gemalten Holzschnitten, auf welche sich Heinrich schon unterwegs gefreut hatte, setzte sich bei die Kinder, und erklärte ihnen freundlich die Bilder. Darum liebten die Kinder die gefällige, liebreiche, dienstfertige Jungfrau. Dann gingen die Kinder hinab ins Freie, in das Blumengärtchen neben dem Schlosse, und weideten sich an der herrlichen weiten Aussicht. Die Kinder fühlten es, daß die Rosecker Freunde sie und ihre Aeltern liebten, darum freuten sie sich, so oft es nach Roseck ging, und liebten hinwieder die Freunde ihrer Aeltern.

Auch mit dem Pfarrer von Entringen, der mit Heinrichs Aeltern verwandt war, und auch Zeller hieß, und eine Schwester des alten Pflegers Hamm zur Frau hatte, standen Heinrichs Aeltern in Freundschaft. Welch eine Freude für die Kinder, wenn es einen Besuch gab im Pfarrhause unten im Thale, und die Kinder mitdurften! Da ging's den Schloßberg hinab, am Weinberge vorbei, durch wallende Kornfelder, über grüne Wiesen, durch den Kirchhof links von der Kirche. Dort hinten stand das heimathliche Pfarrhaus mit seinen runden Fensterscheiben. Wie wohl that es dem Knaben Heinrich, wenn die Pfarrersleute so freundlich mit ihm redeten! Endlich durfte der Knabe auch einmal mit seinen Aeltern an

einem schönen Sonntage hinab in die Kirche. Da war ihm alles neu! Seine Aeltern hatten neben der Emporkirche einen eigenen vergitterten Stand, unter welchem die Orts-Vorgesetzten ihre Kirchenstühle hatten. Der kleine Knabe hatte für diesen ersten Kirchgang ein neues Matrosenkleidchen bekommen, und apfelgrüne Hosen mit rosenfarbigem Bande. Da stand er in seinem hohen Stuhle hinter dem Gitter, und überschaute die volle Kirche. Mit Erstaunen hörte er den Pfarrer predigen, verstand aber nichts vom Inhalte.

Um diese Zeit gab es allerlei Veränderungen auf dem Schlosse Hohen-Entringen. Es kam ein Graf von Isenburg mit seiner Gemahlin und einem Söhnchen in dem Schlosse an, und wünschte eine Zeitlang allda wohnen zu können. Es wurde ihm der westliche Flügel des Schlosses eingeräumt. Der Graf war ein großer Mann, mehr finster als ernst, auch schien ein Kummer wie eine Wolke auf seinem Angesichte zu liegen. Die Gräfin, eine hohe, fürstliche Gestalt, voll Freundlichkeit und liebreichen Wesens.

Der Knabe Heinrich liebte sie sehr; aber den Grafen fürchtete er. Der kleine Graf hieß Moritz und war von Heinrichs Alter, voller Regsamkeit, Lustigkeit und Munterkeit bis zum Muthwillen. Die Knaben wurden bald Kameraden, und der schüchterne Heinrich liebte den lebhaften Moritz, half ihm seine gräflichen Einfälle ausführen, und ließ sich vieles von ihm gefallen. Eines Tages aber, da es der junge Graf Moritz gar zu bunt machte, wurde Heinrich zornig, und gab dem jungen Grafen eine Ohrfeige. Laut heulend und wehklagend lief der Graf Moritz in das Schloß zu seinem gefürchteten Vater, und verklagte bei ihm den groben Heinrich, der sich inzwischen in großer Angst versteckt hatte. Auf der Stelle kam der alte Graf zum Hofrath Zeller, und begehrte in empfindlichen Ausdrücken Heinrichs Bestrafung, der in seinem Winkel verborgen das Strafgewitter heran nahen, und die Stimme des zornigen Vaters rufen hörte. Endlich wurde Heinrich entdeckt. Vergeblich bat die sanfte Gräfin mit Thränen um Verschonung des ängstlich und wehmüthig weinenden Knaben. Es half alles nichts. Der Vater brachte eine große Ruthe, zog dem jammernden Knaben in Gegenwart der weinenden Gräfin die Hosen ab, strafte ihn auf das ernstlichste und kündigte ihm darauf an, daß er die Nacht ungegessen auf dem schauerlichen Dachboden eingeschlossen sein müsse. Die Schreckensnacht kam; Heinrich wurde auf dem Dachboden eingesperrt, und die Thüre hinter ihm verschlossen. Dicke

Finsterniß ringsum! Die aufgeregte Phantasie des Knaben sah lauter Schreckensgestalten, und das Rascheln einer Maus oder Ratte versetzte ihn in die äußerste Angst. Er brach in ein seelzagendes Geschrei aus; aber da war keine Erlösung! Müde von anhaltendem Weinen, und von der Angst erschöpft, wollte der Knabe eben in einen Schlaf oder in eine Ohnmacht fallen, als die Bodenthüre sich öffnete, und die Aeltern des Knaben mit einem Lichte kamen, ihn der Gefangenschaft entließen und zu Bette brachten.

Unter den vielen Besuchen, welche die Zellerische Familie erhielt, zeichnete sich einer besonders aus. Eines Morgens sprengte ein reitender Jäger in den Schloßhof herein und meldete dem Hofrath Zeller, daß Seine Durchlaucht der Herzog Carl Eugen von Württemberg (1737—1793) in einer Stunde auf dem Schlosse ankommen werde. Eiligst wurde alles auf den Empfang des hohen Gastes gerüstet. Der Hofrath warf sich in sein Staatskleid von silbergrauem Tuche mit goldenen Troddeln rechts und links auf der Brust, und mit gelbseidener, goldgestickter Weste. Die Hofräthin aber, nachdem sie sich und die Kinder festlich angekleidet hatte, besorgte ein Frühstück für den Herzog. Nachdem man lange gewartet, und mit Ferngläsern nach der Gegend geschaut hatte, wo der Herzog herkommen sollte, kam endlich die Anzeige, daß der Herzog nicht käme. Aber nach einigen Tagen, als man ihn nicht mehr erwartete, fuhr er plötzlich mit einem Gefolge von Offizieren, Jägern und Reitknechten in den Schloßhof herein, und stand vor der Hausthüre, so schnell, daß der Hofrath mit seiner Gattin kaum Zeit hatte, ihn unten am Eingange zu empfangen. Der Herzog war sehr freundlich und aufgeräumt, und sah Alles an. Seinem Scharfblicke entging nichts. So entdeckte er über der großen Einfahrt in die Scheune, worüber Zeller einen Schutz gegen den Regen hatte machen lassen, eine alte, erblichene Sonnenuhr, die vor Zeiten über dem Scheuerthor angebracht war, und nun in ihrem unbrauchbaren Zustande in Schatten des Schutzdaches zu stehen kam, und sprach scherzend zu Zeller: Das hat er gut gemacht, Herr Hofrath! daß er ein Sonnendach hat über die Uhr setzen lassen, damit die Sonne sie nicht anscheine, und sie noch mehr erbleiche. Als der Herzog die Kinder des Hofraths in einer Reihe stehen sah, rieth er ihm, nicht in Hohen-Entringen zu bleiben, sondern in eine Stadt zu ziehen, damit die Kinder recht unterrichtet und erzogen würden.

Dieß ist auch geschehen. Zeller verkaufte einige Zeit nachher das Schloß

Hohen-Entringen mit allen dahin gehörigen Gütern an den Herzog um 20,000 fl., und zog mit seiner Familie in das Landstädtchen Böblingen, und bald nachher in die Stadt, welche ihm der Herzog gerathen hatte, Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt des Herzogs.

Zeller hatte viel Verdruß auf seinem Hohen-Entringen. Nicht nur that das Wild, das der Herzog überall bis zum Uebermaß sich vermehren ließ, weil er die Jagd liebte, alle Jahre empfindlichen Schaden auf den Feldern, sondern Zeller erfuhr auch, daß ein Landgut, das ein Herr durch Knechte und Taglöhner bauen lassen muß, nicht nur nicht den gehofften Ertrag liefert, sondern auch, bei dem Mangel an guten und treuen Dienstboten, unzählige Verdrießlichkeiten nach sich zieht. Auch bei der Verpachtung, die Zeller versucht hatte, da er die Ländereien seines Guts an Bauern hinausgab, welche dieselben bald in Ganzpacht, bald in Halbpacht, bald in Drittelspacht zu bebauen übernahmen, hatte er nicht den gehofften Vortheil gefunden, indem die Pächter nur auf ihren augenblicklichen Nutzen bedacht waren. Am wenigsten vortheilhaft, wiewohl nicht unangenehm, hatte Zeller die Einrichtung gefunden, den Sommer in Hohen-Entringen auf seinem Schloß, den Winter mit seiner Familie in dem benachbarten Tübingen zuzubringen. Darum befolgte Zeller mit Freuden den Rath des Herzogs, und so verließ er endlich, nachdem der Kaufvertrag mit dem Landesfürsten zu Stande gekommen war, nach einem 13jährigen, unvergeßlichen Aufenthalt, das ländliche Hohen-Entringen, zog mit seiner ganzen Familie in das, einige Stunden entfernte Landstädtchen Böblingen, wo seine Mutter wohnte.

Böblingen liegt am Abhange und Fuß eines Hügels, auf dessen Spitze ein alterthümliches, aber noch bewohnbares Schloß erbaut ist. Ein Graben, worin vor Zeiten Bären gehalten wurden, die zu ihrem Vergnügen an aufgerichteten Mastbäumen, die mit Querhölzern versehen waren, auf- und abstiegen, umgab das Schloß auf der Westseite. Auf der Südseite des Schloßberges liegt, hoch über das Städtchen erhaben, die ansehnliche Kirche mit ihrem Thurme, zu welcher man von dem tiefliegenden Städtchen auf steinernen Stufen hinaufsteigt, und rechts davon zu den Schulgebäuden der Stadt, der deutschen Knaben- und Mädchenschule, und in das lateinische Schulhaus gelangt. Das Städtchen hat zwei Thore, das obere am Fuße des Schloßberges, und das untere, vor welchem zwei Teiche, ein größerer und ein kleinerer, sich ausbreiten. Vor dem obern Thore ist

eine Vorstadt, an deren einem Ende unter dem Schloßberge Hofrath Zeller ein hübsches Haus miethete, wo er so lange zu wohnen gedachte, bis er in Ludwigsburg ein eigenes Haus kaufen, und mit seiner Familie dahinziehen könnte. Linker Hand, wenn man zum oberen Thore hinaus geht, über welchem hoch oben an dem Thurme das Brustbild eines Mannes, mit einem dreieckichten Hute auf dem Kopf, und mit einem gewaltigen, schwarzen Schnurrbart, in Stein gehauen und mit Farben gemalt, hervorragte, lag gleich neben dem Thorstüblein ein bescheidenes Wohnhaus, das der Wittwe Zeller, der Mutter des Hofraths, gehörte, und wo sie bis an ihren Tod wohnte. Das ist das liebe großmütterliche Häuschen, worin der kleine Heinrich die ersten Eindrücke von Jesu, dem Heiland der Menschen empfing, aus dem Munde der herzlich frommen Großmutter Regina Dorothea Judith Zeller, einer gebornen Brächt. Ihr Mann, der Großvater Johann Christoph Zeller, war Helfer in Böblingen gewesen, und hatte sie nach seinem frühzeitigen Sterben 1760, als Wittwe in Böblingen zurückgelassen. Da wohnte sie nun mit zwei Schwestern, und ihrer einzigen ledigen Tochter in Stille und Eingezogenheit. Da wohnte auch der kleine Heinrich ein Zeit lang, weil ihn die Großmutter, die immer eines von ihren Enkelkindern bei sich haben wollte, sich von ihrem Sohne auserbeten hatte. Alle Abende legte die alte Großmutter den Kleinen ins Bette, und betete mit ihm und für ihn, oft mit sichtbarer Rührung. Da war es dem Knaben so wohl; er spürte etwas von dem Frieden Gottes, der in dem Herzen der Großmutter wohnte. Aus diesen frühen Zeiten ist ihm besonders unvergeßlich geblieben ein Lied, das ihn die Großmutter lehrte:

Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu' ich mich nur immerhin
Ueber meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiß zu bewirthen,
Der mich liebet, der mich kennt
Und bei meinem Namen nennt.

Unter Seinem sanften Stab
Geh' ich aus und ein und hab'
Unaussprechlich süße Weide,
Daß ich keinen Mangel leide.
Und so oft ich durstig bin,
Führt er mich zum Brunnquell hin.

Sollt' ich denn nicht selig sein,
Ich beglücktes Schäfelein!
Und nach diesen schönen Tagen,
Werd' ich endlich heimgetragen
In des Hirten Arm und Schooß,
Amen, ja mein Glück ist groß.

Noch tönt ihm in seinem Alter die sanfte Stimme der Großmutter in den Ohren, womit sie dem Knaben die Worte dieses süßen Liedes vorsprach. Doch die Heuchelei, die sich bei einer frommen aber schwachen Erziehung, wie das Unkraut in einem fruchtbaren Boden so leicht entwickelt, zeigte sich auch schon bei dem Knaben. Er war, wie seine Schwester Louise zu Hautkrankheiten geneigt. Darum verordnete der Arzt auf Verlangen der Großmutter, den Kindern eine Blutreinigung in Form von Morsellen, kleinen, viereckigen Täfelchen, die auswendig verzuckert, inwendig aber bitter und widerlich zu essen waren. Die Kinder nahmen nun in Gegenwart der sorgfältigen Großmutter die Morsellen in den Mund und saugten das Zuckerige davon weg, bis sie an das Bittere kamen. Aber so wie dann die Großmutter sich wandte, nahmen die kleinen Heuchler die Morsellen wieder heraus, und versteckten sie unter einem Kasten, der in einer Ecke der Schlafkammer stand. Doch wie alle Heuchelei, so kam auch diese ans Tageslicht. Denn als nach einiger Zeit die Kammer geweißt wurde, rückte man den Kasten von seiner Stelle, und fand einen großen Haufen verschimmelter und mit Staub bedeckter Morsellen.

Es war gut, daß bald ein neues Leben für den Knaben Heinrich anfing, — das Schul-Leben. Schon seit einiger Zeit hatte der kleine Heinrich, um sich nach und nach zum Schulbesuche zu gewöhnen, seine älteren Schwestern Christiane und Louise, und seine Base Hedwig in die große Mädchenschule begleitet, nach Böblingen. Da saß der Knabe unter lauter Mädchen, links vom Katheder des Schulmeisters, der eine strenge Schulzucht handhabte. Der Knabe fürchtete den Mann mit seinen schwarzen Augenbraunen über den finstern Augen, wenn er so dasaß in seinem dunkelblauen Ueberrocke und schwarzledernen Hosen, bald einen Stecken, bald ein Lineal in der Hand, und diese Strafwerkzeuge an trägen und unaufmerksamen Mädchen tüchtig handhabte. Nach dieser kurzen Vorschule wurde Heinrich in die deutsche Knabenschule geschickt, an welcher ein freundlicher Mann, Herr Böhrle, als Lehrer arbeitete. Es war zwar dem Knaben Heinrich nichts neues mehr, eine Schule zu sehen, aber eine so große Knabenschule, wie die war, in die er jetzt gieng, setzte ihn doch

in Erstaunen. Herr Böhrle empfing ihn freundlich und wies ihm seinen Platz an dem Tische an, wo die ABC-Schüler saßen, da sollte er nun buchstabieren, lesen und schreiben lernen. Die Großmutter hatte dem Knaben dazu ein neues ABC-Büchlein gekauft, das hatte einen gar schönen Einband mit allerlei goldenen Thierbildern und inwendig bei jedem Buchstaben einen gemalten Holzschnitt, z. B. beim A einen Affen, der einen Apfel in der Hand hatte, und beim X den zornigen König Xerxes. Auch wechselten in dem Büchlein rothe und schwarze Buchstaben bunt durch einander. Dieses Büchlein machte dem Knaben viele Freude, und er lernte bald darin buchstabieren. Wenn dann der Herr Schulmeister von ihm gieng, so hatte er doch keine lange Weile, und betrachtete die goldenen Thiere oder die bunten Holzschnitte, die seiner geschäftigen Phantasie eine ganze Bilderwelt eröffneten. Das Schreiben lernte der Knabe so, daß er zuerst die Buchstaben von A bis Z, die Herr Böhrle mit dem Bleistifte vorgeschrieben, mit Tinte überfahren mußte.

Dictirt-Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache und biblische Geschichte kann sich Heinrich nicht erinnern, in dieser Schule gelernt zu haben, wohl aber bekam er, nachdem der erste Leseunterricht überstanden war, und das alte ABC-Büchlein überall abgenutzt, verblichen, beschmutzt und zerfetzt war, ein neues Büchlein, das ihm viele Freude machte, nämlich ein Spruchbuch, worin er nun, sobald er lesen konnte, auch die sogenannten ABC-Sprüche zu lernen anfing. Bald kam ein drittes Buch, das Gesangbuch, worin seine liebsten Lieder waren: Gott sei Dank durch alle Welt ꝛc., In dulci jubilo nun singet und seid froh ꝛc., Nun ruhen alle Wälder ꝛc. Da es mit dem Schönschreiben in der Schule nicht recht gehen wollte, so ging Heinrich alle Abende mit seinen Schwestern Christiane und Louise, die den Knaben mit einer Laterne begleiteten, in eine Privatstunde zu Herrn Böhrle. Da übte sich nun der Knabe im Schönschreiben, während seine Schwestern rechnen oder Klavierspielen lernten. Eines Abends hatte der Knabe einen großen Tintentropfen auf seine Schönschrift fallen lassen. Da nun Herr Böhrle die Reinlichkeit sehr liebte, und bei aller Freundlichkeit es doch genau nahm, wurde dem Knaben angst, und er wandte sich verlegen an eine seiner Schwestern. Diese wies ihn nun an Herrn Böhrle, und flüsterte ihrem Bruder ins Ohr, was er sagen sollte. Der Knabe ohne etwas zu ahnen, brachte nun seine Schrift zu Herrn Böhrle, und sagte seinen gelernten Spruch: Herr Schulmeister! da habe ich eine Sau, ich bitte Sie, Sie wollen dieselbe

stechen! Herr Böhrle, sonst so freundlich, wurde ganz roth im Gesicht; alle Geduld verließ ihn, er sprang auf, ergriff einen Stecken, und wollte eben den Knaben ernstlich züchtigen, als ihm das Gesicht des weinenden Heinrichs auffiel, und er an demselben, sowie an der erröthenden Schwester und deren dringender Fürbitte merkte, daß der erschrockene Knabe nicht der Urheber, sondern nur das Werkzeug eines fremden Muthwillens gewesen sei. Er ließ es also bei der ausgestandenen Angst bewenden, und begnügte sich den Kleinen zu ermahnen, ein anderes Mal bescheidener zu sein.

Endlich kam die Zeit, daß Heinrich in die lateinische Schule befördert werden sollte, denn auch dafür hatte der Knabe so lange den Privat-Unterricht besucht, um desto bälder tüchtig zu werden, in die lateinische Schule zu gehen. Die Anstalten dazu deuteten alle auf den Anfang einer neuen aber ernstlichen Zeit; denn der lateinische Lehrer, Herr Schwarz, galt für einen strengen Meister, und schon einige Zeit vorher hieß es: Jetzt geht das Lernen erst recht an; wenn du in die lateinische Schule kommst, da wird es dir anders ergehen. Heinrich bekam auch etwas bessere Kleider, und einen ganzen Pack Bücher für die neue Schule. Dieses Pack mußte er in einen Bücherriemen schnallen, ein Federrohr und ein hornenes Tintenzeug mit einer eisernen Spitze unterhalb versehen, in einem hölzernen Futterale verwahrt, mußte er in die Tasche stecken, und so mit dem Bücherpacke auf dem Rücken seinen ersten Gang in die Lateinschule thun. Wie der Knabe so daherging, voller Ahnungen und unbeschreiblicher Gefühle, sah ihn ein alter Nachbar und sagte: Büblein, wohin willst mit deinem Hauskreuz auf deinem Rücken? — Das Wort „Hauskreuz" tönte so schauerlich. Der Knabe konnte es nicht vergessen, und bald sollte er dessen Bedeutung erfahren.

Als der Knabe die Thüre der Lateinschule öffnete, und ganz schüchtern hereintrat, weil der Unterricht schon angefangen war, und die ganze, wiewohl kleine Schülerzahl sich in dem weißen Schulzimmer bereits versammelt hatte, so empfing ihn der Präceptor mit dem Ausrufe: Ha! da kommt der Held aus Juda's Stamm. Heinrich mußte hierauf an einem Seitentisch sitzen, wo die kleinern Lateinschüler saßen, und mußte die lateinische Deklination Mensa der Tisch auswendig lernen. Er that es wie ein Star oder Papagei; denn er wußte nicht was da gesagt war, und verstand weder Singularis numerus, noch Pluralis, noch Nominativus, noch sonst etwas dergleichen; denn da war Niemand, der ihm

etwas erklärt hätte. Als er nun Mensa auswendig gelernt hatte, mußte er einen Bogen Papier nehmen, und ein paar andere lateinische Hauptwörter nach dem Muster von Mensa schriftlich durchdekliniren. Heinrich that es mit großer Angst und Unklarheit; seine Arbeit gerieth sehr übel.

Auf einmal erscholl der Ruf: Heinrich Zeller komm her! Zitternd brachte der Knabe die Schrift dem Präceptor, der auf dem Katheder saß, eine weißblaue wollene Kappe auf dem kohlschwarzen Haare, über den dicken, schwarzen Augenbraunen, eine Feder hinter dem Ohre, und fünf, sechs Haselstecken vor sich auf dem Katheder. Als der Mann die Schrift durchgesehen hatte, und für einen jeden Fehler einen dicken Strich an den Rand gemacht, rief er: Das ist eine erbärmliche Arbeit! Heute hast du noch das Gasthütlein auf, aber das nächste Mal, da du wieder eine solche Arbeit lieferst, werde ich dir die Hosen spannen! Es vergingen einige Tage, und der Lehrer war ziemlich zufrieden mit Heinrichs Fleiß; aber er wußte nicht, daß ein Kamerade dem schüchternen, ängstlichen Knaben heimlich geholfen hatte. Eines Tages, da Heinrich sicher und nachlässig geworden war, und sich nicht von seinem Kameraden hatte helfen lassen, übergab er eine sehr fehlerhafte Arbeit. Da stand der Lehrer zornig auf, ergriff den erblassenden Heinrich beim Arme, und zog ihn an eine leere Bank. Herübergelegen! rief der Lehrer, ergriff den Knaben bei den Hosen, hob die Rechte mit einem tüchtigen Haselstecken bewaffnet hoch auf, und schlug mit einem schrecklichen Hiebe auf — die Bank. Der Knabe schrie entsetzlich. Da hob der Lehrer die Hand noch höher auf, und that den zweiten Streich auf — die Bank. Der Knabe schrie wieder laut auf, denn er fürchtete, der Lehrer habe vor Zorn daneben geschlagen, und werde den dritten Streich desto stärker an den betreffenden Ort führen, und wirklich schlug der Lehrer das dritte Mal ganz entsetzlich auf — die Bank. Da erscholl ein allgemeines Gelächter über das Wimmern des angstvollen Knaben, selbst der Lehrer lächelte und sprach: das sei für diesmal deine Strafe. Aber das mechanische Dekliniren und Conjugiren sammt dem täglichen Auswendiglernen der lateinischen Grammatik und des Wörterbuchs ohne andere Erklärungen und Erläuterungen, als durch Tatzen a priori und durch Hosenspannen a posteriori brachte den Knaben wenig aus dem lateinischen Helldunkel, und aus der Unklarheit und Unsicherheit heraus, womit er sich bei jedem neuen Schritte bewegte.

Auf den Rath des Herrn Schwarz nahm er alle Tage noch eine Privatstunde im Lateinischen bei diesem Lehrer, und bekam dazu ein neues schönes Büchlein, das den Titel führte: Der kleine Lateiner. Es gab zwar auch in dieser Privatstunde der lateinischen Thränen manche, aber doch war der Lehrer gewöhnlich viel freundlicher, und nicht so streng, als in der Schule. Ueberdieß war die Privatstunde in dem freundlichen Wohnzimmer des Lehrers, wo kein furchtbarer Katheder sich erhob. Dort eröffnete sich, da das Schulhaus am Fuße des Schloßberges hoch über andern Häusern des Städtchens stand, eine schöne Aussicht über dasselbe, einen Theil der Vorstadt und auf einen freien Platz, die dem Knaben, so oft er über sein Büchlein hinausschielte, manche Unterhaltung gewährte. Heinrich war um diese Zeit zum Theil durch die strenge Behandlung so schüchtern und furchtsam, daß er sich vor den Gänsen fürchtete, wenn er an ihnen beim Heimgehen vorbeikam, und auch so weinerlich, daß er laut auf weinen mußte, wenn seine Geschwister, um ihn zum Weinen zu bringen, vor ihm standen, und spöttisch das Liedchen sangen: Wenn ich einsam Thränen weine, O so weint mein fühlend Herz!

Auch pflegte er, wenn der Lehrer seinen Bruder Karl züchtigte, bei jedem Streich, den Karl bekam, kläglich zu weinen oder gar laut auf zu schreien, während dieser oft ganz gleichgültig und hart bei seiner Strafe blieb.

Heinrich kam oft zu dem Thorwart, der neben dem Hause seiner Großmutter in dem Stübchen am Thore wohnte, ein abgedankter Soldat, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Der Mann trug gewöhnlich eine schwarze lederne Schmerkappe auf dem Kopfe, und einen langen geflochtenen Zopf, der ihm über den Rücken hinab hing. Stunden lang konnte Heinrich bei dem alten muntern Manne auf dem Bänklein sitzen, und demselben zuhören, wenn er von dem siebenjährigen Kriege und dem alten Fritz, so nannte er den König von Preußen, und von den schwarzen Husaren erzählte. Da war Heinrich ganz Ohr, und konnte sich alles vergegenwärtigen; denn er hörte nichts lieber als Geschichten erzählen.

Eines Abends Ende Augusts 1786, als Heinrich vom Thorwart Abschied nahm, fragte er ihn: Wollet ihr mir morgen auch erzählen? — Ja, Heinerle, wenn ich noch lebe. Heinrich konnte nicht begreifen, daß ein Mann, der heute noch gesund wäre, morgen nicht mehr leben könnte, und versetzte: Das versteht sich, daß ihr morgen noch lebet, was gilts,

ihr lebet morgen gewiß noch. Aber der Thorwart bestand mit Ernst darauf, daß kein Mensch Gewißheit habe, ob er morgen noch lebe. Endlich schieden die Beiden von einander. Am andern Tage kam die Nachricht in das Städtchen, der alte König von Preußen sei gestorben [17. August 1786]. Das ganze Städtchen nahm an dem Tode des alten Fritz Antheil, als wenn der Landesvater gestorben wäre. Auf Heinrich besonders machte die Todesbotschaft einen besondern Eindruck. Er konnte es kaum erwarten, bis er den Thorwart wieder sprechen könnte. Dieser rief ihm: Ich lebe noch, aber der alte Fritz ist todt; und nun redeten sie bis zum Nachtessen von dem König von Preußen.

Aber Heinrich sollte noch einen tiefern Eindruck von dem Tode bekommen. Das Töchterchen eines Nachbars in der Vorstadt, ein liebes Mädchen, eine Freundin von Heinrichs Schwestern, war gestorben. Heinrich ging mit seinen Schwestern in das Trauerhaus, um das todte Kind zu schauen. Da lag es in einer dunkeln Kammer in seinem Sterbebette auf einem Strohsacke mit einem Leintuche zugedeckt. Die Aeltern des Kindes enthüllten mit Thränen das Angesicht desselben. Alles weinte um die Leiche her, die gebrochenen Augen standen halb offen, aber um den Mund schwebte noch im Tode ein freundliches Lächeln. Am Tage der Beerdigung ging Heinrich mit den Schulkindern vor dem Sarge her, und sang den Choral: Ruhet wohl, ihr Todtenbeine 2c., und sah die Leiche versenken.

Bald kam auch eine schwere Zeit über Zellers Haus; sein ältester Knabe bekam im Hause der Großmutter die Blattern. Als er wieder auf der Genesung war, besuchte ihn seine älteste Schwester Christiane und gab ihm die Hand. Dadurch wurde sie angesteckt und brachte die Krankheit in Zellers Familie, also daß 5 Kinder zu gleicher Zeit an den Blattern darniederlagen. Darunter war auch Heinrich, welcher auf mehrere Tage blind wurde, jedoch ziemlich gut davon kam. Aber am schrecklichsten wurde der kleine Wilhelm, vorher einer der schönsten Knaben, weiß und roth, mit schönen, blonden Flachshaaren, von dieser verheerenden Krankheit zugerichtet. Der ungeduldige Knabe zerkratzte sich sein Gesicht, daß er ganz scheußlich wurde, und als man ihm die Hände verband, schrie er mehrere Tage und Nächte so entsetzlich, daß der Nachtwächter auf der Gasse stille stand, bis der Knabe endlich heiser wurde, daß seine Stimme gar keiner Menschenstimme mehr glich. Er blieb 3 Wochen blind, verlor alle Haare auf dem Kopfe, und Würmer

wuchsen auf den zusammengebackenen Rufen. Als der Knabe wieder genas, kannte ihn Niemand mehr, und er selbst redete von der Zeit, ehe ihn die giftige Krankheit so entstellt hatte, mit den Worten: Als ich noch schön war. Ungemein rührend war die hingebende Liebe und Treue, womit die Mutter Zeller ihren kranken Kindern abwartete. Sie übernahm alle, auch die ekelhafteste Pflege, und ob sie gleich die Blattern vorher nicht gehabt hatte, und also in täglicher Gefahr schwebte, achtete sie derselben doch nicht, und blieb unangesteckt.

Im folgenden Winter brachte ein Unglücksfall neue Leiden über Zellers Familie. Sein Haus lag am Fuße des Schloßberges, der unten mit einer Mauer umgeben war, durch welche eine offene Pforte den Berg hinauf führt. Es war ein ziemlich tiefer Schnee gefallen, und bereitete eine gute Schlittenbahn. Diese benützten die Zellerschen Kinder, um auf ihren Knabenschlitten den gähen Schloßberg hinunter zu fahren, sie setzten sich oben an der hölzernen Brücke, die über den Bärengraben führte, auf ihre Schlitten, fuhren dann pfeilschnell den Schloßweg hinunter, und suchten es beim Hinabfahren so einzurichten, daß sie durch die untere offene Schloßpforte hindurch und noch eine gute Strecke auf der vorbeiziehenden Landstraße hinausflogen. Diese Schlittenfahrt der Kinder erforderte viel Geschicklichkeit im Leiten, und war nicht nur wegen der ziemlich engen Pforte, zwischen deren steinernen Thürpfosten der Schlitten hindurchschoß, sondern auch wegen der Pferde, Wagen und Schlitten, die auf der Landstraße hin und her zogen, sehr gefährlich. Christiane, Heinrichs älteste Schwester, war an jenem Abend schon einigemal, gleich dem gewandtesten Knaben, die gefährliche Bahn hinabgefahren und wagte sich wieder. Sie setzte sich und der Schlitten flog hinab. Aber ein Steinchen, über das der Schlitten fuhr, wandte den Schlitten zu weit links; das Mädchen vermochte nicht mehr die pfeilschnelle Bewegung zu lenken, und schoß mit dem Kopfe an einen hervorragenden Eckstein der Schloßpforte so heftig an, daß sie ohnmächtig vom Schlitten stürzte, und wie todt im Schnee lag. Die scharfe Ecke des Steines war ihr unter dem linken Auge so weit hineingefahren, daß der Augapfel aus der Augenhöhle hervorgetrieben wurde, und blutend heraushing.

Während man das Kind hineintrug, wurde der Kopf so geschwollen, und das Blut rann so heftig aus der Wunde, daß man das Mädchen nicht mehr kannte, so entstellt war es. Die Mutter Zeller hatte bei diesem entsetzlichen Anblick sich zu halten, daß sie nicht auch ohnmächtig nieder

sank. Aber Mutterliebe und Mitleiden machte sie stark, daß sie das Kind zu Bette bringen, Arzt und Wundarzt holen lassen, und alles Nöthige anordnen konnte. Nach mehreren Wochen sorgfältigster Pflege und Behandlung wurde Christiane wieder völlig hergestellt, aber zum lebenslänglichen Andenken ist ihr eine rothe Narbe unter dem Auge geblieben. Inzwischen rückte der Winter vorüber, und die Zeit nahte, da die Zeller'sche Familie ihren Aufenthalt in dem Städtchen Böblingen verlassen, in die Residenzstadt ziehen, und daselbst ihre bleibende Wohnung aufschlagen sollte, bleibend, wie auf Erden etwas bleibend mag genannt werden. Der Hofrath Zeller hatte im Frühjahre 1787 in dieser angenehmen, durch die Wohnungen ausgezeichneten Stadt, und zwar in der schönen langen Karlsstraße ein hübsches geräumiges Haus gekauft, das aus einem Hauptgebäude mit 2 Flügelgebäuden im Hinterhofe, und einem daran stoßenden anmuthigen Gemüse-, Blumen- und Baumgarten bestand. Alles dieses wurde gegen Bezahlung der geringen Kaufsumme von 3000 fl. Zellers Eigenthum, wozu noch später ein außerhalb der Stadt liegender Baum- und Grasgarten von 5 Morgen hinzukam.

Die ganze Familie Zellers wohnte nun in Ludwigsburg in ihrem neuen Eigenthum; da war den Kindern alles neu. Das Haus, die Stadt, die Einwohner, die vielen Soldaten, die Umgegend. Die Karlsstraße, an deren Anfang das Zeller'sche Haus lag, war beinahe eine halbe Stunde lang in schnurgerader Richtung, und hatte auf der einen Seite lauter wohlgebaute, zum Theil sehr hübsche und bemalte Häuser, auf der andern Seite 5 bis 6 ebenso lange Reihen herrlicher Linden und Roßkastanien, die im Frühjahre und Sommer mit ihren Blüthen das Auge und den Geruch, mit ihren Nachtigallen, Finken und Grasmücken das Ohr entzückten. Jenseits dieser Baumreihen lagen eine Menge öffentlicher von den prächtigsten Linden und anderen Bäumen durchkreuzten Spaziergänge, Hecken und grüner Plätze, also daß Zellers Haus nicht in einer Stadt, sondern in einem großen Garten zu liegen schien.

Die Kinder jauchzten, als die schöne Jahreszeit kam, und alle diese Herrlichkeiten entfaltete.

Eine Menge Soldaten, etliche tausend an der Zahl, belebten die Stadt. Da gab es fast alle Tage etwas Neues zu sehen, ja auch zu hören. Besonders fiel den Zeller'schen Kindern der Zapfenstreich auf; alle Abend nämlich, wenn die Zeit kam, daß alle Soldaten, die zum Fußvolke gehörten, sich in ihre Kaserne zum Ablesen einfinden sollten, versammelten sich die Trommelschläger und Pfeifer aller Regimenter, ihre Trommelmeister an der Spitze, und zogen unter Trommelschlag und Pfeifen von einer ganzen Schaar Gassenjungen begleitet, durch die Hauptstraßen der Stadt. Den Reitern, deren es auch viele in der Stadt gab, wurde das Zeichen durch Trompeten gegeben, mit Trompeten wurde ihnen auch zum Aufstehen geblasen, und diese weckten auch die Zellerschen Kinder. Nicht weit von Zellers Haus war ein großer Platz, auf 3 Seiten von Häusern umgeben, und in der Mitte mit einem Obelisken geziert. Dort stand eine Kaserne für die Husaren und ihre Pferde, welche alle Tage auf dem Platze geübt wurden. Zuerst mußten die Husaren im Schritte, dann im Trabe, und zuletzt im Galopp reiten, und alle möglichen Schwenkungen lernen. War ein Reiter ungeschickt und fiel hinunter, so hatte er nicht nur die Schmerzen und Beulen des Falles, sondern auch noch obendrein Fuchteln und Schläge auszuhalten. Das kam bei den neuen Rekruten oft vor.

Weiter unten von Zellers Haus lag eine Kaserne für das Fußvolk, und noch weiter unten eine andere für die Artillerie, unter dieser wieder eine sehr große für die Fußgänger und am Ende der Karlsstraße die allergrößte theils für das Fußvolk, theils für die Grenadiere zu Pferd. Auf einem großen, ein ungeheures längliches Viereck bildenden grünen Platz, auf allen 4 Seiten mit Hecken und Baumreihen umgeben, gegenüber von Zellers Haus hielten fast alle Tage viele hundert, manchmal tausend von Soldaten ihre Uebungen, welchen die Zellerschen Knaben zusahen, so oft sie konnten. Da sahen sie auch die schauerliche Strafe des Gassenlaufens. Diese Strafe mußten diejenigen Soldaten aushalten, welche gestohlen hatten, oder trotzig und ungehorsam gewesen, oder von ihren Fahnen weggelaufen waren. Da mußten sich 300 Mann in zwei Reihen gegenüber stellen, und so eine schmale Gasse bilden. Jeder Soldat hatte das Gewehr beim Fuß mit der linken Hand; in der rechten aber eine Spießruthe, am obern und untern Ende der Gasse standen Trommler und Pfeifer bereit, mit ihrer lärmenden Musik das Geschrei des Unglücklichen zu betäuben, der durch die Gasse laufen mußte. Endlich trat der Missethäter ein, am

ganzen Oberleib entkleidet, mit einer Bleikugel zwischen den Zähnen, ein Unteroffizier mit einem bloßen Säbel, stellte sich vor den Unglücklichen, und ein anderer, ebenso bewaffnet, hinter denselben, um ihn zu verhindern, zu schnell zu laufen oder zurückzuweichen. So wie der befehlende Offizier ein Zeichen gab, erscholl die Musik. Der Missethäter mußte sein Gassenlaufen antreten, 6 mal auf und 6 mal ab, und jedesmal von jedem Soldaten einen Hieb mit der Spießruthe auf den nackten Rücken aushalten, woran er so zerfleischt und zerfetzt wurde, daß die blutigen Fleischstückchen auf dem Boden herum lagen. Nach Beendigung dieser Marter wurde der Missethäter, nachdem ihm seine Montur um den Rücken gehängt, von einigen Soldaten und von dem Regiments-Wundarzte begleitet, in die Kaserne geführt. Unterwegs pflegten auch wohl mitleidige Menschen ihm Almosen in den dargebotenen Hut zu werfen. Aber der brennendste Schmerz wartete in der Kaserne auf ihn; denn dort wurde ihm sein zerfleischter Rücken mit Salzwasser eingerieben.

So gab es fast täglich etwas Neues zu sehen und zu hören; aber auch viel Böses. Die Offiziere fluchten entsetzlich über ihre Soldaten, und schlugen und prügelten sie. Die Soldaten aber, wenn ihre Waffenübungen beendigt waren, gingen größtentheils müßig, lagen hin und her in den Wein- und Bierschenken, soffen, sangen unzüchtige Lieder, verführten und wurden verführt, also daß die Stadt mit Unzucht und Lüderlichkeit erfüllt war, und man überall, auf den Gassen und Spaziergängen auf Gegenstände des Abscheues und des Ekels stieß, daher auch die Gassenjungen dieser Stadt sehr verdorben waren. Dieß sahen die Eltern Zeller bald ein. Kaum waren sie in ihrem neuen Eigenthum eingerichtet, so eilten sie, ihre Kinder weg von der Gasse und in die Schule zu bringen. Es waren nämlich in der Stadt, außer der großen Waisenschule in dem ansehnlichen Waisenhaus, und außer einer sehr großen Soldaten-Kinderschule in der untern Kaserne, noch 6 Stadtschulen, nämlich eine deutsche Knabenschule, eine deutsche Mädchenschule, und 4 lateinische Schulen. Der älteste Sohn, Karl, wurde der dritten Lateinschule, der zweite Sohn, Heinrich, der zweiten, und der dritte Sohn, Wilhelm, späterhin der ersten oder untersten übergeben. Die Töchter gingen in die deutsche Mädchenschule. Als nun Heinrich zum ersten mal in die zweite Lateinschule zu Ludwigsburg kam, bemerkte er linker Hand beim Eintritt eine kleine schwarze Tafel, auf welcher, nach Art der Fleisch- und Brottaxen an den Metzger- und Bäckerläden, die Zahl der Stecken- und Ruthenhiebe

verzeichnet stand, welche als Strafen auf die verschiedenen Hauptfehler gegen die lateinische Grammatik gesetzt waren. Heinrich dachte aber nicht daran, daß ihn diese Tafel so bald und so nahe angehen werde. Der Lehrer, ein alter Schulmann, hatte, weil er viel mit Ohren und Zahnschmerzen geplagt war, gewöhnlich Baumwolle in beiden Ohren, und zog noch eine dicke Kappe drüber, wodurch er, schon vorher am Gehör leidend, noch mehr am Hören verhindert wurde. Dieses Gebrechen mißbrauchten die Knaben dieser Schule, welche zu den verdorbensten und ausgelassensten gehörten, auf eine freche Weise. Da der Lehrer gewöhnlich im Schulzimmer auf und ab ging, so lief bald dieser bald jener Knabe hinter ihm her, streckte die Zunge gegen ihn aus, oder ahmte seinen Gang nach, schnitt ihm Gesichter oder schabte den Zeigefinger gegen ihn, und ehe der Lehrer sich wieder umwandte, waren die Knaben schon wieder an ihre Plätze geflogen, und schauten so ernstlich in ihre Bücher, als ob nichts geschehen wäre. Oft lachte die halbe Schule überlaut darüber, ohne daß es der Lehrer hörte. Abscheuliche Sünden der Unzucht trieben die Knaben hinter den Tischen; aber am abscheulichsten und verruchtesten auf den Abtritten. Heinrich sah und hörte dieß Alles; es kam ihm abscheulich vor; aber er wußte nicht, wie groß diese Sünden waren, von denen viele Knaben so zu Grunde gerichtet wurden, daß sie in ihren besten Jahren abzehrten und starben.

Da kam der erste Samstag, der dem Knaben lauter neue Erscheinungen darbot. Alle Knaben verschanzten sich mit Büchern, womit sie ihre Plätze am Tische umstellten, liniirten ihre Schriften, und legten sie zurecht. Heinrich, welcher der Letzte in der Schule war, ahmte nach, was er da thun sah, ohne zu wissen warum; doch klopfte ihm sein Herz. Endlich stieg der Lehrer auf den Katheder, und diktirte den Schülern einen deutschen Aufsatz, zu welchem Heinrich anderthalb Quartseiten brauchte.

Diesen Aufsatz, welchen die Knaben ins Lateinische übersetzen mußten, nannte man ein Argument. So etwas hatte Heinrich seiner Lebtage noch nie gemacht, und sollte es nun zum ersten mal, ohne vorherigen Unterricht thun. Er schwitzte vor Angst, zerkaute seine Feder, aber da war Niemand, der ihm half. Endlich nahm er sein Wörterbuch, schlug alle Wörter auf, die er nicht wußte, setzte sie aufs Gerathewohl zusammen, und reihete sie so aneinander, wie die Kügelchen an einem Rosenkranz. So wurde das Argument fertig; aber es war ein Rosenkranz, der viele

Dornen trug. Der Lehrer corrigirte ein Argument nach dem andern. Endlich kam er auch zu Heinrichs Arbeit. Heinrich erschrack, als der Lehrer, sowohl im Deutschen, als in der lateinischen Uebersetzung, einen Fehler nach dem andern an den Rand hinaussetzte, und die Striche immer dicker und länger, und das Gesicht des Lehrers immer röther und zorniger, und seine Worte immer heftiger wurden. Ich weiß nicht mehr, ob er 40 oder 50 Fehler in seinem Argument hatte, nur so viel ist mir noch erinnerlich, daß des armen Heinrichs Schrift am Rande aussah, wie eine Hühnerleiter. Das ist eine gottlose Arbeit! rief der Lehrer in höchster Ungeduld, ergriff den 8jährigen Knaben beim Arme, und zog ihn zu der Fleischtaxe neben der Thüre, wo er ihm bewies, daß ein einziger Fehler von den 40 oder 50 Fehlern 12 Tatzen, ein anderer 24 Tatzen verdiene. Jetzt erst ging dem Heinrich ein Licht auf über jene Tafel an der Thüre, und ihn überfiel eine Seelenangst. Der Lehrer sah sie und sprach: Heute hast Du noch das Gasthütlein auf, aber wenn Du wieder so kommst, werde ich Dir das Fell tüchtig durchgerben. Gleich in der andern Woche nahm Heinrich mit Erlaubniß seines Vaters eine Privatstunde im Lateinischen bei dem alten Lehrer, der den Speccius mit ihm durchmachte, und das drohende Strafgericht war abgewendet. Aber nach einiger Zeit wurde der alte Lehrer von seinem lateinischen Schulkarren ausgespannt und auf eine Pfarrei befördert und ein jüngerer Mann wurde sein Nachfolger an dieser äußerst verwilderten Schule. Unter diesem neuen Lehrer, wir wollen ihn Bär heißen, ging es bald in Manchem besser, denn er hielt strenge Schulzucht und gab sich bei dem Unterrichte im Lateinischen viel Mühe. Er handhabte zwar fleißig den Stecken, aber er wechselte doch öfters mit andern Strafen ab, und führte auch Belohnungen ein. Unter den neuen Strafen zeichneten sich folgende aus:

1) Wer aus Faulheit seine Aufgabe nicht lernte oder lieferte, der mußte eine hölzerne Tafel auf der Brust tragen, worauf ein Esel gemalt war.

2) Wer im Lesen allzuviel Fehler machte, dem setzte er eine alte Brille auf, von welcher die Gläschen ausgebrochen waren.

3) Wer undeutlich las oder mummelte, dem stopfte er den Mund mit altem harten Brod, oder steckte ihm eine alte hölzerne Tabakspfeife zwischen die Zähne.

4) Wer unruhig oder zänkisch, oder schwatzhaftig war, der mußte einsam hinter dem Ofen, auf der scharfen Kante eines dreieckigen Scheites knieen,

u. s. w. Solche Strafen erregten jedesmal ein großes Gelächter, und wurden daher sehr gefürchtet.

Unter den neuen Belohnungen gab es folgende: Wer sich wohl gehalten hatte, der durfte in den Wald gehen, und dem Lehrer neue Stecken schneiden, oder der Lehrer schickte ihn auf den Markt, und ließ sich Obst, Wecken oder Brezeln kaufen, oder frisches Wasser holen. Besonders aber pflegte er nach der Schule mit denjenigen zu spielen, mit welchen er zufrieden war. Zum Beispiel: Das Blindekuhspiel; da durften dann diejenigen, die sich am besten gehalten hatten, sich hinter dem Lehrer verstecken, und waren sicher; denn wenn die blinde Kuh, statt eines Knaben den Lehrer haschte, so bekam sie nicht selten eine Ohrfeige für ihren Mißgriff.

Der gefährlichste und traurigste Tag in der ganzen Woche war der Freitag. Da mußten die Knaben ihre Gedächtniß-Aufgaben aufsagen, die ihnen von einem Freitag zum andern aufgegeben wurden. Das war gemeiniglich ein Lied aus dem Gesangbuche, etliche Seiten aus dem Spruchbuch und noch ein Psalm. Da mußte dann die ganze Schule ausrücken, und sich in eine Reihe stellen. Wenn es denn oft geschah, daß alle Knaben Fehler machten, und der Lehrer nicht Zeit hatte, einen jeglichen insonderheit zu strafen, so gab er dem ersten Knaben in der Reihe einen Schlag und sprach: Schick's weiter! Da gab der erste dem zweiten und so fort, jeder dem folgenden den empfangenen Streich weiter bis zum letzten, das hieß man ein Lauffeuer. Wenn aber die Knaben alle ihre Sache zu schlecht aufsagten, oder gar nicht konnten, so ging's anders. Da stellte der Lehrer einen oder zwei der größten und stärksten Knaben an, die mußten den Uebrigen im Namen des Lehrers die Hosen spannen. Diese starken Knaben wurden mehr gefürchtet, als der Lehrer selbst, daher ihnen manche der Reicheren Geschenke brachten, sie etwas weniger zu schlagen. Andere, die kein gut Gewissen auf den Freitag hatten, pflegten auch wohl ihre ledernen Hosen zu füttern.

So war die Schule beschaffen, in welcher Heinrich bis in sein zehntes Jahr blieb, und in welcher er so viel lernte, daß er in der letzten Zeit fast immer der Erste war, wenn es nicht sein liebster Schulkamerad, eines Offiziers Sohn, wurde, und daß er sogar über den großen, gefürchteten Knaben hinauf kam, der so oft den Kleineren die Hosen hatte spannen müssen. Nun aber kam die Zeit heran, daß er die zweite Lateinschule verlassen, und in die dritte befördert werden sollte, welcher

Uebergang nicht ohne Thränen geschah. In dieser Schule brachte Heinrich 2 seiner schwersten Schuljahre bis in das Jahr 1791 zu. Er wurde iel geschlagen, und wenn er am Samstag hinunter kam, das ist, wenn er seinen Platz in der Schule verlor, und einen niedrigern erhielt, so wurde ihm nicht selten noch zu Hause von seinem Vater eine Strafe zugemessen. Ein Schulkamerad vertraute ihm endlich als ein großes Geheimniß an, wie man es machen müsse, um am Samstag nicht hinunter zu kommen. Man müsse, sagte der Knabe, am Samstag Morgen beim Aufstehen den rechten Strumpf zuerst anziehen. Heinrich glaubte, und zog am nächsten Samstag sorgfältig den Strumpf an den rechten Fuß an. Mit gespannter Erwartung ging er darauf in die Schule, machte mit gespannter Aufmerksamkeit sein Argument, und kam nicht hinunter. Aber dennoch entdeckte er bald den Aberglauben, und daß das Argument sich nicht nach dem Strumpf richte. Es ging durch Thränen, Schläge, Schweiß und Anstrengung in die lateinische Sprache hinein, und die Dornen und Disteln fehlten eben auch auf diesem Acker nicht. Der Samstag blieb noch lange ein Tag der Angst; denn hatte Heinrich seinen Wochenplatz verloren, so ging er mit banger Furcht nach Hause, wo eine scharfe Nachfrage seines Vaters auf ihn wartete, der ihm gemeiniglich den Puls fühlte, und ihm dabei fest ins Auge blickte.

Um diese Zeit fing Heinrich an für sich in der Stille viel in der Bibel zu lesen; am liebsten las er das erste Buch Mose, wo ihn die Geschichte der Patriarchen unbeschreiblich anzog. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ward auch sein Gott, seines Herzens Gott; denn eben um diese Zeit fing der Knabe an, ohne alle Anleitung irgend eines Menschen seiner Umgebung, aufgemuntert von dem Beispiele eines Eliefer, eines Jakob und anderer Beter, zu dem lebendigen Gott, an welchen auch sie in ihren Herzensangelegenheiten sich wendeten, kindlich aus dem Herzen zu beten. Auch ist ihm ein Gebet dieser Art aus jener Zeit wohl erinnerlich.

Heinrich hatte damals keine andere Leiden als die Schulleiden, und keinen größern Kummer, als die Samstage. An einem solchen Samstag kam er einmal früher, als alle andern Knaben in die Schule. Mit dem Kummer im Herzen: wie wird es dir heute ergehen? trat der 11jährige Knabe in den Winkel hinter dem eisernen Schulofen, und betete also: Herr, du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hilf mir, daß ich heute nicht hinunter komme. So geschah es. Eine andere Gebetserhörung

aus dieser Zeit stärkte seinen Glauben ungemein. Ein Schulkamerade hatte ihm Middletons Leben des Cicero zum Lesen gegeben. Nach mehreren Monaten forderte der Knabe das Buch wieder, und Heinrich versprach, es ihm gewiß morgen wieder zu bringen, als er aber heim kam, und das Buch suchte, war es nirgends zu finden. Der Knabe suchte noch einmal alles aus, aber das Buch blieb verloren. In großer Bekümmerniß wandte er sich endlich an den Herrn und betete: Ach Herr, laß mich das Buch wieder finden! Da fiel ihm ein, er solle noch einmal in einem Eckschrank suchen, der mehrere Fächer hätte. Er that es, ob er gleich schon einmal Alles durchsucht zu haben glaubte, fand aber nichts. Endlich kam er an das letzte Fach, räumte es ganz aus, und da er die vordersten Bücher weggelegt hatte, siehe da stand zu unterst im Winkel mit Staub bedeckt, das verlorne Buch mit gelbem Einbande und rothem Schnitt. Die Freude des Knaben war sehr groß, und der Vorfall blieb ihm unvergeßlich.

Inzwischen fuhr der Knabe fort, lateinisch zu lernen. Dieses Lernen beschränkte sich auf das tägliche Auswendiglernen lateinischer Wörter aus Cellarius Wörterbuch, auf das tägliche Treiben der lateinischen Grammatik, besonders der Regeln aus der Wortverbindungslehre, auf zwei wöchentliche Uebersetzungen ins Lateinische, wovon die eine, am Mittwoch aufgegebene, mündlich durchgesprochen wurde, und nachher ins Reine geschrieben werden mußte. Die andere wurde am Samstag vom Lehrer deutsch diktirt, und von den Schülern, ohne Hilfe des Lehrers, in das Lateinische übersetzt und dann sogleich corrigirt. Außer diesen Uebungen wurde auch noch täglich vom Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und zwar mündlich, welches man Exponiren nannte. Dieß geschah aus dem Buche des Cornelius Nepos.

Der betrübteste Tag in der Woche, ein Tag des Zornes und Geschreis, ein Tag des Schlagens und des Heulens blieb der Freitag. Da wurden nicht nur die Gedächtnißaufgaben aus dem Spruchbuch, Gesangbuch, Katechismus, und dem Konfirmationsbüchlein aufgesagt, sondern auch eine sogenannte Katechisation gehalten, welche aber mehr in Schlagen, Schelten und Zanken, als in einer christlichen Unterredung bestand.

Der Knabe Heinrich war nach Verfluß eines Jahres von den untersten Plätzen auf die obersten vorgerückt, und war im letzten halben Jahr einer von den drei ersten; aber diese ersten Plätze waren nicht die besten, denn da saß er gemeiniglich zwischen zwei Knaben, von denen der eine einen bösen ausgeschlagenen Kopf hatte, der entsetzlich stank, der andere

aber abscheuliche Dinge unter dem Tische trieb. Solches alles und vieles andere mußte Heinrich sehen und hören, ohne alle andere Warnung und Bewahrung, als die innere des Heiligen Geistes.

Einen besondern Eindruck machte auf den Knaben folgender Auftritt. Eines Tages hatten sich, ehe die Nachmittagsschule anging, wie es leider oft geschah, weil die Knaben alsdann ohne alle Aufsicht waren und Unfug anrichteten, einige Knaben in dem Schulzimmer zusammengefunden; unter diesen zwei, Namens G. und S., die sonst gute Kameraden gewesen waren. Wie es nun geht in solchen unbewachten Zeiten und Orten, so ging es jetzt auch. Die Knaben wurden muthwillig; aus dem Muthwillen entstanden Neckereien, und aus den Neckereien Streit und Erbitterung. Im höchsten Zorn, und wie außer sich, zog G. sein Federmesser, und stieß es dem S. in die Brust, der ohnmächtig und blutend zu Boden fiel. Wie nun G. seinen Freund S. fallen sah, verwandelte sich plötzlich seine Wuth in den höchsten Grad von Reue, Mitleiden und Liebe. Er warf sich auf den todtblassen Freund, bedeckte ihn unter Schluchzen und erbärmlichem Geschrei mit Küssen, benetzte ihn mit Thränen, und rief einmal über das andere: O, mein lieber S. stirb nicht, stirb nicht! O mein Gott, laß ihn doch wieder leben! Während dieses Auftrittes standen die andern Knaben wie versteinert vor Schrecken. Endlich machte das Mitleiden sie besonnen. Einer lief und holte frisches Wasser vom Brunnen; ein anderer riß ihm das Brusttuch auf, und suchte das Blut zu stillen, und ein dritter wusch ihm die Wunde mit dem frischen Wasser aus. Da schlug S. die Augen auf. Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß das Federmesser nicht einmal einen halben Zoll tief zwischen zwei Rippen eingedrungen; die Wunde heilte bald wieder zu. Wie froh waren die Knaben! Doch kann Heinrich sich nicht erinnern, daß ein einziger für diese Lebensrettung Gott gedankt hätte. Auf ihn selbst hatte indessen der Vorfall einen tiefen Eindruck gemacht, denn er wußte nur zu gut, wie sehr auch er zum Jähzorn geneigt war. Der nämliche Knabe S. erfuhr später noch eine auffallende Lebensbewahrung. Er war mit ein paar Kameraden eines Nachmittags, da keine Schule war, auf einen Steinbruch, der eine Felsenwand bildete, auf dem jetzt die Emichsburg in den schönen Gartenanlagen hinter dem königlichen Schlosse steht, damals aber noch wüste lag, ebenfalls ohne Aufsicht gegangen, um oben auf der Höhe des Steinbruchs aus kleinen Kanonen zu schießen, weil es dort zwischen dem Schlosse und dem Felsen einen starken Wiederhall hatte. Die Felsen-

wand, an deren oberem Rande die Kanonen standen, mochte wohl 4 Stockwerke hoch sein. Indem nun der Knabe S. nachschauen wollte, warum eine von den Kanonen nicht los ginge, und ein wenig überbeugte, verlor er plötzlich das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe hinunter. Die Knaben erhoben einen Schrei des Entsetzens, und dachten nichts anders, als daß S. zerschmettert und todt unten liegen würde. Aber wie erstaunten sie, als sie sahen, daß S. sich wieder aufrichtete, und unten im Thale fort ging, um auf der andern Seite wieder zu ihnen hinauf zu steigen. So hatte nun Gottes Vorsehung diesen Knaben zweimal vom Tode errettet.

Im folgenden Winter hatte Heinrich einen Schrecken, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Winter brachte eine vortreffliche Schlittenbahn, und die Knaben benutzten dazu die ziemlich lange und steile Straße, die aus der obern Stadt zu der großen Infanterie-Kaserne und dem gegenüberliegenden Seitengäßchen hinab führt. Heinrich getraute sich nicht, seinen Schlitten allein in die Tiefe hinab zu lenken. Er setzte sich also zu einem andern Knaben, der schon etliche mal hinuntergefahren war, und bildete so, wie die Knaben es nannten, einen doppelten Adler. Unten kam den Berg hinauf ein Grenadier mit einem schwarzen Schnurrbart, und einem großen Pallasch an der Seite, langsam dahergeschritten. Der lenkende Knabe sah den Kriegsmann, und rief, als der Schlitten wie ein Pfeil hinab schoß, aus vollem Halse: Aus dem Wege, aber der Soldat, wahrscheinlich betrunken, sah nicht, hörte nicht, wich nicht. Plötzlich schoß der Schlitten dem Kriegsmann an die Beine, und von dem heftigen Stoße erschüttert, fiel der Soldat rechts, die Knaben aber von ihrem niedern Schlitten links in den Schnee hinaus. Der Soldat fluchte und tobte wie ein Rasender, raffte sich von seinem Falle wieder auf, und zog sein Schwert, mit dem er vielleicht im ersten Zorn ein Unglück angerichtet hätte, wenn nicht die Knaben eilends auseinander geflohen wären. Heinrich hatte sich im ersten Schrecken in ein benachbartes Seitengäßchen geflüchtet, in welchem er noch nie gewesen war, und stürzte fast athemlos (denn er sah den Soldaten mit bloßem Schwert daherstürmen) durch die offene Thür eines naheliegenden Häuschens, und durch eine Stubenthür in ein erbärmliches Zimmer, und verkroch sich unter ein Bett, das er darin erblickte. Die armen Bewohner waren ganz bestürzt, und wußten nicht, was sie denken sollten, bis sie des wüthenden Soldaten gewahr wurden, der inzwischen den andern Knaben verfolgt hatte, ihm nachrannte, ihn

einholte, und bei den Haaren faßte. Der Knabe warf sich in der Todesangst auf seine Kniee nieder vor dem Soldaten, dessen Zorn inzwischen zu verrauchen begann, und bat flehentlich um Schonung seines Lebens. Wem gehörst du? brüllte der Soldat. Zitternd antwortete der Knabe: Dem Waldhornwirth! und fing an sich aufs rührendste zu entschuldigen, und den Mann um Verzeihung zu bitten. Sowie der Soldat hörte, daß der Knabe dem Waldhornwirth gehöre, steckte er sein Schwert in die Scheide, und rief: Steh auf, und komm mit, dein Vater muß alles wissen. Vielleicht hoffte er von dem Vater ein Trinkgeld, oder einen guten Trunk zu erhalten. Als nun die beiden fort, und die Straße sicher war, kroch Heinrich, dem bisher die armen Leute Muth zugesprochen hatten, wieder unter dem Bette hervor, dankte seinen Beschützern, und eilte nach Hause.

Im folgenden Jahre fing für Heinrich eine Reihe von Jugendfreuden an, die er mehrere Jahre nach einander, jährlich zwei mal genießen durfte, und die ihm um so lieber waren, je schwerer ihn die Leiden und Widerwärtigkeiten seiner Schuljahre drückten oder zu verstimmen drohten. Heinrich hat zwar später wohl eingesehen, wie heilsam es ist, wenn ein Mensch in seiner Jugend das Joch trägt, und wie gut auch ihm sein vieljähriges Schulleiden gewesen ist, denn in demselben lernte er sich in allerlei Menschen schicken, Schweres und Unangenehmes ertragen, und in Mühe und Arbeit aushalten, und wer das lernt, der lernt viel. Aber er ist auch seinem himmlischen Erzieher dankbar dafür, daß er ihm so viele Kinder- und Knabenfreuden in den Kelch seiner Jugendjahre gemischt hat; denn durch dieselben ist, wie es scheint, der Grund zu der natürlichen Fröhlichkeit und Heiterkeit gelegt worden, die er in seinem Berufe später so nöthig hatte, und die er bei seiner strengen Erziehung verloren hätte. Ohne eine solche wäre er vielleicht in Leichtsinn ausgeartet, und hätte diesen später mit Schmerzen und Thränen bereuen müssen. Die Jugendfreuden, die nun für ihn begannen, waren die jährlichen Vakanz-Reisen in das großälterliche Haus nach Fellbach, wo sein Großvater schon seit vielen Jahren Pfarrer war. Die lateinischen Schulen in Ludwigsburg hatten jährlich drei Vakanzen, eine Ostervakanz von 8 Tagen, eine Erntevakanz von 14 Tagen, und eine Herbstvakanz von 3 Wochen. Da kam nun alle Jahre ein oder zwei mal ein Brief von der Großmutter in Fell-

bach, und lud die Enkel von Ludwigsburg ein. Und auf den verabredeten Tag erschien der Sandträger von Fellbach, ein willkommener Bote, sehr geliebt von den Knaben, und wurde von ihnen mit Jauchzen und Händedrücken empfangen; denn wenn er am Vormittag seinen weißen Fegsand verkauft hatte, so kam er mit dem leeren Tragreff in das Zellerische Haus, wo die Mutter inzwischen den Knaben ihre Kleider und Wäsche in einen Bündel gepackt hatte, dem Sandträger ein Mittagessen nebst einem Glas Wein bereitet, und die Knaben mit Liebe und Ernst ermahnt hatte, dem Sandträger zu folgen, und den geliebten Großältern durch Gehorsam, Freundlichkeit und Dankbarkeit Freude zu machen. Nun wurde die Fußreise angefangen, und von den Aeltern und Geschwistern Abschied genommen. Eine Stunde lang ging der Weg durch lauter Felder bis nach Altingen. Da setzte sich der Sandträger mit den Knaben in einen Kahn und fuhr mit ihnen über den Neckar, der den Knaben erstaunlich breit vorkam. Dann gings bergauf nach dem katholischen Dorfe Oeffingen, wo man linker Hand von dem steinernen Kreuz entweder in das Dorf ging, oder auch an der Hütte eines wohlbekannten Schuhmachers vorbei, ihm an den runden Fensterscheiben anklopfte, und ihn grüßte. Gelobt sei Jesus Christ, riefen dann freundlich die Knaben, und der Schuhmacher erwiederte dankend: In Ewigkeit! Amen. Dann ging's wieder eine Stunde lang durch Aecker nach dem Dorfe Schmieden. Dort hinten guckte Fellbach aus einem Walde von Obstbäumen hervor, vor allem die stattliche Kirche mit ihrem Thurme, auf allen vier Seiten von hohen Mauern umgeben, in jeglicher Ecke ein runder Thurm mit einem spitzigen Dache, rings umher ein Teich, von hohen Nußbäumen umschattet. Zwei Brücken führten über den Teich auf die Kircheninsel. Wie lachte den Knaben das Herz! Von der Landstraße schlugen sie sich rechts auf einen Fußpfad, der sich durch Wiesen schlängelte, wo die Knaben mit einander redeten, wie sie unbemerkt durch die hintere Pforte im Pfarrhofe einschleichen, auf den Zehen die Treppe hinauf, und in die Kammer neben der Pfarrstube kommen, sich dort hinter dem Vorhange des Alkovens verbergen und dann plötzlich die wartenden Großältern überraschen wollten. Gesagt, gethan! Die Knaben schlichen links unter dem Schatten der Nußbäume am Teich; die Hinterthüre des Pfarrhofes stand offen; geschwind hinein und hinauf! Kein Mensch begegnete ihnen. Jetzt stehen sie, zitternd vor Freuden, still wie Mäuschen hinter dem Vorhange und lauern. Sie hören Fußtritte; es sind die geliebten Großältern.

Der Großvater: Wo bleiben denn die Knaben? Wenn ihnen nur nichts begegnet ist. Die Großmutter öffnet das Fenster und schaut gegen die Kirchgasse. Ich sehe noch nichts. Die Vögel werden wieder heimlich hereinschleichen wollen; aber dießmal soll es ihnen nicht gelingen. Der Großvater: Wenn sie nur nicht ertrunken sind; der Wilhelm ist gar so wild, wie leicht könnte ihnen auf dem Wasser etwas widerfahren sein. Man hört ein heimliches Lachen hinter dem Vorhang. Plötzlich sprangen die Knaben hinter dem Vorhang hervor, und lagen ihren Großältern in den Armen. Kaum war es im Flecken bekannt, daß des Herrn Pfarrers Enkel aus der Stadt gekommen seien, so versammelten sich die Knaben des Fleckens unter dem Kastanienbaum vor dem Pfarrhaus, ihre jungen Freunde zu bewillkommen. Neue Freude von allen Seiten. Da wurden allerlei frohe Spiele gemacht bis zur Abendbetzeit. In dem nahen Weidenwäldchen wurde das Jägerspiel gemacht. Die Knaben aus der Stadt waren die Jäger, andere Knaben die Treiber, wieder andere die Hunde, alle Uebrigen das Wild. Das war ein Gelärm, ein Hallorufen, ein Gebell, ein Geschieß, bis alle wilden Säue, Hirsche, Rehe, Füchse, Dachsen und Haasen zusammengeschossen waren; manchmal wurden die erschossenen wilden Thiere wieder lebendig, und in Hunde verwandelt, um einen einzigen noch übrig gebliebenen Hirschen zu jagen und einzufangen. Oder es wurde das Festungsspiel gespielt. Um den Teich lagen große, nach und nach trocken gewordene Schlammhaufen, diese waren die Festungen. Einige Knaben standen oben, und vertheidigten die Festung, andere standen unten und stürmten sie. Eines Abends wollte Heinrich einen neuen Schlammhaufen zur Festung auswählen, und sprang in einem Anlauf hinauf, aber der Schlamm unter der äußern Rinde war weich, und Heinrich sank hinunter, zuerst bis an die Brust, und dann bis an den Hals. Heinrich bekam Todesangst, und schrie was er konnte, aber Niemand half. Das ganze Belagerungsheer ergriff die Flucht, und zerstreute sich. Endlich kam ein großer, handfester Bauersmann, der trat mit dem einen Fuß in den Schlamm, packte mit starker Hand den schreienden Knaben hinten beim Kragen, und zog ihn heraus. Aber nun verwandelte sich der Schrecken und das Mitleiden in ein Gelächter, als der Knabe über und über mit graugrünlichtem Koth überzogen daherging, und mit jedem Schritte Spuren seiner Fußstapfen hinterließ, bis die mitleidige Großmutter sich seiner annahm. Aber der Eroberungsstolz und die Eroberungslust war gedemüthigt.

Andere Freuden brachte die Osterzeit; da hatte die Großmutter bunte Ostereier zubereitet, und sie hie und da in die Hecken und zwischen den Buchs des Pfarrgartens verborgen. Endlich erscholl der Ruf: Der Haas hat gelegt, und die Kinder eilten durch die Gartenthüre, die Eier zu suchen. Oben in der Pfarrstube wurden dann die Ungleichheiten ausgeglichen, und jeder empfing noch ein hölzernes mit Silberschaum überzogenes Ei voll neuer, funkelnder Kreuzer und Groschen.

Was aber den Knaben fast die meiste Freude machte, war die Betglockenzeit. Sowie die Betglocke ertönte, welche zum Andenken an die vor alten Zeiten in Deutschland herrschende Pest, und zur Erinnerung an die gläubigen Christen, die sich in den Häusern zum Abendgebet versammelt hatten, läutete, so versammelten sich auch die Enkel um die Großmutter, welche dann herzlich betete. Nach dem Gebet setzte sich die alte erfahrene Hausfrau, und erzählte den horchenden Kindern, die so still waren, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören, alte Geschichten, theils aus ihrem Lebenslauf, theils aus dem spanischen Erbfolgekriege, theils aus dem dreißigjährigen Kriege und der Pestzeit, theils andere Geschichten, bis man ein Licht in die Stube brachte und den Tisch zum Nachtessen deckte. Noch nach 40 Jahren hat Heinrich viele dieser Geschichten behalten.

Andere Freuden brachten die Ernte-Ferien, andere die Wochen der Weinlese. Wenn die Trauben reif waren, so kam am Abend vor der Weinlese der Bürgermeister des Fleckens in das Pfarrhaus, den Herrn Pfarrer im Namen der Gemeinde auf den morgenden Tag zur Weinlese einzuladen. Der Herr Pfarrer pflegte sich zu entschuldigen; versprach jedoch, seine Enkel statt seiner zur Hilfe zu schicken. Die Knaben, welche wohl wußten, wie diese höflichen Hin- und Herreden gemeint waren, konnten ihre Freude darüber nicht verbergen, und ermangelten nicht, dem werthen Bürgermeister ihren Dank zu sagen, auch ihm vor ihrer Heimreise, von der Großmutter erinnert, einen besondern Abschiedsbesuch zu machen. Am Morgen der Weinlese standen die Knaben frühe auf, und nach dem Frühstück, dessen Ende sie kaum erwarten konnten, empfing ein Jeder von der Großmutter eine Hippe, und dann ging es den Flecken hinauf in der frischen Herbstmorgenluft in den Weinberg, der in der Mitte des schönen Rebengebirges lag, an dessen Fuß Fellbach sich ausbreitet. Dort grüßten sie den Bürgermeister, der sie mit der scherzenden Rede bewillkommte, daß er sich freue, so viele fleißige Weinleser kommen zu sehen. Nun zogen

die Knaben vom Leder und halfen fleißig lesen; aber von ihren gelesenen Trauben wanderten gar viele nicht in die Bütten, sondern anderswohin. Nach einigen Stunden ging es dann in das fröhliche Gewühl und Gewimmel bei der Kelter; da standen eine Menge großer Bütten, auf welche kleinere mit durchlöcherten Böden gestellt waren, in die man auf kleinen Leitern hinaufstieg, und die gesammelten Trauben ausleerte. Dann kamen Knaben mit Schuhen an den bloßen Füßen, und zerstampften die Trauben in den kleinen Bütten, daß der Saft durch die Löcher des Bodens in die großen Bütten hinabfloß. Wie, dachte Heinrich, dieser unter den kothigen Schuhen der Knaben ausgepreßte Traubensaft soll Wein werden? Wer wird diesen trinken wollen? Heinrich wußte aber nicht, was bei der Gährung geschieht, und daß sich bei derselben alles Unreine zur Hefe niederschlägt.

Wie einem Abschiednehmenden, der noch einmal auf dem Wege zurückblickt in das älterliche Haus, und dann den Berg hinunter geht, der es seinen Augen entzieht, oder wie einem Seefahrer, der noch einmal zurückschaut auf das Land seiner Jugend, und es dann aus den Augen verliert: so ist es dem alten Heinrich, wenn er auf diese Jugendfreuden zurückschaut. Ein ganzer Berg von Vergangenheit liegt hinter ihm; aber er sehnet sich nicht mehr zurück, und von allen jenen Kinderfreuden ist ihm nichts mehr wichtig, als was die Vorsehung, die das Gewebe seines Lebens bereitete, darein gewoben hat.

Alles Uebrige ist eitel, alle Freuden am Vergänglichen. Nun hat er das Land seiner Kindheit weit hinter sich, und geht einem schönen, herrlichen Lande zu, das am Ende der Wüste liegt, die er bisher durchwandelt hat.

Ein reißender Fluß, über den keine Brücke führt, scheidet die Wüste von dem Lande der Verheißung; aber es liegt ein dichter Nebel auf dem Fluß, daß man nicht hinüber sehen kann. Nur dann und wann blitzt ein Sonnenschimmer durch, und Himmelslüfte wehen herüber, und dann wird's wieder trübe. Dort drüben hinter dem Nebel sehen und sprechen wir uns wieder!

II.

Ludwigsburg.

1791 — 1796.

Die Residenz. Schule und Kirche. Zellers Vaterhaus.

Hier verstummt die anmuthige Rede des Vaters, der den Kindern aus seiner Kindheit erzählte. Wie gerne würden wir aus seinem Munde auch die Schilderung seiner reiferen Knabenzeit und seines Jünglingsalters vernehmen! Aber es folgen nun fünf Jahre, über welche er nie etwas Zusammenhängendes mitgetheilt hat. Wir müssen versuchen aus seinen gelegentlichen Aeußerungen und durch Benützung anderer Quellen ein Bild seiner Umgebungen, seiner Erlebnisse und seines Entwicklungsganges vom dreizehnten bis zum achtzehnten Lebensjahr zu gewinnen.

Halten wir zuerst eine Umschau, um uns zu vergegenwärtigen, wie es damals in Würtemberg und insbesondere in Ludwigsburg aussah.

Es war eine böse Zeit, in welche Christian Heinrich Zeller hineingeboren wurde. Das würtembergische Ländlein hatte schon unter den Herzogen Eberhard Ludwig 1677—1733 und Karl Alexander 1733—1737 durch Gewaltherrschaft, böses Beispiel von oben, Schwelgerei und Erpressung viel gelitten. Unter dem Herzog Karl Eugen, der 56 Jahre regierte (1737—1793), wurde es wenigstens in der ersten Periode seiner Regierung, bis 1778, nicht besser, sondern schlimmer. Europa stand am Vorabend des großen Gottesgerichtes, der Revolution. In den meisten

deutschen Ländern trieben die Fürsten die verderbliche Nachahmung des Hofs von Versailles auf das Höchste. Sie wandelten in den Wegen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Sie ergaben sich dem Uebermuth, der Hoffahrt, der Verschwendung und dem Lasterleben. Sie vergaßen und verleugneten die Würde und Pflicht christlicher Herrscher. Sie öffneten mit frevelnder Hand den Brunnen des Abgrunds, aus welchem der Qualm des Unglaubens, der falschen Philosophie, der Gottesverachtung und allerhand schädlicher Irrlehren aufstieg, die Luft verunreinigte und das Himmelslicht verdüsterte. So war es auch in Würtemberg.

Hatte das siebzehnte Jahrhundert mit seinem furchtbaren Kriege dem Lande materiellen Schaden gethan, so bedrohte das achtzehnte, das sogenannte philosophische Jahrhundert, das geistige Wohl des Volkes mit Verderben. Es ist ein wunderbarer Beweis der göttlichen Güte und Treue, daß Würtemberg diese Zeiten überstanden und in seinem Schooße so vieles Gute bis in unser Jahrhundert bewahrt hat. Bei den Landständen blieb die alte Rechtlichkeit und Charakterfestigkeit. Bei den Geistlichen, im Bürger- und Bauernstande lebte die christliche Frömmigkeit und Sitte fort. Das alte Wort bewährte sich glänzend: „Hie gut Würtemberg allweg."

Wie es am Hofe des Herzogs Karl Eugen zu Ludwigsburg getrieben wurde, davon hat Justinus Kerner aus eigener Anschauung, und der Geschichtschreiber Clemens Perthes berichtet. Kerner wurde sieben Jahre nach Heinrich Zeller in Ludwigsburg, wo sein Vater Oberamtmann war, geboren. Die beiden Väter waren befreundet. Um so mehr eignen sich Kerners Schilderungen zur Beleuchtung der Jugendgeschichte unsers Zellers.

„Mit der Neigung, ein großer Herr zu sein, verband Herzog Karl Eitelkeit, Prachtliebe, Soldatenliebhaberei und eine ungezähmte Sinnlichkeit. Am Hofe herrschte königlicher Glanz. Als der Herzog 1763 seinen Geburtstag feierte, wurden 300 Personen höheren Ranges vierzehn Tage hindurch mit den feinsten und theuersten Leckerbissen bewirthet; über 5000 Stück Wild mußten die Bauern zu den Jagden zusammentreiben; maskirte Bälle, Komödien, Ballet, Feuerwerke, Concerte, Caroussel, zwei Pharao-Bänke vertrieben den Gästen die Zeit; die Oper war abwechselnd französisch und italienisch, Vestris, die erste Tänzerin Europas tanzte, Masi, die erste Schauspielerin Italiens spielte." Der Herzog vertheilte in fünf Minuten für fünfzigtausend Thaler Geschenke an die Damen.

Wein-Fontainen sprangen zur Lust der großen Menge." (Cl. Perthes: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. S. 438.) Der Herzog schuf im Winter Zaubergärten. Er ließ über die Orangerie von tausend Fuß Länge ein ungeheures Gebäude von Glas errichten. Zahllose Oefen verbreiteten Wärme. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbst; Obstbäume boten ihre Früchte dar, Orangenbäume wölbten sich zu Lauben; mehr als dreißig Bassins spritzten ihre kühlen Wasser, und hunderttausend Glaslampen, die nach oben einen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete. In diesem Zaubergarten wurden dramatische Darstellungen und Tonstücke von den größten Meistern aufgeführt. Auf dem Marktplatz von Ludwigsburg wurden venezianische Messen gehalten, mit einem bunten Gewimmel von Masken." (Kerner. Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Braunschw. 1849, S. 4. 5.)

Die ordentlichen Einnahmen aus dem Ländchen, das nur 600,000 Einwohner hatte, genügten nicht. Erpressung und Gewaltthat mußten immer neue Summen schaffen. Würtembergische Truppen wurden nach Frankreich verschachert. Kerner sah die letzte Lieferung der an Holland verkauften, nach dem Kap bestimmten Truppen die Schloßallee hinabziehen unter dem Gesang des Liedes: Auf, auf, ihr Brüder und seid stark! (S. 10.) „Beamte und Pfarrer wurden zu Anleihen gezwungen, Lottos errichtet, Steuern ohne Bewilligung der Stände ausgeschrieben und erhoben, die Landschaftskassen mit Militärgewalt ausgeleert, Gemeinden, Stiftungen und Hospitäler mit Lug und Trug um ihr Geld gebracht, Aemter und Stellen mit schamloser Dreistigkeit verkauft. Mit roher Gewalt wurden die jungen Männer zu Soldaten gepreßt, den Bauern die Pferde genommen." (Perthes a. a. O.) Die Grenadiere des Herzogs, die man die Legionär nannte, waren eine Nachahmung der riesigen Garde Friedrich Wilhelm des I. von Preußen.

Unter den edlen Männern, welche der Herzog einkerkern ließ, weil sie ihrem Eide treu blieben und die Rechte des Landes vertraten, war Johann Jakob Moser, welcher von 1759 bis 1764 in einsamer Haft auf Hohentwiel gehalten wurde. Als man ihn ins Gefängniß führte, sprach er: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen; wollt ihn auch der Tod aufreiben, soll der Muth dennoch gut und fein sicher bleiben." Als er sechs Jahre später, ebenso willkürlich frei gelassen wurde, rief er aus: „Sie zogen Daniel aus der Grube,

und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hatte seinem Gott vertraut." (Perthes, S. 439.)

Als Herzog Karl Eugen am 11. Februar 1778 seinen 50. Geburtstag erlebte, gab er seinen Unterthanen eine merkwürdige Veränderung kund, die in ihm vorgegangen war. Er ließ auf allen Kanzeln ein Ausschreiben vorlesen, worin er versprach, von nun an das Wohl Würtembergs zu seiner Losung zu machen, eine neue Periode seines Lebens zu beginnen und die Pflichten des Landesvaters gegen seine Unterthanen zu erfüllen.

Pfarrer Flattich, der die Verhältnisse kannte, äußerte sich hierüber so: „Es sei bekannt, daß Serenissimus eine sehr große Furcht vor dem Tode habe und lange zu leben wünsche. Weil er nun glaube, daß ihm Niemand als Gott das Leben verlängern könne, so suche er gut zu regieren, und sich bei gemeinen Leuten wohl daran zu machen, daß sie um die Verlängerung seines Lebens zu Gott beten möchten. Denn Serenissimus wisse wohl, daß sich vornehme Leute nicht leichtlich aufs Beten legen; weil er aber wisse, daß es unter gemeinen Leuten manche wahrhaftig fromme gäbe, welche ernstlich beten, so suche er ihre Herzen durch den Verspruch einer guten und gnädigen Regierung zu gewinnen." (Süddeutsche Originalien von C. G. Barth I. Stuttgart 1821. S. 61.) Einiges änderte sich wirklich zum Bessern. Es war ein Lichtstrahl in die Seele jenes Weltmenschen gedrungen, und man darf sich dem Glauben hingeben, daß dieß eine Erhörung der Gebete war, welche gottesfürchtige Unterthanen für ihren Fürsten aufsteigen ließen.

Der Anblick, den das Residenzstädtlein in den 1780er Jahren darbot, das Soldatenwesen mit seinem Glanz, seiner Härte und seinen verderblichen Wirkungen ist uns von Zeller selbst beschrieben. Daneben wird auch die heitere und harmlose Seite des dortigen Lebens seiner Wahrnehmung nicht entgangen sein, wie sie uns Justinus Kerner in dem Bilderbuch aus seiner Knabenzeit ergötzlich beschrieben hat. Die Originale von Ludwigsburg, wie sie dort auftreten: der Bürgermeister Commerell, der Brunnenmacher, der Perrückenmacher, der Stiftungspfleger, der alte Hofnarr und Spion, der Todtengräber, der das Fliegen erfand, und der närrische Hausschneider, werden auch unserem Heinrich nicht fremd geblieben sein.

Heinrich war zwölf bis dreizehn Jahre alt, als in Ludwigsburg wie überall eine ganz andere Zeit mit ihrem Ernst sich fühlbar machte. Der Vulkan der Revolution hatte sich in Paris aufgethan. Der Zorn

der Menschen erhob sich gegen die entweihte und mißbrauchte Autorität des Königthums, der Geistlichkeit und des Adels. Durch das Strafgericht des Allwaltenden stürzte die alte Ordnung zusammen. Bald gab es in dem würtembergischen Städtchen Leute zu sehen, deren Erscheinen von jenen furchtbaren Ereignissen der Weltgeschichte Kunde gab. Eine zweifache Fluth trat ein: zuerst kamen die aus Frankreich geflüchteten Aristokraten, dann rückten als Sieger die französischen Republikaner ein.

Ludwigsburg wurde, wie Coblenz und wie mehrere kleine deutsche Residenzen, ein Sammelplatz der vertriebenen französischen Prinzen, Herzoge, Edelleute und Geistlichen. Da sah man den Prinzen Condé, den Herzog von Enghien, der später auf Napoleons Befehl erschossen wurde, den Grafen von Artois, der als Karl X. den Thron bestieg, und seinen weitläufigen Vetter, den Sohn des Philipp Egalité, Louis Philipp, nachmaligen König der Franzosen; verschiedene vornehme Damen, geistliche Herren, die sich als Sprachlehrer anthaten, und seltsame Abenteurer. Mit Louis Philipp kam auch der General Dumouriez, der für die französische Republik in Holland gekämpft hatte, dann aber von der Republik abfiel (Kerner S. 104).

In demselben Jahre, da zu Paris das Haupt des Königs und das der Königin fiel, 1793, starb auf seinem Bette der würtembergische Nachahmer des französischen Hofes Karl Eugen. Heinrich Zeller konnte Zeuge des nächtlichen Leichenzuges sein, der ihn zur Gruft seiner Väter im Schlosse zu Ludwigsburg brachte (Kerner S. 10). Unter seinem Bruder und Nachfolger Ludwig Eugen wurde wegen der Gefahr der Zeiten eine Bürgerwehr, und ein bewaffnetes Corps der Knaben errichtet, an dessen Exercitien wahrscheinlich auch unser Zeller Theil nahm. Die Knaben marschirten im Speisesaal des Schlosses vor dem gutmüthigen Herzog auf, der sie mit Bonbons beschenkte. Die Regierung dieses wohlwollenden Fürsten dauerte kaum zwei Jahre; er stürzte in der unteren Allee zu Ludwigsburg vom Pferde und blieb todt. Ein Maurerjunge grub mit seinem Zweispitz ein Kreuz in den Stein, auf welchen der Herzog gefallen war. (Kerner S. 22 — 29.) Sein Nachfolger war der dritte Bruder Friedrich Eugen, 1795—1797, der letzte der römisch-katholischen Fürsten in Würtemberg, deren Reihe 1733 mit Karl Alexander begonnen hatte. Unter ihm verödete die Residenzstadt, die nie ein naturwüchsiges, sondern nur ein durch die Laune der Fürsten erkünsteltes Dasein hatte. Kerner nannte sie scherzhaft Grasburg statt Ludwigsburg. „Da war kein Stadt-

und kein Landleben mehr. Auf dem menschenleeren Marktplatz hörte man beinahe den Perpendikel der Thurmuhr. Die verlassenen Räume des Schlosses hatten etwas unheimliches und gespensterhaftes.“ Die Sagen von dem schrecklichen Tode des Herzogs Karl Alexander erneuerten sich, als die Wachen auf der Terrasse des Schlosses durch nächtlichen Spuck geängstigt wurden. (Kerner S. 142—144.) Das war die Fastenzeit, die auf den wüsten Fasching der vorangegangenen Periode folgen mußte.

Die Stille Ludwigsburg wurde durch den Kanonendonner des Jahres 1796 unterbrochen. Eine republikanische Armee unter Jourdan brach in Hessen und Franken, eine andere unter Moreau in Schwaben ein. Noch hielt sich Würtemberg zum Reich; aber Erzherzog Karl mit seinen Oesterreichern konnte es nicht schützen. Herzog Friedrich entwich nach Franken. Moreaus jakobinische Soldaten begingen die größten Schändlichkeiten. In der Nähe von Ludwigsburg und in der Stadt selbst fanden Kämpfe zwischen den Franzosen und den Reichstruppen statt.

Wenden wir uns nun den kleinen Erlebnissen Heinrich Zellers wieder zu, der unterdessen zum Jünglingsalter heranwuchs. Begleiten wir ihn zur Schule, in das Pfarrhaus und in die Kirche.

Das Gymnasium in Ludwigsburg bestand aus vier Classen. In den Jahren 1791—1796 waren an demselben angestellt: als Lehrer für die erste Classe von unten Abraham Elsäßer; für die zweite M. Stephan Gottlieb Baehr; für die dritte der Oberpräceptor M. Enslin — für uns lauter unbekannte Größen. Es sind dieselben, zu denen auch Justinus Kerner in die Schule ging, und leider stimmt sein Bericht nur zu sehr überein mit Zellers eigener beweglicher Schilderung des Schuljammers, unter dem er als Knabe gelitten. „An den Lehrern der lateinischen Sprache,“ so sagt Kerner, „die damals in Ludwigsburg waren, konnte man wenig Lust haben; sie waren höchst pedantische Menschen, mit schmutzigen baumwollnen Kappen und langen Haselnußstöcken, deren Bemeisterung ich durch Lug und Trug zu entgehen suchte. Dabei wurde natürlich wenig gelernt. Mein Vater (der Oberamtmann) wußte das wohl, aber seine Strenge schien sich an meinen Brüdern gebrochen zu haben, er übte gegen mich keine mehr, liebkoste mich und seufzte.“

Dies sind traurige Beiträge zur Geschichte der würtembergischen Pädagogik. So lange Zeit hat sich dort die Härte in der Behandlung der Schulkinder erhalten, die aus dem Mittelalter stammte, unter der einst

Luther so viel zu leiden hatte, die lange Zeit in Deutschland fast allgemein herrschte. Tatzen und andere peinliche Strafen wurden verhängt, für bloße Schwäche und Langsamkeit der Auffassung, in Fällen, wo wahrlich nicht der Schüler, sondern der Lehrer wegen seiner elenden Methode der Strafe würdig war. Wie leicht wäre es gewesen, ein so zartes Gemüth wie das unseres Heinrich durch Güte zu leiten und bei ihm Theilnahme für die Lehrgegenstände zu erwecken, mit Ersparung der groben und schmerzlichen Züchtigungen für die schweren Fälle von Lüge, Trotz und Tücke! Schon war in anderen Theilen Deutschlands jenes alte grausame Uebel, das im orthodoxen Zeitalter vorherrschte, durch den Pietismus gemildert, durch den Philanthropismus abgeschafft. In Würtemberg schleppte es sich noch fort. Hier hatte Flattich eingelenkt; er bemühte sich, den milden Sinn des Pietismus in die Schule einzuführen, der vernunftlosen, wüsten Prügelei zu steuern, mit Ueberlegung und Geduld auf die Jugend zu wirken und in der Erziehung das Vorbild der Sanftmuth und Demuth des höchsten Lehrers Jesus Christus nachzuahmen. Aber man sieht wohl, nach Ludwigsburg hatte sich Flattichs Wirksamkeit nicht erstreckt. Wie war es möglich, daß in Würtemberg das alte herzlose Verfahren sich bis in unsere Jugendzeit fortsetzte, im Widerspruch mit den sonstigen guten Eigenschaften des Volksstammes, seiner Frömmigkeit und Gemüthlichkeit? Das alte Würtemberg hält so fest an dem Hergebrachten und Landesüblichen, von dessen Vortrefflichkeit überzeugt. Trauriges Ergebniß, wenn man mit der gleichen Zähigkeit neben dem Guten auch das Verwerfliche conservirt!

Zu Ostern 1792 oder spätestens 1793 wurde Heinrich Zeller confirmirt. Zwar hat er sich unseres Wissens nie über den Confirmandenunterricht, den er empfing, und über die Einsegnung ausgesprochen; auch den Namen des Geistlichen, der ihn confirmirte, hat er uns nicht genannt. Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß es der alte Magister Georg Sebastian Zilling war, Special-Superintendent zu Ludwigsburg seit 1765, gestorben 1803.

Justinus Kerner hat uns den alten Herrn von der heiteren Seite geschildert. Er war ein strenger, gravitätischer Kirchenmann der alten Zeit. Sein eigener Bruder war sein Meßner; dieser mußte ihn mit „Sie“ und „Hochwürden“ anreden, und durfte ihm den Kirchenrock nicht ohne eine vorangehende tiefe Verbeugung umhängen. Wenn ihn die muthwilligen Officiere neckten, wußte er ihnen gehörig zu antworten.

Seine drastischen Ausdrücke in der Predigt und sein urwüchsiger schwäbischer Dialekt im gewöhnlichen Leben, nahmen sich komisch aus. Doch lag bei dem Allen ein aufrichtiger tiefer Ernst zu Grunde. Der alte Special war ohne Zweifel ein rechtgläubiger, sittenstrenger, charakterfester und ehrenwerther Mann. Wohl mochte bei ihm, wie bei manchen der letzten Orthodoxen jener Zeit, bei Prälat Burscher in Leipzig und Hauptpastor Götze in Hamburg, der feine Geschmack und die ästhetische Bildung mangeln. In Folge dessen wurden sie von den Leuten der neuen Zeit, denen sie fremdartig gegenüberstanden, unverdienterweise ausgelacht. Aber bei dem Allen kämpften sie doch für die Sache Christi und standen ein für die Gebote Gottes, gegen ein abgefallenes Geschlecht.

So war es auch mit Zilling. Er hatte einen schweren Stand in Herzog Karls stürmischer Zeit, gegenüber dem verderbten Hof, ähnlich wie sein Zeitgenosse Herder in Weimar. Er hielt Stand und erfüllte seine Pflicht, als er gegen den Dichter Schubart auftrat. Dieser talentvolle, aber zügellose Mann, damals Organist und Musiklehrer in Ludwigsburg, war von den Lastern des Hofes angesteckt, lebte in offenkundigem Ehebruch, und machte seine treffliche Frau namenlos unglücklich. Dies sind Thatsachen, die selbst sein Bewunderer David Strauß nicht in Abrede stellen kann, während er unsern Zilling ohne Grund verdächtigt. (Schubarts Leben von Strauß I. S. 215 ff. 257 ff. 290 ff.)

Zilling hatte die Berufung Schubarts nicht gewünscht, und wurde von diesem persönlich beleidigt. Wie man erzählt, liebte es der Organist, weltliche Melodieen als Vorspiel oder Nachspiel auf seiner Orgel zum besten zu geben. Einst präludirte er gar zu lang, der Herr Special schickte den Meßner auf den Orgelchor, um den Befehl zum Schluß zu überbringen; aber Schubart ließ ihm sagen: sein Spiel sei immer noch besser als das, was hernach komme. Indessen waren es nicht diese kleinen Reibungen, sondern die von Schubart gegebenen schweren Aergernisse, welche den Superintendenten bestimmten, in Erfüllung seiner Pflicht Schubart vom Abendmahl auszuschließen und seine Entlassung vom Organistendienste zu verlangen.

Nicht dadurch, sondern aus anderen persönlichen und politischen Gründen fiel Schubart bei dem Tyrannen in Ungnade, wurde auf dem Hohen-Asperg gefangen gesetzt und daselbst zehn Jahre lang 1777—1787 in Haft gehalten. Als er in dieser jammervollen Lage Reue zu erkennen gab und nach dem heiligen Abendmahl verlangte, mahnte Zilling mit

Recht zur Vorsicht, empfahl ihn aber schließlich dem Consistorium zur Wiederherstellung. (Strauß a. a. O. S. 395—413.) Zillings ganzes Verhalten in der Sache erscheint richtig und pflichtgemäß.

Der unglückliche Poet tauchte endlich, aus dem Gefängniß entlassen, in Ludwigsburg wieder auf, und konnte sich nun als Hofdramaturg in der Gnade seines Fürsten sonnen. Damals sah ihn der junge Justinus Kerner, der ihn richtig schildert. Wahrscheinlich hat auch unser Zeller ihn persönlich gekannt.

Der Confirmanden-Unterricht, den Heinrich empfing, bestand der Hauptsache nach darin, daß die Kinder das Würtembergische Confirmationsbüchlein mit seinen 73 Fragen und Antworten auswendig lernen mußten. Dieses stammt aus der Zeit der strengsten Orthodoxie. Der Katechismus Luthers und des würtembergischen Reformators Brentius liegt zu Grunde. Die Rechtfertigung allein durch das Verdienst Christi und durch den Glauben an Ihn wird auf das nachdrücklichste eingeschärft. Der Inhalt dieses trefflichen Lehrbuchs war ganz geeignet, die Kinder in einer lebendigen christlichen Erkenntniß anzuleiten. Aber es ist zu befürchten, daß es in der Behandlung der biblischen Wahrheiten an Lebendigkeit und Herzlichkeit gemangelt hat. Zellers Schweigen über den Eindruck, den der Confirmandenunterricht, die Einsegnung und die erste heilige Communion auf ihn gemacht hat, läßt befürchten, daß es dem alten Special nicht gegeben war, in ähnlicher Weise, wie etwa die Großmutter, die Pfarrerswittwe von Böblingen, das empfängliche Gemüth unseres Heinrich zu rühren und zu ergreifen.

Zeller gedachte einiger Erlebnisse aus seiner Knabenzeit, die einen tiefen Eindruck hinterließen. Als er einst den linken Arm gebrochen hatte und wochenlang Tag und Nacht große Schmerzen ausstand, brachte ihm Jemand ein Büchlein auf das Schmerzenslager, worin das Sprüchlein stand: „Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer." Dieses einfache Wort tröstete und stärkte den Knaben. Monatsblatt von Beuggen 1846, S. 19. Unglücksfälle, von denen seine Kameraden betroffen wurden, brachten eine mächtige Erschütterung seines Gewissens hervor. Einer seiner Schulfreunde wurde Artillerist; eine Kugel riß ihm den Kopf weg. Ein anderer Gespiele wurde Kaufmannslehrling, gerieth auf böse Wege und brachte sich um. „Unvergeßlich, so sagt Zeller, bleibt mir aus meiner Knabenzeit eine Anecdote, welche ich in dem Leben des Dichters Schubart las; wie dieser in der Pfalz zu einem Bürgersmann kam, welchen

er über der offenen Bibel traf, und dieser zu dem Dichter mit gerührter Stimme sagte: Herr Schubart, Sie sind krank, und dieses Buch könnte Sie heilen. Tief empfand ich als Knabe diese Worte, aber erst als Mann und Erzieher erfuhr ich, wie das Wort Gottes heilen kann." M. Bl. 1847 S. 61.

Heinrich war confirmirt; in der Schule waren die grammatikalischen Mühseligkeiten überwunden, die schauerlichen Engpässe der unteren Klassen waren zurückgelegt. Welchen Eindruck machte es nun auf Heinrich, als sich die anmuthigen Gefilde der classischen Literatur dem Jüngling aufthaten? Wie hat Virgils edle Poesie auf seinen Geist gewirkt? Welchen Einfluß übte Ciceros stoische Sittenlehre auf sein Gewissen und auf die Ausbildung seines Charakters? Kam er dazu, sich an der Einfalt und Anmuth der homerischen Dichtungen zu erfreuen? Wurde er begeistert durch den feierlichen Ernst der griechischen Tragödie? Wir wissen leider hierüber nichts Näheres. Aber dieß wissen wir, daß ihm in der oberen Klasse des Gymnasiums ein Lehrer geschenkt wurde, der Licht in sein düsteres Schulleben brachte, der den Jüngling zu schätzen und geistig zu heben wußte, und ihm mit väterlicher Liebe zugethan war. Dieß war der alte Professor Johann Friedrich Jahn, damals schon ein Siebziger, † 1802. Er hatte 1745 in Tübingen studiert. Er lehrte einige Zeit an der hohen Karlsschule in Stuttgart. Dort war Schiller unter seinen Schülern, und das herzliche Verhältniß, in welchem Schiller noch auf der Höhe seines Ruhmes zu seinem alten Lehrer stand, ist ein schönes Zeugniß für diesen wie für den Schüler. Jahn wurde nach Ludwigsburg versetzt. Schiller, unter Herzog Karl ausgewiesen, kehrte zur Zeit, da dieser Fürst starb, in sein Vaterland zurück. Er suchte den alten Jahn auf, es war im Herbst 1793. Oefters hospitirte er in Jahns Classe und machte sich das Vergnügen, dem Lehrer die Mühe des Unterrichts abzunehmen, und den jungen Leuten Geschichte nach Schröckh's Handbuch vorzutragen. Es war gerade die Zeit, wo Schiller an seinem Wallenstein arbeitete. (Kerner S. 19). Schade, daß unser Zeller diese Stunden nicht genießen konnte! Er rückte erst später in Jahns Klasse ein.

Wichtiger und von größerem Einfluß als die Schule und die Kirche ist für einen jeden das Vaterhaus. Was Zeller selbst über seine Aeltern und über den Familienkreis, in welchem er seine Knabenjahre durchlebte,

seinen Kindern erzählt hat, das haben wir gehört. Es bleibt uns nur übrig, einige Ergänzungen zu seinem eignen Bericht zu geben.

Der Hofrath Christian David Zeller, der Besitzer von Hohen-Entringen, unseres Heinrichs Vater, war 1749 in Böblingen geboren, als Sohn des Diaconus oder Helfers (des zweiten Pfarrers) Johann Christoph Zeller. Er verlor seinen Vater allzufrüh 1760, als ein elfjähriger Knabe. Er befand sich damals auf der lateinischen Schule in Nürtingen. Die Sorge für seine Erziehung lag schwer auf seiner verwittweten Mutter. Mehrere Jahre später übergab sie ihn dem Pfarrer Johann Friedrich Flattich in Münchingen, dem bescheidenen gediegenen Pädagogen, der neben seinem Pfarramt mit Hülfe seiner trefflichen Gattin sich der Erziehung von Knaben und Jünglingen widmete, und eine Haushaltung von 20—30 Personen hatte. Der verstorbene Helfer von Böblingen und Flattich waren gleiches Alters, sie hatten miteinander den Unterricht des großen Theologen Johann Albrecht Bengel in der Klosterschule zu Denkendorf genossen. Eine Jugendfreundschaft beider Männer mag die Wittwe des einen veranlaßt haben, dem andern ihren Sohn anzuvertrauen.

Flattichs Erziehungsweise ist aus dem Lebensbilde, das Pfarrer Ledderhose entworfen hat, ersichtlich. (Leben und Schriften von J. Fr. Flattich, Heidelberg 1856.) Er war nicht von Anfang an durch Gelindigkeit ausgezeichnet. Im Gegentheil, er war als ein Sohn der alten Rauheit aufgewachsen. Als er im Verlobungsstande war, wollte er seine Braut prüfen, ob sie für ihn, der ein jähzorniges Temperament hatte, passe, und das Mittel war eine Ohrfeige, die er der jugendlichen Braut nicht lange vor der Verheirathung gab. Die Braut steckte sie ruhig ein, und bestand damit die Probe der Demuth (Ledderhose S. 14). Flattich that wohl daran, später zu lehren, daß die Männer kein Recht haben, ihre Frauen zu schlagen. Indessen scheinen zarte Gefühle ihm selbst stets fremd geblieben zu sein. Er war es, der zu seiner Frau, wenn er ihr etwas Angenehmes sagen wollte, sprach: „Weil ich dich genommen habe, muß ich dich haben, und weil ich dich haben muß, will ich dich gern haben." Hier kommt das Gernhaben zuletzt — ein treffender Ausdruck altväterischer prosaischer Rechtlichkeit, ohne Anhauch der Sentimentalität.

Flattich behandelte anfangs seine Schüler als ein harter Orbilius nach hergebrachter Weise. Aber die Unterweisung, die er einst von Bengel empfangen hatte, blieb nicht ohne Frucht. Bittere Erfahrungen überzeugten ihn, daß er durch zornigen Gebrauch der Ruthe und des

Steckens mehr Schaden als Nutzen gestiftet hatte. Sein Gewissen ließ ihm in die Länge dabei keine Ruhe, er wandte allen Fleiß an die Erziehung seiner selbst und an die Erfindung besserer Methoden; er übte sich in der Unterscheidung der Eigenthümlichkeit der Knaben. Er gab der Weisheit von oben Raum und nahm sich vor, die Kinder mit Gebet, Liebe und Geduld zu ziehen. So war seine Arbeit reich gesegnet, besonders an solchen Knaben, die vorher unbarmherzig geschlagen, eingesperrt und zuletzt für unverbesserlich erklärt worden. Im Gegensatz zu dem mürrischen Wesen der Erzieher jener Zeit gestattete er seinen Zöglingen einen bedeutenden Spielraum zur Ausübung knabenhafter Munterkeit.

Auch Christian David Zeller wurde von ihm in dieser Weise behandelt. Dies bestätigt eine Anecdote, die uns durch den Mund des Sohnes Christian Heinrich überliefert ist: „Als mein Vater bei Flattich eintrat, war er älter als die übrigen Kostgänger, und wußte nicht recht, ob er als Jüngling oder als Knabe sich benehmen sollte, was auch den alten Flattich in einige Verlegenheit setzte. Da gab es die erste Schlittenbahn und die Knaben begaben sich mit ihren Schlitten vor das Dorf, um von einem Hügel herabzufahren. Flattich beobachtete sie von Ferne, und bemerkte, daß der junge Christian oben stehen blieb, als schämte er sich gleich den Andern auf einem Knabenschlitten hinunterzufahren; endlich setzte er sich auf einen solchen und gesellte sich zu seinen Kameraden. Da rief Flattich voll Freude seiner Frau zu: Nun Gottlob, der Christian David bubelet wieder! Er behandelte ihn von da an wie die anderen Knaben.“ (Ledderhose S. 59.)

Flattich bereitete in der Regel seine Schüler bis zum Uebergang auf die Universität vor. Christian David studirte die Rechte. Von seinem Universitätsleben ist nichts bekannt. In den Staatsdienst scheint er nicht eingetreten zu sein. Den Hofrathstitel erwarb er sich durch Geld. Sein Vermögen gab er am Anfang des 19. Jahrhunderts auf 56,000 fl. an, eine Summe, die damals wohl drei- bis viermal mehr bedeutete als jetzt.

Er heirathete schon mit 24 Jahren, und gedachte sich durch den Ankauf von Hohen-Entringen eine eigene Existenz zu gründen. Als am 27. Juni 1773 zu Fellbach die Verbindung mit der Pfarrerstochter Jungfrau Schneck vollzogen wurde, widmeten der Braut ihre zwei älteren Stiefbrüder, die Söhne des Pfarrers Müller aus erster Ehe, einen poetischen Glückwunsch, der nicht mehr das Gepräge des strengen orthodoxen Zeitalters, sondern der zärtlichen Empfindsamkeit erkennen läßt:

Fließet, fließet sanft ihr Freudenthränen,
Und vermischt euch mit den Tönen,
Die wir unsrer Schwester weih'n.
Mehr als Lachen, Scherzen, Spiele,
Wird der Ausdruck weicherer Gefühle
Ihr willkommen sein.

Heil sei Eurem Bündniß, edle Seelen,
Die nach Harmonie sich wählen;
Euer Leben, wonnereich
Fließ' harmonisch ohne Klage,
Und dem schönen Frühling Eurer Tage
Sei das Alter gleich.

Dort, wo Euch zum Nutzen und Ergözen
Die Natur mit ihren Schätzen
Sich in reifer Schönheit zeigt,
Wo sie ächte Freuden quillet,
Und ihr Horn mit Früchten angefüllet,
Willig zu Euch neigt:

Dort lebt Ihr dem Lärm der Welt verborgen,
Unerreicht von Neid und Sorgen,
Nicht durch Zwang und Furcht gedrückt,
Im Genuß der Zärtlichkeiten,
Die auf Euch die reinste Lust verbreiten,
Durch Euch selbst beglückt.

Das war dazumal die Sprache der neu anbrechenden Zeit. Aber man würde sich gewaltig irren, wenn man annähme, daß diese arkadischen Hirtenflötenklänge in dem Haushalt des Hofrath Zeller zu Hohen-Entringen, Böblingen und Ludwigsburg den Ton angegeben hätten. Hier wehten rauhere Lüfte. Christian David war in seiner Familie ein gestrenger Herr nach der Weise der würtembergischen Beamten. Er war von den Seinen mehr gefürchtet als geliebt.

Er soll seiner Gattin mit Wohlgefallen das Flattich'sche Wort wiederholt haben: „Weil ich dich genommen habe, muß ich dich haben," u. s. w. Aber leider folgte er dem Beispiel seines Lehrers nicht in der milden Behandlung seiner Kinder. Zu einem seiner Söhne, der besonders viel Prügel bekommen, soll er das grausame Wort gesagt haben: „Ich wundere mich nur, daß du noch einen Hintern hast." Ein strenger Geist offenbart sich in den Briefen an seine studirenden Söhne Karl und Heinrich. Als der jüngere Sohn Wilhelm im Begriff stand, einen Weg des Verderbens zu betreten, da rettete ihn sein Vater durch einen furchtbar scharfen Brief,

der wie ein elektrischer Schlag auf ihn wirkte. Die Strenge der Väter jener Zeit hatte eben den Zweck, etwas ganz Tüchtiges aus den Söhnen zu machen. Hart und mitunter herzlos waren jene Alten, aber von dem Wege des Rechts, der Treue, der Pflicht und der Ehre kein Haar breit abzuweichen, waren sie entschlossen. Unser Christian Heinrich Zeller dachte ohne Bitterkeit an die harte Behandlung im Vaterhause zurück, und erkannte an, daß sie auch ihr Gutes gehabt habe.

Hofräth Zeller war stark auf das Irdische, auf die Mehrung seines Vermögens und auf die zeitliche Versorgung seiner Kinder bedacht. Auf ihn passen die Worte, mit denen der römische Dichter den Charakter des gestandenen Mannes bezeichnet: Quærit opes et amicitias, inservit honori. Aber bei dem Allen wohnte in der Familie noch das Wort Gottes, und das Gebet war nicht verstummt. Im siebzigsten Lebensjahr erzählt Heinrich Zeller (M. Bl. 1848, S. 16): „Steinhofers des älteren Predigtbuch durfte ich vor sechzig Jahren als Knabe am Sonntag Abend im Kreise meiner Eltern und Geschwister vorlesen, davon mir noch manche unvergeßlichen Jugendeindrücke geblieben sind."

Wohl mußte man auch in diesem Hause den erkältenden Einfluß fühlen, welchen der Zeitgeist in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausübte. Von der Stimmung jener Zeit giebt unser Heinrich Zeller eine treffende Schilderung: „Es waren die Jahrgänge, in welchen der Wein im Weinberg der Kirche nicht wohl gerieth. Die Angriffe gegen das Heiligste wurden in der Literatur und auf den Lehrstühlen offen, plump und handgreiflich geführt. Die Waffen christlicher Ritterschaft hingen stumpf und verrostet in den Zeughäusern. In dem Jahrhundert der Aufklärung hatte man weder Sinn noch Willen noch Muth für ein entschiedenes Auftreten gegen die Verflachung, Verwässerung und Verläugnung der christlichen Wahrheiten. Es war eine Zeit, ähnlich derjenigen, von welcher es im ersten Buch Samuels Cap. 13 heißt: Es ward aber kein Schmied im ganzen Lande Israel gefunden. Da nun der Streittag kam, war kein Schwert noch Spieß in des ganzen Volkes Hand." Monatsblatt 1837 S. 17; 1839 S. 50. Es war in der That eine winterliche Zeit, in welcher Heinrich aufwuchs, aber das heilige Feuer auf häuslichem Herde wurde durch das anspruchlose, stille und treue Walten der Mutter und Großmutter bewahrt.

Heinrich wuchs als ein gehorsamer, dankbarer und liebreicher Sohn heran. Dies bezeugt unter Anderem folgende Aeußerung über seine Mut-

ter, die er am 4. Januar 1801 in sein Tagebuch schrieb: „Ich las heute das Hochzeitgedicht meiner Mutter und einen ehemaligen Neujahrswunsch von Kerner. Ich hätte hinsinken und ihre Hände küssen und ihr danken mögen für alle mütterlichen Schmerzen, Thränen, Seufzer und Mühen, deren Ursache ich gewesen bin. Gott, es ist wahr, ein edles Weib hast Du mir zu meiner Mutter gegeben; mit welcher Anlage des Herzens und des Verstandes! Was könnte sie erst bei einer sorgfältigeren Bildung geworden sein! O Gott, Richter der Welt, belohne meine geliebte Mutter für die rastlose Treue, für die zärtliche Liebe, für das Gebet für ihre Kinder und für mich! Laß mich am Tage des Wiedersehn's in jener Welt selig uns finden! — Ich las die Briefe meines Vaters, die er seit vier Jahren an mich geschrieben. Bei ernsthafterem Nachdenken finde ich reichen Stoff, Dir Allvater, Dir ewige, unbegreifliche Güte zu danken. Wie manche bittere Stunde, wie manches Verzagen, wie manche Furcht hast du, theurer Vater, mir in Freude, Ueberraschung, Hülfe und Trost verwandelt!“

Als Heinrich sechzehn Jahre alt war, durfte er mit dem Vater im gleichen Zimmer schlafen, wodurch er sich geehrt und gehoben fühlte. Nach seiner Gewohnheit stand er sehr früh auf, und während sein Vater noch schlief, ging er leise im Zimmer auf und ab und studirte. Er blieb vor seinem Vater stehen und betrachtete den Schlafenden — nicht mehr mit den Empfindungen der knechtischen Furcht, sondern der innigen Liebe und Verehrung.

Er selbst mag uns erzählen, was um jene Zeit, im Juli 1795, mit ihm vorging: „Mein Vater hatte in seinem Hause ein stilles, hinteres Zimmer, in welchem an allen vier Wänden die in Oel gemalten Porträts aller seiner Vorfahren, von dem Pfarrer Johannes Zeller in Rothfelden an bis zum Porträt seines Vaters, der als Helfer in Böblingen früh gestorben ist, hingen. So hingen auch die Bilder einiger Zellerinnen da. Eines Sonntags Abends ging ich in dieses Zimmer, um allein und ungestört in Gellerts moralischen Vorlesungen zu lesen. Ergriffen von einer Stelle darin blickte ich auf, und es war mir, alle diese Bilder meiner Vorfahren lebeten und schaueten mich väterlich ernst an, als wollten sie mir sagen: O halte dich wohl und mache uns keine Schande! Werde fromm und tugendhaft! Es war ein unbeschreiblicher Lebenseindruck, der mich zu einem innigen Gebet voll kindlich heiliger Vorsätze und Gelübde begeisterte.“ (Handschriftlicher Brief an Pf. Herm. Zeller vom

30. Juli 1857.) Heinrich schrieb damals diese Gefühle nieder in einigen Hexametern in Lavaters Styl.

Auf die Bilder meiner Vorfahren.

Sanft umschwebt mich ihr Geist und flößt mir Liebe zur Tugend
Ein und den Eifer zu leben, wie sie dem Vaterland lebten.
Ernst ist ihr Blick; sie scheinen mir sagen zu wollen die Worte:
Dien' o Enkel wie wir, dem Gott, der uns Alle erschaffen,
Dien' ihm mit redlichem Herzen und geh' auf dem Wege der Tugend.

Wer waren sie, diese Vorfahren, und welcher Art ist das geistige Erbtheil, das sie ihren Nachkommen hinterlassen haben? Es ist der Mühe werth, diesem Gegenstand Aufmerksamkeit zu widmen, um so mehr, da wir uns hier in dem seltenen und glücklichen Fall befinden, die Vorgeschichte einer bürgerlichen Familie durch zehn Geschlechtsfolgen bis hinauf in die Reformationszeit nachweisen zu können. Es geschehe in dem Sinne, wie Zeller seiner Vorfahren gedachte. „Gleichwie" (so sagt er in dem angeführten Brief) „ein gläubiger Ueberblick der Führungen Gottes mit einem einzelnen Menschen in seinem Lebenslaufe zur Anbetung Gottes und zum Loben und Danken erweckt: so ist auch ein solcher Rückblick auf die göttlichen Führungen eines ganzen zahlreichen Geschlechtes sehr geeignet, das Herz zur Bewunderung der Gnade, Güte und Barmherzigkeit Gottes zu stimmen, mit Empfindungen der Demuth und fern von allem eitlem Adelstolz."

III.

Rückblick auf die Voreltern.

1521 — 1790.

Die zwei ersten Väter des Zellergeschlechtes in Würtemberg waren Steinhauer und Maurermeister. Auf diese folgen in ununterbrochener Reihe sechs evangelisch-lutherische Theologen; endlich als der erste Jurist in dieser Linie Christian David; der zehnte in der Reihe ist unser Christian Heinrich.

Während der vier ersten Mannesleben ist der Stamm noch ungetheilt, dann verzweigt er sich in drei große Aeste: die Bebenhauser, die Denkendorfer und die am weitesten verzweigte Maulbronner Linie, welche alle drei noch blühen. Zu der jüngsten Linie gehört unser Zeller.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der Fürst, der wie kein anderer seines Landes ein unstätes und wechselvolles Leben geführt und ein poetisches Andenken hinterlassen hat, war der Enkel des vielgeliebten Grafen Eberhard im Barte, welcher 1495 die herzogliche Würde erwarb. Fünfzehn Jahre lang war Ulrich aus seinem Lande vertrieben. Der schwäbische Bund hatte es in Besitz genommen und dem Kaiser Karl dem V. und dessen Bruder Ferdinand überliefert. Damals blieb dem Herzog kein Besitzthum als sein französisches Erbtheil Mömpelgard und die schwäbische Bergfeste Hohentwiel, nahe dem Bodensee, welche ihm Heinrich von Klingenberg zum Gebrauch überlassen hatte. Dieses alte Schloß suchte Ulrich

auszubauen und ihm die Unbezwinglichkeit zu sichern, die sich damals und später im dreißigjährigen Kriege bewährt hat. Zu diesem Bau, so sagt die Ueberlieferung, berief Herzog Ulrich 1521 den Steinmetzen Conrad Zeller, einen Allgäuer von Martinszell bei Kempten. Meister Conrad blieb im Lande, seine Frau Elisabetha war eine geborene Lascher; sein Sohn Johannes half ihm bei seinen Arbeiten, wurde Baumeister in Tuttlingen und verheirathete sich daselbst 1546 mit Waldburga, unbekannten Geschlechts. Wir nennen ihn Johannes Zeller den I.

Als Herzog Ulrich wieder in den Besitz seiner Lande gekommen, arbeiteten unter seiner Leitung die Theologen Erhard Schnepf und Ambrosius Blaurer an der Einführung des lutherischen Bekenntnisses in Würtemberg. Meister Johannes hörte eine Predigt des Dr. Erhard Schnepf über die Rechtfertigung durch den Glauben, diese soll ihn für die evangelische Lehre gewonnen und zu dem Gelübde bestimmt haben, seinen erstgebornen Sohn dem geistlichen Stande zu widmen. Dieser Sohn, Johannes Zeller II., geboren 1548, eröffnet die zahlreiche Schaar der Theologen aus dem Zellergeschlechte. Er promovirte zu Tübingen als Magister unter dem Decanate des berühmten Hellenisten Martin Crusius den 11. Februar 1571. Nachdem er drei andere Stellen versehen hatte, waltete er 33 Jahre 1580—1613 als Pfarrherr in Rothfelden bei Wildberg. Sein Mannesalter fiel in die Zeit jener inneren Kämpfe der lutherischen Kirche, welche damit zum Abschluß kamen, daß die streng lutherische Lehre durch die Concordienformel im Jahre 1580 festgestellt wurde. Diese war unter dem Einfluß des würtembergischen Theologen Andreä zu Stande gekommen, und auch unser Pfarrer von Rothfelden unterzeichnete sie.

Seine Gattin war Waldburga, eine geborene Haag von Tübingen. Sein Sohn Johannes Zeller III., geboren 1575, rückte im Jahr 1619 in die Pfarrstelle des Vaters ein. Seine Gattin war Beatrix, eine geborene Bloß von Heidenheim. Sein Leben fiel in die schrecklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Er erlebte die Bedrängniß, welche durch das Restitutionsedikt Kaiser Ferdinand des II. 1629 über Würtemberg kam. Die großen würtembergischen Stifter wurden für die römisch-katholische Kirche zurückgefordert und durch die Kaiserlichen mit Gewalt in Besitz genommen. Zwar bekam durch Gustav Adolfs Siege auch das evangelische Würtemberg wiederum Luft. Aber nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht vom 6. September 1634 gerieth Würtemberg in die Gewalt der Kaiserlichen; der Herzog Johann Friedrich verließ das Land, die

Kroaten zerstörten Städte und Ortschaften, und im Gefolge der Kriegsgräuel verbreitete sich die Hungersnoth und die Pest, welche auch den Pfarrer von Rothfelden den 2. Februar 1635 wegraffte.

Die Vorfahren bis hieher sind für uns wie farblose Schattengestalten, so wenig bezeichnendes wissen wir von ihnen zu erzählen. Aber nun wird es anders; die drei nächstfolgenden Väter sind uns durch ausführliche Personalien, durch ihre in Kupferstich erhaltenen Bildnisse, und zum Theil durch hinterlassene Schriftwerke anschauliche Persönlichkeiten.

Als der Pfarrer von Rothfelden starb, hinterließ er vier Söhne; die beiden ältesten Johann Conrad, geboren 1603, und Christoph, geboren 1606, waren schon angestellte Geistliche; der dritte, Johann Ulrich, geboren 1615, war Jurist. Der Jüngste, geboren 1620, unser Johannes IV. war bei des Vaters Tode noch ein Knabe.

Ueber ihn giebt eine Handschrift vom Jahr 1694 willkommene Auskunft. Sein Vater hatte ihn, den jüngsten, zum Politicus bestimmt, und übergab seinem Eidam dem Hofprediger Vollmar in Mömpelgard den neunjährigen Knaben zur Ausbildung im Französischen. Dort besuchte er das in Ansehen stehende Gymnasium, unter dem Rector Brisenchou; aber er wurde, so sagt die Handschrift, „daselbst schnöd gehalten, daß er den übeln Zustand seiner Füße, der ihm sonderheitlichen in dem Alter sehr beschwerlich war, gutentheils dem übelen Tractament an diesem Ort zugeschrieben." Nach dem Sterben der beiden Eltern kam er 1635 in sein unglückliches Vaterland zurück. Die beiden ältesten Brüder nahmen sich seiner an und der berühmte Theologe Valentin Andreä rieth ihnen, „man sollte ihn bei den Studiis lassen und zwar zur Theologie, man werde der Leute vonnöthen haben, wenn es wieder zu einem bessern Stand komme."

Im Tübinger Stift fanden sich damals nur zwanzig Stipendiaten und ein einziger Repetent. Unser Johannes war mit der schlechten Kost wohl zufrieden; sie hatten die Woche nur einmal Fleisch und ein Achtel Wein. Außer etlichen öffentlichen Vorlesungen wurden weder Collegien noch Disputationen gehalten. Da war den Commilitonen bange, „wie sie die Sach' angreifen." Privatinformation war keine, und Bücher hatten sie wenig. Aber um so stärker war die Begierde, etwas zu lernen. Johannes fand seinen Weg; er wurde 1640 Magister und nach Verwaltung mehrerer Pfarrstellen, nachdem er böse Zeiten, wie den Einfall der Franzosen 1643, und schwere Krankheiten bestanden, wurde er 1675 Prälat von Alpirsbach und 1689 Abt von Maulbronn, Generalsuperintendent

und Landschafts-Assessor. Seine Gattin seit 1646 war Anna Maria eine geborene Geißel von Calw. Gerade in den bösen Zeiten des großen deutschen Kriegs blühte das Zellerische Geschlecht auf. Die vier Söhne des an der Pest gestorbenen Pfarrers gelangten alle zu angesehenen Stellungen im wirtembergischen Ländlein: Johann Conrad war Prälat in Bebenhausen († 1683), Christoph, Prälat in Denkendorf († 1669), Johann Ulrich geheimer Regierungsrath († 1673) und Johannes, Prälat von Maulbronn. Von den drei ebengenannten Prälaten kommen die drei noch jetzt bestehenden Linien her.

Damals geschah es, daß drei von jenen vier Brüdern im wirtembergischen Landtag sich zusammen fanden; drei wirkten bei einer Taufe am herzoglichen Hofe zusammen, indem der eine als Hofprediger taufte, der andere als Vertreter des landschaftlichen Ausschusses zu Gevatter stand, der dritte, der geheime Regierungsrath, im Auftrag des Herzogs den Pathen und Gästen zu danken hatte.

Johannes Zeller IV. feierte in Maulbronn 1694 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum; er hielt die Predigt auf Jacobi, ermahnte die Gemeinde, seines Wortes eingedenk zu bleiben; wünschte, daß sie im Himmel einander bald wiedersehen und keines zurückbleiben möge. Er habe Lust abzuscheiden und bei seinem HErrn Christo zu bleiben. Er schloß mit den Worten des alten Simeon: „HErr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“ Es war seine Abschiedsrede, denn am folgenden Samstage, als er sich auf die Predigt vorbereitete, wurde durch einen Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht. Er war einer der treuen Männer, die in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts das Verwüstete wieder aufbauten. Nach dem dreißigjährigen Krieg, während Deutschland sich langsam erholte, trat allmälig jene Periode ein, welche unsere Väter die gute alte Zeit nannten, die Zeit der Gottesfurcht, der strengen Sitte und der Genügsamkeit im Bürger- und im Bauernstand. Auch sie hatte ihre großen Gebrechen; doch bleibt es wahr, daß damals unter unserm Volke sowie im geistlichen Stande die besten Früchte der Reformation reiften.

Es folgt Christophorus Zeller, Johannes des IV. einziger Sohn 1650 geboren, der schon ganz dieser bessern Zeit angehört. Seine philologischen, philosophischen und theologischen Studien vollendete er in bester Ordnung. Damals wurde in Wirtemberg die wohlthätige Einrichtung getroffen, die noch heute besteht, daß ausgezeichnete junge Theologen Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise empfangen, um ihren Ge-

sichtskreis zu erweitern, und die verschiedenen Gestaltungen des kirchlichen Lebens aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Eine solche Reise unternahm Christophorus im Herbst 1676 und besuchte im Lauf von zwei Jahren die norddeutschen und holländischen Universitäten. Am längsten verweilte er in Wittenberg als Hausgenosse des großen Theologen Abraham Calov. Auch mit den andern Häuptern der streng lutherischen Orthodoxie, Meißner, Quenstädt und Deutschmann wurde er befreundet. Daneben hatte er ein besonderes wissenschaftliches Interesse für die orientalischen Studien, welche damals noch auf die semitischen Dialecte beschränkt waren. Er hielt sich in Hamburg an den berühmten Orientalisten Edzardus und erwarb sich umfassende Kenntniß, nicht allein im Hebräischen, sondern auch im Chaldäischen, Syrischen und Rabbinischen. In das Vaterland zurückgekehrt, wirkte er theils als Superintendent, theils als Professor. Seine erste Frau war Maria Elisabetha geborene Knoff von Maulbronn † 1692. Eine zweite und dritte Ehe blieb kinderlos.

Unseres Christophorus Freunde in Wittenberg waren die heftigen Gegner Speners und des Pietismus, von dem sie allerhand schwärmerische Auswüchse befürchteten. Christoph Zeller war streng orthodox wie jene, doch verläugnete sich auch bei ihm die würtembergische Milde und Herzenswärme nicht. Die separatistischen Bewegungen machten ihm viel Sorgen und Mühen, aber er suchte ihnen gegenüber weder der Liebe, noch der Wahrheit etwas zu vergeben. Von der Gesinnung seines Herzens geben die Worte Zeugniß, die er 1717 bei Abfassung seines Lebenslaufes niederschrieb. Acta est vita mea. Utrum bene, an male, tu Deus jam judicabis. Confugio ad misericordiam tuam, quo confugi semper. Illa me salvabit. Confugio ad meritum filii tui. Hic promeruit mihi coelum, cum ego promeruerim gehennam. Hujus sanguine me munda, et comparere licebit coram facie tua. Confugio quoque ad te, o Spiritus Sancte. Tu rexisti me, corripuisti me, traxisti me. Ne me deseras in fine vitae. Perduc eo, quo toties me excitasti. „Mein Leben ist vollbracht, ob wohl, ob übel, darüber wirst Du bald, o Gott, das Urtheil fällen. Ich flüchte mich zu Deiner Barmherzigkeit, zu der ich mich allezeit geflüchtet habe; sie wird mich retten. Ich flüchte mich zu dem Verdienste Deines Sohnes; Er hat mir den Himmel verdient, da ich die Hölle verdient hatte. Mit Seinem Blute reinige mich, so werde ich vor

Dir erscheinen dürfen. Ich flüchte mich auch zu Dir, o Heiliger Geist! Du hast mich geleitet, Du hast mich gezüchtigt, Du hast mich gezogen. Verlaß mich nicht am Ende meines Lebens! Führe mich dorthin, wohin Du so oft mein Sehnen gelenkt hast."

Christophorus starb als Abt von Lorch im 78. Jahre 1727. Sein jüngerer Bruder Johannes studierte in Tübingen und Paris die Medicin; er machte in den kriegerischen Zeiten Ludwig des XIV. fünfzehn Feldzüge mit; er war ein seltener Mann, ein wahrhaft christlicher Arzt.

Christophs Sohn war Andreas Christoph Zeller, 1684 geboren. Er gelangte zu ähnlichen Würden, wie sein Vater. Aber er gehörte einem andern Geschlechte an, wie aus dem von ihm selbst verfaßten Lebenslauf ersichtlich ist. Seine theologische Reise 1706—1709 führte ihn nicht zu den streitbaren Theologen nach Wittenberg, sondern nach Halle, in die Mitte der Pietisten, Franke, Breithaupt, Anton, Joh. Heinrich Michaelis und Freylinghausen. Von Halle begab er sich nach England, wo er die herrlichen Bibliotheken von Oxford und Cambridge benützte und die großen Kenner des christlichen Alterthums William Cave und Henry Dodwell kennen lernte. Er wurde mit den verschiedensten Parteien und Secten bekannt und suchte bei einer jeden Falsches und Wahres zu unterscheiden. Die christliche Milde, das warme Herz, das tiefe Gefühl der eigenen Unwürdigkeit tritt bei ihm noch deutlicher hervor, als bei seinem Vater. Christoph gehörte zu jenen Riesen der Gelehrsamkeit, welche Deutschland im Zeitalter eines Leibnitz hervorgebracht hat. Andreas Christoph gehört zu jenen gemäßigten Theologen voll Gefühl für die geistliche Noth des Volkes, denen Würtemberg einen besonderen Segen verdankt. Er war in der Klosterschule zu Denkendorf 1713—1729 Johann Albrecht Bengels College; er blieb mit diesem in Briefwechsel bis an sein Ende. Ein Gedicht, womit Bengel das Andenken seines Schwagers, Gevatters und Amtsbruders ehrte, giebt ein schönes Zeugniß von der Geisteseinheit dieser Beiden.

Sie waren Pietisten im edelsten Sinne. „Dieses war" — so sagt Andreas Christoph Zeller, — „mein unumstößlicher Satz: es müssen bei einem wahren Orthodoxen Lehre und heiliges Leben unzertrennlich sein und könne kein Stück ohne das Andere gut und richtig gehalten werden." Der Geistesrichtung dieser Männer entsprang das heilbringende würtembergische Rescript von 1743. Während in anderen lutherischen Ländern

die Privat-Erbauungsversammlungen unterdrückt und verpönt wurden, gewährte man in Würtemberg Freiheit für die sogenannten Gemeinschaften, und so geschah es, daß unter dem Volk eine Bibelkenntniß und eine christliche Thätigkeit sich entwickeln und erhalten konnte, wie in keinem anderen lutherischen Lande.

Andreas Christoph war vermählt mit Anna Rosina geborene Andler von Bebenhausen, die 1730 erst 38 Jahre alt starb, und nur eine Tochter und einen Sohn hinterließ. Unter ihrem Bildniß steht die von Professor Pregitzer verfaßte Inschrift:

Die Ros' ist nicht so schön, die fromme Zellerin!
War weit vortrefflicher in ihrem Tugendsinn.
Jetzt, da sie beigesellt dem Seraphinen-Orden
Ist diese Lilie am allerschönsten worden.

Die Tochter wurde mit einem vornehmen Juristen Renz vermählt. Ihr Söhnlein Christian Albrecht wurde bei dem frommen Großvater Zeller erzogen, und offenbarte einen ganz ungewöhnlichen Geist mit zartem Gefühl und kindlicher Gottesfurcht. Dieser Knabe starb, wie so manches frühreife Kind, vor der Zeit im fünften Jahre 1742, und der Großvater setzte eine rührende Denkschrift auf, worin er sich die Gründe vorhält, warum er über das früh vollendete Kind trauern, und warum er nicht trauern sollte. Diese Aufzeichnung gestattet einen Blick in das gottselige Leben der Familie. Schon im nächsten Jahr 1743 folgte Christoph Andreas seinem Enkelein im Tode nach. Er starb 59 Jahr alt zu Tübingen in der Würde eines Prälaten von Anhausen.

Sein Sohn Johann Christoph, 1714 zu Denkendorf geboren, wuchs unter der Leitung des Vaters und anderer trefflicher Lehrer, insbesondere des M. Schott und des Klosterpräceptor Bengel heran, erhielt zu Tübingen in den Jahren 1732—37 seine philosophische und theologische Ausbildung, und widmete sich nach dem Beispiel seines Vaters und Großvaters insbesondere den hebräischen und rabbinischen Studien. Im Jahr 1745 erhielt er das Diakonat in Böblingen. Er war aus der Schule der edelsten Theologen jener Zeit und arbeitete in ihrem Sinne. „Sein Amt," so heißt es in den handschriftlichen Personalien, „ließ er sich ernstlich angelegen sein, und gleichwie eine wahre Erkenntniß und Furcht Gottes in das Herz der Zuhörer zu pflanzen, der Zweck eines Lehrers ist, so suchte er bei allen seinen Amtsverrichtungen, Predigten, Kinderleh-

ren, vor dem Beichtstuhl, öffentlich und insbesondere bei Anmeldung von Krankenbesuchen, in welchen er unermüdet sich finden lassen, auf diesen Zweck zu arbeiten; und da er wußte, wie viel daran gelegen, daß die Jugend zur wahren Erkenntniß und Furcht Gottes angehalten werde, so hat er sich sonderlich bei der Vorbereitung der lieben Jugend zum h. Abendmahl bemüht, wenigstens sie zu einer Ueberzeugung in ihrem Gewissen zu bringen, welche Arbeit Gott auch nicht ohne Frucht und Segen zu seiner Freude gelassen, wann er gesehen, wie sie oft mit Thränen von ihm weggegangen. — In seinem Umgang gegen den Nächsten, nicht nur gegen die Seinigen, war er aufrichtig und liebreich. Besonders haben seiner lieben Ehegattin Geschwister mit dankbarstem Herzen es öffentlich rühmen sollen, daß sie an ihm einen wahren Freund jederzeit gefunden, der ihren Waisenstand und andere betrübte Schicksale auf alle Arten zu erleichtern und Lieb und Leid mit ihnen zu theilen und zu tragen beflissen gewesen. Der Herr erquicke ihn davor vor seinem Angesicht! Gegen Widersacher, so er einige gehabt, war er willfärtig, indem auf seiner Seite in Feindschaft zu leben ihm unerträglich und eine Qual gewesen. Man hat manche Gebete unter seinen Papieren gefunden, die seinen demüthigen Sinn vor Gott in Abbitte seiner Sünden dargelegt haben. Er wußte, was er andern gepredigt, mit Ueberzeugung in seinem Gewissen, daß er nämlich so wenig als seine Zuhörer, ohne aufrichtige Buße einen Zugang zu Gott habe. Daß er sich dabei auf seinen getreuen und wahrhaften Advokaten und Fürsprecher Jesum Christum mit seinen Glaubensaugen gewendet und an Ihn gehalten, bezeugen seine selbsterwählten Leichentextworte: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Er brachte sein Leben nur auf 46 Jahre und fünf Monate. Er entschlief 1760 mit Hinterlassung von zwei unerwachsenen Kindern, Regina und Christian David. Seine Gattin war Regina Dorothea Judith, eine geborene Brecht von Thailfingen, geboren 1727, vermählt 1745. Sie ist die Böblinger Großmutter, gesegneten Andenkens, die den kleinen Heinrich beten gelehrt und die Liebe zu dem Erlöser in sein kindliches Herz gepflanzt hat. (S. 12. 13.) Sie lebte als Wittwe noch dreißig Jahre und entschlief am 4. April 1790 im Hause ihres Sohnes, des Hofrath Zeller in Ludwigsburg.

Als sie dahinging, waren die bösen Tage gekommen, da die Dürre des Unglaubens weit und breit herrschte und das göttliche Leben in der evangelischen Christenheit ermattet war. Die Familie Zeller war eine

von denen, in welchen die stillen Wasser Siloah noch flossen und nie ganz vertrockneten. Aus diesem Quell hat Heinrich in seiner zarten Jugend geschöpft. Auch er litt, während er heranwuchs, Schaden unter den Einwirkungen des kalten und stolzen Zeitgeists, und lange ging er in der Irre. Aber die Treue Gottes waltete über ihm. Die Lebenseindrücke seiner Kindheit erwachten wieder, der Segen der Vorfahren ging ihm nicht verloren. Dieser Erbsegen ruhte auf ihm und wurde durch ihn, dem ein langes Leben beschieden war, herübergeleitet in eine neue und bessere Zeit.

IV.

Zeller auf der Universität Tübingen.

1796 — 1801.

Im Herbst 1796 absolvirte Heinrich das Gymnasium. Der Erfolg seiner Studien hat sich in seinem späteren Leben bewährt. Er hat selbst eine Zeitlang lateinische und griechische Autoren erklärt und seine Schüler dafür begeistert. Im Greisenalter schrieb er einen eleganten lateinischen Brief an seinen Sohn Reinhard. Jene Klarheit des Gedankens, jene Mäßigung und Kraft des Ausdrucks, die alle seine Schriften auszeichnet, war die Frucht nicht nur seiner natürlichen Begabung, sondern eben so sehr die seiner klassischen Studien.

Es war eine glückliche Zeit, wo man im Gymnasium sich auf die Gegenstände beschränkte, welche die Geisteskraft stählen und den Geschmack veredeln; wo man weniges lehrte, aber dies wenige recht; wo die Jünglinge nicht überladen und abgemattet, sondern der Anstrengung gewohnt und mit glühendem Verlangen nach tieferer Erkenntniß zur Universität übergingen.

Am 18. Oktober 1796 kam Heinrich Zeller in Tübingen an, wo sich ihm eine neue Geisteswelt öffnete, und wo Gefahren auf ihn warteten, von welchen der 17jährige Jüngling wahrscheinlich keine Ahnung hatte. Seine erste Einführung geschah durch seinen ältern Bruder Karl, der sich damals im theologischen Stift befand, aber schon im folgenden Jahr sein Studium beendigte und die Universität verließ. Heinrich wohnte

drei und ein halbes Jahr in der sogenannten Hölle, einem Hause an der Neckarhalde, in welches man durch das Dach eintrat. Heinrich bekam den Freitisch im Stift, ein großes Ereigniß für den sparsamen Vater. Er speiste an dem sogenannten Hansentisch, mensa hospitum. In eine Studentenverbindung oder Landsmannschaft ist er nie eingetreten. Er bewahrte von Anfang an den Charakter eines äußerst fleißigen, gesetzten und zurückgezogenen Obscuranten.

Die Hochschule hatte in Beziehung auf Wissenschaft ihre alte Auszeichnung bewahrt. Man war hier nicht so rasch in der Aufnahme neuer Systeme, wie etwa in Jena, aber höchst gründlich in der Arbeit. Man hielt sich im Vortrag streng an die althergebrachte Methode. Aber während in Beziehung auf Gelehrsamkeit Tübingen die andern Hochschulen jener Zeit übertraf, war Disciplin und Sitte hier wie an andern Orten erschlafft.

Nach gutem altem Gebrauch widmete sich Heinrich zuerst den philosophischen Studien. Seine ganze Universitätszeit war auf vier Jahre berechnet. Wir finden, daß er im Sommer 1797 Weltgeschichte bei Rösler, allgemeine Literaturgeschichte bei Gaab, Logik und natürliche Rechtslehre hörte. Auf das philosophische Studium folgte das juristische, zu welchem ihn nicht die eigene Neigung, sondern der Wille des Vaters und der kindliche Gehorsam bestimmte. Die damaligen Professoren der Rechte waren ihrer sieben, unter welchen Tafinger und Malblanc hervorragten. Zeller bearbeitete mit unverdrossenem Fleiß die Institutionen und die Pandecten, das deutsche Privatrecht, die gerichtliche Medicin, das Criminalrecht und die anderen Fächer seines Berufs. Er that es aus Pflicht, sein Herz war an diesen trockenen Uebungen des Gedächtnisses und des Scharfsinnes nicht betheiligt, sein Geist fand wenig Nahrung und Befriedigung darin. Er tadelt sich selbst, daß er während der Pandectenvorlesung gemalt habe. Zeichnen, Silhouetten ausschneiden und Aquarellmalen war ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Um neben dem Studium der Rechte einige andere Vorlesungen, die ihm mehr zusagten, hören zu können, ersparte sich Zeller das hiezu erforderliche Honorar, indem er am Hansentisch auf den Genuß des Weines verzichtete und die hiefür ausgesetzte Geldentschädigung in Empfang nahm.

Des Vaters Befehl mußte erfüllt werden. Dieser nahm auf die besondere Begabung des Sohnes wenig Rücksicht, um so mehr auf die einträglichen Ehrenstellen, die bei der juristischen Laufbahn zu hoffen waren.

Er erwartete, seinen Heinrich einst als Oberamtmann oder Oberjustizrath in hohen Würden und mit beträchtlichen Einkünften zu sehen.

Hieher gehören zwei Anekdoten, die man aus Zellers eigenem Munde vernommen hat. Als er einst von einem Besuche bei Professor Abel Sonntag Abends spät nach Hause ging, öffnete sich in einer engen Gasse hoch oben ein Fenster und ein unnennbares Geräth wurde ausgeleert. Zeller hatte eben ganz neue Kleider an. Wer seine außerordentliche Reinlichkeit und Sorgfalt kannte, mag sich denken, wie sehr er hiedurch herausgefordert wurde. In der That schrie und tobte er dermaßen, daß man in der Umgegend die Fenster öffnete, um nach dem Urheber solch nächtlichen Lärmens zu sehen. Bald fühlte sich der junge Mann tief beschämt und in seinem Gewissen schwer bestraft.

Einst kehrte er mit einigen Freunden in einem Dorf zwischen Tübingen und Stuttgart im Wirthshause ein Sie hatten in ihrer heiteren Laune ausgemacht altbayrisch zu reden, wer das erste schwäbische Wort ausspreche, müsse die Zeche bezahlen. Während der Mahlzeit trat ein ehrwürdiger Mann ein, setzte sich zu den munteren Gesellen und unterhielt sich mit ihnen. Es war der Professor, nachmals Bischof, Joh. Michael Sailer, selbst ein Altbayer, aus Aresing bei Schrobenhausen gebürtig. Sie erkannten ihn, achteten sich aber durch ihre Verabredung gebunden in ihrer Art fortzufahren. Hinterher schämte sich Zeller auch hierüber, und es betrübte ihn in Gegenwart eines solchen Mannes sich kindisch benommen und ihn vielleicht gekränkt zu haben.

Manches Licht verbreitet sich über Zellers inneres Leben während seiner Universitätsjahre durch umfassende Bruchstücke eines Tagebuches, welches er mit großer Sorgfalt geführt hat. Fast auf allen Blättern finden sich die Beweise seiner Gewissenhaftigkeit. Er nahm es ernst mit der Selbstprüfung, er strafte sich innerlich über jede Schwäche oder Versäumniß, deren er sich schuldig fand. Man sieht eine Zunahme der Selbsterkenntniß, aber zugleich der inneren Leiden. Er ist nicht befriedigt mit der äußern Ehrbarkeit und Mäßigkeit, er ringt nach der Reinheit des Herzens, er will nicht ruhen, bis alle seine Gemüthsbewegungen geordnet sind, sein ganzes Benehmen geregelt ist. Er rafft sich auf zu den edelsten Vorsätzen, und macht dann wieder die bittersten Erfahrungen von der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens und von der Ohnmacht seines Willens. Mit der Selbstbeobachtung und der streng-methodischen Beschäftigung nimmt er es so genau, daß er in's Kleinliche verfällt, indem er

im November 1799 ein doppeltes Tagebuch in zwei Spalten beginnt, mit der Ueberschrift: „Geschichte meines Kopfs“ — „Geschichte meines Herzens“. Auf der einen Seite berichtet er über seine Pandectenarbeit, in der andern Spalte heißt es: „Ohne religiöse Gefühle, obgleich ich gestern gehört habe, daß jeder Stillstand in der sittlichen und religiösen Bildung Rückfall sei. Auch habe ich bei meinem Unterricht nicht diejenige Würde bewahrt, die Achtung und doch auch zugleich Liebe und Zutrauen einflößt. Vielleicht stehe ich auch schon in Gefahr, mich nicht über den Schlendrian erheben zu wollen.“ — „Wie konntest Du heute Deinen Freund W. so unvertheidigt lästern hören?“

Es ist eine langsame, mühevolle, aber tiefgreifende Entwicklung, die sich in diesen Bekenntnissen abspiegelt. Wer sollte nicht hierin die erziehende Wirksamkeit des göttlichen Geistes erkennen, der auf das Herz und Gewissen Heinrichs einwirkte? Während dieser junge Mann seinen Umgebungen musterhaft erschien, war er mit sich selbst in hohem Grade unzufrieden und voll Sehnsucht nach einem höheren Leben, nach einer Erkenntniß und Heiligung, die er sich selbst nicht geben konnte.

Es waren zwei große Versuchungen, die ihm während seines Universitätsstudiums nahe traten: die Versuchung zum Unglauben und zur Unkeuschheit.

Was den Glauben und die christliche Erkenntniß betrifft, kann man jene Zeit nicht besser beschreiben, als mit Zellers eigenen Worten: „Die damalige Zeit war in einer geistlosen, seelischen und fleischlichen Thätigkeit und Richtung befangen, worin das Wort Gottes beinahe untergegangen war und der Mond weltlicher und fleischlicher Weisheit und Aufklärung hoch am Himmel stand.“ M. Bl. 1844, S. 39. Es muß damals gewesen sein, daß Zeller eine Stimme hörte: „Das Christenthum kann keine 50 Jahre mehr stehen; es ist veraltet, morsch und faul.“ M. Bl. 1841, S. 51. So hieß es dazumal, aber es ist anders gekommen. Zeller selbst durfte später die herrlichste Erfahrung des Gegentheils, nämlich der unvergänglichen Kraft des Christenthums, machen. Damals mußten aber solche Aeußerungen, zumal wenn sie aus dem Munde gefeierter Lehrer kamen, die schwerste Anfechtung für den jungen Mann verursachen. Er hat auch Kant studirt, er schickte dessen gediegenstes Werk, die Kritik der Urtheilskraft, seinem Lehrer Jahn. Doch scheint es, daß Kant eher günstig als nachtheilig auf ihn gewirkt hat. Wohl aber bereitete ihm Fichte's „Appellation an das Publikum“ im März 1799

einen harten Kampf. Es ist die Schrift, in welcher Fichte die Persönlichkeit Gottes bestreitet und nur die moralische Weltordnung als den einzig haltbaren, wissenschaftlichen Kern der Gotteslehre gelten lassen will. Zeller ging zu seinem verehrten Lehrer Abel, dem Professor der Philosophie, und dieser half ihm wieder zurecht.

Unter den Professoren der Theologie waren es Storr und Flatt, die vor Andern den alten christlichen Glauben vertraten, in Gestalt eines gemäßigten, bedächtigen und schüchternen Supranaturalismus. Flatt machte Mittheilungen über die Geschichte der dänischen Mission für die jungen Theologen; Zeller wohnte als der einzige Jurist denselben bei.

Die andere Gefahr kam von Seiten der Unsittlichkeit. Diese scheint damals in Tübingen mit besonderer Frechheit hervorgetreten zu sein. Es ist nicht zu verwundern, wenn durch das Beispiel der Höfe auch die Universitätsstädte angesteckt wurden. Die Schamlosigkeit in der Literatur z. B. in den Schriften von Wieland, dessen schnöden Abfall vom Christenthum Zeller beklagte, konnte nicht ohne verderbliche Wirkung auf die studierende Jugend bleiben. In einer kleinen Stadt findet die moralische Ansteckung und die Verpestung der Atmosphäre, wenn sie einmal eingedrungen ist, nur um so rascheren Fortgang. Wie die damaligen Theologen sich gegen den Unglauben keine Schwertstreiche erlaubten, und sich meist auf eine bescheidene Wahrung des eigenen Standpunktes beschränkten, so scheint es in ähnlicher Weise auch bei Bekämpfung des Lasters den Universitätsbehörden an Energie gefehlt zu haben.

Heinrich kämpfte ritterlich gegen die Einflüsse dieser Art. Er konnte sagen, daß er höchst mäßig lebte, daß er in Reden und Gebärden sich nichts Ungeziemendes erlaubte, viel weniger in Thaten. Er vermied die Verlockungen des Tanzes und den Umgang mit gefährlichen Menschen, aber im Innern hatte er den heißesten Kampf gegen unreine Phantasien und Begierden zu bestehen. Sein Tagebuch enthält herzzerreißende Klagen. Er wendet die schärfsten Waffen an, welche ihm bei seinem damaligen Standpunkt zu Gebote standen, um sich in Schranken zu halten und den Sieg davonzutragen. So schrieb er am 29. Oktober 1797, um sich die schrecklichen Folgen eines Falles zu vergegenwärtigen: „O die Gewissensbisse, wie bitter, wie nagend, wie höllisch marternd müßten sie für den Jüngling sein, wenn er nicht ganz alles sittliche Gefühl verloren hat! Mit welchem Gefühl wollte er seiner guten zärtlichen Mutter vor die Augen treten, dieser Mutter, die in ihm die Vergeltung der Sorgen,

die sie auf seine mühsame Erziehung gewendet hatte, zu finden hoffte, die schon im Geiste ihn glücklich in der Ehe und sich selbst in ihren Enkeln mit Wonne gesegnet sah! Wie wollte er den forschenden, den traurigen Blick aushalten, mit dem sie ihn so verändert findet, in dem tiefverwundeten, getäuschten Herzen heimlich bedauert und vielleicht für ihn zu Gott betet! Wie wollte er vor seine Großmutter, vor seinen ihn so zärtlich liebenden Lehrer hintreten und ihre bedeutungsvollen Blicke ausstehen? O, er müßte mehr als Stein sein. Und wie wollte er es wagen, im Bewußtsein seiner Schuld die Geliebte seines Herzens anzusehen, wenn sie in der Unschuld eines Engels, mit dem Blick der innigsten Zärtlichkeit vor ihn hintritt und in seinen Augen Bestätigung ihrer süßesten Hoffnung zu lesen wünscht? — O verbannt, auf ewig verbannt müssen jene niedrigen Begierden aus meinem Herzen sein! Sie ersticken alle sanfteren, alle hohen Empfindungen und gebären zuletzt das wirkliche Laster der Wollust, mit ihm alle unzähligen Folgen desselben und zuletzt Verzweiflung mit allen Furien der Hölle."

Im Greisenalter hat Zeller die Bemerkung gemacht (M. Bl. 1853 S. 54): „Sittsamkeit kann etwas Oberflächliches sein, aber sie ist sehr oft der Anfang einer innerlichen Grundveränderung und ein sprossender Keim eines neuen Lebens." So war es bei ihm selbst; bei seinem redlichen Streben schützte ihn eine höhere Hand und bewahrte ihn für seine Bestimmung, einst ein gesegnetes Werkzeug des Heils für Viele zu werden.

Seine Frömmigkeit hatte das Gepräge jener Zeit. Die entzückende Betrachtung der Schönheiten der Natur im Aufblick zu Gott, die Erregung edler Gefühle beim Anblick der Schöpfungswunder, der Versuch, das Ueberschwengliche der Empfindung in poetischen Bildern auszusprechen, alles dieß bildet den Inhalt seines Tagebuchs. Da finden sich Ergüsse, die uns lebhaft an Klopstock, Herder und Jean Paul erinnern. So schrieb er Samstag den 30. Juni 1798: „Entronnen bin ich der Stadt Getümmel, freier athmet die Brust, höher hebt sich der Busen in Gottes freier Natur. Sei mir gesegnet, o Abend, deine stille Pracht! O du gießest Ruhe und Frieden in mein Herz, wenn es gejagt von den Thorheiten des Tages, zerstreut von Geschäften und Arbeiten, sehnend wie ein Gefangener die Freiheit, die stille Einsamkeit sucht, und hier, vom reineren Aether umflossen, vom heiligen Berge herab, staunend die Wunder der Schöpfung betrachtet und anbetend, aller Sorgen, alles Kummers

vergessend in unnennbaren Empfindungen dem Vater aller Wesen Dank, innigen Dank lallt. — Wie herrlich, wie erhebend ist dieser Abend! Kühlende Lüfte haben die drückende Hitze des Tages verdrängt, auf duftigen Schwingen verbreitet der Abendwind Balsam und Labung. Herrlich liegt die vergoldete Landschaft zu meinen Füßen u. s. w. Wie heilig ist diese Abendstille, kaum hört man noch aus dumpfer Weite die Betglocke. Dunkel umhüllt die Landschaft, die ganze Natur ruht schlummernd. Einsam walle ich noch mit erhöhtem Gefühl. — Still ging ich im Dunkel der Bäume, (der Mond lächelte freundlich durch die Zweige) den Hügel hinab. Ruhe und Frieden in der Brust brachte ich leise dem, der Alles vernimmt, ein stilles Abendgebet — neue Vorsätze, heiße Gelübde durchglühten meine Seele."

Eine ähnliche Betrachtung vom 9. Juli desselben Jahres lautet: „Die Sonne senkt sich nieder; zum letzten Mal wirft sie noch ihre Strahlen über die feiernde Landschaft. — Es ist ihr Abschied; — jetzt ist sie hinunter — wie heilig ist dies Schweigen, wie Schweigen der Gräber; wie schauerlich dies Abendgesäusel, wie Säuseln Gottes! O sei mir willkommen, Zufriedenheit, die Gefährtin der Tugend! O du verschaffst reinere Freuden, als alle Kunst. Ohne dich ist die lachende Flur öde, die Natur erstorben, der Mensch sich selbst eine Qual. Aber wo du weilst, o, da lächelt alles dem wonnigen Herzen entgegen, es sieht Wunder und Schönheit, wo der irrende Fuß des Unzufriedenen gleichgültig, verächtlich vorüberwankt, es fühlt der Gottheit Allgegenwart, während das unzufriedene Herz nur seine Qual, nur seine Thorheiten fühlt. — Und diesen inneren Frieden habe ich nun. O du Urquell alles Guten, du flößtest ihn in meine Brust."

Den 10. August 1800, eines Sonntags, den er in Waldhausen zubrachte, schrieb er Folgendes: „Hier sitze ich im Schatten der Bäume und genieße der Ruhe von den Arbeiten der verflossenen Woche. Hier auf diesem ländlichen Sitze, umgeben von wallenden Kornfeldern, von dem Säuseln der Wipfel umflüstert, dünke ich mich höher als Fürsten und Könige, und lache der schwelgenden Tafeln der Prasser, bei meinem süßen Milchtopf. Auf diesen lieblichen Höhen, fern vom Getümmel der Stadt könnte ich einer Welt vergessen, nur nicht meines Gottes, der mir soviel Freude und Genuß in meine Brust gegeben hat."

Dem jetzigen Geschlecht fehlt diese Ueberschwenglichkeit, es ist arm an edlen Gefühlen geworden. Damals war eine andere Zeit, eine andere

Stimmung der Seelen. Die Sentimentalität, wo sie aufrichtig und ernst gemeint war, wie bei Jean Paul und bei unserem Zeller, war ein hohes Gut; sie eröffnete die Vorhöfe des Christenthums, wiewohl sie für sich allein noch nicht in das eigentliche Heiligthum einführte. Allen diesen Betrachtungen und Erhebungen haftet etwas Ungenügendes an. Es liegt darin keine Kraft zum Ueberwinden im Kampf gegen die Welt und gegen die eigene Leidenschaft. Bei den edelsten Vorsätzen und Gelübden kömmt es doch nie zu einem bleibenden Frieden. Es wird nichts aus der ersehnten Befreiung von dem Gesetz der Sünde, das in unsern Gliedern ist. Diese bittere Erfahrung hatte Zeller zu machen. Er spricht sie an vielen Stellen seines Tagebuchs aus: „Ach, wer wird mich erlösen von diesen Fesseln des irdischen Sinnes, diesen Banden der Sinnlichkeit, die meinen ätherischen, für jene glänzende, bessere Welt geschaffenen Geist stets in den Koth hinabdrücken! Ach ich bin eine dürre Pflanze, kein Regen vom Himmel erquickt mich; man wird sie ausjäten diese welke Pflanze und verbrennen, — denn was nützt sie? Aber sollte sich der Herr nicht auch der hinsterbenden Pflanze erbarmen? Ja, seine ewige Liebe, die das Würmchen am Blatte versorgt, wird auch mich versorgen. Von dem ewigen Thron seiner Allmacht wird er Kraft senden meinem unsterblichen Geist zu ringen mit meiner Sinnlichkeit; er wird mir die Seligkeit möglich machen, mich täglich vollkommener, weiser, besser, gottähnlicher, fähiger für jene Welt zu sehen." (17. Juni 1799.)

Das Tübinger Tagebuch schließt am Pfingstsonntag 1800 mit der Klage: „Welche Thorheiten habe ich begangen: Thorheiten im Umgang mit jenem Geschlecht, Thorheiten in Aufbauung von Luftschlössern, Thorheiten in Mittheilung und eitler Erzählung dieser Luftpläne, Thorheiten der Phantasie, Thorheiten, doch nein Sünden des Zorns, der Unüberlegtheit und Uebereilung, Thorheiten der Kälte gegen meine Freunde, Thorheiten der Nachlässigkeit im Unterrichte, Lässigkeit, Trägheit zu Gott und zu meiner Herzensbildung. Gott, der du mich unsichtbar in dieser Mitternachtsstunde umgibst, o wie weit habe ich mich von Dir entfernt, wie habe ich ohne dich gelebt! ach, vielleicht umgibt mich jetzt einer der seligen Geister des Himmels und hört mich Schwachen, immerhin Schwankenden klagen! Großer Allvater, an dem heutigen Tage erfülltest du die Schüler des Gottversöhners mit deinem Geiste, und welche herrliche Menschen wurden sie! O mein erziehender Vater, schenke mir diesen Geist! Ach wie wenig bin ich ein geistiger Mensch! Wie sehr bin ich das,

worüber der göttliche Mann Paulus im 7. Kapitel an die Römer klagt!"

Dies ist der friedlose und kraftlose Zustand, in welchem der bloße Deismus die redlich strebende Seele verschmachten läßt. Diese dürftige Lehre herrschte damals in Tübingen vor. Da fehlte es an der glaubensvollen Hinweisung auf den Erlöser, welcher selbst die Versöhnung für unsere Sünden ist, der in Seinem Sterben der Sünde die Macht genommen hat, der da lebt und mit Seiner Hülfe denen, die Ihn suchen, nahe ist. Da hieß es: Hilf dir selbst! Auch das Gebet, zu welchem Zeller oft seine Zuflucht nahm, verlieh ihm wenig Kraft, denn es war nicht das Gebet im Namen Jesu, der da gesagt hat: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Fünfzig Jahre später hat Zeller im Rückblick auf seine Universitätszeit gesagt: „Ich kenne einen Menschen, der Jahre lang nach einer seligmachenden Erkenntniß geforscht hat, Jahre lang die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens zu erlangen gesucht hat, und lange vergeblich. Warum das? Manche suchen solche Perlen, wo sie eben nicht zu finden sind, auf hohen Schulen, wo sie oft am wenigsten gefunden werden, bei Wissenden, die gerade das Wissensnöthigste am wenigsten wissen." M. Bl. 1850, S. 47.

Zeller hatte kein anderes Verlangen als, ein Christ, ein wahrer Christ zu sein. Aber er wußte nicht, wie er es werden sollte: sein Christenthum war damals doch nur ein Deismus mit schwacher, christlicher Färbung. Das Geheimniß der Erlösung, die Kraft der Gottseligkeit war ihm unbekannt, — das wahre innere Leben fehlte ihm noch. Leben wird durch Leben geweckt, wie die Flamme an der Flamme sich entzündet. Die Begegnung mit einem lebendigen, geisterfüllten Christen fördert den Suchenden mehr, als das Studium vieler vortrefflicher Bücher. Auch unser Zeller empfing während seiner Universitätsjahre einige wohlthätige und belebende Eindrücke durch Begegnung mit einzelnen wahren Christen. Es lassen sich drei Lichtpunkte in seiner damaligen trüben Zeit entdecken. Das erste dieser wohlthätigen Erlebnisse des studierenden Jünglings bestand in seinem innigen Verkehr mit Abel, dem Professor der Philosophie, und mit dessen Familie.

Johann Friedrich Abel war in Vaihingen 1751 geboren. Er studierte in Tübingen die Philosophie, zu einer Zeit, wo noch die alte Gediegenheit der Studien bestand. Damals herrschte die Leibnitzische und Wolfische Lehre, welche sich die Uebereinstimmung der Vernunft mit der altchristlichen

Wahrheit darzuthun zur Aufgabe gemacht hatte. Schon 1770 wurde Abel Magister und 1772 Professor der Philosophie an der hohen Karlsschule auf der Solitüde; mit dieser Anstalt wurde er 8 Jahre später nach Stuttgart versetzt, von 1786 bis 1790 leitete er sie als akademischer Prorector. Unter seinen Schülern war Schiller, und auf dessen philosophische Studien hatte Abel bedeutenden Einfluß. 1790 wurde er Professor der Philosophie in Tübingen. Seine Fächer waren Psychologie, Ethik und Religionsphilosophie. Seitdem Kant die großen Fragen nach den Quellen und den Gränzen aller menschlichen Erkenntniß einer so strengen Prüfung unterzogen hatte, ging Abel mit vollem Ernst auf diese Fragen ein, wie seine zahlreichen Dissertationen bezeugen. In die Zeit, da Zeller studierte, gehören seine Abhandlungen de conscientia et sensu interno 1797, de conscientiae speciebus p. I—III 1798—1802 und de fortitudine animi 1800.

Wir wissen nicht, welche Vorlesungen Zeller bei ihm gehört hat. Aber wichtiger noch als die Collegien war für ihn der persönliche Verkehr mit dem Lehrer. Abel besaß einen seltenen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen. Sein Wesen war liebreich. Wie es unserem Zeller erging, so auch andern: Abel übte bis in sein spätestes Alter veredelnden Einfluß. Ein Freund sagte von ihm nach seinem Tode (1829): „Man fühlte sich durch seine Nähe gebessert."

Abel war nicht Pietist, aber ohne Zweifel ein Mann von fester christlicher Ueberzeugung. Als Zeller fühlte, auf wie schwachen Füßen sein christlicher Glaube stand, da wies ihn Abel auf den rechten Grund. „Der wird sich überzeugen, daß die Lehre Christi von Gott ist, und der wird ein seliger Mensch bei dieser Ueberzeugung sein, der die Lehre Christi ausübt." Einst befand sich Zeller in Gefahr, den Abend in einer Gesellschaft zuzubringen, die ihm verderblich werden konnte. Er war vorher mit einigen andern Studirenden bei Abel, und dieser, ohne etwas von der Sachlage zu wissen, fesselte durch ein anregendes, wissenschaftliches Gespräch unsern Zeller so sehr, daß er darüber alles andere vergaß und der Versuchung entging.

Zeller nennt ihn im Tagebuch den „Mann, den meine Seele liebt." Aber auch der Professor fand Wohlgefallen an dem strebsamen Jüngling und zog ihn in seine Nähe. Er hatte eine treffliche, feingebildete Frau und drei noch im Kindesalter stehende Töchter Friederike, Rosine und Christiane. Für die beiden ersteren war als Hauslehrer ein Schweizer

angestellt, Wilhelmi, ein Mann von ungewöhnlicher Kenntniß der alten Sprachen, die er gerne auch seinen Schülerinnen beigebracht hätte, und voll Begeisterung für die griechische und römische Literatur. Dieser ging 1799 zu der sächsischen Gesandtschaft nach München, und Zeller wurde als sein Nachfolger zur Fortsetzung des Privatunterrichts im Abelschen Hause ausersehen. Vom September 1799 an unterrichtete er Rike und Röse in der Geographie und Geschichte. Im Kreis dieser Familie war es unserm Zeller außerordentlich wohl und er fühlte den heilsamsten Einfluß auf sein ganzes Innere. Die Schülerinnen waren reich begabt und hoffnungsvoll. Die ganze Familie war dem jungen Manne, der den Unterricht so gewissenhaft und zugleich so anmuthig zu ertheilen wußte, dankbar und anhänglich. Es bildete sich eine Freundschaft für das ganze Leben. Abels Empfehlungen wurden entscheidend für Zeller's Lebensgang. In Abels Hause kam es ihm zum ersten Mal zum Bewußtsein, daß Lehren und Erziehen der Beruf sei, der allein den Anlagen seines Verstandes und Gemüthes ganz entspräche, und daß er im steten Verkehr mit der Kindheit und Jugend das Glück seines Lebens finden würde.

Röse, die jüngere Schülerin starb schon 1803. Rike, die ältere, 1802 confirmirt, wurde später die Gattin eines Freundes von Zeller, Namens Hermann. Sie lebt (1875) noch als verwittwete Frau Prälat Hermann in Stuttgart und erinnert sich der schönen Kinderzeit und des geliebten Lehrers und Hausfreundes, wie er einmal auf Weihnachten zu Besuch kam und die Kinder erfreute durch Anfertigung eines Hügels zu einer Kapelle und Einsiedelei, die sie aus Frankfurt bekommen hatten. Als Zeller Tübingen verlassen mußte, trat sein Freund Steudel die Hauslehrerstelle an.

Einen zweiten Lichtpunkt bildet das Pfarrhaus zu Gönningen. Zeller wurde daselbst durch seinen Freund Nanz eingeführt. Der Name der Pfarrersfamilie erscheint im Tagebuch nicht, aber unverkennbar ist es, daß in jenem Pfarrhaus das Herz des jungen Mannes durch ein wahrhaft christliches Familienleben erwärmt wurde. Denn so schrieb er am 12. Juni 1799 in sein Tagebuch: „Seit dem ersten Besuch in dieser Familie ist eine große Veränderung in meinem ganzen Wesen vorgegangen, ja es ist eine Epoche in meinem Leben. Der Vater der Menschen, der auch mein Vater ist, der mein Schicksal lenkt zu der ewigen Seligkeit, hat es so gefügt, daß ich mit diesen edlen, frommen Menschen zusammentraf, daß sie auf mich einwirkten und meine Seele erweckten. Seit ver-

flossenem Samstag habe ich wieder unter dieser Familie gelebt, habe mein Herz im Umgang mit dieser Christenfamilie zum Guten gestärkt. Habe seit langer Zeit wieder einmal mit Christen und unter Christen die rührende, heilige, edeleinfache Anstalt des Gedächtnißmahles gefeiert, das der Wohlthäter der Menschheit, der Stifter des göttlichen Reiches unter den Menschen, ihr Erlöser, der Logos, durch den sich die ewige Erbarmung den Menschen offenbarte, Jesus Christus zur Erinnerung an ihn gestiftet hat. Gott, du ewige, unbegreifliche Liebe, du bist der Zeuge der Veränderung in meiner Seele, du bist die leitende Ursache dieser Epoche meines Lebens. Schon ahnt mein Geist jenen inneren Frieden, die eigene Belohnung des Christen; schon stehe ich am Vorhof des Tempels der Seligkeit. Gott, du mein Erzieher, leite mich in das Heiligthum und geuß deinen Segen auf dein Kind, das dich im Staube anbetet!"

Dies waren Lebenseindrücke, wiewohl sie noch nicht eine bleibende Wirkung hervorbrachten. Während seiner ganzen Universitätszeit nahm Zeller nur dieß einzigemal am heiligen Abendmahl Theil. Ebendeßhalb kann man sich über den kümmerlichen Zustand seines innern Lebens nicht verwundern. In Gönningen erfuhr er etwas von der Nähe und Kraft des HErrn, er fand sich im Vorhof des Heiligthums, aber noch lange blieb er im Vorhof stehen.

Die dritte köstliche Erinnerung aus jenen Jahren ist die an einen Kreis von auserwählten Freunden. Der etwas ältere Bahnmaier, ein gewaltiger Geist, leitete einen Verein von Studenten, in welchem wissenschaftliche, nicht ausschließlich religiöse Gegenstände besprochen wurden. Zum eigentlichen Herzensfreund eignete er sich nicht, denn er übte eine strenge Kritik gegen alles, was ihm als Empfindelei erschien. Unter den jungen Theologen im Stift waren damals Blumhardt, Handel und Nanz die einzigen Pietisten. Drei ausgezeichnete Jünglinge aus Frankfurt studirten zu gleicher Zeit in Tübingen: der Jurist Fresenius, die Theologen Passavant und Reichard. Würtembergische Theologen, mit Zeller befreundet, waren Steudel, Schmid, Höchstätter, Eytel, Hermann und Hoffmann, ein Neffe des Professors Flatt. Alle diese waren von einem idealen Streben nach Tugend und Vollkommenheit erfüllt. Einige, wie man aus ihren Briefen sehen kann, waren gereifter im Geist und in christlicher Erkenntniß weiter gefördert als Zeller. Sie alle liebten ihn, bewunderten seine Aufrichtigkeit und nannten ihn den edlen Zeller. Unmittelbar vor Zellers Abgang von der Universität, am 19. September

1800 vereinigten sich diese jungen Männer feierlich zu einem Bunde der Freundschaft und Tugend. Diese freundschaftliche Verbindung war nach Gottes Fügung ein mächtiges Mittel zur Bewahrung vor dem Bösen und zur Veredlung des Geistes und des Herzens; sie diente als Ersatz für so manches, was unserm Zeller mangelte, was ihm von Seiten der Lehrer und der Geistlichen hätte zu Theil werden sollen.

Im Herbst 1800, wo das Tagebuch uns verläßt, nahte für Zeller das juristische Examen. Der gestrenge Vater war gegenwärtig, und es fiel so günstig aus, daß er nachher voll Rührung seinen Sohn umarmte. Heinrich war nun Licentiat beider Rechte. Aus reinem Pflichtgefühl hatte er mit unverdrossenem Fleiß das ihm eigentlich widerstrebende, trockene Studium bemeistert. Der Vater nahm ihn mit nach Ludwigsburg, wo er sogleich in die juristische Praxis mit dem Titel eines Kanzlei-Advokaten eintrat. Nun studirte er Acten, hörte Parteien, arbeitete redlich an den Schriftstellern über die juristische Praxis, aber sein Herz war nicht bei der Sache. Einmal hatte er mit Parteien zu thun, deren weitaussehender Prozeß großen Gewinn für die Advokaten versprach. Dem Drang seines Innern nachgebend bewog er sie zum Vergleich und Friedensschluß. Da sagte der Vater unmuthig: „Heinrich Du taugst nicht zum Advokaten!"

Heinrich selbst fühlte dies nur zu gut. „Welch' ein düsterer Tag für mich war der heutige!" so schrieb er am 20. Januar 1801. „Beinahe verzweifle ich an meiner Tauglichkeit für das practische Leben. Ich habe so wenig Gegenwart des Geistes, so wenig Streitsucht, so wenig Kenntniß des gemeinen Lebens, so wenig praktischen Tact, so wenig List und Kenntniß der Schleichwege in der Praxis; o es mangelt mir überall! Was fange ich an? Hätte ich doch einen weisen Freund, dem ich mich ganz entdecken, und der mir hierin vollkommen rathen könnte! O Gott, laß einen Schimmer von Licht auf die dunkle Bahn fallen, auf der ich künftighin gehen soll!"

Neben diesen Actenstudien und Streitsachen, mit denen er sich pflichtgemäß abquälte, war ihm der Privatunterricht, den er seinen jüngern Brüdern Wilhelm und Eberhard und den Kindern eines Herrn Schöll gab, eine Erholung. Wie sehr ihm dieser am Herzen lag, sieht man aus einer Frage an Freund Passavant, ob Gebetbücher für Kinder passend wären, und welche? Eine Frage, die Passavant sehr verständig beantwortete.

Zellers Umgebungen theilten die ernste Stimmung nicht, worin er sich befand. Um sich die Richtung des Gemüths auf das Höhere zu erhalten, nahm er sich vor, jeden Tag aus Heß, Ewald oder Lavater etwas zu lesen und besonders den Sonntag Vormittag gut anzuwenden. Am Ostermontag 1801 ließ er sich bewegen, gegen seine Neigung in eine Tanzgesellschaft zu gehen. „Ich ging hin," sagt er, „theils um die gute Gelegenheit, andere Menschen und mich selbst kennen zu lernen, nicht zu versäumen; theils war vielleicht eine dunkle Neigung dabei, die mir auch vom Zusehen einiges Vergnügen versprach. Was sah ich? Ich sah Menschen, die sich beim Ton einer Geige, eines Basses und eines Clarinets im Ringe herumdrehten, während sie die dicke mit Staub erfüllte Luft einathmeten und von Schweiß troffen. Ich sah Caricaturen, die selbst voll Neid über andere Caricaturen lachten, ich sah Wollüstlinge, sinnliche Menschen, ich sah leere Köpfe, die ihr leeres Geschwätz an Frauenzimmer verschwenden und dennoch ihnen gefallen, ich sah eitle Stutzer selbstgefällig herumwandeln, Handwerker den Lohn ihres Schweißes von einer ganzen Woche vertanzen und verzehren, und andere das Nämliche thun von dem Gelde, das sie entlehnt hatten. Während ich außen fröhlich und theilnehmend erschien, war ich innerlich ekel, leer und mir selbst fremd und unbehaglich; wie ein Fels drückte der Gedanke meine Seele: o, wie eitel ist dieses Jagen nach sinnlichen Vergnügen, wie leer sind diese rauschenden Feste! Jetzt erst, seitdem ich wieder allein bin, finde ich mich wieder erleichtert." Es gab in Ludwigsburg auch eine harmlosere Geselligkeit: im Hause eines Herrn Weiser wurde mit jungen Damen musicirt, Gesellschaftsspiele aufgeführt, Sprüchwörter dargestellt und sinnreiche Fragen aufgegeben. Zeller macht hierüber die richtige Schlußbemerkung: „Gesellschaftliches Vergnügen muß nicht tägliche Speise, sondern Arznei sein für den Menschen."

Er las damals wiederholt Stillings Jugendgeschichte. Passavant empfahl ihm die Schriften des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi.

In dieser unbefriedigenden Lage erhielt er die Anfrage, im Februar 1801, ob er Hofmeister im Hause des Herrn von Schnurbein zu Augsburg werden wolle? Professor Abel hatte ihn für diese Stelle empfohlen. Der Vater gab wider Erwarten seine Einwilligung; wahrscheinlich betrachtete er die Sache nur als eine Episode und erwartete, daß Heinrich bereichert mit Menschen- und Weltkenntniß zur juristischen Laufbahn zurückkehren würde. Professor May vom St. Anna-Gymnasium

zu Augsburg führte die Unterhandlung. Der Vertrag wurde abgegeschlossen, und Zeller übernahm die Erziehung des achtjährigen einzigen Sohn's Marcus von Schnurbein gegen freie Station, 300 fl. Gehalt und 3 Louisd'or Geschenk. Doch ehe er Würtemberg verließ, wollte er noch einmal die geliebten Freunde in Tübingen sehen.

Was bei diesem Abschied am 4. Juni 1801 vorging, muß mit seinen eigenen Worten beschrieben werden. Den Vormittag hatte man mit der Familie Abel heiter zugebracht, Mittags bei Schmid gespeist und musicirt. „Nach fünf Uhr traten ich, Schmid, Reichard, Passavant und Hoffmann unsern Spaziergang in das Wankheimer Thälchen an. Ein tropfenweise fallender Regen veranlaßte uns, im Walde unter einer herrlichen Buche uns zu setzen. Die sanft feiernde Natur, der Regen im Walde, die Finsterniß ob unserm Haupt und der Glanz der Abendsonne, der die vor uns niederrauschenden Tropfen vergoldete, — Alles stimmte uns feierlich. Wir sangen langsam: Warum sind der Thränen unterm Mond so viel. — Laßt uns ihr Brüder — und: In diesen heiligen Hallen. Während dieses Gesangs hatte ich den Vorschlag gemacht, in unserer jetzigen Stimmung hier im Schooße der Natur unsern Freundschaftsbund zu erneuern. Als wir den Lobgesang beendet hatten, traten wir zusammen und küßten uns wechselseitig. Mit innigster Bewegung trat ich in den Kreis, bot einem nach dem andern die Hand und versprach laut meinen Freunden, nie von dem Pfade der Tugend abzuweichen. Thränen unterbrachen mich. Ich wollte, fuhr ich fort, Euch dies mein Versprechen öffentlich hier auf diesem Platze in Gottes Gegenwart, die ich jetzt fühle, geben, damit Schrecken und Schauer mich überfalle, wenn ich je an den Rand des Lasters gerathen sollte. Dunkle Bilder von Gefahren, Versuchungen und Verführungen schwebten mir schwarz und betäubend vor meiner Seele. Alle meine Freunde umarmten mich. Ich weinte laut, besonders an Schmids Halse. Nachdem ich mich gefaßt hatte, sprach ich zu Passavant: Lieber Passavant, du vermagst am meisten über mich, verlaß mich nie! Er versprach es mir, indem er mir die Hand fest drückte. Während wir so im Kreise standen und still nachdachten über die Führung Gottes, der uns als Freunde hatte finden lassen und über unsern geschlossenen Bund, erblickten wir einen schönen Regenbogen über uns. Wir dachten an Noah, und wurden allmälig heiterer. Ich machte hierauf den Vorschlag, allemal am 4. Juni und am 19. September, wo wir auch sein möchten, für einander namentlich

zu beten. Dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und zwar der erste Tag eines jeden Monats, der 4. Juni und 19. September hiezu bestimmt. Wir beschlossen auch, wo wir auch sein möchten, des Jahrs wenigstens einmal zu schreiben, so offen als möglich, und keiner sollte dem andern eine Warnung, wenn sie auch aus Irrthum geschehe, übel nehmen."

„Alles dies beschlossen wir mit inniger Rührung und wechselseitigem Händedruck. Endlich verließen wir den Platz und gingen still heim. Wir dachten und sprachen zuweilen von dem Gerichtstag, wo wir uns wiederfinden würden, von dem schrecklichen Gefühl, einen von uns verloren zu sehen u. s. w. Endlich fing Passavant an: Seid ihr nicht auch gestimmt zu einem gemeinsamen Gebet? Wir alle bekräftigten es einmüthig. Wir gingen daher seitwärts, tiefer in den Wald hinein, und hielten bei einer Buche. Passavant, sprach ich tief bewegt, Gott hat dir die meisten Gaben gegeben, bete du laut. Er sprach dann ein Gebet voll Feuer, das alle unsre Vorsätze enthielt und Gott um Stärke und Kraft bat, sie zu erfüllen. Nachdem er fertig war, that ich noch einige Worte hinzu: Gott möchte doch, wenn noch etwas in uns sei, das nicht aufrichtig mit unsern Vorsätzen übereinstimme, dies Etwas uns anzeigen, daß wir uns Ihm ganz ergeben möchten. — Nach diesen heiligen, mir ewig unvergeßlichen Handlungen traten wir vollends unsern Rückweg an."

Ueberblickt man Zellers Tagebücher aus den Jahren 1799, 1800 und 1801, so sollte man meinen, Würtemberg und die Welt ringsumher lag in tiefer Ruhe. Und doch ging unterdessen eine Welt aus den Fugen und das Kriegsgetümmel kam auch in Zellers nächste Nähe. Am 25. März 1799 siegte Erzherzog Karl bei Stockach über Jourdan. Herzog Friedrich von Würtemberg stand in dem Kampf, der immer größere Dimensionen annahm, auf Seiten Oesterreichs und Rußlands. Napoleon kam aus Aegypten zurück und nach vollbrachtem Staatsstreich betrieb er den Krieg mit aller Macht. Moreau's Armee ging am 25. April 1800 über den oberen Rhein und siegte bei Engen, Mößkirch, Biberach, Höchstädt und Hohenlinden. Ganz Würtemberg war in der Gewalt der Franzosen. Herzog Friedrich war nach Bayern geflohen. Moreau nahm 6 Millionen Franken und für 2 Millionen Naturalien als Brandschatzung. In Stuttgart lag französisches Militär. In Ludwigsburg hielt Moreau als Sieger eine Heerschau. Dort sah ihn Kerner (S. 283). Auch Zeller,

der junge Kanzleiadvokat, muß Zeuge der Vorgänge in Ludwigsburg gewesen sein. Nach dem Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) zogen die Franzosen ab. Friedrich kam wieder. Montbeliard war für Würtemberg verloren. Ueber alle diese Begebenheiten sagt Zeller in seinen Aufzeichnungen nicht ein Wort. So sehr war er mit sich, mit seinen Studien, mit der Arbeit an seiner Vervollkommnung beschäftigt; so wenig Sinn hatte damals die studierende Jugend für die Weltereignisse und für die Angelegenheiten des Vaterlandes.

V.

Zeller als Privatlehrer

in Augsburg und Sanct Gallen.

1801 — 1809.

Als Heinrich Zeller im Juli 1801 in Augsburg einzog, da fand er sich in ganz anderen Umgebungen und in einer andern Atmosphäre als daheim in dem bescheidenen Würtemberger Ländlein. Die alte Reichsstadt stand damals noch unversehrt mit ihren Bollwerken und Thürmen. Doch sah man in ihr nur einen Schatten der früheren Herrlichkeit. Die alte Tapferkeit und Tüchtigkeit war längst dahin, die Verwaltung des Gemeinwesens war in den Händen unfähiger Söhne der Aristokratie, die Finanzen in Verwirrung, die Staatsschulden im Steigen. Der großartige Sinn der Pirkheimer, Welser und Fugger für Kunst und Wissenschaft war erloschen, die Thatkraft abgestorben, die früheren Quellen des Wohlstandes waren vertrocknet und neue noch nicht erschlossen. Auf den meisten Straßen wuchs Gras. Die Reichsstadt war einem alten, morschen Baum zu vergleichen; es dauerte nur noch ein paar Jahre, so wurde durch den Sturm der Zeiten ihre Unabhängigkeit gebrochen. Aber eine Anzahl alter Familien war da, deren ererbter Reichthum sich ohne Anstrengung der Besitzer erhielt und vermehrte. Bei diesen war von der alten Sitte und Lebensweise wenig mehr übrig. Es gab solche, die in ihren Vergnügungen und Redouten, in dem Glanz ihres Auftretens und in dem kecken ober-

flächlichen Ton ihrer Unterhaltungen das Hofgesinde der Fürsten nachzuahmen suchten.

Eine Familie, von der man sagte, sie wisse selbst nicht, wie viel Häuser und Landgüter sie besitze, war die von Schnurbein, in welcher unser einfach und sparsam gewöhnter Hauslehrer eintrat. Der damalige Baron hatte seine Gemahlin, eine geborne von Schwarz von Livorno heimgeführt, und sie brachte die Eleganz und Leichtigkeit der italienischen Damen mit. Sie war dem Herrn Gemahl, der sich mitunter in faden Scherzen gefiel, geistig überlegen. Sie hatte etwas an ihm zu tragen, besonders wenn er ihre Mutter, die alte Frau von Schwarz unartig behandelte. Sie wußte sich ihm gegenüber angemessen zu benehmen, doch weniger mit Ehrerbietung, als mit Takt. Marcus, das einzige Kind, acht Jahr alt, war schon ziemlich verwöhnt, mit allerhand Eitelkeiten bekannt und ohne Respect vor dem Vater. Diesen Knaben zum Fleiß, zur Selbstbeherrschung und Tüchtigkeit zu erziehen, war unter solchen Umständen keine kleine Aufgabe.

Heinrich Zeller unterzog sich dieser Aufgabe mit der größten Hingebung. Er wachte vor allem über sein eigenes Verhalten nach den verschiedenen Seiten hin. Er holte sich Rath bei Passavant, wie er sich benehmen sollte, wenn der Herr Baron sich kleine Spöttereien gegen die Religion erlaubte. Er studirte seinen Zögling sorgfältig, er suchte mit der Mutter und Großmutter eins zu werden über die nothwendige Beschränkung seiner Spiele und Lustbarkeiten.

Die gewissenhafte Erfüllung seines Erzieherberufs wurde ihm zur Selbsterziehung. Dies sieht man aus einem Bekenntniß, das er am 26. September 1801 niederschrieb. „Drei Hauptfehler in meinem Betragen gegen meinen Zögling habe ich heute an mir bemerkt. 1. Daß ich ihm die Stunde des Religionsunterrichts durch Bitten, Fragen, Vorwürfe und Heftigkeit entleidet habe, und ach gerade bei der Erzählung der Geburt Jesu. Welches unbegreifliche Vergessen der Wahrheit, daß man den Religionsunterricht den Kindern so angenehm als möglich machen muß! — 2. Daß ich im Spiel mit ihm vom Zorn mich überwältigen ließ. Jede Ueberwältigung des Zorns muß mich bei meinem Zögling verächtlich machen, weil sie Schwäche verräth; o wann wird mich mein Erziehungsamt Geduld lehren! 3. Daß ich im Spiel eine kleine Schadenfreude beim Gewinn und einen kaum zu unterdrückenden Aerger beim Verlust meinen Zögling merken ließ. Jenes muß ihn bitter, dieses mich

ihm verächtlich und kleinlich machen. Was mir am meisten fehlt, ist die Kunst, mich in Achtung zu setzen. Achtung ist der unwillkürliche Tribut des Verdienstes. Sanftmuth in allen meinen Reden und Handlungen gegen meinen Zögling, — die rechte Art, ihn zu lieben und zu tadeln. Im Tadeln soll man weder weich und bittend, noch heftig und bitter, sondern meistens ernst sein. Endlich fehlt mir noch die große Kunst, Festigkeit mit Sanftmuth zu verbinden, fest zu sein ohne Eigensinn und sanft zu sein ohne Schwäche."

Man lebte bald in der Stadt, in dem Stammhause am untern Ende der Heiligkreuzstraße, bald auf dem Lande in Meitingen oder Stadtbergen. Zeller nahm an den ländlichen Erheiterungen Theil, nicht an den Maskenbällen in der Stadt. Er hatte Zeit zu seiner Fortbildung und zu seiner Liebhaberei am Landschafts- und Miniaturmalen.

In Augsburg hatte Heinrich zum ersten Male die hohe Freude, von selbsterworbenem Gelde seiner Mutter ein Geschenk machen zu können, indem er ihr Stoff zu einem Kleide schickte. Noch in später Zeit hat er seinen Kindern erzählt, wie ihn die Freude seiner Mutter beglückt hat. Einmal machte er von Augsburg aus einen unangemeldeten Besuch in Ludwigsburg. Als er in das elterliche Haus trat, ließ er sich seinem Vater melden als Herr Mager von Augsburg, der ihm Grüße und Nachrichten von seinem Sohn daselbst zu bringen habe. Der Vater führte ihn in's Zimmer, setzte sich zu ihm und nahm Grüße und Berichte in Empfang. Herr Mager erkundigte sich auch nach der Frau Hofräthin, und als sie erschien, richtete er auch ihr die Grüße aus. Aber mit einem derben Schlag auf den Rücken, rief sie: „Du bist ja mein Heinrich!" und nun erkannte ihn auch der Vater. Hatte ihn die Sonne so sehr verbrannt, oder die vornehme Tracht und das gepuderte Haar unkenntlich gemacht?

Im Schnurbeinischen Hause bestanden noch einige christliche Formen; die Damen lasen ein Morgen- und Abendgebet; am Sonntag durfte wohl der Hauslehrer auf dem Lande eine Predigt von Reinhard vorlesen. Aber Zeller machte auch bittere Erfahrungen.

Als Ostern 1802 bevorstand, schrieb er in sein Tagebuch: „O die Alltagsmenschen, wie ekelt mir's an ihren Gesinnungen! Mit welchem leichten komischen Anstrich sprechen sie von der Communion, wie wenn es auf einen Tanz ginge! Mit welcher mir durch Mark und Bein dringenden Gleichgültigkeit! Sie bemühen sich ordentlich zu zeigen, daß sie nur wegen der Leute, die sie sonst der Ketzerei beschuldigen könnten,

zur Communion gingen. Gott bewahre mich vor dieser sogenannten großen Welt, welche das Herz mit einem so dichten Lack überzieht, daß auch eine Handlung, die schon jedem Liebhaber der Geschichte, geschweige denn dem Christen sehr merkwürdig ist, es nicht mehr erwärmen kann, wo man kein Gefühl, keinen Enthusiasmus für Religion äußern darf, ohne als ein Schwächling bemitleidet zu werden, während man der Mode wegen Enthusiasmus für Musik oder Theater oder Modelectüre nicht entbehren darf, ohne für roh angesehen zu werden. O, wie fremd fühle ich mich da, wie sehne ich mich dann nach Menschen! Wie schmerzt es mich dann, daß ich nicht zwanzig Jahr älter bin, wo mir mein Alter kein Hinderniß mehr sein würde, mit solchen Leuten zu sprechen, wie mir's um's Herz ist!" Ihm selbst war es ernstlich darum zu thun, nach strenger Selbstprüfung durch den Genuß des Abendmahls ein Bekenntniß seiner christlichen Grundsätze abzulegen.

Jene düsteren Ahnungen in der feierlichen Stunde des 4. Juni 1801 waren nicht ohne Grund. Die großen Versuchungen kamen hier in der Fremde, wo Heinrich fern von den Eltern und von den Freunden allein stand. Die glänzenden Umgebungen machten gerade auf den bisher so eingezogenen und gegen sich selbst so strengen jungen Mann einen gefährlichen Eindruck. So sehr er sich gegen die Verweltlichung wehrte, mußte er sich doch gestehen, daß sein inneres Leben abnahm. Er lebte zeitenweise ohne Gebet. Die Wahrheiten der Religion wurden ihm verdunkelt. Er litt an Schwermuth und war einmal der Verzweiflung nahe. Es sah in seinem Innern so aus, daß ihm nur das Eine noch blieb: Ich bin doch Gottes Geschöpf. Ein Schriftwort kam ihm in den Sinn: „Gott sind a l l e seine Werke bewußt von der Welt an." „Also auch ich!" dachte er und das war damals sein einziger Halt. Es regten sich in ihm die Anfänge einer sinnlichen Leidenschaft. Es war eine Dame in seiner Nähe, die ihm gefährlich wurde, ähnlich jener Armida in Tasso's „befreitem Jerusalem," welche die christlichen Ritter bezaubert und bethört. Man darf nicht sagen, daß von jener Seite eine böse Absicht vorhanden war, aber in seinem Innern fühlte Zeller einen Aufruhr, und die ernsten warnenden Briefe seiner Freunde aus der Ferne lassen errathen, welche Geständnisse er ihnen gemacht hatte.

Hier bewährte sich der Segen des Freundschaftsbundes. Die Erinnerung an denselben und der treue Zuspruch der Genossen waren das

Mittel, wodurch die väterliche Leitung Gottes ihn von dem Rande des Abgrundes zurückführte.

In der Nähe hatte er keinen Freund, dem er sich ganz anvertrauen konnte. Wohl lebten nicht weit von ihm zwei erleuchtete Männer, die für Viele ein Werkzeug des Segens geworden sind, zwei römisch-katholische Geistliche, Christoph Schmid in Thannhausen und Johannes Goßner, Domcaplan in Augsburg. Aber es kam nur zu einer flüchtigen Berührung mit diesen. Eine neue Bekanntschaft knüpfte er an mit einem Landsmann, Doctor Karl Binder, der ebenfalls eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause versah. Er war um ein Beträchtliches älter als Zeller; geboren zu Brackenheim 1765. Er hatte in Tübingen erst Theologie, dann die Rechte studirt. Er besaß Welterfahrung und ziemliche Menschenkenntniß. Ein unerfreulicher Zug an ihm war seine etwas geringe Meinung von den Frauen. Christlicher Ernst ist in seinen Briefen nicht zu spüren, aber durch seine überlegene Weltbildung gewann er Einfluß auf den jüngeren Freund. Das prachtvolle Schätzlerische Haus unweit des Fuggerhauses gehörte damals dem alten Herrn von Liebert. Er war Banquier des österreichischen Hofes, und als 1770 Marie Antoinette, die junge Braut des französischen Dauphin, von Wien über Augsburg nach Paris reiste, veranstaltete Herr von Liebert ein glänzendes Fest ihr zu Ehren. Er hatte den großen Saal in seinem Hause durch einen italienischen Maler, der für die Stunde einen Ducaten bekam, ausschmücken lassen. Damals lebte der alte freundliche Herr von seiner stolzen Gemahlin, die sich in demselben Hause befand, getrennt. Bei ihm wohnte seine Tochter, Frau Elisabeth von Rad, welche früh Wittwe geworden war, mit ihrer Kinderschaar. Ein Sohn studirte in Tübingen und war dort schon mit Zeller in Berührung gekommen. Zu Hause waren die beiden Töchter Henriette und Lisette und mehrere jüngere Kinder. Für diese war Karl Binder als Hauslehrer angestellt, und er machte sich zugleich der Frau von Rad bei der Verwaltung ihres Gutes in Neusäß nützlich. In diese Familie wurde nun auch Zeller eingeführt. Er war gern gesehen, er brachte oft die Abende im Liebert'schen Hause zu. Es wurden Dichterwerke gemeinschaftlich gelesen.

In Augsburg konnte sich Zeller nie recht daheim fühlen, seine Wirksamkeit war gehemmt, seine Hoffnungen waren getäuscht. Da richteten sich seine Blicke auf ein anderes Land, nach welchem seine Herzensfreunde Passavant, Reichard und Eytel und sein eigener Bruder Karl sich ge-

zogen fühlten, nach der Schweiz. „Fort in die Schweiz, dort finde ich noch gute Menschen! Mich ekelt dieses elende, großtonige Leben an! Die Kinder mit grauen Haaren!“ so schrieb er im Unwillen über die Kinderbälle in Augsburg schon den 26. Januar 1802. In der Schweiz hatte sich mehr von der alten christlichen Sitte und Frömmigkeit als anderswo erhalten. Dort hatte die falsche französische Cultur weniger Eingang gefunden; wie in den Bergen die herrliche alterthümliche deutsche Sprache bewahrt blieb, so auch ein guter Theil der altdeutschen Einfalt, Biederkeit und Gottesfurcht. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wirkten in Zürich Lavater, Pfenninger und Heß, welche die christliche Bildung vertraten, während in Deutschland der Rationalismus herrschte. Schon längst fühlten sich die Genossen des Tübinger Tugendbundes durch die Schriften dieser edlen Männer begeistert; und nun leuchtete ihnen aus der Schweiz ein neu aufgehendes Gestirn. Im Jahre 1798 waren die französischen Jacobiner eingebrochen und hatten der Schweiz mit Morden und Greuelthaten die neue falsch berühmte Freiheit aufgenöthigt. Die alte Verfassung war gestürzt, die helvetische Republik errichtet. Aber gerade in dieser bösen Zeit bewährte sich die von den Vätern ererbte Tugend, in Thaten der Tapferkeit und der Menschenfreundlichkeit. Der edle Volksfreund Pestalozzi von Zürich sammelte die herumirrenden Kinder der erschlagenen Unterwaldner und eröffnete mit ihnen seine unsterblich gewordene Erziehungsanstalt. Die Erziehung des Volkes, die Hebung und Veredlung der Armen, die liebevolle Behandlung der Kinder, dies waren die Ideale, welche auch unsere jungen Freunde entzückten. Reichard, Passavant und Karl Zeller begaben sich nach Burgdorf, um die neue bessere Pädagogik aus der Quelle zu schöpfen. Es dauerte nicht lange, so wurde auch Heinrich Zellers Sehnsucht erfüllt. Professor Abel, der väterliche Freund, wußte, wie es um ihn stand. „Es ist kein Wunder,“ so schrieb er an ihn, „daß Sie in der reichen Stadt neue und unangenehme Erfahrungen machen. Sie thun Recht, fortzugehen.“ Er empfahl ihn an die edle Familie Zellweger in Trogen im Canton Appenzell, und als die Unterhandlung sich zerschlug, an einige Freunde in St. Gallen. Roller, ebenfalls ein junger würtembergischer Jurist war Hauslehrer in Trogen. Er vermittelte die Berufung nach St. Gallen, welche von Dr. Aepli, Keller, Specker und einigen anderen Hausvätern an Zeller erging, um für ihre Söhne eine Privatschule zu errichten, in Anbetracht des unbefriedigenden Zustands der öffentlichen Lehranstalten. Passavant munterte

den Freund auf mit den Worten: „Gott zeigt dir den Ausweg aus dem Labyrinth!“ Am 30. April 1803 nahm Zeller seinen Abschied von Augsburg, Reichard wurde sein Nachfolger. Die Familie von Schnurbein blieb ihm mit aufrichtiger Achtung und Dankbarkeit gewogen, wie aus einer Reihe von Briefen der verschiedenen Familienglieder hervorgeht.

Am 4. Mai kam Zeller in St. Gallen an und übernahm mit frohen Hoffnungen die Erziehung der neun ihm anvertrauten Knaben. Nach wenigen Tagen bekam er einen seltsamen und unerwarteten Brief aus Augsburg, von Karl Binder, dem er seine Ankunft in St. Gallen gemeldet hatte.

„Als ich gestern Dein Schreiben erhielt, mein lieber Zeller, standen wir nach Mittag am Fenster beisammen. Ich verschlang es zuerst. Frau von Rad las vor, und wie sie fertig war, las jedes noch einmal für sich. Eins von der Gesellschaft entfernte sich gleich darauf, und wurde in Thränen zerfließend von mir angetroffen. Ich that, was schon acht Tage lang mein tägliches Geschäft ist, ich tröstete, aber umsonst. Die Wunde ist zu tief, als daß sie von mir geheilt werden könnte. Wer hätte dem ehrbaren frommen Zeller zugetraut, daß er Feuer einlegen würde! Und doch ist es so. Es brennt lichterloh in einem gewissen Herzchen, und ich kann nicht löschen. Es weinen zwei gute, sanfte Aeuglein Tag und Nacht um Dich Flüchtling.“

„Anfangs, wie ich eine Spur davon bekam, traute ich meinen Sinnen nicht. Aber ein förmliches Geständniß, das mir den Tag nach Deiner Abreise hinter dem Steppacher Kirchhof abgelegt wurde, hob alle Zweifel. Mit einer liebenswürdigen Schamhaftigkeit sagte man mir, daß Du schon lange heimlich geliebt worden seiest und daß man oft Mühe genug gehabt habe, sich nicht zu verrathen. Deine Abreise habe das Geheimniß entrissen, denn nun sei man nicht mehr vermögend gewesen, die Last allein zu tragen. Das arme Tröpfchen, was mag es die Zeit über gelitten haben! Und Du merktest wirklich gar nichts davon? Nun, so will ich doch sehen, ob Du auch auf diese Winke nichts merkst, und ob Dein Herz Dich nicht auf die Spur bringen wird.“

Zeller wußte nicht, wer gemeint war, und Binder ließ sich das Geheimniß nicht so schnell entlocken. Es war Henriette von Rad. Ohne es zu ahnen, hatte Zeller einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie

hatte ausgezeichnete Anlagen des Geistes und Gemüths. Sie führte mit Aufopferung und unter wenig Anerkennung den Haushalt des Großvaters und der verwittweten Mutter. Sie besaß eine nicht gewöhnliche Bildung. Sie wußte Hermann und Dorothea von Göthe und die Luise von Voß fast auswendig. Mit ihrer Anspruchlosigkeit und Häuslichkeit war sie der Liebling des alten Herrn von Liebert. An den flatterhaften reichen jungen Herren von Augsburg mit ihren Ballgeschwätzen und Geldsackinteressen hatte sie kein Gefallen. Wie ganz anders erschien ihr der wohlunterrichtete, sittsame und nur für das Höhere begeisterte Hauslehrer aus dem Schnurbein'schen Hause, der zurückhaltend, würdig und frei von aller Eitelkeit und Schmeichelei sich benahm! Sie hatte der Mutter ihr Herz eröffnet, die selbst von hoher Achtung für Zeller erfüllt war.

Es war ein verhängnißvoller Entschluß, als Frau von Rad den Hofmeister ermächtigte, jenen Brief nach St. Gallen zu schreiben. So wenig Zeller früher an etwas der Art gedacht hatte — eine solche Mittheilung konnte ihn nicht kalt lassen, sie mußte wohl sein Herz rühren und ergreifen; und als Frau von Rad ihm gestattete, an Henriette zu schreiben, konnte er nicht anders als durch dies Vertrauen sich gehoben und geehrt fühlen. Die Wirkung seines ersten Briefs an Henriette schildert uns Binder in einem Schreiben an Zeller vom 19. Juni. „Aus dem trauernden Mädchen ist ein munteres, heiteres geworden. Man lacht und scherzt wieder, was ich schon lange nicht mehr gesehen habe. Nun bin ich glücklich, sagte sie mir den Tag nach Empfang Deines Briefs; und nun mag mir begegnen, was will, ich werde Alles geduldig ertragen, denn jetzt habe ich doch Hoffnung, den sehnlichsten meiner Wünsche noch erfüllt zu sehen. Dein Betragen gegen Henriette ist just so, wie ich es von Dir erwartete. Alles in Deinem Brief ist mir aus dem Herzen geschrieben." Er giebt dann dem Freunde eine Characteristik der jungen Dame. „Zwar ist sie in ihrer wissenschaftlichen Cultur durch den häufigen Wechsel ihrer Lehrer zurückgekommen. Da sie aber ein für alles Edle und Gute sehr empfängliches Herz hat, so ist gar kein Zweifel, daß sie unter Deiner Anleitung ihre Kenntnisse erweitern und sich zu dem Zweck, wozu Du sie bestimmt hast, tüchtig machen würde. Desto größere Dienste würde sie Dir gleich anfangs durch ihre Geschicklichkeit in Frauenzimmerarbeit leisten. Deinem Wunsche gemäß habe ich sie bereits gefragt, ob sie, im Fall sich Zeller ganz der Erziehung widmen würde, ihm dennoch treu bleiben, und ob sie sich auch zur Errichtung und Leitung einer

Mädchenanstalt entschließen würde, wenn er es verlangte? Und siehe, sie willigte mit Freuden ein, und erbat sich gleich eine Anweisung von mir hiezu, wie sie sich hiefür geschickt machen könne. Frau von Rad hat ihren Zeller zu lieb, als daß sie ihrer Tochter hierin etwas in den Weg legen sollte. Nur macht sie, was auch ganz natürlich ist, von Deiner Seite einen festen, bleibenden, von keinen Nahrungssorgen bedrückten Platz zur Bedingung einer wirklichen Verbindung."

Das schöne Zeugniß des Hofmeisters für Henriette findet seine Bestätigung durch ihre Briefe an Zeller, ungefähr dreißig an der Zahl, welche sie im Lauf von dritthalb Jahren an ihren Freund und Verlobten nach St. Gallen geschrieben hat. Sie sind alle erhalten, während Zellers Briefe an sie verloren gegangen sind. Sie lassen uns in Henriette das Muster einer deutschen Jungfrau erkennen: im vornehmen Stande so bescheiden, bei feiner Bildung so einfach und häuslich, so kindlich, daß sie sich über die kleinen Weichnachtsgeschenke freuen kann, treu in Erfüllung der täglichen Pflichten, voll Vertrauen zu ihrem Bräutigam, ausdauernd, edelmüthig, unerschütterlich in ihrer Liebe zu ihm.

Geraume Zeit mußte die Sache heimlich gehalten werden. Niemand als die Mutter, deren Schwester Frau von Schüle und der Hofmeister durfte davon wissen. Henriette getraute sich nicht, mit eigener Hand die Adresse auf ihre Briefe zu schreiben, damit Niemand ihr Geheimniß errathe. Zeller durfte auch mit der Mutter correspondiren. Diese war in Beziehung auf Vermögen und Einkommen ganz abhängig von den alten Lieberts. Sie wagte nicht, bei ihrem Vater und der übrigen Verwandtschaft die Sache auf das Tapet zu bringen, so lange Zeller keine feste Anstellung hatte.

Henriette und Heinrich suchten bei der Aussicht auf eine lange Fortdauer der äußern Trennung ein gemeinsames Geistesleben zu führen. Henriette liest gleichzeitig mit ihm Bücher, die er empfiehlt, und Heinrich leiht in seinem Tagebuch seinen Betrachtungen die Form von zärtlichen und begeisterten Anreden an Henriette. Ihre Stimmung wird ernst, und sie geht auf keinen Ball mehr.

Als Zeller im Mai 1804 seinen Vater besuchte, scheint dieser für die Verbindung günstig gestimmt zu sein; in der That konnte er sich dadurch geschmeichelt fühlen. Nur drang er um so mehr auf die Rückkehr seines Sohnes zur Jurisprudenz. Auch Binder und andere Freunde

redeten ihm zu. In der That nahm Zeller damals einen letzten Anlauf, indem er sich an den Kurfürsten von Würtemberg wandte, (Herzog Friedrich hatte sich 1803 zu dieser Würde aufgeschwungen, der Vorstufe zu seinem späteren Königstitel) mit der Bitte um eine Anstellung als Geheimerathssecretär. Aber die Eingabe blieb wie auch die anderweitigen Bemühungen des Vaters ohne Erfolg, und von da an war es entschieden, daß Heinrich bei der pädagogischen Laufbahn beharre.

Unter diesen Verhältnissen konnten wohl Gemüthsleiden für Henriette nicht ausbleiben. Ihre Stimmung wurde trüb und Binder mußte die Mahnung an Zeller richten: „Du moralisirst zu viel. Es ist ansteckend, schreibe heiter." Und wiederum als Zeller lange nicht geschrieben hatte: „Jette grämt sich zum Erbarmen und wird ganz mager."

Endlich im Herbst 1804 wagte Zeller einen Besuch zu machen. Die wohlwollende Frau von Rad ermächtigte ihn dazu. Er wohnte im Gasthaus zur Traube und das Geheimniß blieb aufrecht erhalten. Aber immer noch fehlte die Vorbedingung für einen förmlichen Antrag. Zwar die Mutter drang nicht auf die Jurisprudenz, sie wollte auch mit einem Schulmeister als Eidam zufrieden sein, wenn er nur vom Staat angestellt und nicht von der Willkür einiger Kaufleute abhängig wäre. Aber woher sollte die Staatsanstellung kommen? Zellers Pläne zur Errichtung eines Privatinstituts erschienen als Luftschlösser. Während Henriette unter dem Druck der Verhältnisse seufzte, faßte Zeller die Sache viel ruhiger auf. Binder fühlte sich gedrungen, ihm zu sagen: „Entweder ist Deine Liebe ganz eigener Art, oder Du liebst gar nicht. Sie hängt gränzenlos an Dir." Henriette klagt um Neujahr 1805, seine Briefe seien so kurz und abgebrochen. Er meint sehr schön zu handeln, wenn er bei diesen ungewissen Aussichten ihr schreibt, sie solle andere Anträge, wenn solche kommen, seinetwegen nicht abweisen. Dies empfindet sie als Kränkung, und Binder wünscht, mit der ganzen Sache nichts mehr zu schaffen zu haben.

Endlich tritt ein günstiger Moment ein. Lisette, die jüngere Schwester verlobt sich mit Banquier Schmidt, und die Großeltern bewilligen ihr ein Heirathgut. Nun darf man mit gleichen Wünschen auch für Henriette auftreten, und, von der Mutter ermächtigt, sendet Zeller am 17. April 1805 eine schriftliche Werbung ein, die zur Vorlage geeignet ist. Sie ist begleitet von einer sorgfältigen Kostenberechnung (selbst der damals übliche Puder ist eingerechnet), zum Beweis, daß zur Führung eines anständigen Haushaltes 1139 fl. genügen, und Zeller hat 1500. Lisette nimmt herz-

lichen Antheil, wie ihre geistreichen Briefe an Zeller bezeugen. Endlich ist sie versorgt, und nun wagt Frau von Rad, die den alten wohlwollenden Herrn von Liebert schon gewonnen hat, die Werbung dem Familienrath vorzulegen. Dieser wird am 12. August 1805 gehalten. Die Herren Reuß, Schätzler und Schüle sind dabei. Der Spruch lautet: Das in St. Gallen sei keine Versorgung, Herr Zeller solle nach Augsburg kommen, ein halbes Jahr als Commis lernen, sich einüben lassen, und Banquier werden. Henriette scheute sich, diese herben Bedingungen Zeller mitzutheilen. Doch es dauerte nicht mehr lange, so hatte sie die letzten Hindernisse überwunden, die Großeltern willigten ein ohne auf jenen prosaischen Plänen zu bestehen. Der Großvater gibt die Jahreszinsen von 3000 fl., die strenge Großmutter gewährt 2000 fl. als vorläufige Aussteuer. Henriette konnte mit freudigem Triumph an Zeller schreiben: „Die Verwandten sahen, daß sie mich weder durch List noch Gewalt von Ihnen abbringen können.“ Die Verlobung war richtig. Anfang September wußte es die ganze Stadt.

Während Henriette sich ihres Glückes freute, war Augsburg von Kriegsgetöse umgeben. Napoleons großer Feldzug gegen Oesterreich, der die Zerstörung des deutschen Reichs und zugleich den Untergang der Selbstständigkeit Augsburgs herbeiführte, war im Gange. Ulm wurde belagert, in Augsburg war erst österreichische, dann französische Einquartirung.

Zeller reiste durch den Kriegslärm nach Augsburg und verweilte beinahe drei Wochen. Die beiden Schwestern machten jede mit ihrem Bräutigam die üblichen Besuche. Von diesem Aufenthalt, über den gar keine Aufzeichnungen vorliegen, kehrte Zeller nach St. Gallen zurück. Er empfing noch einen liebevollen Brief seiner Braut vom 6. November, mit traulichem Du. Diesem aber folgte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel ein Schreiben Binders vom 29., das ihm eine sehr ernste Mittheilung ankündigt. Es war eine Einlage von Henriette. Sie redet ihn wieder mit Sie an. Nach schmerzlichem Kampf gebe sie ihm die Erklärung, daß sie der Verbindung mit ihm entsage. Sie klagt über die zurückstoßende Kälte und Gleichgültigkeit, womit er sie während seines Besuches behandelt habe. Sie fand in ihm nicht jene Gefühle, die er in seinen Briefen kundgegeben hatte, sie sieht voraus, daß er an ihrer Seite nicht glücklich sein würde, und bei seinem Mangel an Liebe würde er ihre Anstrengungen nicht einmal bemerken, noch weniger durch herzliche Zu-

neigung sie ermuntern. Ihr Beschluß, zu entsagen, sei unwiderruflich und dieser Brief sei der letzte, den er von ihr empfange.

Was Zeller hiebei empfunden, läßt sich aus einem kaum leserlichen Concept errathen. An Henriette durfte er nicht mehr schreiben. Er wendete sich, am 5. December, an die Mutter. Er blickt zurück und räumt die Richtigkeit des ihm gemachten Vorwurfs gewissermaßen ein. „Unsere Liebe entstand unnatürlich. Sie schenkte mir ihr Herz zuerst, ehe ich es ahnen konnte und durfte. Was ich für Liebe und Leidenschaft hielt, war mehr Dankbarkeit und Phantasie, Liebe gegen das Ideal meines Herzens. In den Briefen heuchelte ich nicht. Keinen Augenblick in diesen drei Jahren brachte ich zu ohne den festen Vorsatz, die große Liebe dieses Mädchens zu vergelten, sie glücklich zu machen. Ich war überzeugt, daß ich himmlisches Glück finden würde. Ich fühlte, daß sie mich mehr liebte, als ich sie; aber ich hielt meine Freundschaft, meinen Vorsatz, meine Dankbarkeit für eben so stark als ihre Liebe. Ich wußte: keiner wird so geliebt, wie ich, keiner bekommt ein so gutes Weib. Ich war stolz auf Jette; ich war meines Glückes gewiß. Und nun hat ein Schlag alles zertrümmert, alles zu Boden geschlagen, was ich Träumender aufgebaut hatte! Ich habe keinen Muth, keine Kraft, keine Freude mehr. Ich überhäufe mich mit Vorwürfen, aber es ist zu spät. Da stehe ich nun jämmerlich verlassen; o, wie elend und freudenleer ist meine Zukunft!“

Hierauf antwortete Frau von Rad am 10. December ernst, verständig und gemäßigt. „Es gehört zu einer glücklichen Ehe mehr als Hochschätzung und freundliche Neigung. Nur die innigste Liebe ist es, was im Stande ist, in allem Ungemach auszuhalten. Wo diese fehlt, und noch dazu schon im Anfange fehlt, läßt sich schlechterdings nichts Gutes erwarten. Ein unübersehbares Unglück wäre Ihr und Jettens Loos gewesen. Auch als Ihre Freundin, nicht nur als Mutter muß ich Ihnen sagen: Sie sind unglücklich, wenn Sie Jette heirathen, denn Sie lieben sie nicht, Sie fühlen Vieles für sie, nur nicht das Nothwendigste, Liebe. Sagen Sie selbst, würden Sie denn wohl sonst den mehr als schändlichen Verläumdungen gegen die gute Jette nur einiges Gehör gegeben haben, wenn mehr als Freundschaft in Ihrem Herzen für sie geschlagen hätte? Sie werden mit uns der Vorsehung noch danken, daß uns die Augen zur rechten Zeit geöffnet wurden. Die Entdeckung, ich muß es offen gestehen, war zwar bitter und hart, besonders für Jette,

doch Gott sei Lob, daß dies noch jetzt und nicht später geschah. Lassen Sie Jetten und uns Gerechtigkeit widerfahren und glauben Sie, daß wir vor Gott und unserm Gewissen hätten nicht anders handeln können. Es giebt Pflichten, die große Opfer verlangen, die jedem heilig sein müssen. Ich habe sie zu erfüllen gesucht, und bin nun ruhig und hoffe, daß auch Sie Ihre Ruhe wieder erlangen werden." Binder schrieb ihm: „Jette hat Recht. Du bist allein schuld. Warum zeigtest Du ihr fast drei Wochen lang eine frostige Behandlung?"

Es liegt in dieser plötzlichen Wendung ein psychologisches Räthsel vor, und es fehlen uns die Mittel, es zu lösen. Wurden Henriette und ihre Mutter im letzten Augenblick doch noch durch die Verwandten überwältigt? Es ist nichts davon zu lesen, doch liegt der Gedanke ganz nahe, daß die alten Gegner der Verbindung in Zellers Verhalten eine neue und schneidige Waffe fanden und von dieser Gebrauch machten. Doch was auch von jener Seite versucht worden sein mag, es bleibt unzweifelhaft, daß die Mutter und die Tochter ihrer eigenen Ueberzeugung folgten. Henriette legte sich selbst das schwerste Opfer auf; sie entsagte aus Pflichtgefühl, ja aus Liebe, um nicht den Geliebten unglücklich zu machen.

Daß es wirklich so war, wird durch Reichard bestätigt, der am 12. Januar 1806 an Zeller schrieb: „Jette ist traurig. Sie ist Dir nicht untreu geworden, nur die Aussicht auf eine unglückliche Ehe hat sie zu diesem Entschluß bestimmt." Und am 26. Januar: „Prüfe Dein Thun. Meine nicht, Jette sei kalt; sie liebt Dich noch. Sage nicht, sie hat mich weggeworfen, wie einen alten Schuh; auch Andern war Dein Benehmen auffallend."

Um dieses Benehmen richtig zu beurtheilen, dürfen wir nicht vergessen, daß Zeller von Hause aus an die altwürtembergische Prosa in der Auffassung solcher Verhältnisse gewöhnt war. Erinnern wir uns nur an Flattich und an seinen Schüler Hofrath Zeller. Da fand man Trockenheit ganz wohl vereinbar mit ehelichem Glück und vollkommener Treue. So meinte es auch Heinrich Zeller; aber andere dachten anders, und aus dieser verschiedenen Grundanschauung kam es zu dem für beide Theile so schmerzlichen Bruch.

Ungeachtet des großen Fehlers, den Zeller beging, indem er Verläumdungen (deren Inhalt wir nicht kennen) einen Augenblick Gehör gab, meinte er es doch redlich und treu und ahnte nicht, was ihm bevorstand. Durch seinen Bruder, der sich bei ihm in Sanct Gallen befand und

heftigen Erregungen zugänglich war, mag er einen Augenblick zu bittern Gefühlen angereizt worden sein. Aber sie waren sicher nicht von Dauer. Die erlittene Demüthigung ging tief, und diese Demüthigung war ihm heilsam. Er trug sie, wie wir aus dem Tagebuch sehen, mit Gelassenheit und in Unterwerfung unter ein göttliches Walten, das er in diesem schmerzlichen Verlust erkannte.

Auch für Henriette und ihre Mutter können wir nichts Anderes fühlen, als Theilnahme und Achtung. Reichard's Worte: „Sie liebt Dich noch —“ sind das letzte, was wir von dieser Seite hören. Der Vorhang fällt, und alle Personen des Trauerspieles verschwinden mit einemmale vor unsern Augen. Die Briefe der sämmtlichen Freunde, die uns bis zu diesem Zeitpunkt reichlichen Aufschluß gaben, hören plötzlich auf und es folgt hier eine große Lücke in Zeller's Lebensgeschichte.

Suchen wir, was Henriette betrifft, die Lücke einigermaßen auszufüllen durch die Ueberlieferung, die in Augsburg noch nicht erloschen ist. Dort auf dem protestantischen Kirchhof sieht man das Grabmal der Familie von Süßkind und auf demselben in einem Medaillon Henriettens Bildniß.

Herr Johann Gottlieb Süßkind war ein reicher Banquier, der sich später den Adel kaufte; ein strenger Geschäftsmann, ein herber Charakter, der mit seinen Untergebenen nur schriftlich verkehrte. Er war schon von einer ersten und von einer zweiten Frau geschieden; die zweite, „sehr schön, aber nicht tugendhaft“, war ihm entlaufen und untreu geworden. Er hielt an um Henriette von Rad, und sie sagte ja. Es scheint, sie befand sich in einem Seelenzustand ohne Hoffnung. Nachdem sie einmal das ersehnte Glück ihres Lebens verloren hatte, war ihr alles gleich. Diesmal gab sie der Verwandtschaft nach. Schwer ist die Verantwortung der protestantischen Geistlichen, welche eine Verbindung gutheißen und einsegnen, die das göttliche Wort verbietet: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, und freiet eine andere, der bricht die Ehe.“

Es war kein glückverheißender Schritt, den die arme übelberathene Henriette that, als sie am 16. November 1806 in diese Verbindung trat. Aber ihre Absicht dabei war edel; sie war redlich bemüht, andere glücklich zu machen; dies gelang ihr in gewissem Grade; ihr Gemahl wußte sie zu schätzen und ehrte sie hoch. Es widerfuhr ihr ein Leid, wohl eines der bittersten, das einer Mutter widerfahren kann: ihr erstes Kind war mißgestaltet, sie hatte sich versehen. Als sie ein zweites, ein wohlgebildetes

Söhnlein geboren hatte, nannte sie dieses Gottlob. Eines ihrer Kinder soll verunglückt sein, indem es in ein Gefäß voll heißen Wassers fiel. Ihre Tochter wurde nachmals Frau von Schätzler.

Henriette von Süßkind lebte meistens zurückgezogen auf einem kleinen Landgut Bannacker bei Wöllenburg. Die sie gekannt haben, bestätigen es, daß sie höchst liebenswürdig, ja bezaubernd war, aber nicht glücklich.

Sie war am 6. Juli 1782 geboren; sie starb, noch nicht 32 Jahre alt, am 4. April 1814.

Herr von Süßkind heirathete zum viertenmal.

In Zellers Familie wird ein Miniaturporträt aufbewahrt, das sie in der kurzen schönen Frühlingszeit ihres Lebens nach Sanct Gallen geschickt hat. Es läßt dieselben edlen Züge erkennen, wie das Medaillon auf dem Grabstein. Henriette, damals 20 Jahr alt, erscheint in der Tracht, die im Zeitalter der französischen Revolution Mode war, ein einfaches weißes Kleid mit kurzer Taille, ungekünsteltes lockiges Haar. Ihre Augen waren groß und seelenvoll, der Ausdruck des Angesichts zeigt Wohlwollen, Jugendfrische und Festigkeit, im Einklang mit dem geistigen Bilde, das uns aus ihren Briefen anspricht.

Ehe wir uns nach St. Gallen und zu den pädagogischen Arbeiten Zellers zurückwenden, wollen wir von seinen Universitätsfreunden Abschied nehmen.

Bei der Stiftung des Tugendbundes in Tübingen waren ihrer nur acht zugegen, einige waren schon früher bei der Sache, andere wie Fresenius traten später bei. In jenem Verein war ein hoffnungsreiches Zeichen der Zeit zu erkennen, gleichsam ein Vorspiel des spätern und größern Tugendbundes, aus welchem die deutsche Burschenschaft hervorgegangen ist. Aus den Briefen der Freunde Zellers leuchtet ein ungewöhnlicher Grad von Bildung hervor. So viel selbstständiges Denken, so gesunde Grundsätze, so viel Einfachheit und Klarheit der Sprache, daß man wohl bekennen muß, diese unsere Vorfahren am Schluß des vorigen Jahrhunderts standen geistig höher, als wir und als die jetzige academische Jugend. Der Parteigeist, die Herrschaft der Phrase und die Zerfahrenheit, woran die heutige Jugend krankt, war damals nicht zu finden. Aber freilich ein wichtiges Moment fehlte bei dem Tübinger Bunde gänzlich: die Theilnahme für das Wohl und Wehe des Vaterlands. Ein gewaltiges Stück Weltgeschichte brauste so zu sagen an der Thüre jener jungen

Männer vorüber, und sie sahen kaum zum Fenster hinaus. Bonaparte's Steigen, sein ägyptischer Feldzug, sein Staatsstreich und sein Consulat, sein Sieg bei Marengo, Moreaus Feldzug in Schwaben und Bayern, der Glanz eines neuen französischen Kaiserthums, der Rheinbund, die Schlachten von Trafalgar und Austerlitz und der Einsturz des tausendjährigen Deutschen Reichs, das Aufsteigen neuer Königreiche in Deutschland und Preußens tiefer Fall, alles dies ließen jene jungen Männer, die doch zu den besten des Vaterlands gehörten, ohne sichtliche Gemüthsbewegung, ohne irgend eine Aeußerung, sei es des Leides, oder des Erstaunens oder der Befriedigung vorüberziehen. Doch nur als eine merkwürdige Erscheinung sei dies erwähnt, nicht um einen Vorwurf auszusprechen. Denn solcher Art war eben damals der gesammte Zustand in deutschen Landen. Es gab noch keine öffentliche Meinung, kein politisches Leben und eben darum auch keine Theilnahme der Jugend an dem Schicksal des Vaterlandes. In Frankreich war es anders. Deutschland befand sich gleichsam noch gefangen in den Banden eines früheren Weltalters, das für England und Frankreich vergangen war; die deutsche Nation lag in einem tiefen Schlafe. Kabinetspolitik war Alles, und man sah in den Ereignissen eben nur die Handlungen der Fürsten, über welche man nichts zu sagen hat.

Heinrich Zellers älterer Bruder, Carl August, ging 1799 als protestantischer Prediger nach Brünn in Mähren. 1803 begab er sich in die Schweiz. Er wurde begeisterter Anhänger Pestalozzis und blieb es sein Leben lang. Er war eine kurze Zeit Lehrer in Sanct Gallen. Als Begleiter eines Edelmannes machte er Reisen in Norddeutschland, 1805 kehrte er in die Schweiz zurück und wirkte in Pestalozzis Sinne in Yverdon und Hofwyl, 1809 in Heilbronn, von dort berief ihn die preußische Regierung nach Königsberg, wo er sich des besonderen Wohlwollens der Königin Luise erfreute. Im fernen Nordosten war er rastlos thätig Schulen einzurichten und Methoden einzuführen nach Pestalozzis Grundsätzen. Er erhielt als Belohnung das Staatsgut Münsterwalde bei Marienburg. 1822 zog er nach dem Rheinland, um auch dort für die Schulen zu wirken. Reich belohnt mit Ehren und Orden verließ er 1834 den preußischen Staatsdienst und kehrte nach Würtemberg zurück.

Die drei Frankfurter Herzensfreunde hat Zeller nicht wieder gesehen. C. W. Passavant wurde Prediger in Frankfurt, 1817 in Bremen, wo er 1846 starb. Jacob Samuel Fresenius war seit 1804 Advokat in Frankfurt, feierte 1853 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum und über-

lebte seinen Freund Zeller. Er starb in hohen Würden 84jährig 1864. Reichard wurde Pfarrer und geistlicher Inspector im Elsaß und starb zu Buchsweiler in der Mitte der vierziger Jahre. Von den Schweizer Freunden verschwindet der eine, Wilhelmi; der andere, Hünerwadel aus Bern wird bald wieder auftauchen. Die Würtembergischen Freunde werden uns, wenn wir Zeller auf seinem Lebensgang weiter begleiten, wieder begegnen.

Wir knüpfen in St. Gallen wieder an, wo Zeller den 4. Mai 1803 seinen Einzug hielt. Er wohnte zuerst im Hause der Familie Schlatter hinterm Thurm, später im Hause des Apothekers Oberteufer in der Schmidgasse. Schon im Jahre 1803 besuchte er Pestalozzi in Burgdorf. Damals war es, wo er sich für den geliebten Meister so sehr begeisterte, daß er von ihm die Vollendung des Werkes der Apostel des HErrn, der Wiedergeburt der Menschheit erwartete. Zellers Aufgabe war sehr bescheiden; man sieht aus dem Stundenplan, daß er fast lauter Elementarfächer zu behandeln hatte. Am 14. Mai 1804 traf er zum Besuch bei seinen Eltern in Ludwigsburg ein, mit 6 ihm anvertrauten Knaben. Aus seinem Munde hat man später die Anecdote gehört, welche Verlegenheit er mit diesen jungen Gästen in die kleine Haushaltung der Mutter brachte. Während des Abendessens, als man ihn und die Knaben bewirthete, hörte er im Nebenzimmer, wie Vater und Mutter es einrichten wollten, um alle Knaben zu beherbergen. Er hörte wie sie uneins waren wegen der Anordnung der Betten. Er trat zu ihnen hinein und sagte: „Aber Vater, aber Mutter, gebet euch doch nicht so viel Mühe und zanket doch nicht deshalb, es ist ja Alles gut.“ „Laß du uns nur zanken,“ erwiederte lächelnd die Mutter, „wir zanken uns schon dreißig Jahr.“

Aus den St. Gallischen Tagebüchern von 1804 bis 1807 ist ersichtlich, daß Zellers Unterricht alle Vorzüge der Pestalozzischen Lehrweise hatte, was die Liebe zu den Kindern, die sorgfältige Erwägung der Methode, die zweckmäßige Auswahl der Beschäftigungen betrifft. Aber eben so sehr krankte sie an dem Grundirrthum des Meisters, den Zeller in späteren Jahren durchschaute. Denn Pestalozzi irrte, indem er, im Einklang mit der vorherrschenden Ansicht seiner Zeit, die menschliche Natur für unverdorben hielt. Seine Augen waren gehalten, so daß er die Nothwendigkeit einer Erlösung vom Fluch der Sünde durch Christus und einer Erneuerung des Innern durch den heiligen Geist nicht sah. Auch Zeller sah sie da-

mals nicht. Wenn er später in sein St. Gallisches Tagebuch wieder hineinblickte, so konnte er sich wohl eines schmerzlichen Erstaunens über die Dunkelheit, worin er damals schwebte, nicht enthalten. Er war gewissenhaft, er war treu und fromm, aber er war durch und durch Rationalist. Die Tagebücher geben Auskunft, wie er damals den Religionsunterricht behandelte und in welchem Sinne er die christlichen Lehren auffaßte. So schrieb er im October 1803: „Methode des Religionsunterrichts. Ich fange weder mit dem Catechismus noch mit Auswendiglernen biblischer Sprüche, noch mit Psalmen an. Ich fange damit an, die Kinder in herzlichen Erzählungen mit dem Edelsten der Menschen bekannt zu machen, der die Menschen zu der besten Religion bilden wollte. Es wird ein großes Buch, genannt Sittenbuch, gehalten, worin die guten und die fehlerhaften Handlungen der Kinder eingetragen werden. Jeden Sonntag wird aus dem Sittenbuch vorgelesen und die Kinder zu Gefühlen der Reue und zu Vorsätzen der Besserung geführt. Endlich gehört auch zu dieser Methode, daß die Kinder an meiner Hand lernen wohlthätig zu sein und durch die That eines der edelsten und reinsten Gefühle, das Gefühl der Menschenliebe, in sich selbst entfalten."

Im September 1806 stellt er folgende Betrachtung über den Kirchenbesuch an: „Das Kirchengehen ist eine menschliche Erfindung und Einrichtung, die nicht von Jesu eingeführt, sondern als eine Gewohnheit zu betrachten ist, welche von den polytheistischen Nationen, die ihre Gottheiten in Tempeln verehrten, auf die Christen, sobald ihre Religion im römischen Reich herrschend wurde, überging und nach und nach durch eine unbegreifliche Vergessenheit des Hauptzweckes Jesu, die Menschen Gott im Geist und in der Wahrheit verehren zu lehren, als Gottesdienst betrachtet wurde. Das Kirchengehen ist, so wie es heutzutage stattfindet, eine ganz unzweckmäßige Einrichtung. Es ist unnütz, es ist schädlich, aus dem Grunde, weil es noch immer leider nur zu häufig, als Reliquie aus jüdischen und heidnischen Zeiten, als Gottesdienst behandelt wird und somit dazu dient, Heuchelei, Aberglauben und Bigotterie fortzupflanzen. Kinder gehörten eigentlich noch gar nicht in die Kirche." Am Charfreitag 1807 stellte er eine Betrachtung über den Tod Christi an, die manches Gute enthält; aber seltsamer Weise läßt er am Osterfeste eine Betrachtung folgen, welche sich genau den Ansichten des Doctor Paulus in Heidelberg anschließt. Er sagt in einer Anrede an den Erlöser: „Daß die Auferstehung der übrigen Welt dasjenige nicht sein kann, was sie für deine Jünger

war, erhellet auch daraus, daß wir jetzt, nach so langer Zeit nicht mehr ausmitteln können, ob du am Tage vor dem Sabbath wirklich oder nur scheintodt, tödtlich oder nicht tödtlich verwundet warst, todt oder nur scheintodt begraben wurdest. Wirklich kann ein Mensch, den dein Leben bis zum Tod am Kreuz noch nicht von deiner Göttlichkeit überzeugt hat, durch das, was uns die lange Zeit übrig gelassen hat, zwar wohl überführt werden, daß du lebendig aus dem Grabe hervorgegangen bist, aber nicht mehr überwiesen werden, daß du wirklich gestorben seiest. Ach, wer erst einen Todtenschein nöthig hat, um zum Glauben an deine Göttlichkeit zu gelangen, der ist noch ferne von dem Glücke deiner Erkenntniß, deiner Begeisterung, deiner Beseligung.“ Ganz im Geschmacke jener Zeit ruft Zeller sich selbst zu: „Demuth, Bescheidenheit! Ahme Jesus und Sokrates nach. Suche dein Verdienst nicht geflissentlich herauszustreichen, strebe nicht nach äußerlichen Vorzügen Anderer.“ Einige seiner Betrachtungen sind im gleichen Styl wie Zschokke's Stunden der Andacht abgefaßt, und er würde sie selbst späterhin — wenn wir einen Ausdruck Schellings gebrauchen dürfen, — als rationalistische Wassersuppen bezeichnet haben. Es war die Zeit, von welcher er in reiferen Jahren klagte: „Wie viel Rousseauisches, Basedowisches, Campesches, Salzmannisches und Pestalozzisches Stroh habe ich gedroschen!“ M. Bl. 1840 S. 21. Wie er für Salzmann schwärmte, verräth eine Aufzeichnung vom 18. August 1804: „Bin ich allein, so will ich immer denken, Jette beobachtet mich. Bin ich in der Schule, so will ich denken, Salzmann höre mich.“ Es war ein „eifriges aber blindes Lehrerleben“. Jahresbericht 1824 S. 13.

Bei jener Unhaltbarkeit seines Standpunktes war jedoch Zeller kein Schwätzer, sondern es war ihm fortwährend ein heiliger Ernst, die Sittenlehre, die er andern vortrug, auf sich selber anzuwenden und den strengsten Maßstab an seine eigenen Handlungen und Gefühle anzulegen. Sein Streben war ein dunkler Drang, mit wenig Erkenntniß verbunden. Aber es war redlich und ernst und wir müssen sagen, er wandelte in der Furcht Gottes, und Gott war mit ihm. Im November 1804 wurde er auf eine schwere Probe gestellt, und er bestand sie. Damals befand sich sein jüngerer Bruder Wilhelm, der die Kaufmannschaft erlernt hatte, in Ueberlingen. Ein durchtriebenes Frauenzimmer und ihre Mutter stellten ihm nach. Wilhelm ging auf ein leichtsinniges Verlöbniß ein, wobei es von jener Seite darauf abgesehen war, ihn auszubeuten. Sein Vater in Ludwigsburg that das Seinige mit Briefen. Zugleich aber forderte er

seinen Sohn Heinrich in St. Gallen auf, sich nach Ueberlingen zu begeben und durch persönliches Einschreiten den unerfahrenen Bruder von dieser gefährlichen Verbindung loszureißen. Heinrich übernahm diese Aufgabe, und sie gelang ihm zur Zufriedenheit des Vaters. Aber auf der Reise nach Ueberlingen gerieth er in eine schwere Versuchung. Im Postwagen saß ihm gegenüber eine Frauensperson, mit der er sich harmlos unterhielt. Sie aber warf ihre Augen auf ihn und im Gasthaus, wo man übernachtete, bereitete sie ihm eine Nachstellung, ähnlich derjenigen, die dem Joseph in Potiphar's Hause widerfuhr. Aber Heinrich schauderte zurück. „Ich bin gesandt, meinen Bruder zu retten, und sollte selbst in eine so schreckliche Sünde fallen". Gott stärkte ihn in jenem Augenblick; er floh vor der Sünde wie vor einer Schlange. Mehr als einmal hat die Erfahrung gezeigt, daß ein Mann, der in seiner Jugend solchen furchtbaren Anläufen des Teufels widersteht und seine Unschuld bewahrt, später ein reiches Maß von Weisheit und Gnade empfängt, um viele Andere auf den Weg des Heils zu weisen. Dies ist in Joseph's Geschichte vorgebildet. Dasselbe findet sich im Leben des großen Theologen Calixtus. Und auch bei unserm Zeller ward der siegreich durchgeführte Kampf gegen die Lüste der Jugend unter Gottes Leitung die Vorbereitung für sein späteres, reich gesegnetes Wirken.

Wie genau er es mit sich selber nahm, zeigt eine Selbstanklage in seinem Tagebuch vom 27. Januar 1804. „Welch einen bitteren Abend habe ich mir heute durch den Zorn gemacht, mit dem ich den sehr ungezogenen Julius bestrafte! Nachdem ich lange Geduld gehabt hatte, (er lachte, pfiff und sang während des Unterrichtes, und mußte dreimal in einer Stunde vor die Thüre geschickt werden) fuhr ich endlich wüthend auf, schrie mehr, als ich sprach und gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte." Er macht sich zum Vorwurf, daß er die Aufmerksamkeit der Schüler nicht genug gefesselt, auf ihr Herz und ihre Ueberzeugung nicht hinreichend eingewirkt habe, und daß er die Vollziehung der Strafe dem Vater hätte überlassen sollen. Ueber die große Ohrfeige hat er sich noch im Greisenalter gedemüthigt und Gott gedankt, daß der Knabe wieder aufstand, ohne eine Verletzung erlitten zu haben. Wiederholt hält er sich alle die Tugenden vor, die einem Lehrer geziemen und beschuldigt sich der Entwöhnung vom Gebete. Doch ist das Ermatten, worüber er wehklagt, erklärlich. Denn was war ihm auf seinem damaligen Standpunkt das Gebet? Der Selbstaufschwung der Seele zu dem Unendlichen.

„Gebet! schöne Neigung der Seele zu der unsichtbaren, Alles beseelenden Liebe, sei mir willkommen. Du sollst von nun an meine trüben Stunden erheitern, meine leeren Augenblicke ausfüllen, meine Vorsätze begeistern u. s. w." Dieß war ihm das Gebet; nicht der Ruf des Glaubens aus einem kindlich vertrauenden Herzen, das sich auf Gottes Wort stützt, ein Ruf zu Gott, der da hört und antwortet. — Ein Gebet, das wir nicht im Namen Jesu und im Vertrauen auf seine Verheißungen darbringen, wird bei allem Flug der Begeisterung den wächsernen Flügeln des Ikarus zu vergleichen sein, welche am Sonnenglanz zerschmelzen und den Unglücklichen kläglich in's Meer fallen lassen.

Zeller war kein kalter, sondern ein höchst gefühlvoller und poetischer Rationalist. Es scheint in St. Gallen gewesen zu sein, daß er einmal Herders Werke in einem Zuge durchlas. Ob er Jean Paul studirt hat, ist nicht ersichtlich, hat er ihn nicht gelesen, so ist die Uebereinstimmung in der ganzen Anschauungs- und Ausdrucksweise nur um so merkwürdiger. Mitten im Tagebuch erscheint plötzlich ein kleiner Briefwechsel mit Julie und der Bericht über eine entzückende Begegnung mit dieser Dame, welche offenbar nur in seiner Phantasie existirte, — ein kleiner Roman, welcher ganz gut mitten im Hesperus, im Titan oder im Campaner-Thal vorkommen könnte. Hier wie dort die ungesunde, phantastische, schwärmerische Mischung von Religiosität und Frauenliebe.

Bei dem allen war in jenen Jahren der Dämmerung der tiefste Zug seines Herzens ein Verlangen nach Wahrheit, Vollkommenheit und Friede. Im Greisenalter sprach er die Erinnerung aus: „Ich kenne einen Menschen, der jetzt noch lebt, der mit solcher Sehnsucht die Wahrheit suchte, daß er betete: HErr, laß mich die Wahrheit finden, oder ich kann nicht leben." M. Bl. 1851 S. 35.

Er kannte Christus noch nicht, der selbst die Wahrheit ist. „Ich habe so lange ohne Ihn, ja wider Ihn gelebt," so klagte Zeller in späteren Tagen, „ich erinnere mich einer Zeit, da ich mir nie Zeit nahm, Jesum recht zu betrachten. Ein Lehrer und Erzieher, der den HErrn nur vom Hörensagen kennt, kann noch kein glücklicher und gesegneter Arbeiter sein." M. Bl. 1833, S. 67. 1850, S. 13. 1857, S. 50.

Doch auch andere tröstlichere Erinnerungen an die St. Gallische Zeit bewahrte Zeller in seinem Herzen. „Ich danke vier theuern Personen, welche Gott an meinen Lebensweg hingestellt hat, herzlich dafür, daß sie mich in den Tagen meines elenden und heillosen Unglaubens und meiner

leichtsinnigen Gleichgültigkeit gegen die Person Jesu Christi meines HErrn nicht unter jene unsaubern Thiere gezählt haben" — von denen gesagt ist: ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen — „sondern mir durch ihre herzlichen Zeugnisse von Jesu unvergeßliche Engelsdienste geleistet haben. Er segne sie ewig dafür!" M. Bl. 1834, S. 83.

Drei von diesen schützenden Engeln fand er, der noch unstet Irrende und Suchende, in Sanct Gallen. Es waren die Frauen Anna Schlatter, Helena Schlatter und Judith Heß, die Gattin des Waisenhausvorstehers.

Diese drei Frauen waren leibliche Schwestern, geborene Bernet, aus einer gesegneten alten Sanct Gallischen Familie, in der sich von den Zeiten der Reformation her Gottesfurcht und Liebe zu Christo erhalten hatte. Anna ist in weiten Kreisen bekannt geworden; sie stand in Briefwechsel mit Martin Boos, wie man aus seiner Lebensgeschichte von Joh. Goßner erfährt; ihre eine Tochter wurde mit Seminardirector Zahn in Moers, eine andere mit Kaufmann Klein in Barmen vermählt; ihre Söhne sind Daniel der Missionar und Stephan Schlatter, das jetzige Haupt der Familie in Sanct Gallen. Ihre Enkel Franz, Michael und Adolf Zahn haben Briefe, Gedichte und Aufsätze der Großmutter herausgegeben.

Es war die Zeit, wo es in Zellers Innerem allmälig Licht wurde und ihm ein Stern christlicher Wahrheit nach dem andern aufging. — Man findet in der Apostelgeschichte, daß Apollos von Alexandria nach Ephesus kam, ein beredter Mann, ein Lehrer voll Eifer und Ernst. Aber er wußte allein von der Taufe Johannis. Er kannte nur die vorbereitenden Wahrheiten vom Gesetz, von der Buße, von Reinigung des Wandels, die Sehnsucht nach dem Erlöser, noch nicht diesen selbst. „Da ihn aber Aquila und Priscilla" — erleuchtete und beseligte Christen — „hörten, nahmen sie ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus." Denselben Liebesdienst haben die St. Gallischen Frauen unserm Christian Heinrich Zeller, dem strengen Lehrer der Tugend erwiesen.

Neben den obengenannten und in Geistesverwandtschaft mit ihnen stand eine Jungfrau, Maria Magdalena März, geboren 1762, welche durch eine wunderbare Lebensführung früh zu Christus gebracht worden war. Sie stand in einer lebendigen Erfahrung davon, daß Christus lebt und daß Gott Alles leitet. Sie fand Nahrung für ihren Geist in den Schriften von Fenelon, Gottfried Arnold, Doddridge, Law, St. Martin, Menken, Sailer und Ewald, und in denen der Zürcher Theologen. Ihre

wenigen Briefe an Zeller aus den Jahren 1808 bis 1810 lassen vermuthen, daß auch er schon in St. Gallen jene tiefer in das Christenthum einführende Literatur kennen gelernt hat. Mehr als alle Bücher mußten ihm aber die lebendigen Eindrücke sein, die er dort empfing. Hier waren Christen, die einen Frieden in sich trugen und eine Kraft zum Guten, wonach er sich bis dahin vergeblich gesehnt hatte.

Diese Stillen im Lande hatten einen Halt an dem Pfarrer Heinrich Stähelin in Sanct Gallen, welcher die Gabe hatte, die Jugend in anziehender Weise mit dem Evangelium bekannt zu machen; und sie standen in Verkehr mit den Geistlichen in Zürich, den Freunden des (am 2. Januar 1801) schon heimgegangenen Lavater.

Zellers bester Freund unter den Männern in Sanct Gallen war der Arzt Dr. Aepli, bei welchem er jeden Donnerstag Mittag und Sonntag Abend einzukehren pflegte. Dessen Sohn Johannes war sein liebster Schüler, ein für das Göttliche höchst empfänglicher Knabe. Mit diesem machte er einst einen Spaziergang auf den Freudenberg. Sie befanden sich an einem Ort, wo einige Bäume eine Hütte bildeten. Der Knabe war von der herrlichen Aussicht entzückt und zur Andacht gestimmt. Er sagte zu seinem Lehrer: „das ist mein Tempel, Herr Zeller," und Zeller fühlte sich gedrungen, ein Gebet mit ihm darzubringen und ihn zu segnen. Aber wie so manches Mal war bei diesem Knaben das frühzeitige Aufblühen des innern Lebens die Vorbedeutung eines frühen Todes. Er starb in Lausanne, den 30. Nov. 1809, sechzehnjährig.

Noch einige Erlebnisse aus seiner Lehrerwirksamkeit in St. Gallen hat Zeller seinen Kindern erzählt. Einmal trug er den Schülern die Leidensgeschichte Christi vor, und zwar mit solcher Wärme, daß die Knaben in lebhafte Aufregung geriethen gegen das gesammte Judenvolk, und den ersten Juden, den sie fänden, umzubringen drohten. Er brachte sie zurecht, indem er ihnen deutlich machte, daß wir selbst solche sind, die den HErrn durch ihre Sünden gekreuzigt haben und noch kreuzigen.

Eines Tags wurde ihm während der Schule von der Straße zugerufen: „Um Gottes Willen, Herr Zeller, lassen Sie keinen Knaben hinaus. Es ist ein toller Hund auf der Gasse." Zeller bemerkte, daß der Hund sich gerade vor der Thüre des Schulhauses gelagert hatte. Nachdem derselbe durch einen Landjäger getödtet worden war, benutzte Zeller die ängstliche Stimmung der Knaben und erklärte ihnen, indem er den Vorfall als Gleichniß benützte, die Worte I. Mos. 4, 7. „Bist du nicht fromm, so

ruhet die Sünde vor der Thür, aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie."

In jener Zeit des Suchens nach bessern Methoden und neuen Erziehungsmitteln versuchte auch Zeller einmal ein pädagogisches Kunststück. Er kündigte seinen Schülern an, daß er ihnen morgen einen ganzen Tag frei geben wolle, wo sie thun dürften, was sie wollten, nur nichts Unartiges und Sündhaftes. Darüber war großer Jubel. Schon am frühen Morgen des andern Tages kletterte einer der Knaben auf eines der nächsten Dächer; andere führten ähnliche gefährliche Streiche aus und wußten vor Muthwillen nicht, was sie anfangen sollten. Aber schon am Nachmittag ließ die Lustigkeit nach und am Abend baten sie von selbst wieder um eine Unterrichtsstunde; allein der Tag mußte ausgehalten werden. Am andern Morgen kamen sie ganz vergnügt wieder zur Schule und wünschten sich keinen solchen Tag mehr. Gewiß nicht jedem Lehrer würde ein solcher Versuch gelingen, nur einem solchen wie Zeller, der seine Lehrstunden durch Klarheit, Anmuth und freundlichen Ernst, durch Liebe zur Sache und Liebe zu den Kindern anziehend und fesselnd zu machen wußte.

In dem Städtlein Zofingen im Aargau wirkte damals Pfarrer Hünerwadel, der schon in Tübingen unsern Zeller kennen gelernt hatte. Zellers Leistungen in St. Gallen blieben nicht unbemerkt. Die Herren daselbst, welche ihn gerufen hatten, konnten nicht genug sagen, wie dankbar sie für diese Erwerbung seien. Auch in Zofingen war durch Pestalozzis Anregung das Verlangen erwacht, in der Vervollkommnung des Schulwesens nicht zurückzubleiben. Es scheint, daß Hünerwadel die Aufmerksamkeit des Stadtraths auf die Gebrüder Zeller gelenkt und insbesondere die Berufung Heinrichs betrieben hat. Er machte zugleich seinem Universitätsfreunde Muth, indem er der Stadt Zofingen ein schönes Zeugniß ausstellte. „Das Publikum, mit welchem Sie hier in näheres Verhältniß kämen, kann ich Ihnen in jeder Hinsicht empfehlen. Der Geist ächt- und altschweizerischer Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit ist hier prädominirend. Noch herrscht viel Sinn für Religion, viel Gefühl für Freundschaft, viel Liebe, die der Liebe entgegenkommt, oder die kommende aufnimmt. Ich wenigstens fühle mich hier so glücklich, daß ich meinem besten Freunde für das zeitliche Leben nicht leicht einen bessern Segensruf zuzurufen wüßte, als den: Lebe in Zofingen so glücklich, wie ich. Sagen Sie Ihren verehrungswürdigen Gönnern in St. Gallen, wie sehr wir Sie bedürfen, und ich hoffe, unsere Ansprüche, oder unsere Wünsche werden selbst von jenen Gönnern respectirt

werden.“ Als Zeller den ehrenvollen Ruf, der so ganz ohne sein Zuthun an ihn kam und ihm zum ersten Mal eine sichere Stellung und Versorgung in Aussicht stellte, angenommen hatte, schrieb derselbe Freund dem bescheidenen und etwas zaghaften Manne (am 12. Okt. 1808): „Sie werden nie Ursache haben, diesen Entschluß zu bereuen. Es sind gute liebe Menschen, mit denen Ihr neues Amt Sie in Verbindung bringt. Ich kenne das Biedere, Treuherzige und Einfache des schwäbischen Nationalcharakters. Ich lernte den ganzen in hyperkultivirten Gegenden Deutschlands so sehr verkannten und verspotteten Werth der Individualität Ihrer Landsleute kennen; noch immer bleibt mir das in Tübingen zugebrachte glückliche Lebensjahr unvergeßlich. Aber ich versichere Sie, die moralischen Eigenschaften, die ich an den Schwaben schätzte, fand ich in Zofingen alle wieder. In intellectueller Hinsicht darf sich freilich Zofingen mit keiner der aufgeklärten kleinen Städte Deutschlands messen. Indeß finden Sie doch hier, bei so vielen Individuen geraden und unverschrobenen Menschenverstand unter dem Einfluß eines guten Herzens stehend, und wenn auch nicht durch wissenschaftliche, doch sonst gut gewählte, sonderlich auch durch moralisch-religiöse Lectüre gebildet. Sie werden nur nach und nach Ihren Zweck, etwas Vorzügliches zu Stande zu bringen, erreichen können, aber das wird Sie nicht abschrecken, es wird am Ende gelingen. Ich glaube wohl, Ihr Herr Bruder mag Ihnen an Größe der Ideen und an durchgreifender Kraft überlegen sein, allein ich fürchte, sein Enthusiasmus würde hier nur ein hochloderndes Strohfeuer angezündet haben, das ihm selbst die Finger verbrannt hätte, da hingegen Ihre gesetzte, liebevolle und geräuschlose Thätigkeit vermuthlich eine Flamme anfachen wird, die leuchtet und wärmt, ohne weh zu thun.“

In den ersten Wochen des Jahres 1809 brachte Zeller noch manchen schönen Abend mit den St. Gallischen Freunden und Freundinnen unter ernsten Gesprächen zu. Er wohnte die letzte Zeit bei Frau Helena Schlatter. Vor seinem Scheiden fand eine gemeinsame Abendmahlsfeier statt, die bei allen ein gesegnetes Andenken zurückließ. Am 10. Februar kam Zeller in Zofingen an, wo ihm nach so manchen vorangegangenen schweren Erlebnissen eine Zeit hohen äußern und innern Glückes beschieden war.

VI.

Zeller als Schuldirector in Zofingen.

1809 — 1820.

Bei dem neuen Lebensabschnitt Zellers, dem wir uns jetzt zuwenden, befinden wir uns in der glücklichen Lage, daß unserer Unwissenheit die Aufzeichnung eines Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten zu Hülfe kömmt. Wir verdanken sie einem theuren Manne, dem Pfarrer Friedrich Haller von Veltheim im Aargau. Er war mit Zeller und seiner Familie innig verbunden, mit Zellers Nichte vermählt, und nach Zellers Hingang schrieb er seine Erinnerungen aus Zofingen nieder, um zu dieser Lebensgeschichte einen Beitrag zu liefern, der leider erst jetzt, drei Jahre nach dem Scheiden unseres Freundes Haller verwerthet wird.

„Von Alters her", so erzählt Friedrich Haller, „und zwar schon lange vor der Reformation, bestand in Zofingen eine Lateinschule mit zwei Lehrern, davon einer für die untere Schülerklasse, der andere für die obere zu sorgen hatte, sie mußten beide Geistliche sein, weil ihnen der Katechumenenunterricht für die Jugend zweier zum großen Kirchspiel gehörenden Landgemeinden oblag, und jeder von ihnen in dem ihm zugewiesenen Orte sonntäglich Nachmittags die Kinderlehre halten mußte. Neben der Lateinschule waren auch zwei sogeheißene deutsche Schulen für die Knaben; die weibliche Jugend empfing den ihr zugedachten Unterricht von zwei Lehrerinnen. Als es sich nun darum handelte, das Schulwesen in Zofingen anders zu stellen, erkundigten sich die Behörden der

Stadt nach einem Manne, dem die Arbeit mit Vertrauen könnte überwiesen werden. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich zuerst Herrn Karl August Zeller von Ludwigsburg zu, welcher als hochbegeisterter Jünger Pestalozzi's hie und da im Vaterlande für die neue Bildungsweise außerordentlich thätig war, aus ganzen Gegenden des Vaterlandes die Schullehrer in Zeltlager berief, und der für die neue Methode und deren Einführung das Mögliche zu erringen suchte. Er kam persönlich nach Zofingen, ließ sich die Pflichten vorlegen, die ihm zunächst obliegen sollten, und ebenso die Rechte, die ihm daraus erwüchsen; aber dem eine weite Wirksamkeit suchenden Mann schien Zofingen zu enge und er erbot sich, wenn ihm das Zutrauen geschenkt werden wolle, Jemanden zu erkunden, den er dann nach bestem Wissen den Behörden vorschlagen könnte. Das Anerbieten ward angenommen und K. A. Zeller dachte bald, daß die Stellung für seinen damals in St. Gallen einer Privatanstalt vorstehenden Bruder Christian Heinrich sich so gut eignen würde, als dieser selbst für die Stellung. Es fanden kurze Unterhandlungen statt. Herr Chr. H. Zeller ward am 9. Sept. 1808 von dem Zofinger Stadtrathe als Direktor dortiger Schulen ernannt, worauf der Kantonschulrath dessen Berufung ausstellte."

„Wie man auf Zellers Ankunft gespannt war in der guten Stadt Zofingen, läßt sich leichter denken als beschreiben. Der diese Zeilen abfaßt, ist unterdessen aus einem kleinen Knaben ein alter Mann geworden, allein er erinnert sich noch lebhaft an den Morgen, da er den Herrn Schuldirektor zum ersten Male erblickte, und der große Respekt, der ihm weitaus von den meisten Seiten entgegenkam und auf die Kinderwelt günstigst einwirkte, ist in gutem Andenken geblieben."

„Es handelte sich vorerst nicht um eine rasche Neugestaltung des städtischen Schulwesens, sondern es galt die bisher im Dienst der Schule Gestandenen, so weit es möglich war, bei ihrer Arbeit zu erhalten und sie anzuleiten, in einer andern als der hergebrachten Weise, nach einer besseren Methode zu lehren. Zu der Zahl der bis jetzt bestandenen Schulen kam noch eine oberste Schule für Mädchen. In der Mitte der Stadt wurde ein großes Haus gekauft, welches die deutschen Knabenschulen und die bisherige obere Mädchenklasse aufzunehmen geräumig genug war und einigen Lehrenden anständige Wohnung gewährte. Chr. H. Zeller selbst übernahm die obere Lateinschule, wo er den Unterricht in der Religion, in den alten Sprachen, im Deutschen, in Geschichte und Geographie zu ertheilen hatte. Für das Singen und Zeichnen, für französische Sprache und Rechnen

wurden nach und nach Hülfslehrer gewählt mit einer auch für jene Zeit knappen Entschädigung. Das bisherige Hauptlehrerpersonal versammelte sich allwöchentlich in des Schuldirektors Wohnung, um Anleitung zu empfangen, die neue Methode, die Pestalozzische mußte es ja sein, einzuführen in den Klassen. Die Freundlichkeit, die Geduld, der heitere Humor des Lehrenden wirkten in jedem Betracht wohlthätig auf die, welchen die Anleitung zuerst galt, und kamen auch so deren Schülern zu gut. Neue Lehrmittel wurden angeschafft, Wandtafeln und Schiefertafeln eingeführt, auch eigentliche Schulbänke aufgestellt und alle Maßregeln getroffen, um auf den 8. Januar 1810 das neu eingerichtete Schulhaus feierlich einweihen zu können."

„Alle Schulkinder zogen auf den Tag aus ihren Schullokalen, von den sie Lehrenden angeführt, auf das Rathhaus, wo im großen Saale die Behörden der Stadt und viele Väter und Mütter versammelt waren, gespannt auf die Worte, mit welchen der neue Schuldirektor sein Amt öffentlich antreten würde. Es waren Worte, die einem ernstgesinnten, liebevollen Herzen entquollen und darum auch wieder zu Herzen gingen. Sie enthalten wahrscheinlich das Erste, das Zeller dem Drucke überlieferte; der Stadtrath verlangte es so."

„Die Stimmung des Redenden hatte eine entsprechende Stimmung der reiferen Zuhörer hervorgerufen. Vom Rathhause aus bezogen Schüler und Schülerinnen die neuen oder erneuerten Zimmer, um da ihren Unterricht zu empfangen, bis im Verlauf der Zeit wieder größere Räumlichkeiten nöthig wurden."

Wir unterbrechen hier Hallers Erzählung, um die von ihm erwähnte Einweihungsrede vom 8. Januar 1810 einzuschalten. Sie zeigt uns den Verfasser gereift zum Manne — er hatte dreißig Jahre zurückgelegt. Hier waltet nicht mehr die unklare Begeisterung des Jünglings vor. An die Stelle des allzukühnen Selbstvertrauens ist Bescheidenheit und Demuth getreten. Es zeigt sich bereits die schöne Vereinigung und Durchdringung von Gefühl und Verstand, die seine späteren Schriften so erquicklich macht. Allerdings wird von der Pestalozzischen Methode noch etwas zu viel erwartet und die christlichen Heilswahrheiten treten noch nicht in den Vordergrund. Doch ist die zunehmende Erleuchtung unverkennbar.

Wohlgeachtete, Wohlehrwürdige, Schätzbare, Werthe und liebe Versammlung!

Alles Menschenwerk ist schwach, fehlerhaft und unvollkommen, wie der Mensch selber, und alle menschlichen Einrichtungen sind der Vergänglichkeit unterworfen, und der Auflösung, wie des Menschen Leib. — Sehet die Gebäude an, von Menschen-Händen aufgethürmt. Sie werden alt, baufällig, der Zahn der Zeit zerfrißt sie, und sie sinken hin in Staub und Trümmer. Darum hat alles Menschenwerk von Zeit zu Zeit Erneuerung nöthig des Veralteten, Verbesserung des Schadhaften, Wiederherstellung des Zerfallenen. Wehe dem Saumseligen, der des Zahnes der Zeit nicht achtet, und die verbessernde Hand in den Schooß legt! Siehe, schon fallen einzelne Bruchstücke herunter; der morsche Bau wanket. O, daß er doch aufwache! stütze, was sinken will! abbreche, was nicht mehr halten kann, und aufbaue mit neuer Festigkeit, was locker worden ist! Sonst ist der Sturz seines Baues unvermeidlich. Siehe, er sinkt, und thut einen großen Fall, und begräbt den Schuldigen und den Unschuldigen unter seinem Schutt!

Menschenwerk, vergängliche und veralternde Menscheneinrichtungen sind auch die Schulanstalten der Menschen. Was gut war, und löblich und wirksam zu den Zeiten der Urgroßväter, davon ist manches alt, schwach und unbrauchbar worden für die Urenkel. Denn die ganze Welt hat sich verändert rings umher. Neue Menschen, neue Erfindungen, neue Sitten, Gebräuche und Verfassungen, neue Krankheiten und Bedürfnisse, neue Laster und Uebel sind aufgekommen, und haben eine neue Gestalt der Dinge herbeigeführet, und eine neue Zeit. Der Strom dieser Zeit brauset daher, wer vermag ihn aufzuhalten? Schwacher Mensch! Du nicht. Der gehemmte Strom schwillt an, überschwemmt alle Ufer, und stürzt endlich zürnend, alles durchbrechend und zerstörend den Damm hinunter! Nicht schwellen mußt Du, o Mensch! den Strom, auch nicht leichtsinnig mit ihm dahinfahren; sondern befestigen mußt du die Ufer, die der Strom eingerissen hat; erhöhen, was er zu überfluthen droht; sichern die Bäume am Ufer, deren Wurzeln er untergrub; ableiten, was er verschlammt; und frisch bewässern, was er trocken gelassen hat. — So mußt du es machen mit allem, was an dem Ufer des Zeitstromes liegt. So auch mit den Schulen.

Sie hat uns, als ein theueres Vermächtniß, der fromme Sinn unserer Vorfahren hinterlassen; nicht, daß wir sollen zerfallen lassen, was

sie gebaut, und verwelken, was sie gepflanzet, und sterben, was durch sie belebt worden ist. Was sie mit Mühe und Kampf und Widerspruch ihrer Zeitgenossen errangen, das ist unter unsern Händen, durch den Lauf der Zeit, unbrauchbar worden, und schadhaft und alt. Auch wir sind Väter einer Nachwelt. Was unsere Väter für uns gethan, geopfert und erstritten haben, das sind auch wir unsern Kindern schuldig zu thun, zu opfern und zu erstreiten, damit auch unser Andenken einst im Segen ruhe, wie wir noch jetzt das Andenken unserer Vorfahren segnen.

Doch ein höherer Geist waltet über dem Gang der Menschenbildung. Er schauet heller, als der kurzsichtige Menschengeist, und keine Gewalt vermag sein Wirken zu hindern. Er will „daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.“ Darum lässet er das zerknickte Rohr nicht brechen, und den glimmenden Funken nicht auslöschen. In ewiger Jugend erneuert er den menschlichen Geist, wenn er unter vermoderten Formen dahinsinken will. Er ist es, der neuen Krankheiten neue Mittel; neuen Lastern neue Tugenden; neuer Noth neue Hülfe sendet. Er wachet mit gnädigem Auge über das heilige Geschäft der Menschenerziehung. Eine neue Zeit, wie noch keine gewesen ist, hat er uns erleben lassen. Eine Zeit, wo alles eingerissen wird, was nicht länger halten soll. Eine Zeit, die uns mit neuen Uebeln und Leiden, dergleichen unsere Voreltern nicht erfahren haben, auch neue Mittel und Wege zeiget, welche unsere Väter nicht kannten. Eine Zeit, die allen ihren Genossen eben so sehr Thätigkeit, als Vorsicht mit furchtbarem Ernste predigt. Neue Noth, neues Verderben, neuer Aberglaube und Unglaube rings umher. Wie dürften wir hoffen, gegen diese Uebel mannhaft unsere Pflichten zu erfüllen, wenn wir nicht auch neue Mittel gebrauchten, ihnen zu begegnen? — Wahrlich, unsere Kinder haben einen gründlichern Unterricht und eine kräftigere Bildung nöthig, wenn sie nicht erliegen sollen unter den Lasten ihrer Zeit. Der Unterricht und die Bildung der alten Zeit kann nicht mehr ausreichen, wie er ausreichte zu den bessern und ruhigern Zeiten der Väter. — Wir können nicht mehr sprechen: — „Schlummre noch ein wenig, lege die Hände noch ein wenig zusammen; Lasset uns noch schlafen ein wenig!“ Sehet, eine Stunde der Prüfung ist gekommen über alle, so auf Erden wohnen und eine Zeit der Noth. Hier gilt es Wachen und Beten und Arbeiten; Alles zu prüfen und das Gute zu behalten.

Daß aber neue Einrichtungen, besonders im Schulwesen, Kampf und Widerspruch erfahren, das ist zu allen Zeiten so gewesen. Dieser Widerspruch kommt von guter und böser Meinung, von gutem und bösem Willen, von guter und böser Furcht. Aber was dauern soll und Segen bringen auf Erden, das muß durch Kampf und Anstrengung erstritten, und durch Anfechtung geläutert werden. Welch ein Geschenk des Himmels war die Reformation der Kirche vor 300 Jahren! Und doch wie viel Kampf und Widerstand kostete es von Seiten der Männer, welche sie als Werkzeuge Gottes ausführeten, und deren Andenken noch im Segen ruhet. Nach 300 Jahren widerfähret nun ein Gleiches auch der Reformation des Schulwesens. — Ueberall in ganz Europa wird das Bedürfniß der Schulverbesserung gefühlet. Allenthalben reget sich der Reformationsgeist; aber auch allenthalben muß er kämpfen. Ganz besonders muß diejenige Lehrart Kampf und Widerspruch erfahren, die aus der Mitte dieses gesegneten Landes geboren, bereits die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hat. Menschen von allen Ständen und Glaubensbekenntnissen, Regierungen und Privaten, Denker und Glaubende haben sie schon als ein Geschenk der Vorsehung erkannt, und sich für ihre Anwendung und Heilsamkeit gerade für unsere Zeit entschieden. Was soll nun das Gezänke hierüber gegen Denkende und Nichtdenkende? Wir wollen mit Gamaliel rufen: „Lasset ab von diesem Streite! Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten.“

Lasset uns doch alles prüfen, so gut wir können, und das Gute willig aufnehmen, und das Aufgenommene ritterlich schützen und vertheidigen. Das Uebrige lasset uns Gott anheimstellen, der wird darüber richten, und gedeihen lassen, was gut ist, und untergehen, was verwerflich ist.

Verehrungswürdige Väter dieser Stadt! Sie haben im frommen Geiste Ihrer Vorfahren die Verbesserung unser Schulen gewollt. Sie haben die redlichen Vorschläge dazu genehmiget! Sie sind mit einem Geiste, wie er sich für unsere wichtige Zeit geziemet, entschlossen, das angefangene Werk standhaft, und mit Gottes Hülfe kräftig auszuführen. Mit löblichem Eifer haben Sie schöne Opfer einem schönen Zwecke dargebracht, das Werk unter Ihren besondern Schutz genommen, und es zum Gegenstand Ihrer Lieblingssorge erhoben. Gott wird Sie dafür belohnen,

und der reinste Lohn wird in dem Bewußtsein liegen, das jedes gottgefällige Thun begleitet. — Mit dem heutigen Tage beginnet ein neuer Zeitraum in der Geschichte der hiesigen Schulen. Ihre verehrte Gegenwart zeiget uns allen, daß er auch Ihnen wichtig sei. Blicken Sie hin auf diesen großen Kinderhaufen. Sie alle, diese Kinder, sind Ihnen nun an das Herz gelegt. O, lassen Sie Ihnen dieselben nicht mehr entreißen! Wärme und väterliche Fürsorge gehe aus von Ihrem Herzen, und verbreite sich stets über diese theure Pflanzschule einer guten Stadt. Mit dem heutigen Tage feiern wir den Anfang unserer neuen Schuleinrichtung, die Vereinigung aller hiesigen Schulen in eine einzige engverbundene Anstalt, und das Beginnen einer neuen Schulordnung, die uns neue Rechte und neue Pflichten auferlegt hat.

Ich wende mich daher an Euch, schätzbare, liebe und werthe Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, um auch zu Euch aus dem Herzen zum Herzen zu reden.

Alles Menschliche auf Erden hat einen Leib und eine Seele. So auch menschliche Schuleinrichtungen. Der Leib derselben ist die Vorschrift, die Form und der Buchstabe der Einrichtung; aber die Seele derselben ist der Geist, der von unserm Gemüthe ausgehet, und die Form belebet. Ohne die Seele ist der Leib kalt, unbeweglich und todt. Ohne den Geist des Glaubens, der Liebe, des Eifers, der Thätigkeit, des wechselseitigen Vertrauens und Einigseins, wird auch unsere bestgemeinte neue Schuleinrichtung kalt, unbeweglich und leblos werden.

Hier also, im Angesichte unserer Obrigkeit, die hier stehet, und im Angesichte dieser Kinderschaar, die dort zu uns heraufblicket, und in der Nähe des Unsichtbaren, der jetzt in unser Inneres schauet, hier lasset uns diesen belebenden Geist erflehen! Er kommt nicht aus uns selbst. Er stammt vom Himmel, und kommt vom Himmel, und führet gen Himmel. Vom Himmel will er erbeten sein.

Darum lasset uns zu Gott flehen, um den Geist des Glaubens, daß es sein Wille sei, was uns jetzt und von heute an zur Pflicht gemacht ist, und daß es ohne seinen Willen unsere Pflicht nicht geworden wäre; um den Geist des Glaubens, daß er, der göttliche Kinderfreund selbst, das Werk der Menschenerziehung leite, schütze und segne.

Lasset uns zu Gott flehen um den Geist der Liebe, um Liebe zu unserem Berufe, in den er uns gesetzt hat; um Liebe zu diesen Kindern,

die er uns an unser Herz legt; um Liebe zu ihm selber, von dem alle Liebe ausgehet, zu dem alle Liebe hinführet."

Lasset uns zu Gott flehen um den Geist des Eifers und der Thätigkeit, ohne den nichts dauerndes und bleibendes zu Stande gebracht werden kann. Um Eifer und Thätigkeit, wenn unsere Kraft ermatten will unter der Last unseres schweren Amtes. Um Eifer und Thätigkeit, wenn sich Schwierigkeiten häufen. Um Eifer und Thätigkeit, wenn die Schwierigkeiten besiegt sind, und unser Thun in Mechanismus ausarten will. Um Eifer und Thätigkeit, wenn uns mit Undankbarkeit, Spott und Verachtung, und mit Verläumdung gelohnt wird. Um Eifer und Thätigkeit, wenn auch Niemand unser Thun beobachtet, und kein leeres Lob in die Posaune stößt.

Endlich lasset uns zu Gott flehen um den Geist des Vertrauens und der Einigkeit. Um Vertrauen zu ihm, wenn wir uns schwach fühlen; denn er ist in den Schwachen, die ihm vertrauen, und nicht wanken, mächtig. Um Vertrauen zu einander; denn wir lieben uns ja alle als Arbeiter in Einem Weinberge, als Knechte Eines Herrn. Um Einigkeit; denn Uneinigkeit ist Krankheit, und zuletzt der Tod eines jeden Körpers.

So lasset uns flehen heute und an jedem Tage; und Gott, der in das Verborgene siehet, wird uns erhören öffentlich, und mit der Erhörung wird Segen ausströmen, und im Segen wird unsere Anstalt aufblühen.

Auch mit Euch, meine lieben Kinder, die Ihr die Hoffnung und die Blüthe dieser Stadt seid, auch mit Euch habe ich noch Einiges zu reden. —

Höret ein Gleichniß:

Es war einmal ein frommer Hausvater, der hatte einen schönen Garten. Dieser Garten lag in einem überaus anmuthigen, blumenreichen Thale. Und der Garten war dem Hausvater sehr lieb. Aber die Freude seines Herzens war der Baumgarten, wo bei 300 junge Bäume neben und durch einander standen. Da waren Äpfel-, Birnen-, Kirschen-, Pflaumen-, auch Aprikosen- und Pfirsichbäumchen. Aber eine Mauer lief durch den jungen Baumgarten, und trennete die Bäume, und machte ihnen viel Schatten, also daß sie am Wachsthum gehindert wurden. Da kam eine schlimme Witterung, und ein harter, rauher Winter stand vor der Thür. Da ward dem Hausvater bange um seine Bäumchen, und

er rief seine Gärtner, und sprach zu ihnen: „Siehe die Witterung ist schlimm, und ich fürchte, der Winter wird sehr streng werden; ich sorge, meine jungen Bäume möchten mir zu Grunde gehen. Wohlauf! Lasset uns die Mauer abbrechen, die ihnen Gottes liebe Sonne entziehet, und lasset uns die Erde rings um jedes Bäumchen aufgraben, daß der Regen und der Thau und die Wärme des Himmels möge eindringen, und sie fruchtbar machen; und bindet mir die Bäumchen an starke Stäbe, daß der Sturm sie nicht breche, und umwindet sie mit Stroh, auf daß sie vor dem Froste bewahret seien. Und wenn der Frühling kommt, so pfropfet mir sie mit edlen Zweigen; denn es sind noch viele Wildlinge darunter.“ — Also sprach der Hausvater. Und die Gärtner gingen hin, und thaten mit Freuden, wie ihnen der Herr befohlen hatte.

Liebe Kinder! Merket ihr den Sinn dieses Gleichnisses? Vernehmet seine Bedeutung! — Der fromme Hausvater ist unsere Obrigkeit hier, die euch lieb hat, und für euch sorget, und euch erziehen lässet. Der Garten ist eure liebe Vaterstadt Zofingen. Der Baumgarten ist unsere Schule, und die vielen Bäumchen darin seid ihr selbst; wir Lehrer und Lehrerinnen aber sind die Gärtner. Bisher waret ihr von einander getrennt, wie durch eine Mauer. Von dem heutigen Tage an seid ihr alle — Schüler Einer Schule. Bäumchen Eines Baumgartens. Die schlimme Witterung ist die jetzige böse Zeit, und eine noch schlimmere steht uns noch bevor. Darum lässet euch nun unsere Obrigkeit besonders sorgfältig unterrichten und erziehen, damit euch die böse Zeit nicht schade, und lässet euch neues lehren, und gleichsam gute Obstzweige in euch junge Bäumchen einpfropfen, damit ihr viele und gute Früchte tragen möget, wenn euer Sommer und Herbst kommt. Wie wird sich dann der Hausvater freuen über seine blühende und segensvolle Bäume! Er wird alle Mühe und Kosten vergessen ob euern lieblichen Früchten!

O meine Kinder! werdet gute Bäume! Ein guter Baum trägt gute Früchte, aber ein böser Baum trägt böse Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, der wird ausgehauen, und in's Feuer geworfen. Ein guter Baum aber ist eine Lust anzusehen allen Menschen, die vorüber gehen; und seine Früchte laben und erfreuen das Herz, und die Vögel des Himmels sind fröhlich auf seinen Zweigen. Sehet! wir Gärtner können nur pflanzen, säen, begießen, jäten, pfropfen, und pflegen, aber der Herr, der im Himmel wohnet, der giebt das Gedeihen. Zu

ihm wollen wir beten, daß er euch wachsen und blühen lasse, und euch segne, daß ihr endlich alle zu ihm kommet in den Himmel.

Fanget nun mit dem heutigen Tage ein neues Leben an in euern Schulen; mit neuer Aufmerksamkeit, neuem Fleiß und Gehorsam, und mit neuer Lust zum Guten! Wollet ihr das, liebe Kinder! so saget laut und freudig: Ja!

Kinder! Gott und wir alle haben euer Ja gehört. — Betet täglich zu ihm, daß er euch helfe zu allem Guten! Betet auch für eure liebe Obrigkeit, und für eure Lehrer und Lehrerinnen! Denn der Herr hört die betende Unschuld.

Endlich sei es mir erlaubt, mein gerührtes Herz auch noch einige Worte über mich selbst aussprechen zu lassen.

Verehrungswürdige Väter dieser Stadt! Als einen Fremdling haben Sie mich hiehergerufen, Ihnen an dem schönen Werk der hiesigen Schulverbesserung zu helfen. Mit Freuden verließ ich einen schönen, unvergeßlichen Wirkungskreis, weil ich glaubte, daß Gott durch Sie mich gerufen habe; mit Furcht, weil ich meine schwache Kraft kannte; mit Hoffnung, weil ich auf den vertraute, der den Schwachen hilft. Seit 11 Monaten ist mein Herz kein Fremdling mehr hier. Ein festes Band hat es sei[illegible]n Ihre Stadt geknüpft. Das Band der Dankbarkeit für Ihr [illegible] Zutrauen; das Band der Hochachtung für Ihre gemeinnütz[illegible] das Band der Freundschaft für meine fromme, treue und standh[illegible]rbeiter; das Band der Liebe für die Kinder, die Sie mir an das Her[illegible]gt haben; das Band der Hochschätzung für so manche edle Menschen dieser Stadt.

Mit tausend Freuden ergreife ich diesen Augenblick des heutigen, wichtigen Tages, um Ihnen, theure Väter dieser Stadt, Ihnen, treue Pfleger dieser Kinder, Euch, meine werthen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, und Euch, ihr liebe, herzlich geliebte Kinder unserer Schulen! ein heiliges Gelübde laut und herzlich darzubringen:

Ich will mein Leben, meine Kräfte und meine Zeit euch widmen; mit Rath und That, mit Wachen und Beten, mit Geduld und Hoffnung, mit unveränderlicher Treue und Liebe des schönen Amtes warten, das mir gegeben ist. Und wenn uns Gott seinen Segen giebt, und sein Gedeihen; wenn er keimen lässet die gute Saat und blühen, was wir pflanzen, und Früchte tragen, was wir erziehen: o dann will ich bleiben, so lange es Gottes Wille ist, und gerne sterben, daß man mich begrabe

auf euern Todtenacker, mitten unter meine lieben Schüler, die ich konnte erziehen helfen, und schlafen, bis wir uns einst alle, alle wieder vereinigt finden in dem Himmel! Amen!

Unser Freund Haller fährt in seiner Erzählung fort:

„Am 1. Juny 1810 wurde in Zofingen das erste Jugendfest für die Schulkinder gehalten. „„Der Winter ist vergangen, der Himmel rein und blau; darum eilen mit Verlangen wir Kinder auf die Au““ — wurde gesungen. Nachdem am Morgen eine Feier in der Kirche stattgefunden, zog Nachmittags zu guter Zeit die Schuljugend je zwei und zwei in langem Zug, von Lehrern und Lehrerinnen geleitet, zum Thor hinaus auf den „„heitern Platz““ hinauf. Dieser Platz bildet ein weites Rasenviereck, von alten prächtigen Linden umgeben. Er bietet eine reizende Aussicht in die Berner Alpen über das Wiggerthal hin, jedem, der hinaufsteigen mag, die Mühe trefflich lohnend. Für der Jugend munteres Spiel war reichlich Anstalt getroffen, auch folgte für sie eine frugale Bewirthung. Alle Kinderherzen hofften, so werde es nun alle Jahre kommen; allein die Guten hatten ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es hieß bald, der Tag habe gar viel gekostet, die Stadt vermöge das nicht; und doch war der Jugend, was sie zu essen und zu trinken bekam, sehr vorsorglich — wie recht — zugemessen worden. Es dauerte bis in's Jahr 1825 ehe das zweite Kinderjugendfest daselbst gefeiert ward, während Aarau, Brugg, Lenzburg kein Jahr ohne solche Feier vorüber gehen ließen."

„Wir wenden uns von den Festen zur Arbeit. Neben den schon erwähnten Zusammenkünften mit den Lehrern und Lehrerinnen der Stadt mußte der Schuldirector, von Müttern angesprochen, auch diesen Platz in seiner Wohnung geben zu Zusammenkünften, in denen sie wünschten von ihm Grundsätze und deren Entwickelung zu vernehmen über Kindererziehung. Da er damals schon gewohnt war, alles was dazu gehörte, auf das Wort Gottes zu gründen, so schlossen sich dieser Vereinigung bald noch andere Frauen und Jungfrauen an."

„Eine andere und ihm ganz neue Thätigkeit eröffnete sich für Zeller aus seinem Verhältnisse zur Gemeinde „„Vor dem Wald.““ Wenn er auch nicht Theologe von Fach war, so ward ihm doch vertrauensvoll mit Bewilligung des aargauischen Kirchenrathes die Pflicht übertragen, die Kinder genannter Gemeinde auf die Confirmation vorzubereiten, welche dann auf

Prüfung hin von einem Geistlichen der Stadt vollzogen wurde, und von Ostern bis Martinstag hatte er jeden Sonntag Nachmittag im großen Raum des Schulhauses kirchliche Kinderlehre zu halten. Wie mancher hätte da unter irgend einem Vorgeben solcher Pflicht sich zu entziehen gesucht, unser so Ehrwürdiger als Geliebter hielt dieses ihm geschenkte Vertrauen für große Ehre, deren er sich in jeglicher Weise werth zu zeigen stets fort beflissen war. Wenn nach dem sonntäglichen Morgengottesdienst das Mittagsmahl eingenommen war, sah man Zeller mit dem grünen Schirm in der Hand oder unter dem Arm zur Stadt hinauseilen. Er hatte ungefähr eine Stunde zu gehen bis zum Schulhaus „auf der Scheibe“ und wenn er sonst gern unterwegs Gespräche anknüpfte, mit solchen die desselben Weges zogen, auf diesem Gange war er gern ungestört. Es sammelte sich sonntäglich nicht nur die Jugend zur Kinderlehre, sondern auch Erwachsene aus der Gemeinde fanden sich gern hinzu zu einer lebendigen Erbauung, welcher zuweilen der Heidelberger Katechismus zu Grunde lag. In unserem reformirten Landestheil war dieses Buch für Ertheilung des Katechumenenunterrichts und für die sonntägliche Kinderlehre vorgeschrieben; es ist auch in seiner Gediegenheit unserm Zeller sehr lieb geworden und zwar je länger je lieber, so daß er noch in späterer Zeit dasselbe öfter den in Beuggen ertheilten religiösen Unterweisungen zu Grunde legte. Auch Eltern von Zofingen machten an schönen Sommersonntagnachmittagen den Weg vor den Wald hinaus gerne zur Kinderlehre und nahmen die Kinder mit dahin. Es mochte aber die Witterung sein wie sie wollte, der die Kinderlehre zu halten hatte, steuerte den manchmal garstigen Weg über die lehmigte „Schleipfe“ seinem Ziele zu. Die herzliche Liebe zu Gottes Wort, welche ihm eigen war, ermangelte nicht, auch gleiche Liebe in andern zu wecken. Viele in der Gemeinde standen in lieblichem Verhältniß zu Zeller und vornämlich blieben ihm zwei Brüder, Schullehrer Samuel und Siegmund Zimmerli immerfort treu verbunden und arbeiteten auf dem Grunde fort, den sie durch Gottes Gnade kennen, erkennen und erfahren gelernt. — Ein Plan, auf welchem die ganze Gemeinde Vor dem Wald mit ihren Häusern und Feldern, Wiesen und Wäldern geometrisch gezeichnet war, hing noch die längste Zeit im Studierzimmer zu Beuggen, und gar oft ward der Zeichner desselben“ (Friedrich Haller selbst!) „davor hingeführt!“

„Die geistliche Sonntagsarbeit — sich vertiefen in Gottes Wort und es in freudigem Glauben andern wieder verkünden — schwächte die

Kraft wahrlich nicht für die Schularbeit während der Woche. Zur Sommerzeit früh 6 Uhr waren die Knaben der obern Lateinschule und im Winter um 7 Uhr versammelt und mußten nie auf ihren Lehrer warten; wenn vom nahen Kirchthurm her der letzte Glockenschlag verhallte, eilte Zeller, der im Schulhause eine geräumige Wohnung hatte, die Treppe hinunter, und er brauchte nie einen Augenblick Besinnens, womit nach dem Gebet zu beginnen sei; der Lehrer war genau vorbereitet. Die jugendlichen Kräfte wurden Vormittags und Nachmittags durch Alles, was die Lehrfächer boten, gehörig in Anspruch genommen und in lebhaftes Interesse gezogen. Der Unterricht in der lateinischen Sprache ward sehr gut gegeben. Man brauchte als Grammatik den kleinen Bröder und es waren manche Schüler, die wußten noch später anzugeben, auf welcher Blattseite des Buchs diese oder jene Regel verzeichnet war und welche Beispiele zur Einübung und Erläuterung dabei standen. Gelesen und übersetzt wurden Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Sallustius, auch Virgil und zwar die ganze Aeneide." (Das Griechische wurde nach der alten Hallischen Grammatik eingeübt, es wurden die Evangelien nach Marcus und Johannes und zum Theil Homers Iliade übersetzt, wie aus einem noch vorhandenen lateinisch verfaßten Schulzeugniß von 1818 ersichtlich ist.) „Einer lebt wahrscheinlich noch, welcher nach Austritt aus der Schule den Sattlerberuf erlernen mußte, und dann auf seinen Wanderungen diese alten Klassiker im Felleisen mit sich trug; während seine Standesgenossen ihren Vergnügungen nachgingen, labte sich dieser am Lesen seiner Bücher, gewiß nicht ohne dankbare Rückerinnerung an den, welcher ihm dieses Lesen möglich gemacht hatte."

„Die Schüler, welche sich höhern Studien widmen sollten (manche traten aus der Schule sogleich als Lehrlinge zu einem Handwerksmeister, andere widmeten sich dem Kaufmannsstand), gelangten in der Regel wohl vorbereitet in höhere Gymnasialklassen und konnten da immerfort merken, wie gründlich ihnen der frühere Unterricht war ertheilt worden. Der Lehrer hatte keine Gelegenheit versäumt, das Nachdenken zu üben und anzustrengen und die jugendlichen Köpfe in lebendigen Besitz des zu Lernenden zu setzen. Man sprach damals noch nicht so viel von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Methode, befolgte aber dafür eine strenge Methode, wie sie jeglicher Lehrgegenstand mit sich brachte, und wenn die so geübten dann noch zu Ordnung und geregelter Thätigkeit sich hatten führen lassen, so war für sie ein Grund gewonnen, auf

dem sie später noch gern zurückblickten in die Stube der oberen Lateinschule."

„Der Unterricht in der Geographie war ein Alle ansprechender und belebender, als würde er von Einem ertheilt, der die Länder und Städte Europa's selber gesehen und auch in den anderen Welttheilen nicht fremd war. Gerne versetzt sich auch noch jeder, der daran Theil nehmen konnte, in die Geschichtserzählungsstunden zurück, in welcher zur Winterzeit wöchentlich in 4 Abendstunden von 6—7 Uhr freiwillig den Schülern hauptsächlich römische Geschichte auf die ansprechendste Weise erzählt wurde. — Der Unterricht im Deutschen beschränkte sich damals auf Uebungen in Aufsätzen, meist beschreibender Art, die aber alle mit den Schülern durchgelesen und verbessert wurden."

„Ueberall kam thatsächlich des Lehrenden gewissenhafte Pflichttreue zum Vorschein und sie konnte nicht ohne gesegnete Wirkung bleiben. Die Schul- und Erziehungsarbeit war auch durch herzliches Gebet und Fürbitte geweiht. Zeller erzählte noch in späteren Tagen, wie einst ein schon älterer hochfahrender und begabter Schüler sich eine derartige Insubordination habe zu Schulden kommen lassen, daß er in Zorn gerathen auf dem Punkte gewesen sei, die schärfste Züchtigung sogleich eintreten zu lassen, allein er habe an sich gehalten, und für des Knaben Herzensänderung im stillen Kämmerlein gebetet; am folgenden Tage sei dann derselbe nach beendigter Schulzeit noch allein im Schulzimmer zurückgeblieben und habe gerührt Reu und Leid bezeugt und um Verzeihung gebeten. Sollte wohl diesem allein solche Fürbitte zu Theil geworden sein?"

„Um ihre Kinder bekümmerte Aeltern fanden stets offenen Zutritt, Rath und Hülfe, wie sie von dem Manne, dem jedes am Herzen lag, in christlicher Liebe und Weisheit ertheilt werden konnte."

„Manche, in der Umgebung von Zofingen wohnende Leute, welche religiös angeregt und auch gefördert waren, suchten und fanden Zellers Umgang."

„In Ferienzeiten des Sommers wurden auch einigemal Ausflüge in den Solothurnischen Jura gemacht; auf denen unterwegs und an den Abenden der Anführer interessante Erzählungen zum Besten gab und die jungen Begleiter durch Fragen zur Aufmerksamkeit auf Nahes und Fernes reizte."

„Neben der Sorge für die ihm übergebene Schule hatte er auch für

die anderen Schulen ein wachsames Auge und ein liebevolles Herz. Er besuchte die Schulen, wie es nöthig schien. Gar oft persönlich hinzukommen war nicht möglich, aber mit Rath und That und Anweisung stand er den Lehrern und Lehrerinnen bei, wo er konnte, und sie erfreuten sich sämmtlich des über sie gestellten Amtsgenossen. Als Mitglied des Bezirksschulraths vereinigte er die Lehrer der Umgegend zu Conferenzen, den ersten dieser Art, die im Canton Aargau gehalten wurden, die er zu leiten und auf ersprießlicher Bahn zu halten wußte."

So weit Hallers Bericht.

In welch liebevollstem Verhältniß Zeller zu seinen Schülern und Schülerinnen stand, mag ein Gedicht von ihm beweisen, auf den Tod eines Kindes Elisabeth Scherber († 6. Dec. 1816) im Namen der Mitschülerinnen verfaßt:

Elisabeth!
Wo bist du hingegangen?
Wo bist du jetzt? Was ist nun dein Verlangen?
Du armes Kind, Elisabeth!

Bist du beim Herrn?
Hast Gnade du gefunden?
Hast du des Erdenlebens kurze Stunden
Schon ausgeträumt, getrost und gern?

Darfst du dem Herrn,
Der Gnade dir verliehen,
Darfst du zu seinen blutgen Füßen knieen.
Bist du Ihm nahe oder fern?

So fragen wir
Bei deiner frühen Leiche,
Du armes Opfer jener bösen Seuche!
Und flechten Todtenkränze dir!

Dort ist dein Grab!
Dein Plätzchen ist verlassen,
Wo in der Schule wir beisammen saßen!
Dort ruht dein Leib im kalten Grab!

Wir denken dein!
Schlaf wohl, in Gottes Frieden!
Schlaf wohl! — Wir bleiben zwar jetzt noch hienieden;
Bald werden alle drüben sein!

Wenden wir uns nun, um die Zofinger Periode nach ihren verschiedenen Seiten zu betrachten, dem Privatleben Zellers zu, um dann sein

Verhältniß zu den Zeitereignissen und endlich die Fortschritte seines innern Lebens zu beschreiben.

Pfarrer Hünerwadel folgte am 16. April 1809 einem Ruf als Professor der Theologie nach Bern. Vorher wurde zwischen ihm und Zeller ein Bund inniger Freundschaft geschlossen. Am 10. Mai machte Zeller einen Besuch in der Anstalt des Herrn von Fellenberg, in Hofwyl, wo nach Pestalozzis Ideen die Erziehung armer Kinder und zugleich die Ausbildung von Handwerkern und Landbauern betrieben wurde.

Ein halbes Jahr lang (April bis Oktober 1809) speiste Zeller im Hause des Pfarrers Ringier. Die Mutter lebte nicht mehr. Die Tochter Lisette führte den Haushalt. Zeller hoffte in ihr die Lebensgefährtin zu finden. Nach langem Zaudern bat er sie den 16. Dezember um Erklärung, ob sie Neigung und Vertrauen zu ihm habe. Sie war nicht abgeneigt; aber als er eine förmliche Werbung an den Vater einreichte, bekam er von diesem eine ablehnende Antwort ohne Angabe von Gründen.

Der Name Ringier ist häufig in Zofingen. Ein anderer Pfarrer Ringier war ebenfalls mit Zeller befreundet; er predigte in einer kleinen Kirche von Holz und Stroh in Glashütten — ein Mann voll Glauben und Geist, bei den Leuten als „Stündeler“ verschrieen. In jenem unscheinbaren Kirchlein wurde der redliche Johannes Plüß erweckt, der nachher in Beuggen vierundzwanzig Jahre bis an sein Ende treulich gedient hat, der treue Eliezer in Zellers großer Haushaltung.

Wieder ein anderer Ringier, ein Privatmann, war ein seltsamer Freund, wie wir ihn aus seinen Briefen kennen lernen. Wir finden ihn mit Zeller in vertraulichem Verkehr auf Du und Du. Dann beleidigt er ihn und entschuldigt sich wieder: „Der Teufel gab mir die Beleidigung ein.“ Ueber die Beurtheilung eines Traums geräth er mit Zeller in heftigen Streit und will ihn nie wiedersehen. Unsere Wege, sagt er, sind verschieden. Dies war den 3. Okt. 1814. Endlich wird der Unglückliche geisteskrank. Zeller übernimmt es, bei ihm zu wachen (4. März 1817). Er schlummert ein, und erwacht mit Schrecken, weil sich Ringier auf ihn geworfen hat, mit einem Messer in der Hand. Diese Gefahr gieng vorüber, Ringier verschwindet unsern Blicken.

Nach jenem unangenehmen Ereigniß, der mißglückten Werbung um Lisette Ringier, bekam Zeller tröstlichen Zuspruch von seinem Freunde in Bern. „Wir haben uns so oft mit dir beschäftigt, für dich gehofft, gefürchtet und wieder gehofft. Es scheint, das Glück der Liebe sei bisher auf

deinem Lebenswege noch nicht gelegen, aber dafür manches andere Glück, unter anderm das schätzbare der gelingenden und gesegneten Berufswirksamkeit. Indeß wäre doch auch dieser Segen wohlthätiger, wenn ein zartes, mitfühlendes Herz an deiner Seite sich mit dir freuen könnte. Doch wenn du vielleicht lange genug geharret und geduldet hast, so kommt es auch in dieser Hinsicht besser. — Meine Frau ist mir hier Freund und Vertrauter, denn einen eigentlichen Freund im hohen heiligen Sinn des Wortes, der mir wäre, was du oder Bahnmaier, habe ich hier noch nicht gefunden." Abermals sprach er ihm zu (11. März 1810): „Du mußt dich hüten, einen übereilten Entschluß zu fassen und ein mißmuthiges Cölibat-Gelübde zu schwören. Harre du nur in Geduld, noch bist du nicht veraltet. Sei überzeugt, der Gott, dem du vertrauest, wird dich freilich nicht am Gängelbande schleppen, aber er wird dir Winke geben, daß deine Vernunft sehe den Weg, den du wandeln sollst. — In dem guten Zofingen muß deine Einweihungsrede außerordentlichen Eindruck gemacht haben. Hier in Bern hätte man vielleicht gesagt: Ei, das war schön; aber die Augen wären trocken geblieben. Ich sah in Zofingen in Predigten und Unterweisungen Thränen fließen, Thränen des frommen Gefühls. Hier netzt sich in Predigten und Unterweisungen kein Auge, denn man kennt hier nur zweierlei Thränen: die des Aergers und die des Elends. Dafür ist man aber auch hier sehr gebildet. Jedes Kind weiß von Dingen zu schwätzen, die der ehrliche Zofinger einst in seiner Einfalt kaum dem Namen nach kannte. Lieber Freund! du wirkst mächtig auf den Geist der Zofinger; aber um Gottes willen wende alles an, daß Zofingen keine große Stadt werde."

Die Wünsche des Freundes gingen bald in Erfüllung. Unter den jungen Lehrerinnen, welche Zeller für ihren Beruf noch weiter auszubilden hatte, befand sich Jungfrau Sophia Siegfried, Tochter eines verstorbenen Pfarrers; auf diese richtete Zeller sein Augenmerk. Aber während er mit Verlobungsgedanken umging, beobachtete er eine merkwürdige Vorsicht und Zurückhaltung. Er hatte einem vertrauten Freunde seine noch verborgen gehaltenen Wünsche mitgetheilt. Eines Tages kam derselbe Freund zu ihm mit der Aufforderung, er solle sich beeilen, um sich die Jungfrau Siegfried zu sichern, denn sie sei mit noch zwei andern Zofinger Töchtern einem reichen Banquier in Paris vorgeschlagen, der sich als Zofinger Bürger eine Zofinger Frau wünsche. Zeller blieb ganz ruhig und gab dem Freunde eine unerwartete Antwort: „Nein, jetzt gerade will ich warten.

Ist sie mir von Gott bestimmt, so bekomme ich sie dennoch. Wo nicht, so will ich sie auch nicht." So sehr scheute er sich vor jedem übereilten Schritte, und es war ihm willkommen, in dem Ausgang jener Unterhandlungen einen Wink der Vorsehung empfangen zu dürfen. Nach einigen Wochen erfuhr Zeller, daß von Paris der Bescheid gekommen sei: die Jungfrau Siegfried gefiele zwar dem Suchenden charakterhalber, doch sei sie ihm nicht schön genug. Durch diese Wendung fühlte sich Zeller ermuthigt, und bald bot sich der günstige Augenblick.

Am 4. Juni 1811, Abends 5 Uhr sollten sich bei Zeller die Lehrer und Lehrerinnen einfinden, um den Fortbildungsunterricht zu empfangen. An diesem Abend blieben die Andern alle aus irgend welchen Gründen aus; nur Jungfrau Siegfried stellte sich pflichtgemäß ein, und diese Gelegenheit benützte Zeller zur Eröffnung seiner Wünsche. Tags darauf hielt er bei der Mutter, der verwittweten Frau Pfarrer Siegfried, förmlich um Sophia an, und bekam bald das erfreuliche Jawort.

Ein Paar Worte über die Familie, in welche Zeller hiemit eintrat, seien an dieser Stelle erlaubt.

Sophiens Vater, Siegmund Friedrich Siegfried, war der jüngste Sohn eines Goldschmieds von Zofingen; seine Mutter war Jakobäa, eine geborene Lauffer. Er studirte die Theologie in Bern und zwar nach damaligem Gebrauch, während 8 Wintersemester. Seine erste Anstellung erhielt er 1787 als Pfarrverweser in Leutweil im Aargau 1787. Auf dieser Stelle verheirathete er sich mit Marie Anna Salchli von Zofingen, deren Elternhaus neben dem seinigen stand. In Leutweil wurden ihm 3 Kinder geboren: Marianne 1788, Friedrich 1789 und Sophie den 23. März 1791. Bald darauf erhielt er die Pfarrei Hasli im Grund, eine Stunde von Meiringen am Fuß des Grimselgebirgs. Dort bewohnte er ein einsames hölzernes Pfarrhaus und besorgte von da aus die 2 bis 3 Stunden entfernten Ortschaften Guttannen und Gadmen. Im Frühling mußten zuweilen wegen Lawinengefahr mehrere Männer ihn begleiten; sonst hatte er als Begleiter einen großen Hund. Das Leben im Oberhaslithal und der Umgang mit den benachbarten Thalleuten war höchst gemüthlich.

Von der erhabenen Alpenwelt empfing Sophie als Kind unvergeßliche Eindrücke. Als Sophie 3 Jahr alt war, spielte sie eines Tags in einem rothen Röckchen auf der Wiese vor dem Pfarrhause, als man in den Lüften mit Schrecken einen Goldadler bemerkte, der in der Höhe seine

Kreise zog und nach unten spähte, um sich auf seine Beute zu stürzen. Der streitbare Pfarrherr ergriff seinen Gebirgsstutzen, winkte seinen Leuten, das Kind nicht zu stören, und schoß im rechten Augenblick den Adler herunter. Er ließ den merkwürdigen Vogel zum Andenken an das Ereigniß ausstopfen. Eines Tags kam ein katholischer Pfarrer aus dem Schwarzwald aus der Nähe von Beuggen geritten, um sich für seine Sammlung den Vogel zu erwerben, der sich zur Zeit noch im Museum zu Freiburg im Breisgau befinden soll.

Im Jahr 1798 brach die Kriegsfurie ein in das stille Haslithal. Die Bauern des Oberlandes ergriffen die Waffen gegen die frechen Eindringlinge, die Horden der französischen Republikaner. Da es im Aargau viel Radikale gab, galten den Oberländern alle Aargauer als Franzosenfreunde und so auch die Siegfrieds. Der Pfarrer von Meiringen flüchtete sich. Pfarrer Siegfried behauptete sich in seinem Pfarrhaus, und blieb unverletzt; während die Frau und die Kinder sich in das Bergwerk im nahen Mühlethal geflüchtet hatten, welches von einer befreundeten Familie Chelius verwaltet wurde. Bern fiel am 5. März 1798 in die Gewalt der Franzosen. Auch im Oberhaslithal am Fuße der Grimsel wurde gekämpft und eine Menge Verwundete wurden zu Pfarrer Siegfried in den Baumgarten und ins Haus gebracht.

Um das Jahr 1800 erhielt Siegfried die Pfarrstelle in Auenstein an der Aare gegenüber dem Schlosse Wildegg; den Pfarrgarten pflegte er mit besonderer Sorgfalt und noch grünen die edlen Obstbäume und die Schattenlauben, die er gepflanzt hat. Er war auch hier bei seinen Pfarrkindern beliebt. Er hatte ein ruhig ernstes Wesen, Geradheit des Charakters mit wenig Worten, worin seine Kinder ihm ähnlich wurden. Sophie war ihm besonders anhänglich; ihn predigen zu hören war ihr größtes Glück. Die Leute im Dorf nannten sie „s Heere Chrusel" (Krauskopf). Sie war höchst lebhaft und kletterte wie ein Eichhörnchen auf die Bäume. Mit 14 Jahren wurde sie nach St. Imier zu einer Pfarrerswittwe Liomin gebracht, um das Französische zu lernen. Dort erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters. Er fuhr mit seiner Frau auf einem Wägelein durch das Dorf Holderbank. Das Pferd scheute, der Pfarrer sprang vom Wagen, um es zu halten, und schlug mit dem Kopf an einen Steinpfeiler. Heftige Kopfschmerzen waren die Folge und nach einem halben Jahr eine Gehirnentzündung. Im Delirium sprach er am Tag vor seinem Sterben das Leichengebet aus der Agende. Sophie war

von Schmerz fast überwältigt. Frau Liomin wünschte das Mädchen ganz zu behalten, aber die Mutter nahm es zu sich und zog mit den Kindern in ihre Heimath nach Zofingen. Dort wurde Sophie von Pfarrer Hünerwadel unterrichtet und confirmirt 1806. Die Mutter hielt eine Pension für Pfarrerstöchter und mit Sophiens Hülfe eine Arbeitsschule für Mädchen. Zwei Jahre später wurde Sophie von dem Stadtrath als Lehrerin an der oberen Töchterschule erwählt, und als Zeller Schuldirektor geworden war, trat sie in dessen Schullehrercursus ein. Ihre ältere Schwester Marianne wurde mit Herrn Bertschinger vermählt; deren Tochter ist Henriette, nachmals Gattin des Pfarrers Friedrich Haller, dem wir die obigen Nachrichten verdanken. Pfarrer Siegfrieds einziger Sohn Friedrich wurde der Vater des Herrn Oberst Hermann Siegfried-Senn in Bern. Hermann und Henriette erhielten einen Theil ihrer Erziehung bei Onkel und Tante Zeller, und bewahren der ganzen Familie Zeller ein treues und liebevolles Andenken.

Nun, da Zeller verlobt war, galt es, sich ein schweizerisches Bürgerrecht zu erwerben. In Zofingen kam es Niemand in den Sinn ihn vorzuschlagen, und das dortige Bürgerrecht stand im Ansehen so hoch, daß es nicht mit Geld zu bezahlen war. Da wurde auf einem Dorfe im Bannwald der Versuch gemacht, aber die Antwort der Bauern lautete bezeichnend für ihre Denkungsart: sie hätten schon einen Schulmeister. Freundlicher nahm seinen Antrag die wohlhabende Gemeinde von Retterswyl am Hallwyler See auf. Dort kaufte er sich für 400 Schweizer Franken ein, und gab beim Antritt seiner neuen Würde den ehrsamen Mitbürgern ein trauliches Gastmahl.

Der befreundete Professor in Bern besorgte den Hochzeitring (für 18 alte Franken), bereitete alles Nöthige vor, und hielt am 7. Oktober 1811 in Entfelden die Trauung. Er sprach über die Worte: der Freund des Bräutigams stehet und höret ihm zu. Joh. 3, 29. Eine seiner Ermahnungen an die Brautleute, daran sich diese noch im Greisenalter mit Dank erinnerten, lautete: „Hütet euch vor dem ersten bösen Wort.“ Hünerwadel begleitete sie auf der kleinen Hochzeitreise zu den Freunden in Sanct Gallen und Zürich. Nach der Rückkehr begannen Zellers ihre Haushaltung.

Zeller besaß einen Almanach von dem Züricher Geßner (Memorabilien der Zeit. Wien 1804), worin er seine Zofinger Erlebnisse eintrug. Jeder Tag hat darin ein poetisches Motto in Lavaters Styl. Auf den 16. Okt.

schrieb Zeller ein: „Erstes Feuer auf dem eigenen Herd!“ Der Vers für dieses Datum lautet: „Liebliche Tage bezeichne mit Dank und mit lieblichen Thaten.“ In der That waren liebliche Tage gekommen. Es war der Anfang einer Ehe, welche 47 Jahre im Frieden bestanden und beiden Gatten zum höchsten Segen gedient hat. Mit freudiger Rührung dachten sie noch im spätesten Alter an die schönen neun Jahre in Zofingen zurück. Es waren freilich Jahre der Mühe und Arbeit, aber vielleicht gerade deßwegen eine selige Zeit. Zeller hatte Erfolg in seinem Amt und fand überall dankbare Anerkennung. Die junge Frau setzte auch nach der Trauung ihre Thätigkeit an der Töchterschule fort. Wenn Verhinderung durch ein Wochenbett eintrat, ließ sie sich vertreten. Dann übernahm sie wieder die Lehrstunden des Vormittags und die Leitung der Handarbeiten des Nachmittags. Unterdessen versorgte eine treue Freundin, Jungfrau Margaretha Bodmer, die Tochter des Hausarztes, die Kleinen der Frau Zeller. Helene und Marie, Therese, Sophie und Bertha wurden in den Jahren 1812 bis 1818 in Zofingen geboren. Es waren einige Knaben zur Erziehung in's Haus aufgenommen, und es gingen die meiste Zeit 14 Personen bei Frau Zeller zu Tisch.

Der erste Ehezwist, vor dem der Pfarrer so treulich gewarnt hatte, blieb auch nicht aus. Eines Samstags kam Frau Zeller zu ihrem Gatten, um das Geld für die Haushaltung in Empfang zu nehmen. Befremdet über den Betrag, der darauf gegangen war, fuhr er sie an: „Was ist aber auch das schon wieder! Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Sie war sich keiner Vernachlässigung bewußt, sie erwiederte nichts; sie zog sich zurück und weinte in der Stille. Dann entschloß sie sich wiederzukommen, und zwar mit dem Rechnungsbuch und mit der Bitte, er möge es selbst durchgehen und bestimmen, wo sie abbrechen oder etwas anders einrichten solle. Nun war aller Unwille verschwunden, und am andern Tage fand sie auf ihrem Schreibtisch ein Briefchen, welches die Bitte um Verzeihung enthielt und einen kostbaren Ohrring, ein Erbstück, das er sie anzunehmen bat als Zeichen seiner Liebe und Hochachtung und der Reue über seine Heftigkeit. Die kleinen schriftlichen Glückwünsche bei festlichen Gelegenheiten, die sich jährlich wiederholten, gewähren einen schönen Einblick in diesen friedlichen Ehestand.

Es gab bei einer so vielseitigen Berufsthätigkeit nur wenig freie Stunden für geselligen Verkehr. Doch stand Frau Zeller in freundlichem Verhältniß zu einigen benachbarten Hausmüttern. Die beiden Pfarrer

wohnten in der Nähe des Schulhauses und der eine von diesen, Decan Frickert, stand mit Zeller in wohlthuender Einheit des Geistes. Die Sommerabende brachten Zellers gewöhnlich auf dem sogenannten Finkenherd zu. Dort hatte ein freundlich gesinnter Gutsbesitzer auf einem kleinen Hügel, östlich von der Stadt, ein niedliches Gartenhaus dem Schuldirektor zur Miethe überlassen. Von da eröffnet sich die Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, die Fernsicht des Jura auf der einen und der Alpenkette auf der andern Seite.

Zeller blieb von den Weltereignissen jenes Jahrzehnts nicht unberührt. In den Jahren 1810 und 1811 herrschte noch Ruhe. Am 23. Juni 1810 wurde Zeller durch einen Besuch seiner betagten Eltern erfreut und begleitete sie nach Bern und zurück. Nun hatte der Vater sich mit der pädagogischen Laufbahn Heinrichs vollkommen ausgesöhnt und mit Freuden vernahm er ein Jahr darauf seine Verlobung. Aber unterdessen trübte sich der Horizont.

Im Hause des Vaters kehrten Leiden ein. Die Mutter litt an der schrecklichen Krankheit, dem Brustkrebs. Eine grausame Operation wurde am 24. Dez. 1810 vollzogen, die wie gewöhnlich in solchem Fall keine Hülfe, sondern nur einigen Aufschub im Fortgang des Uebels gewährte. Die Leiden kehrten wieder, bis die Mutter am 12. Sept. 1811 verschied. Die Theure hinterließ im Vorgefühl des Sterbens eine Aufzeichnung ihres Lebenslaufs, der wir einige Sätze entnehmen. „Hier an der Pforte der Ewigkeit, an der Gränzlinie von Tod und Leben, in dem Augenblick, wo ich bald eingehen werde in ein ewiges, besseres Leben, hier werfe ich noch einen Blick in die Vergangenheit und lobe und preise dich Vater, Erhalter und Regierer der Menschen für deine überschwängliche Liebe und Wohlthaten, für deinen Schutz und göttliche Leitung meiner Schicksale während 57 Jahren meiner irdischen Laufbahn. Herr, ich bin nicht werth aller Gnade, die du mir erwiesen hast. Nur meine sterbenden Lippen können noch den Dank abstatten, den mein brechendes Herz dir darbringt.“ Dann nachdem sie aller der Ihrigen gedacht, dankt sie noch besonders ihrer jüngsten Tochter Franziska, die ihr zu Liebe unverheirathet geblieben war, und ihrer ältesten Tochter Christiane Ulmer. Beide hatten die Mutter in ihrem hülflosen Zustand mit Treue und Zärtlichkeit Tag und Nacht verpflegt. „Endlich hat sich Gott meiner erbarmt und meinen vielen Leiden und Schmerzen ein Ende gemacht. Gelobt sei Gott, gelobt sein heiliger Name, durch seinen Sohn Jesum Christum, meinen Mittler und Für-

schrieb Zeller ein: „Erstes Feuer auf dem eigenen Herd!" Der Vers für dieses Datum lautet: „Liebliche Tage bezeichne mit Dank und mit lieblichen Thaten." In der That waren liebliche Tage gekommen. Es war der Anfang einer Ehe, welche 47 Jahre im Frieden bestanden und beiden Gatten zum höchsten Segen gedient hat. Mit freudiger Rührung dachten sie noch im spätesten Alter an die schönen neun Jahre in Zofingen zurück. Es waren freilich Jahre der Mühe und Arbeit, aber vielleicht gerade deßwegen eine selige Zeit. Zeller hatte Erfolg in seinem Amt und fand überall dankbare Anerkennung. Die junge Frau setzte auch nach der Trauung ihre Thätigkeit an der Töchterschule fort. Wenn Verhinderung durch ein Wochenbett eintrat, ließ sie sich vertreten. Dann übernahm sie wieder die Lehrstunden des Vormittags und die Leitung der Handarbeiten des Nachmittags. Unterdessen versorgte eine treue Freundin, Jungfrau Margaretha Bodmer, die Tochter des Hausarztes, die Kleinen der Frau Zeller. Helene und Marie, Therese, Sophie und Bertha wurden in den Jahren 1812 bis 1818 in Zofingen geboren. Es waren einige Knaben zur Erziehung in's Haus aufgenommen, und es gingen die meiste Zeit 14 Personen bei Frau Zeller zu Tisch.

Der erste Ehezwist, vor dem der Pfarrer so treulich gewarnt hatte, blieb auch nicht aus. Eines Samstags kam Frau Zeller zu ihrem Gatten, um das Geld für die Haushaltung in Empfang zu nehmen. Befremdet über den Betrag, der darauf gegangen war, fuhr er sie an: „Was ist aber auch das schon wieder! Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Sie war sich keiner Vernachlässigung bewußt, sie erwiederte nichts; sie zog sich zurück und weinte in der Stille. Dann entschloß sie sich wiederzukommen, und zwar mit dem Rechnungsbuch und mit der Bitte, er möge es selbst durchgehen und bestimmen, wo sie abbrechen oder etwas anders einrichten solle. Nun war aller Unwille verschwunden, und am andern Tage fand sie auf ihrem Schreibtisch ein Briefchen, welches die Bitte um Verzeihung enthielt und einen kostbaren Ohrring, ein Erbstück, das er sie anzunehmen bat als Zeichen seiner Liebe und Hochachtung und der Reue über seine Heftigkeit. Die kleinen schriftlichen Glückwünsche bei festlichen Gelegenheiten, die sich jährlich wiederholten, gewähren einen schönen Einblick in diesen friedlichen Ehestand.

Es gab bei einer so vielseitigen Berufsthätigkeit nur wenig freie Stunden für geselligen Verkehr. Doch stand Frau Zeller in freundlichem Verhältniß zu einigen benachbarten Hausmüttern. Die beiden Pfarrer

wohnten in der Nähe des Schulhauses und der eine von diesen, Decan Frickert, stand mit Zeller in wohlthuender Einheit des Geistes. Die Sommerabende brachten Zellers gewöhnlich auf dem sogenannten Finkenherd zu. Dort hatte ein freundlich gesinnter Gutsbesitzer auf einem kleinen Hügel, östlich von der Stadt, ein niedliches Gartenhaus dem Schuldirektor zur Miethe überlassen. Von da eröffnet sich die Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, die Fernsicht des Jura auf der einen und der Alpenkette auf der andern Seite.

Zeller blieb von den Weltereignissen jenes Jahrzehnts nicht unberührt. In den Jahren 1810 und 1811 herrschte noch Ruhe. Am 23. Juni 1810 wurde Zeller durch einen Besuch seiner betagten Eltern erfreut und begleitete sie nach Bern und zurück. Nun hatte der Vater sich mit der pädagogischen Laufbahn Heinrichs vollkommen ausgesöhnt und mit Freuden vernahm er ein Jahr darauf seine Verlobung. Aber unterdessen trübte sich der Horizont.

Im Hause des Vaters kehrten Leiden ein. Die Mutter litt an der schrecklichen Krankheit, dem Brustkrebs. Eine grausame Operation wurde am 24. Dez. 1810 vollzogen, die wie gewöhnlich in solchem Fall keine Hülfe, sondern nur einigen Aufschub im Fortgang des Uebels gewährte. Die Leiden kehrten wieder, bis die Mutter am 12. Sept. 1811 verschied. Die Theure hinterließ im Vorgefühl des Sterbens eine Aufzeichnung ihres Lebenslaufs, der wir einige Sätze entnehmen. „Hier an der Pforte der Ewigkeit, an der Gränzlinie von Tod und Leben, in dem Augenblick, wo ich bald eingehen werde in ein ewiges, besseres Leben, hier werfe ich noch einen Blick in die Vergangenheit und lobe und preise dich Vater, Erhalter und Regierer der Menschen für deine überschwängliche Liebe und Wohlthaten, für deinen Schutz und göttliche Leitung meiner Schicksale während 57 Jahren meiner irdischen Laufbahn. Herr, ich bin nicht werth aller Gnade, die du mir erwiesen hast. Nur meine sterbenden Lippen können noch den Dank abstatten, den mein brechendes Herz dir darbringt.“ Dann nachdem sie aller der Ihrigen gedacht, dankt sie noch besonders ihrer jüngsten Tochter Franziska, die ihr zu Liebe unverheirathet geblieben war, und ihrer ältesten Tochter Christiane Ulmer. Beide hatten die Mutter in ihrem hülflosen Zustand mit Treue und Zärtlichkeit Tag und Nacht verpflegt. „Endlich hat sich Gott meiner erbarmt uud meinen vielen Leiden und Schmerzen ein Ende gemacht. Gelobt sei Gott, gelobt sein heiliger Name, durch seinen Sohn Jesum Christum, meinen Mittler und Für-

sprecher. Amen." Sie erlebte die Vermählung ihres Heinrich nicht mehr.

Der jüngste Sohn Ludwig Eberhard wurde am 1. Juli 1811 conscribirt, und so lange Heinrich kein schweizerisches Bürgerrecht hatte, war der Vater auch um diesen in Angst, denn sein Name stand noch in der würtembergischen Conscriptionsliste, und man weiß, mit welcher Härte König Friedrich die Aushebung betrieb. Hofrath Zeller konnte dem Heinrich kein Heirathgut zukommen lassen; er war durch die Kriegszeiten, Steuern und Einquartierungen erschöpft, und überdieß war die Absendung von Geld aus Würtemberg hinaus bei Strafe der Confiscation verboten.

Napoleon rüstete zu dem ungeheuren Feldzug gegen Rußland, und auch die würtembergischen Truppen wurden aufgeboten. Ludwig Zeller mußte mit als Corporal. Er hat die furchtbarsten Leiden jenes Krieges, der ein Vorspiel der großen Trübsal am Ende der Tage war, nicht erlebt. Er starb schon den 28. Oktober 1812 am Nervenfieber im Spital zu Minsk im 23. Lebensjahr. Der Vater hat die Kunde von diesem Verlust nicht mehr vernommen. In Folge der Ruhr und des Kummers starb er an Entkräftung am 17. November desselben Jahres.

Zeller war seit drei Jahren glücklich verheirathet, als er im Juni 1814 den Besuch eines alten Freundes aus Augsburg empfing. Es war der Hofrath Carl Binder, der Hauslehrer der Familie von Rad. Durch diesen erhielt er eine Nachricht, die ihn tief bewegte: Henriette war gestorben. Er gab seinen Gefühlen Ausdruck in einem Gedicht an die Mutter. „Eines fernen Freundes Worte an Frau Elisabeth Jacobäa von Rad geb. von Liebert, über den Tod ihrer edlen Tochter Frau Henriette Süßkind geb. von Rad." Ob es abgesandt, wie es aufgenommen worden, weiß man nicht. Jedenfalls zeigt es uns, in welchem Lichte Zeller die für ihn und für die Frühverstorbene schmerzlichen Verwicklungen, die 9 Jahre vorher stattgefunden haben, betrachtete.

Länger kann und darf ich nimmer schweigen,
Meine Thränen fallen, Seufzer steigen
Zu den Wolken, die vorüberfliehen.
Könnt' ich doch zu Euch mit ihnen ziehen!

Möchte gern, ach hätt ich Engelsflügel!
Auf den Todtenacker zu dem Hügel,
Zu dem Grab der guten Henriette,
Ihres Erdenleibes Schlummerstätte.

Möchte drauf ein Rosenstöcklein setzen,
Möcht' es gern mit meinen Thränen netzen;
Denn auch ich, o liebe Mutter! kannte
Deine Tochter, die ich Freundin nannte.

Theure Freundin ist sie mir geblieben.
Herzlich, innig mußten die sie lieben,
Die die Blume unter vielen Frauen
In des Hauses Kreise konnten schauen.

Ach da schlummert sie im frühen Grabe!
Unersetzlich ist die Gottesgabe!
Dir o Mutter! Gatte! Ihren Kindern
Kann nur Gott die Trennungsschmerzen lindern.

Weg vom Grabe! Eilet weg vom Staube!
Auf zum Himmel führe uns der Glaube,
Zu dem Wohnsitz, wo die sel'gen Geister
Ihre Heimath finden, ihren Meister.

Seelig sind, die in dem Herren sterben,
Die statt Erdenmüh' den Himmel erben!
Ja, der Geist spricht, daß sie Ruhe haben,
An der Erndte ihrer Saat sich laben.

Wollt Ihr weinen, daß der Gärtner oben,
Diesen schönen Fruchtbaum ausgehoben?
Wollen wir nicht alle zu Ihm kommen?
Tröstet Euch denn nicht das Glück der Frommen?

Weine nicht! denn was der Herr jetzt thue,
Weißt Du nicht. Das Herz im Glauben ruhe!
Licht des Himmels wird dir einst enthüllen
Manche Räthsel, alle Schmerzen stillen.

Wiewohl unser Zeller Deutschland schon seit 10 Jahren verlassen hatte, bewegten ihn doch die Schicksale des Vaterlands in den Jahren 1813 bis 1815 auf's Tiefste. Er verstand die Zeichen der Zeit und nahm lebendigen Antheil an jener Rückkehr zu Gott, welche damals bei so vielen im Gefolge der Ereignisse stattfand. Er schrieb im Jahre 1842 im Rückblick auf jene Tage: „Wir Alten, die wir die Scheußlichkeiten der ersten Revolutionsausbrüche noch mitangesehen, die Schmach und das Verderben des fremden Druckes und der Fremdherrschaft gefühlt und getragen, aber auch die göttliche Kraft empfunden haben, die dann aus Gottes Gnaden alles Volk wieder durchdrang, als wir wieder an den allmächtigen und barmherzigen Gott in Christo glauben, uns wieder lebendig an sein Wort festhalten und dessen getrösten und siegen konnten — wir Alten, sage ich,

gehen einer um den andern heim und werden versammelt zu unsern Vätern. Aber was wird das junge Volk thun, das um uns her aufwächst, wird es gläubiger, entschiedener, kräftiger, lebendiger werden, als wir? Wird es aus der blutigen, schweren und theuren Lection seiner Väter etwas Tüchtiges gelernt haben? Wird es aus dem Munde des HErrn Weisheit empfangen? M. Bl. 1842 S. 96.

„Was für ein warnendes Gottesgericht über einen der gewaltigsten Monarchen und über eines der größten Heere unserer Zeit haben wir erlebt! Der Mann, der die Welt zittern und Königreiche beben machte, mußte als ein Gefangener auf einer kleinen Felseninsel, mitten im Weltmeer sterben und fern von seinem Hause begraben werden. Er mußte es noch vor seinem Tode erleben, wie sein gewaltiges, zusammenerobertes Kaiserreich wieder auseinanderfiel und wie Alles das auf Schlachtfeldern und in belagerten und eroberten Städten durch ihn vergossene Blut so vieler hunderttausend dahingeschlachteter Menschenleben ihm nichts geholfen hat, als eine entsetzliche Blutschuld auf sein Haupt zu laden. Discite justitiam moniti! Lernet Gerechtigkeit, ihr Gewarnten!" M. Bl. 1855 S. 86.

Es war eine große geistige Luftreinigung eingetreten, und die Fürsten gingen nach Napoleons Fall den Völkern mit einem guten Beispiel voran, indem sie bei der Stiftung der heiligen Allianz Christum feierlich als Herrn anerkannten und versprachen, in seinem Sinn und nach seinen Geboten zu regieren. Damals, es mag 1815 oder 1816 gewesen sein, besuchte Zeller mit einem Freunde den ehrwürdigen Greis, Antistes Heß in Zürich. Da fragte er, so erzählt Zeller, meinen Freund und dann mich: Wie alt sind Sie? und als wir ihm unser Alter gesagt hatten, rief der Greis aus: O, wie viel Schönes können sie noch erleben! Der Alte erwartete damals von dem nicht lange vorher gestifteten heiligen Bunde große Erfolge für das Reich Gottes, und wie Manche mit ihm! „Aber bis auf diesen Tag," so fügt Zeller im Jahre 1851 hinzu, „habe ich die schöne Zeit (das Friedensreich, von dem die Propheten geredet haben) noch nicht erlebt." M. Bl. 1851 S. 60.

Während Europa von Kriegslärm erdröhnte, blieb der Boden der glücklichen Schweiz unberührt. Nur als im Anfang des Jahres 1814 die drei Armeen der Verbündeten in Frankreich einrückten, hatte man auch in der Schweiz und in Zofingen Durchmärsche und Einquartierungen. Eine Anecdote aus jenen Tagen berichtet Zeller (im M. Bl. 1840 S. 29.)

„Ich erinnere mich an das Geständniß eines österreichischen Kürassiers, der zu Anfang des Jahres 1814 in meinem Hause im Quartier lag, und den mein Nachbar darauf aufmerksam machen wollte, daß er auch ein Sünder sei. Der Kriegsmann wurde sehr empfindlich darüber und bat meinen Nachbar, er möchte nicht so schlecht von ihm denken, denn er sei eines Pfarrers Sohn, habe eine gute Erziehung genossen und befolge den Befehl seiner Mutter, fleißig zu beten. Als ihn nun mein Nachbar fragte: „Was beten Sie denn vor einer Schlacht, und was haben sie vor der Schlacht bei Leipzig gebetet?" — antwortete er: „Ja vor einer Schlacht, da ist es mir eigen zu Muthe. Da bete ich: Gott sei mir armen Sünder gnädig."

In jenen Jahren reifte Zellers inneres Leben und seine christliche Erkenntniß mehr und mehr. Er galt damals in Zofingen nicht mit Unrecht als ein Anhänger Stillings. Die wenigen Bruchstücke seines Tagebuchs zeigen einen erstaunlichen Fortschritt. Am 1. April 1809 schrieb er zu seiner Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmahls eine Betrachtung über den Tod Jesu nieder. Nachdem er von dem tiefen Fall des Menschengeschlechtes geredet, fährt er fort: „Wie sollte es der Wiedervereinigung mit dem Erhabenen bewußt werden, nachdem es sich durch Unglauben, Ungehorsam und Eigensinn von Gott getrennt hatte? Die ewige Liebe opferte sich auf für die Bedürfnisse der verfallenen Menschennatur und gab ihr ewiges Organ hin, unter die Gesetze der gesunkenen Menschennatur, sich mit ihr zu verbinden, sie in jedem Verhältnisse wieder zu reinigen und herzustellen, alle Aufgaben derselben nach dem Gesetze des Kampfes zu lösen, in allem versucht zu werden, um in allem treu zu bleiben und durch die größte Treue, durch Treue bis in den Tod, ja in den Tod am Kreuz eine Wiedervereinigung der Menschennatur mit der göttlichen, und dadurch eine Sündenvergebung möglich und wirklich zu machen, so daß allen Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit eine vollständige Genüge geschehe, und daß jedes Menschenkind, das sich anschließt, durch Glaube, Liebe und Hoffnung an dieses menschgewordene Liebesideal, an den Gottmenschen, sich wieder anschließen könne an Gott und theilhaftig werde dadurch des verlorenen Gotteslichtes und der verlorenen Gottesreinheit und Gottesseligkeit." So war also unserem Zeller Licht geworden über das Geheimniß des Todes Christi; jetzt lautet es nicht mehr wie 1807, wo er noch zu der Irrlehre des Doctor Paulus

sich hinneigte, die Auferstehung des Heilandes sei das Erwachen aus einem Scheintode und die Rückkehr in dieses sterbliche Leben gewesen." „Er ist wirklich gestorben und wieder auferstanden von dem Tode. Als der Erstling aller Auferstandenen hat Er die Kraft und das Recht erworben, allen Menschen, die sich anschließen an Ihn, Seinen Geist mitzutheilen, sie immer mehr zu erleuchten mit göttlichem Licht, zu erwärmen mit göttlicher Wärme, zu stärken mit göttlicher Kraft." In einer Betrachtung vom 19. Dez. 1812 tritt das Bekenntniß der Gottheit Christi noch bestimmter hervor: „Nachdem der Mensch Gott gleich werden wollte und sich dadurch in's Elend, in Gottesferne gestürzt hatte: so ist Gott den Menschen gleich geworden, um sie wieder an sich zu ziehen und zu befreien. Welch' ein Reichthum der Liebe und Barmherzigkeit Gottes! Wir sollen Ihn, den menschgewordenen Gott als den einzig wahren immer deutlicher erkennen und erfahren, Ihn immer aufrichtiger und standhafter lieben und ehren, immer gewisser auf Ihn hoffen, immer vertraulicher zu Ihm beten."

Dieses innere Wachsthum wurde durch die berufsmäßigen Beschäftigungen Zellers gefördert. In seinem Memorabilienbuch bemerkte er am 17. Juli 1810: „Entschluß, alle Tage in der heiligen Schrift zu lesen." Diesem Vorsatz ist er treu geblieben. Am 19. Oktober desselben Jahres eröffnete er die von Haller beschriebenen Sonntagabend-Bibelstunden. In dem Confirmandenunterricht, den er für die Landgemeinde Vor dem Wald ertheilte, behandelte er den alten Heidelberger Katechismus, in welchem die christliche Heilslehre mit der größten Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen wird. Wie wir alle durch Lehren lernen, so wirkte auch bei ihm diese Lehrthätigkeit auf sein Inneres zurück. Ein junger anmaßender rationalistischer Candidat der Theologie, Namens Müller, ließ eine Schmähschrift gegen den Heidelberger Katechismus erscheinen: „Untersuchung einiger christlichen Glaubenslehren", und bezeichnete die im Katechismus enthaltene Lehre von der natürlichen Verdorbenheit des Menschen und von seiner Versöhnung mit Gott als Unsinn, als barbarisch, als Gotteslästerung. Er gerieth mit Zeller persönlich in Streit, und dieser ließ sich die Mühe nicht verdrießen, erst mündlich und dann in einer schriftlichen Darlegung ihm seine groben Irrthümer und seine Entstellung der kirchlichen Lehre mit allem Ernst und doch mit Gelindigkeit aufzudecken. „Auch ich glaube", sagt Zeller, „daß man einen gesunden Verstand haben und seine Menschenvernunft auch in

göttlichen Dingen brauchen kann und soll. Nachdenken ist gut über göttliche Dinge, aber den gegebenen göttlichen Dingen vordenken, das ist mißlich; am mißlichsten das Göttliche über einen philosophischen Zeitleisten spannen und zerren. Denn die Zeit und die Systeme sammt andern Geburten der Zeit vergehen, aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. Ich halte es mit denen, welche dem Worte Gottes gerne nachdenken, dasselbe als feststehende Wahrheit annehmen und alles, was Wahrheit ist, oder zu sein vorgiebt, in dem Spiegel des göttlichen Wortes beschauen, und mit demselben vergleichen. — Kant's Schriften" (welche Müller ihm geliehen hatte) „haben mir abermals sehr viel Einseitiges und nur mit vielen Einschränkungen Zuzugebendes zu enthalten geschienen. Besonders unbefriedigend war mir die Abhandlung: Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. Ich weiß nicht, soll ich es eine philosophische Spielerei, oder eine philosophische Verdrehung einer ehrwürdigen historischen Urkunde nennen." Er machte den jungen Mann dagegen auf einige andere Schriften aufmerksam: Reinhard's Vorrede zum 1. Band seiner Moral, des Marees „Gottesvertheidigung" und „über die neuesten Zionswächter der protestantischen Kirche;" Köppen, „die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit" — endlich den 7. Band der Werke von Claudius. „Ich dächte," sagt er zum Schluß, „wir ließen den guten alten Katechismus ruhen. Von der Universität hinweg, warm noch vom philosophischen Curs, kommt uns nur zu oft das Alte theils widerlich, theils unwahr vor. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir, nicht nur die Menschen, sondern auch den Menschen kennen, und erfahren wie manche Stütze des Trostes das verschuldete Herz nöthig hat, um nicht zu verzagen; wir lernen auch Kranken- und Todtenbetten kennen, wo der Mensch mit dem Gefühl der Unmöglichkeit einer Bezahlung dessen, was er versäumt und verschuldet hat, den Zuruf erquickend findet: Sei getrost mein Sohn, deine Schulden sind bezahlt; derjenige, der nie eine Sünde gethan hat, und gehorsam war bis in den Tod, der hat sie auch für dich bezahlt. Da lernen wir begreifen, daß so ein Zeit und Ewigkeit umschlingendes Werk, wie die Versöhnung ist, mehr als Eine wahre und wohlthuende Auffassung darbieten müsse, die alle von der Bibel begünstigt und eröffnet werden, und es wird uns unmöglich, auf ein Buch (den Katechismus) zu schmähen, das den Menschen den Heiland als Heiland darstellt, sollte es auch sonst einseitig und mangelhaft sein."

Von Zofingen aus kam Zeller zum ersten Mal in eine nähere Ver-

bindung mit frommen Katholiken. Er besuchte das Kloster St. Urban und befreundete sich mit einem der Conventualen Conrad Mayer. Dieser Mann, der bald darauf (6. Jan. 1813) starb, war Archivar und erfüllt von einem idealen Streben. Die beiden Freunde und der Abt von St. Urban, Fridericus, erfreuten sich an den Beiträgen von Johann Michael Sailer, damals Professor in Landshut, später Bischof von Regensburg.

Zeller fand Gelegenheit, das richtige Verhalten zu den römisch-katholischen Mitchristen zu bethätigen, gegenüber einer seltsamen Dame, der Frau von Mayenstern aus Wien. Diese hielt sich in St. Gallen zu den dortigen Stillen im Lande, und huldigte zugleich einem tändelnden Katholicismus. Sie war von ihrem Manne getrennt und sie faßte eine vermeintlich rein religiöse Begeisterung für Zeller. Heß der Waisenvater und seine Gattin traten diesem gefährlichen Treiben entgegen. Als Zeller Sanct Gallen verlassen hatte, belästigte sie ihn mit schwärmerischen Briefen, dann kam sie nach Zofingen und wollte Lehrerin werden, wozu es ihr aber an jedem Beruf fehlte. Aepli warnte Zeller vor ihr. Endlich wollte sie ihren hochverehrten Zeller katholisch machen, so daß er ihr mit einiger Schärfe entgegentrat. Doch er fühlte sich gedrungen, seine etwas starken Ausdrücke gleich wieder gut zu machen und sich über den Gegensatz der beiden Kirchenabtheilungen möglichst milde auszudrücken, indem er an Frau von Mayenstern schrieb: (14. Febr. 1811). „Gottlob, daß wir in dem Wichtigsten, in dem Tröstlichsten und in dem Gewissesten Eins sind. Im Uebrigen gehe jedes auf dem Wege fort, auf dem es geboren und erzogen worden, auf dem unsere Väter und Urväter gewandelt, auf dem sie mit Sehnsucht, mit Hoffnung des ewigen Lebens gestorben sind und auf dem sich die gekreuzigte Liebe von uns hat finden lassen. Es sind der Wege zu dieser heiligen Seligkeitsquelle mehrere. Wir haben sie nicht erfunden; wir haben sie nicht angebahnt. Der eine mag gebahnter, ebener, sicherer, ein anderer steiler, unebener, gefährlicher sein.“

„So viel ist gewiß, jeder hat seine Abwege. Und soviel lehrt die Erfahrung: auf jedem Weg zur Quelle kann man zur Quelle kommen. Wohl allen denen, die zu derselbigen kommen, ihren Durst aus ihr stillen, und das ewige Leben aus ihr trinken. Wir können ja nichts dafür, daß vor Zeiten der gebahnteste Hauptweg von einigen gewaltthätigen Menschen verrammelt worden ist, und ein Weggeld und andere Abgaben gefordert und allerlei Lasten aufgelegt worden sind welche der Herr nicht aufge-

legt hat, und wodurch einige Reisende bewogen worden sind, einen andern Weg zur Quelle zu ebnen. An dieser werden sich doch alle redlichen Pilger wiederfinden und dann wird Ein Hirte und Eine Heerde sein."

Seit 1815 finden wir Zeller im Verkehr mit einem merkwürdigen Mann, dem Schreinergesellen Immanuel Lüscher. Er kannte denselben als einen gewöhnlichen Weltmenschen, und war dann Zeuge einer höchst wunderbaren Veränderung, die mit ihm vorging. Lüscher gerieth in verzweiflungsvolle Angst über seine Sünden. Unter dieser erdrückenden Last wendete er sich an den Heiland aller Sünder, gläubig zu Ihm betend, und wurde in unmittelbarer Weise mit der Gewißheit der Vergebung so getröstet und erfreut, daß sein Mund, wo er von dieser seligen Erfahrung zu sprechen veranlaßt wurde, von Loben und Danken überfloß. Zeller, in dessen Hause Lüscher Arbeiten seines Handwerks zu verfertigen hatte, erstaunte über die Umwandlung, die hier eingetreten war. Es entspann sich zwischen beiden ein ernster und vertraulicher Umgang. An diesem Manne, der weder lesen noch schreiben konnte, sah man nicht nur die lieblichsten Früchte des Geistes, Friede, Freude und Gottseligkeit, man spürte auch an ihm eine übernatürliche Erleuchtung, eine prophetische Anlage. Er hatte am 24. Juni 1815 ein Traumgesicht von dem Reich der Todten, von dem verschiedenen Zustand der Abgeschiedenen und von der Entrückung der Seligen zu dem Herrn, begleitet mit entzückender Freude, welches Zeller aufzeichnete. Von einer andern Mittheilung wurde Zeller tief ergriffen, weil ihm darin der unbefriedigende Zustand seines Innern in durchdringender Weise aufgedeckt wurde. Es war ein Traum Lüschers am 11. Juni 1816. Das, wovon Zeller sich getroffen fühlte, war Folgendes. Lüscher suchte das echte Gold und kam zu einem hölzernen Krämerstand, von welchem es hieß, es sei Zellers Kramladen. Da standen lauter Bücher, Schreibmaterialien, Geschirre, Tabaksdosen u. s. w. zum Verkauf; da waren auch glänzende Stücke Goldes und Silbers, aber diese waren zu leicht, man konnte sie zerreiben, es gab nur Schreibsand. Von den Büchern hieß es, da seien einige, die taugen nichts, das sei das Nachtgeschrei; Zeller sollte mehr in den evangelischen Büchern lesen, und jene sein lassen. Lüscher wurde in die Stadt geführt, und sie war voll Redens von Zeller. Die einen lobten ihn, aber eine Stimme sagte: Ja, das ist Alles wahr; im Aeußerlichen und in der äußern Zucht und Sittenlehre ist bei ihm alles in Ordnung, aber den wahren Grund und das göttliche Gold hat er nicht. Im innern Leben ist er wie die Andern. Er hat

noch den Hochmuth, den Stolz, die Einbildung, den Zorn und hat noch nicht die wahre Demuth und Sanftmuth. „Indem wir so redeten", sagt Lüscher, „sah ich Zeller aus einem großen Hause kommen und gar stolz über die Gasse gehen; und ich erwachte."

Lüscher, der in so wunderbarem Maße die vergebende Gnade Gottes erfahren hatte, ermunterte Zeller mit liebreichem Zuspruch, um eine göttliche Versicherung der Vergebung aller seiner Sünden zu bitten.

Einmal hatten die Beiden, der Schreinergesell und der Schuldirector, ein tiefes Gespräch dieser Art, welches bis Morgens um 2 Uhr dauerte. Der Gegenstand war die Rede Christi an Nicodemus und das Wort: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß auch des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." An diese Nacht erinnerte sich Zeller, als er 33 Jahre später folgende Worte niederschrieb: „Darum danke ich dir, du lieber, theurer, alter und hochbetagter Freund, wenn du dieses liesest, daß du in jener unvergeßlichen Nacht, da uns die Stunden fast wie Minuten verflogen, dieses Geheimniß des seligmachenden und neu belebenden Glaubens mich gelehret hast, du, der Unstudirte, aber lebendig Glaubende, mich den Studirten, aber den lebendigen Glauben erst Suchenden, und daß du mir durch das anschauliche Beispiel deines seligen Glaubens Muth gemacht hast, durch ähnliches Anschauen meines gekreuzigten Heilandes, als ein von den Schlangen Gebissener, Gnade und Vergebung der Sünden und dadurch Leben und Seligkeit zu finden. Zur Aufmunterung für Andere Gebissene und ihre Todeswunde fühlende Mitberufene seien diese Worte des Dankes hiehergesetzt." M. Bl. 1849, S. 28.

Jener gute Mann wunderte sich über Zellers Bibliothek. „Hänt ihr die Bücher alle glese?" fragte er; und Zeller erwiederte: „O Manuel, ich habe meine Erkenntniß nur aus den Büchern; ihr habet sie aus dem Geiste Gottes selbst." So war denn Lüscher einer von jenen Vieren, von denen Zeller sagte, daß Gott sie ihm als schützende, tröstende und hülfreiche Engel an seinen Lebensweg gestellt hatte.

Um dieselbe Zeit, 1816, trat Zeller in einen Verkehr mit christlichen Freunden in Basel, der für ihn segensreich und für seine Zukunft entscheidend werden sollte.

Christian Friedrich Spittler war der Sohn eines würtembergischen Pfarrers, geboren in Wimsheim Oberamts Leonberg den 12. April 1782,

also drei Jahre jünger als Zeller. Er gehörte zu den Gesegneten, welche die kindliche Frömmigkeit von Jugend auf unversehrt bewahrt haben. Er war als Kind von einem harmlosen und weihevollen Familienglück umgeben. Er verlor seinen frommen Vater schon im Jahr 1793. Sterbend gab derselbe seinem Friedrich einen Segen, über den die Geschwister erstaunten und woran sich Spittler sein Leben lang mit Rührung erinnerte. Er kam dann in eine harte Schule nach Kirchheim. Dort empfing er von dem Decan Bardili einen gediegenen Confirmandenunterricht und das alte würtembergische Confirmationsbüchlein war ihm sein Leben lang theuer. Noch in seinem Alter sagte Spittler sich selbst jede Woche das Confirmanden-Büchlein auf. Es hat 72 Fragen. Die 6 ersten Tage der Woche nahm er je 10, und am letzten Tage 12 Fragen durch.

Bei der Confirmation legte der Prediger den frühen Hingang des Vaters dem Sohne in ergreifender Weise ans Herz.

Wohl hätte der Jüngling sich gerne dem geistlichen Beruf gewidmet. Aber er wurde von seinen Vorgesetzten zum Cameralverwalter bestimmt. Er arbeitete mehrere Jahre als Schreiber auf dem Oberamtsgericht in Schorndorf unter einem harten Herrn. Der Jüngling war in Gefahr, durch den Umgang mit seinen Collegen zu verweltlichen. Da überfiel ihn eines Abends auf der Schreibstube Schwindel und eine bedrohliche Ohnmacht. Als er wieder zum Bewußtsein kam, fühlte er, wie nahe er an den Pforten der Ewigkeit gewesen und verstand die göttliche Mahnung. Um so glühender war nun sein Verlangen, sich ganz dem Dienste des HErrn widmen zu können. Spittlers Lebensführung hatte das Gute, daß er nie unter die Gewalt des auf den Universitäten damals herrschenden Zeitgeistes gerieth. Es blieben ihm die Irrgänge des Unglaubens und des Halbglaubens erspart, auf denen manche Andere und auch unser Zeller sich so lange abmühen mußten. Im rechten Zeitpunkt wies ihm die göttliche Leitung die Stellung an, in welcher er für das Reich Christi wirken sollte.

Es bestand damals in Basel die deutsche Christenthumsgesellschaft, gestiftet am 30. August 1780. Aus ihr sind späterhin die verschiedenen christlichen Vereine Basels hervorgegangen. Albert Ostertag hat den Ursprung dieser ehrwürdigen Gesellschaft beschrieben in seiner Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. (Basel 1865, Seite 1—56). Dr. Johann August Urlsperger, geb. in Augsburg am 25. November 1728, war der Sohn des großen und unerschrockenen

Wahrheitszeugen Samuel Urlsperger, welcher 1718 durch den Herzog Eberhardt Ludwig aus Würtemberg verbannt wurde und in Augsburg eine Zufluchtsstätte fand. Der Sohn war seines Vaters würdig; er studirte in Halle und brachte von dort die Frömmigkeit der Frankischen Schule mit, als er 1755 in das Pfarramt zu Augsburg eintrat. Er war einer der glaubenstreuen Männer, welche der Fluth des Zeitgeistes widerstanden, und es war sein sehnliches Verlangen, die zerstreuten und vereinzelten Vertreter der christlichen Wahrheit in allen Landen mit einander in Verbindung zu bringen und zu gemeinsamer Thätigkeit anzufeuern. Er wurde 1772 nach seines Vaters Tode an dessen Statt zum Senior der Augsburgischen Geistlichkeit erwählt. Er verzichtete 1776 auf diese ansehnliche Stelle, um sich ganz der Bildung eines freien Vereins zu widmen. Es mag sein, daß er das gleichgültige todte Wesen in der Staatskirche nicht mehr ertragen konnte, und er mochte fühlen, daß die Zeit gekommen sei, wo man unabhängig von den verweltlichten Kirchenanstalten, von reiner Liebe bewogen und in herzlicher Glaubenseinheit verbunden für das Reich Christi wirken sollte. Er durchreiste 1779 Norddeutschland, England und Holland und fand äußerst wenig Eingang. Nach 16 Monaten kam er entmuthigt zu der letzten Station, die er sich vorgenommen hatte, nach Basel, und hier thaten sich ihm die Thüren und die Herzen auf.

Basel war durch besondere göttliche Führungen dazu vorbereitet, eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und Lebens zu werden. Dort hatte sich mit der alten Abgeschlossenheit des städtischen Lebens altdeutsche Einfalt und Biederkeit erhalten. Dort fanden die drei großen Lebensbewegungen der evangelischen Kirche Deutschlands Eingang. Die pietistische, die herrenhutische und die mystische. Die Gläubigen dieser drei Richtungen hatten ihre Privatversammlungen, und wie in Würtemberg, so gewährte auch hier eine verständige Obrigkeit diesen Versammlungen Freiheit. Unter den Geistlichen waren Gottesmänner, deren Andenken noch heute gesegnet ist: der Pfarrer Hieronymus Annoni zu Muttenz, † 1770, und der Pfarrer Mayenrock zu St. Alban, welcher die Erweckten aus 5 verschiedenen Versammlungen monatlich einmal in einer Erbauungsstunde vereinigte. Die Societät der Brüdergemeinde übte wohlthätigen Einfluß auf mehrere Prediger in Stadt und Land. Im Ganzen waren es wohl tausend Erweckte.

So stand es in Basel, als Urlsperger ankam. Hier fand er den

rechten Boden und das rechte Verständniß für seine Pläne. Der Professor der Theologie Herzog und der alte Kaufmann Brenner verbanden sich mit ihm zur Stiftung der deutschen Christenthumsgesellschaft. Seit 1784 erschien die noch heute bestehende Zeitschrift: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. Die Gesellschaft verbreitete sich im protestantischen Deutschland und insbesondere in Würtemberg; sie trat 1799 in Verbindung mit der Londoner Missionsgesellschaft. Damals wurde der würtembergische Candidat Steinkopf ihr Secretär, derselbe, der viele Jahre als deutscher Prediger an der Savoykapelle in London gewirkt hat.

Steinkopf war es, der den neunzehnjährigen Cameralisten Spittler nach Basel brachte, August 1801, und in den Dienst jener Gesellschaft einführte, wozu ihn neben seiner christlichen Gesinnung seine Geschäftskenntniß in hohem Grade befähigte. Neben ihm arbeitete seit 1803 sein Landsmann, der Candidat Gottlieb Blumhardt, und die beiden jungen Männer verbanden sich in inniger Freundschaft wie David und Jonathan.

Spittler wurde 1811 zur Conscription in seine Heimath gefordert und es stand ihm bevor, auf die Schlachtbank nach Rußland mitgeschleppt zu werden, als er durch eine unerwartete göttliche Fügung frei wurde und seine Entlassung aus Würtemberg bekam. Mit erhöhter Freudigkeit und Dankbarkeit widmete er sich in Basel von da an dem Dienst der Sache Christi. Das Charakteristische an diesem Manne war der Unternehmungsgeist, der ihn niemals rasten ließ. Er hatte einen umfassenden Blick in das Verderben der Welt, aber nie entmuthigt begann er von Liebe erfüllt neue und immer neue Unternehmungen, um die geistliche Noth, die man überall antrifft, zu lindern, und Verirrte zu Christus zurückzuführen. Blumhardt und Spittler waren es, die mit Vereinigung ihrer Kräfte die Basler Missionsanstalt in's Leben riefen.

Auch Blumhardt, nachdem er einige Jahre Pfarrer gewesen, nahm seinen Abschied von Würtemberg, um sich der Arbeit an der Mission zu widmen. Er bekam die nachgesuchte Entlassung von seinem König Friedrich mit dem Signal: „Kann marschieren!“

Die beiden Freunde thaten den ersten Schritt für die Gründung einer Heidenmissionsgesellschaft, während die französischen Kanonen von dem benachbarten Hüningen aus die Stadt Basel beschossen. Blumhardt und Zeller waren sich schon auf der Universität begegnet, und Zeller blieb mit den Bestrebungen der Freunde in Basel nicht unbekannt.

Am 14. August 1816 konnte Spittler ihm melden, daß noch diesen Monat die Missionsanstalt eröffnet werden solle. Zeller benutzte seine Herbstferien zu einem Besuch in Basel. Es war das erstemal, daß er diese Stadt betrat. Er fand die ersten Zöglinge Blumhardt's in Dachstübchen untergebracht, und erquickte sich an dem Geist des Glaubens und der Liebe, der da waltete. So fanden sich Zeller und Spittler. Sie hatten sich in ihrer gemeinsamen Heimath Würtemberg nicht gekannt. Sie hatten verschiedene Wege zurückgelegt. Der eine hatte das Kleinod der beseligenden Erkenntniß Christi erst nach langem Suchen gefunden, dessen sich der andere von Kind auf erfreute. Die beiden blieben in gemeinschaftlicher Arbeit und in Herzensfreundschaft vier und vierzig Jahre, bis an Zeller's Ende verbunden. Ihre Eigenschaften und Fähigkeiten ergänzten sich gegenseitig, darum konnten sie vereinigt so Schönes vollbringen.

Spittler stand damals in Verbindung mit Frau von Krüdener, und es ist merkwürdig, wie er sich in seinem ersten Briefe an Zeller über die seltsame und doch so gesegnete Wirksamkeit dieser Dame ausspricht. Er bedauert, daß sein früherer treuer Gehülfe, Kellner, seinen Platz verlassen, sich ganz der Frau von Krüdener angeschlossen hatte. „So viel Gutes bei dieser lieben Frau ist, so spricht mich diese Art Christenthum doch gar nicht an. Die vielen Visionen, das Dringliche wegen naher Gerichte u. s. w. will mir nicht einleuchten, ich stimme für das Stille, Ruhige, Geprüfte und Feste im Christengang und möchte neben den Gerichten auch das viele Gute rühmen, das der Herr an uns armen Sündern thut. Das beständige Jammern, Klagen, Beten, Fasten, Kreuzmachen u. s. w. kann am Ende auch Gewohnheit werden. Doch was rede ich so viel darüber! Unberufener Richter, werden Sie sagen, was gehet dich das an, kehre vor deiner Thür! Sie haben Recht, ich will es auch so machen, habe aber dabei die Ahnung, Sie verstehen mich, wie ich's meine." In den schweizerischen Blättern wurde damals außerordentlich über Frau von Krüdener geschmäht. Da fühlte sich Zeller gedrungen, ein Wort gegen diese Ungerechtigkeit zu sagen. Es liegt ein Aufsatz von ihm vor, von dem wir freilich nicht wissen, ob er veröffentlicht worden ist. Er beschwerte sich darüber, daß man in der Schweiz zwar so viele herumziehende Schauspieler und Gaukler, die den Geschmack und die Sitte beleidigen, ungerügt und unbespöttelt davon kommen läßt, und diese Fremde, von der jedenfalls nichts Unrechtes ausgeht, verlästert.

Es gebe in der Schweiz noch solche, die das Edle und Liebenswürdige ihres Thuns hochschätzen, im Uebrigen das Urtheil gegen sie zurückhalten, und wenn sie auch ihrem Wirken mehr Stille wünschen möchten, doch dasselbe dem erhabenen Herrn, dem der Christ dient, zum Urtheil stehen lassen, und die Entwickelung der Zeit abwarten.

Zeller hatte das Missionshaus in Basel kennen gelernt, und war von dem empfangenen Eindruck tief bewegt. Wenige Tage später hatte er auf einem Spaziergange mit Spittler ein für Beide denkwürdiges Gespräch, von dem er selbst Folgendes erzählt: „Wir standen am 22. Oktober 1816 unter den Bäumen des Münsterkirchhofes in Basel, an dessen Fuß der Rhein vorbeiströmt, Freude und Wehmuth waren in unseren Herzen, Freude über den neuerweckten Eifer für die evangelischen Missionen unter den Heiden, über die Ausbreitung des Evangeliums unter Völkern, die schon so lange in Finsterniß und Schatten des Todes gesessen haben, und über den Eifer, womit das Missionsinstitut in Basel dazu beizutragen gewürdigt wurde. Aber mit Wehmuth blickten wir auf den betrübten Zustand so vieler vaterländischer Schulen, auf die Lage so vieler armen, verwahrlosten Kinder in reicheren und ärmeren Gemeinden und auf die Beschaffenheit des Christenthums in denselben. Rechts und Links rauschten die fallenden Blätter von den Bäumen; überall Bilder des Herbstes, des Scheidens und Welkens. Es war mir, als ob der Leuchter des Evangeliums von unsern Gegenden auch scheiden und die Blüthen und Früchte des evangelischen Lebens immer mehr dahinwelken wollten. Da entstieg unsern Herzen der Wunsch: Ach, daß doch ähnliche Anstalten wie für die ferne Heidenwelt, auch für unsere armen Gegenden in der Nähe errichtet, und christliche Lehrer in ähnlichem Geiste, wie die Heidenboten, für unsere armen Kinder und Gemeinden gebildet werden könnten!“ Seine Erfahrungen um jene Zeit faßt Zeller folgendermaßen zusammen: „Ich selbst zählte in einem einzigen Bezirke hundert bis einhundertzwanzig Kinder, die dem öffentlichen Unterrichte beinahe ganz entzogen waren, und welch' ein Bild des Elendes und des Entsetzens stellte dem Menschenfreunde, sonderlich in den theuern Jahren (1816 u. 1817) das Innere der Wohnstuben dar, worin solche Kinder mit allen Zeichen der Dürftigkeit, und mit den Spuren tiefer Verwilderung geistig und leiblich verfaulten! Jede erfreuliche Missionsnachricht war ein Stich in's Herz, wenn man die sogenannten Christenkinder sah. Hiezu kam der häufige Mangel an christlich gesinnten Lehrern und der traurige Zustand des öffent-

lichen Unterrichts in so manchen armen Landschulen, in welche der Arm der Obrigkeit viele jener vernachlässigten Kinder hineinzwingen mußte, und in welchen es doch fast an Allem fehlte, was zu einer christlichen Schule gehört. Vergebens sucht der Glanz höherer Lehranstalten das Elend dieser niedern Regionen der Armuth zu überstrahlen. Hier unten lebt die Mehrheit der christlichen Bevölkerung. Aus diesen dunklen Tiefen schreit der Jammer fürchterlicher Verwahrlosung wie das Blut eines Ermordeten gen Himmel. Wer in diesen Tiefen gewirkt hat, wird diesen Schrei gehört haben." Jahresbericht 1821 S. 4.

Der Wunsch, in welchem damals die beiden Freunde sich vereinigten, war das Saatkorn, aus welchem die segensreiche Anstalt in Beuggen hervorwachsen sollte.

Es fanden sich gleichgesinnte Freunde in Basel, die wohlhabend und bereitwillig genug waren, um Opfer für einen solchen Zweck zu bringen. Natürlicher Weise fiel unserm Zeller die Aufgabe zu, den Entwurf für eine solche Anstalt aufzustellen. Eines Abends stand das Bild der ganzen Anstalt klar vor seinen Augen, und er schrieb den Plan nieder in einer Nacht den 26. April 1817. Zwei Thätigkeiten sollen mit einander verbunden werden, die Ausbildung von Lehrern und die christliche Erziehung von armen verwahrlosten Kindern. Man gedachte damals die Anstalt in Verbindung mit dem Baseler Missionshaus zu setzen und sie als einen organischen Theil desselben zu behandeln, so daß sie als Vorschule für die Missionszöglinge dienen könnte. Diese gutachtlichen Gedanken über die Einrichtung einer Missions-Schullehrer-Anstalt wurden im August desselben Jahres in's Französische übersetzt: Mes idées sur l'Etablissement et les Arrangements d'un Institut pour former des Maîtres d'Ecole Missionaires. Es stand das Jubiläum der Reformation bevor, welches in Deutschland und in der Schweiz mit lebhafter Betheiligung gefeiert wurde, und Vielen Veranlassung gab, sich auf den Glauben ihrer Väter zu besinnen und den hohen Werth desselben zu würdigen. In Basel wurde der 31. Oktober 1817 bezeichnet durch die Stiftung eines Armen-Schul-Vereins. Die Männer, welche für diesen Zweck zusammentraten, waren: Pfarrer Wick, Pfarrer Kraus, Conrector Laroche, Spittler, Stähelin-Christ, Sarasin-Heusler und Candidat Legrand.

Die anregende und treibende Kraft des Vereins war der unermüdliche Spittler. Aber noch fehlte in Basel der Mann, welcher den schönen Ent-

wurf in's Werk setzen, und der Sache sein Leben widmen sollte. Dazu bedurfte es nicht nur der Liebe und Hingebung, sondern auch der Erfahrung im Schulfach, der Verwaltungs- und Leitungs-Gabe. Auf wen anders konnten sich da die Gedanken und Wünsche der Freunde richten, als auf den Schuldirector von Zofingen?

Auch auswärtige Freunde, wie Bahnmaier in Kirchheim, Hünerwadel in Bern und Geßner in Zürich, schenkten dem Plane ihre Zustimmung und herzliche Theilnahme. Aber die Verwirklichung des Gedankens war nicht so leicht. Sollte Zeller einen größern und gesicherten Wirkungskreis aufgeben, eine unsichere Stellung und einen wenigstens Anfangs viel geringern Wirkungskreis erwählen? Sollte er aus einer Staatsanstellung wieder in eine bloße Privatthätigkeit zurückkehren? Doch diese und die ähnlichen Hindernisse waren wie Nichts für Spittler. Er war gewiß, daß es hohe Zeit sei, in dieser Weise zu wirken, und daß Zeller der rechte, von Gott hiefür vorbereitete Mann sei. Auf die erste Aufforderung, zu kommen, und in eine solche Stellung einzutreten, erwiederte Zeller gegen Ende des Jahres 1817 zaghaft. Es sei ihm in dieser Sache noch Alles dunkel. Er legte bescheidene Geständnisse ab, wie schwach er sich fühle, und wie es ihm selbst noch mitunter an einer völligen Gewißheit der Vergebung der Sünden fehle. Er fühlte sich in seinem Gewissen nicht ermächtigt, einen Ort zu verlassen, an welchen er ungesucht, ohne sein Zuthun, durch sichtliche göttliche Fügung gerufen worden war, eine Thätigkeit aufzugeben, bei welcher ihm so mancher schöne Erfolg, so viel Liebe und dankbare Anerkennung zu Theil geworden war. Einen so vorsichtigen, bedächtigen und gewissenhaften Mann wie Zeller mußte es einen harten Kampf kosten; anhaltende Prüfung und viel Gebet war für ihn erforderlich, ehe er sich überzeugen konnte, daß hier wirklich ein Ruf von Gott an ihn ergehe, dem er zu folgen verpflichtet sei.

Innere und äußere Ereignisse kamen ihm in dieser ernsten Lage zu Hülfe und brachten in ihm den Entschluß, Alles zu verlassen, zur Reife. Das Wichtigste war ein inneres Erlebniß. So reich an christlicher Erkenntniß, so bewährt in mancher christlichen Tugend er sein mochte, es fehlte ihm noch etwas, und zwar das Wichtigste: der vollkommene Frieden des Herzens und die Versieglung seines Gnadenstandes. Ach, wie lange hatte er schon diese köstliche Perle gesucht! Er stand in Gemeinschaft mit christlichen Freunden, die sie besaßen, er kannte solche in St. Gallen, in Zofingen, in Basel, und er selbst konnte sich des Kleinods noch nicht er-

freuen. Er war schon einige Male in Berührung mit der Brüdergemeinde gekommen. Wohl vierzehn Jahre früher hatte ihn Passavant (3. Febr. 1804) auf Herrnhutische Schriften — „die gedrückte Kirche“ — „Zuruf an das Christenvolk im Anfang des 19. Jahrhunderts“ — aufmerksam gemacht. In Zofingen kam ein Diasporabruder der Brüdergemeinde zu ihm und sagte ihm, nachdem Zeller ihm seinen Seelenzustand dargelegt, wie er zur Erkenntniß der Gnade gekommen sei. Aber dies Alles half nichts. Endlich kam die langersehnte Stunde des Heils. In der Charwoche 1818 fing er an, jeden Abend eine von den Passionspredigten des Herrnhutischen Bischofs Loskiel im Kreise seiner Familie vorzulesen. („Sieben Passionspredigten von L. einem evangelischen Lehrer.“ Basel 1808 bei Felix Schneider). Am Charfreitag den 20. März las er die Stelle, Seite 72, welche lautet: „Wie mancher begnadigte Sünder muß zum Preise Jesu Christi bekennen: So bin auch ich begnadigt worden. War ich gleich für's Aeußere nicht ein solcher Uebelthäter, wie dieser Schächer, so war ich's doch im Grunde meines Herzens und in den Augen Gottes, und da ich schon am Rande des Todes war und nichts vor mir sah, als Tod und Verdammniß, — da stand Jesus da — und begnadigte mich; — da nahm Jesus mich als einen schon Todten in seine Arme; — da wehte ein Odem des Lebens von Ihm in mich; — da ging meine Seele über aus dem Tode in das Leben!“ Da erfuhr Zeller, was er selbst im einundachtzigsten Lebensjahr so lebendig, wie wenn es gestern geschehen wäre, mit diesen Worten erzählt: „Unbeschreiblich war der Eindruck, den der Hausvater bei dem Lesen der Charfreitagspredigt in seinem Herzen empfing, und als er schloß, bekam er eine solche Gewißheit der vollkommenen Versöhnung und Vergebung aller seiner Sünden, daß er aufstand, seine Hände mit freudigem Erstaunen zusammenschlug, und in ein lautes Loben und Danken aus vollem Herzen ausbrach.“ M. Bl. 1860 S. 61. Seine Gattin wußte nicht, was mit ihm war, als er mehrmals mit Thränen ausrief: „Mein HErr und mein Gott, ist es möglich, ist es möglich!“ Was ihn damals besonders mächtig ergriff, war das Leiden Christi in Gethsemane. Er bekam einen erleuchteten Blick in das Geheimniß der Gottheit Christi und zugleich in das Geheimniß der Versöhnung. Warum ward der Schuldlose und Heilige in den Staub des Todes gelegt? Was war die Last, die Er trug, der bittere Kelch, den Er zu trinken hatte? Es war meine Missethat, und diese ist gesühnt.

Es ging in jener Stunde eine Lebensthat aus von Christus, der

zur Rechten Gottes erhöht ist. Es giebt wunderbare Wirkungen des HErrn und Seines Geistes auch zu dieser Zeit, in der Gegenwart. Wer eine solche erlebt, dem ist sie gewisser, als das eigene Dasein. Lange hatte unser Freund, wie er selbst sagt, Christo einen Altar in seinem Herzen aufgerichtet und hatte ihm gedient, wie der Athener dem unbekannten Gott. Nun aber hatte er Ihn erkannt, nun war er von Christo ergriffen, wie noch nie. O, wie hatte er nach dieser lebendigen, persönlichen, beseligenden Erkenntniß Gottes in Christo gedürstet! Nun war sie ihm geworden. Nun konnte er die Worte des Paulus auf sich anwenden: „Als es Gott gefiel, Seinen Sohn in mir zu offenbaren.“ Er hatte eine langwierige Vorschule unter dem Gesetz durchgemacht, viel geforscht, viel gerungen, manche Erfahrung an sich und an Andern gemacht; es war eine gründliche Vorbereitung vorgegangen, langsam war die Frucht eines neuen, göttlichen Lebens gereift, nun war sie errungen, eine späte, aber köstliche Frucht. Es war nicht ein Strohfeuer, wie es mitunter bei auffallenden und doch oberflächlichen Erweckungen entzündet wird, es war eine bleibende Erleuchtung, die ausdauernde Kraft eines neuen Lebens, die ihn bis an sein Ende nicht mehr verließ. Von da an, wie er selbst sagt, ist ihm das Wort Gottes ganz anders erschienen, es ging ihm ein Licht auf, die Decke war hinweggenommen, die heilige Schrift war ihm aufgethan.

Halten wir an dieser Stelle mit unserer Erzählung ein wenig inne, um von Zeller selbst zu hören, wie er im Rückblick auf seine Lebensführung dieselbe in zwei Gedichten beschrieben hat.

Ich suchte, ich fand.

Mein Gott, ich suchte Dich,
Und konnte dich nicht finden;
Unendlich fern von dir
Lag ich in meinen Sünden.
Mit aller Creatur
Lag ich in Widerspruch;
Der nahe Tod war mir
Ein Donnerschlag, ein Fluch.

„Hilf dir!“ rief man mir zu;
Doch ach! ich rang vergebens;
Denn in mir fand ich — nichts,
Und Freude dieses Lebens
War wie die Trunkenheit,

Aus der man in der Nacht
Betäubt, erschlafft und krank
Und jammervoll erwacht.

Kein Weiser gab mir Rath;
Was können Menschen wissen?
Sie irren stets umher
In dicken Finsternissen.
Die Welt ist wie die Stadt,
In welcher ein Altar
Dem unbekannten Gott
Vergeblich heilig war.

Gott Lob! ich fand ein Buch,
Durch Menschen zwar geschrieben;
Doch wahrlich, Gottes Geist
Hat sie dazu getrieben.
Hier lese ich, was nie
Ein menschlicher Verstand,
So scharf er immer war,
Nach allem Forschen fand.

O welch' ein heilig' Buch,
Das mich die Weisheit lehrte,
Die man im Himmel nur,
Auf Erden niemals hörte,
Bis Gott es kund gemacht.
Anbetend stand ich da,
Und sah' den HErrn der Welt
Für mich auf Golgatha.

HErr, wohin sollt' ich geh'n?
Du hast das Wort des Lebens;
Du riefst zur Buße mich,
O Jesu, nicht vergebens
Durft ich dein Leiden seh'n
Und deine Seelen-Noth!
Ich sah' dich, HErr für mich
Betrübt bis in den Tod.

Du riefst zum Glauben mich;
Ich sollt es zitternd wagen,
Die ganze Wahrheit dir,
Wie jenes Weib, zu sagen.
Ich Fremdling, ich, dein Feind,
Nahm deine Gnade hin,
Und glaubte, sah' im Geist,
Daß ich versöhnet bin.

Nun soll die Dankbarkeit
Mich ewig dir verbinden,

Dir dienend, dir getreu,
Die Welt zu überwinden.
Hier bin ich, HErr, mein Gott!
Mach's mit mir in der Zeit
Nach deinem heil'gen Wort,
Und in der Ewigkeit!

Lied eines Erlösten.

Lange ging ich in der Irre,
Kannte meinen Hirten nicht,
Und mich zog der Welt Gewirre,
Aber Frieden fand ich nicht.

Weide sucht' ich nah' und ferne,
Wo mich's lockte, wo mich's zog,
Kostete und that es gerne,
Weil die Schlange mich betrog.

Und ich kam in einen Garten,
Nacht und Dunkel um mich war;
Wider alles mein Erwarten
Ward ich einen Mann gewahr.

Welch ein Mann! Ihn hört' ich zagen,
Hört' Ihn seufzen; ach wie bang
Tönten seiner Seele Klagen!
Seine Stimm' durch's Herz mir drang.

Jesus war's, Ihn sah' ich leiden,
Sahe seinen blut'gen Schweiß;
Nimmer konnt' ich von Ihm scheiden,
Ach für mich litt Er so heiß!

Gottes-Sohn! du HErr vom Himmel!
Selbst den Tod littst du für mich.
Ist es möglich! Gott vom Himmel!
Stirbst für mich, verblutest dich!

Seit mein Glaube dies gefunden,
Kenne meinen Hirten ich,
Kenne Ihn an seinen Wunden,
Und Er kennt und liebt auch mich!

Das hat mir mein Herz genommen;
Seit ich Ihm in's Herz geblickt,
Ist die Lieb' in mir entglommen,
Gegenliebe mich erquickt.

Darum dürst' ich, Ihn zu lieben,
Ihm zu dienen, sehn' ich mich,
Fürchte mich, Ihn zu betrüben,
Ihm, Ihm leb' und sterbe ich.

Ihr Verirrten, laßt euch leiten,
Höret Ihn und schaut Ihn an.
Zu des Himmels Seligkeiten
Ruft Er euch und geht voran.

Folget Ihm, dem guten Hirten,
Führt Ihm auch Verirrte zu!
O wie wird Er uns bewirthen
In der Heimath Himmelsruh!

Mit solchen Erlebnissen und in der Kraft eines neuen Lebens war nun unserem Zeller auch eine höhere Befähigung für sein Amt geworden, und eine freudige Bereitschaft, im Dienste seines HErrn alles hinzugeben, alles aufzuopfern.

Doch wie sollte er zu der Ueberzeugung kommen, daß er sein Amt in Zofingen aufgeben dürfe, wie die Freunde in Basel es ihm zumutheten? Ein äußeres Ereigniß kam dazwischen, welches er wohl als einen Wink betrachten durfte. Er stiftete mit seinem Freunde Decan Frickert eine Bibelgesellschaft, den 1. Dezember 1818. Die Schulkinder sollten bei ihrer Entlassung mit Bibeln versehn, auch sollten Erbauungsstunden zur Erklärung der Bibel gehalten werden. Da wurde ihm am 7. Februar 1819 durch die Behörde in Zofingen ein Beschluß der Cantons-Regierung zu Aarau eröffnet, welcher dahin lautete, daß die Hülfsgesellschaft in Zofingen bei 200 Franken Strafe verboten und Zeller mit seinem Freunde unter Polizeiaufsicht gesetzt sein solle. Eine ehrerbietige Gegenvorstellung blieb ohne Erfolg. Von derselben Regierung war schon vorher das Reformationsfest im Canton Aargau verboten worden. Diese Beschlüsse sind kaum unerwartet zu nennen, wenn man bedenkt, daß Aarau, die Hauptstadt des neugeschaffenen, von Bern abgetrennten Cantons, damals der Hauptsitz der radicalen Partei in der deutschen Schweiz war. Es kommt dazu, daß kurz vorher Frau von Krüdener durch ihre Wanderungen und Versammlungen, die allerdings auffallend waren, Verdacht erregt und Anlaß zu einem Verbot gegeben hatte.

Dieser rauhe, störende Eingriff der weltlichen Macht in eine lautere und rechtmäßige Unternehmung zur Förderung christlichen Sinnes mußte Zeller in Beziehung auf seine künftige Wirksamkeit in Zofingen bedenklich machen. Eine andere Stellung mußte ihm wünschenswerth erscheinen, worin er, ungehindert und unverworren mit der weltlichen Macht oder mit verweltlichten Kirchenbehörden, seines Glaubens leben und für das

Reich Christi thätig sein könnte. So war dieses unangenehme Ereigniß ein Gewicht in der Wagschale zu Gunsten der Annahme eines auswärtigen Ruf's.

Unterdessen nahmen die Bemühungen der Basler Freunde, einen Ort und eine Unterkunft für die beabsichtigte Anstalt zu finden, ihren Gang. Man wollte sich zuerst auf dem Basler Gebiet ankaufen. Die Bitte um Genehmigung der Anstalt und des Lehrplans wurden am 17. September und 12. Oktober 1818 an den Bürgermeister und Rath von Basel eingereicht. Aber das Gutachten des Erziehungsraths fiel ungünstig aus und die Freunde sahen sich genöthigt, ihr Augenmerk auf das benachbarte badische Land zu richten. Das Schloß Bürglen, von Hebel besungen, wäre zu haben gewesen, aber die hohe Lage desselben erschien ungünstig. Man stellte die Bitte um Ueberlassung der Domäne Beuggen am Rhein, zwischen Säckingen und Rheinfelden, aber sie wurde ungeachtet des günstigen Berichts, den der katholische Decan Jäk abstattete, von der Regierung in Freiburg abgewiesen.

Da geschah es, daß im Herbst 1819 der neue Großherzog Ludwig von Baden das Oberland besuchte. In Lörrach machte ihm der Staatsrath Stehlin von Basel die Aufwartung, und dieser edle Mann überreichte eine Bitte des Vereins um Ueberlassung des alten Schlosses Beuggen. Der Großherzog nahm sie freundlich auf und sagte, er halte eine solche Anstalt für einen Segen für sein Land. Aber die in Aussicht gestellte Bewilligung ließ auf sich warten. So entschlossen sich Spittler und Zeller, nach Karlsruh zu reisen, und sich durch den Staatsminister von Borstett eine Audienz bei dem Landesherrn zu erbitten. Diese wurde ihnen am 21. Oktober 1819 gewährt. Mit klopfenden Herzen erwarteten die Beiden im Vorzimmer das Erscheinen des Großherzogs. Für Zeller handelte es sich um eine Lebensfrage. Beide Männer waren von jenem ängstlichen Respect erfüllt, der bei den Bewohnern der Kleinstaaten unter den gedrückten Verhältnissen der damaligen Zeit gewöhnlich war. Als der Großherzog, in blauer Generalsuniform, mit einem großen Stern auf der Brust, vor ihnen stand, löste er ihnen mit freundlichem Ernst die Zunge. Er fragte nach dem Zweck und den Mitteln der Anstalt, und war durch Zellers Antworten befriedigt. Er selbst machte den wohlwollenden Vorschlag: „Wollen Sie Beuggen? verkaufen kann ich es Ihnen nicht, denn es ist zu einer Entschädigung für den Fürsten Thurn und Taxis bestimmt. Wollen Sie es wagen, so will ich Ihnen das Schloß

Beuggen gegen einen jährlichen Pachtzins von 60 fl. und gegen Uebernahme der Reparatur- und Unterhaltungskosten mit dem Vorbehalt einer halbjährigen Aufkündigung für beide Theile miethweise überlassen." Auch versprach er auf Zellers Bitte, selbst einmal zu kommen und in Beuggen den Dank der Kinder in Empfang zu nehmen.

Diese erfreuliche Entscheidung erfolgte an demselben Tage, an welchem die beiden Freunde im Jahr 1816 den ersten Gedanken eines solchen Unternehmens gefaßt hatten. Als sie nach Basel zurückgekehrt waren, empfingen die versammelten Mitglieder des Vereins diese Mittheilung mit reiner Freude. Sie erkannten in dieser Wendung die Hand des HErrn, der die Herzen der Menschen lenkt, und sie fühlten sich in der Zuversicht gestärkt, daß ihr Unternehmen gelingen werde. Der ehrwürdige Pfarrer Wick, der Vorsitzende des Vereins, brachte im Namen aller ein Dankgebet dar.

Nun wurde es Ernst mit der Entscheidung für Zeller. Sollte er wirklich Zofingen verlassen? Nicht nur aus dem eigenen Herzen, auch von anderer Seite traten ihm die Einwürfe entgegen. Was wollen Sie in diesem elenden Beuggen? sagte ihm einer der Freunde in Zofingen. Doch die äußerlichen Nachtheile oder Vortheile konnten ihn nicht bestimmen.

In Zofingen hatte Zeller freie Wohnung und eine Besoldung von 2900 Schweizer Franken nebst 10 Klafter Holz. In Beuggen war er zufrieden mit einem Gehalt von 60 Louisdor neben freier Station für sich und seine Familie; er wäre auch ohne festen Gehalt gekommen. Ueber die Versorgung seiner Wittwe machte er sich keine Gedanken. „Meine Wittwenkasse," schrieb er an Spittler, „ist im Himmelreich." Sein einziges Verlangen war, aus deutlichen Winken zu erkennen, ob es der Wille Gottes sei, oder nicht? Die Einwilligung seiner Gattin, mit ihm einen so schweren Beruf anzutreten, die Zustimmung ihrer Mutter, die bis dahin bei Zeller's wohnte und an Zofingen hing, endlich der Empfang einer förmlichen schriftlichen Berufung von Seiten des Vereins — dies waren die äußeren Winke, nach denen er sich umsah. Sie trafen alle ein. Zugleich gewann er einen freudigen Muth, indem er sich auf drei göttliche Aussprüche stützte: „Gott, unser Heiland will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." 1. Tim. 2, 4. „Gehet hin, und lehret alle Völker; lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe, und siehe, ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende." Matth. 28, 19. 20. „Wer ein solches Kind

aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Marc. 9, 37. So erging denn am 1. Dezember der förmliche Ruf an Zeller, und am 21., nachdem er zuvor sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, sprach er seine Annahme aus.

Seine Frau fühlte den Ernst der Sache. Ihr war bange, ob sie den vielseitigen Anforderungen gewachsen sein werde. Sie hatte die Sorge, es möchten, wenn sie an so vielen armen Kindern Mutterstelle zu vertreten habe, ihre eigenen Kinder darunter leiden, und diese Befürchtung kostete ihr Thränen. Doch überwand sie im Vertrauen auf Gott alle diese Bekümmernisse.

Es wurde ihr eine willkommene Hilfe, indem neben ihr eine christliche Wittwe als Hausmutter angestellt wurde. Dieß war Salome Fäsch, geborene Mitz, Tochter eines Bürgermeisters von Basel, Wittwe eines Professors der Rechte. Sie hatte von Jugend auf ein gottseliges Leben geführt, und nachdem sie sich als Wittwe ohne eigene Kinder nach dem Dorfe Riehen bei Basel zurückgezogen hatte, widmete sie ihre Zeit dem Unterricht und der Verpflegung armer kleiner Mädchen. Sie folgte mit Freuden der Aufforderung, diese Thätigkeit in einem größern Kreise fortzusetzen.

Zum neuen Jahre 1820 überreichte Zeller seiner zagenden Gattin ein Gedicht, worin er ihr zurief:

Sieh ein neuer Garten winkt,
Wo des Rheines Welle blinkt,
Viele Schäflein sehnlich warten
Auf die Weide in dem Garten,
Daß mit Vater- Mutter-Treu
Wir sie pflegen täglich neu.

Eine zweite Mutter geht
Uns entgegen; schau, sie steht,
Uns mit Liebe zu empfangen,
Und mit zärtlichem Verlangen
Will sie mit uns Freud und Leid
Theilen in der nahen Zeit.

Und der Brüder, Schwestern Schaar,
Siehst du dort zum neuen Jahr
Einen Bund der Liebe schließen,
Siehst die Herzen überfließen;

Beuggen gegen einen jährlichen Pachtzins von 60 fl. und gegen Uebernahme der Reparatur- und Unterhaltungskosten mit dem Vorbehalt einer halbjährigen Aufkündigung für beide Theile miethweise überlassen." Auch versprach er auf Zellers Bitte, selbst einmal zu kommen und in Beuggen den Dank der Kinder in Empfang zu nehmen.

Diese erfreuliche Entscheidung erfolgte an demselben Tage, an welchem die beiden Freunde im Jahr 1816 den ersten Gedanken eines solchen Unternehmens gefaßt hatten. Als sie nach Basel zurückgekehrt waren, empfingen die versammelten Mitglieder des Vereins diese Mittheilung mit reiner Freude. Sie erkannten in dieser Wendung die Hand des HErrn, der die Herzen der Menschen lenkt, und sie fühlten sich in der Zuversicht gestärkt, daß ihr Unternehmen gelingen werde. Der ehrwürdige Pfarrer Wick, der Vorsitzende des Vereins, brachte im Namen aller ein Dankgebet dar.

Nun wurde es Ernst mit der Entscheidung für Zeller. Sollte er wirklich Zofingen verlassen? Nicht nur aus dem eigenen Herzen, auch von anderer Seite traten ihm die Einwürfe entgegen. Was wollen Sie in diesem elenden Beuggen? sagte ihm einer der Freunde in Zofingen. Doch die äußerlichen Nachtheile oder Vortheile konnten ihn nicht bestimmen.

In Zofingen hatte Zeller freie Wohnung und eine Besoldung von 2900 Schweizer Franken nebst 10 Klafter Holz. In Beuggen war er zufrieden mit einem Gehalt von 60 Louisdor neben freier Station für sich und seine Familie; er wäre auch ohne festen Gehalt gekommen. Ueber die Versorgung seiner Wittwe machte er sich keine Gedanken. „Meine Wittwenkasse," schrieb er an Spittler, „ist im Himmelreich." Sein einziges Verlangen war, aus deutlichen Winken zu erkennen, ob es der Wille Gottes sei, oder nicht? Die Einwilligung seiner Gattin, mit ihm einen so schweren Beruf anzutreten, die Zustimmung ihrer Mutter, die bis dahin bei Zeller's wohnte und an Zofingen hing, endlich der Empfang einer förmlichen schriftlichen Berufung von Seiten des Vereins — dies waren die äußeren Winke, nach denen er sich umsah. Sie trafen alle ein. Zugleich gewann er einen freudigen Muth, indem er sich auf drei göttliche Aussprüche stützte: „Gott, unser Heiland will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." 1. Tim. 2, 4. „Gehet hin, und lehret alle Völker; lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe, und siehe, ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende." Matth. 28, 19. 20. „Wer ein solches Kind

aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Marc. 9, 37. So erging denn am 1. Dezember der förmliche Ruf an Zeller, und am 21., nachdem er zuvor sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, sprach er seine Annahme aus.

Seine Frau fühlte den Ernst der Sache. Ihr war bange, ob sie den vielseitigen Anforderungen gewachsen sein werde. Sie hatte die Sorge, es möchten, wenn sie an so vielen armen Kindern Mutterstelle zu vertreten habe, ihre eigenen Kinder darunter leiden, und diese Befürchtung kostete ihr Thränen. Doch überwand sie im Vertrauen auf Gott alle diese Bekümmernisse.

Es wurde ihr eine willkommene Hilfe, indem neben ihr eine christliche Wittwe als Hausmutter angestellt wurde. Dieß war Salome Fäsch, geborene Mitz, Tochter eines Bürgermeisters von Basel, Wittwe eines Professors der Rechte. Sie hatte von Jugend auf ein gottseliges Leben geführt, und nachdem sie sich als Wittwe ohne eigene Kinder nach dem Dorfe Riehen bei Basel zurückgezogen hatte, widmete sie ihre Zeit dem Unterricht und der Verpflegung armer kleiner Mädchen. Sie folgte mit Freuden der Aufforderung, diese Thätigkeit in einem größern Kreise fortzusetzen.

Zum neuen Jahre 1820 überreichte Zeller seiner zagenden Gattin ein Gedicht, worin er ihr zurief:

Sieh ein neuer Garten winkt,
Wo des Rheines Welle blinkt,
Viele Schäflein sehnlich warten
Auf die Weide in dem Garten,
Daß mit Vater- Mutter-Treu
Wir sie pflegen täglich neu.

Eine zweite Mutter geht
Uns entgegen; schau, sie steht,
Uns mit Liebe zu empfangen,
Und mit zärtlichem Verlangen
Will sie mit uns Freud und Leid
Theilen in der nahen Zeit.

Und der Brüder, Schwestern Schaar,
Siehst du dort zum neuen Jahr
Einen Bund der Liebe schließen,
Siehst die Herzen überfließen;

Für die Waisen nah und fern
Opfert ihre Liebe gern.

Höre was der gute Hirt
Auch an uns erfüllen wird:
Wer ein Kind in meinem Namen
Aufnimmt und es pfleget: Amen
Der nimmt mich auf. Ich will dir's
Wohl belohnen, glaube mir's.

HErr, dich fleh' ich kindlich an,
Dich, den ich verstehen kann;
Wollest neuen Geist uns geben,
Neue Kraft zum neuen Leben;
Wollest stündlich bei uns sein.
Laß, o HErr uns nie allein.

Schon früher hatte Professor Hünerwadel den Vorschlag gemacht, Zeller sollte sich zum geistlichen Amte ordiniren lassen. Diesen Vorschlag wiederholte nun Spittler; es würde in Basel keine Schwierigkeiten haben. In der That ließ sich Vieles hiefür sagen. Zeller hätte dadurch einen Lehrauftrag von der in der christlichen Kirche noch vorhandenen Autorität bekommen. Er wäre dadurch ermächtigt gewesen, geistliche Amtshandlungen zu vollziehen, und den seiner Pflege Befohlenen den Segen der Sacramente zu spenden. Um so merkwürdiger ist es, daß er diese Anerbietungen zurückwies. Es erklärt sich dies aus dem Wunsche, in keine Abhängigkeit von dem Consistorium zu kommen und mit den leblosen Formen und Schreiberwesen des Staatskirchenthums unbehelligt zu bleiben.

Aus dem Briefwechsel zwischen Spittler und Zeller geht hervor, wie es der ganzen Glaubensfrische und Thatkraft des Ersteren bedurfte, um die Bedenken des vorsichtigen Freundes zu überwinden. Als gewissenhafter Jurist hätte Zeller gern von dem Verein im voraus einen genauen Aufschluß über den Kreis seiner Pflichten gehabt, welchen die Freunde selbst ihm nicht geben konnten. In der That war das Rechtsverhältniß zwischen dem Comite und dem Inspector der Anstalt und die Grenze der beiderseitigen Befugnisse schwer zu bestimmen.

Der Abschied von Zofingen war für Zeller nicht leicht. Der Stadtrath ließ ihn durch zwei seiner Mitglieder ersuchen, den Ruf nach Beuggen abzulehnen und in seiner Stelle zu bleiben. Die Lehrer und Lehrerinnen gaben ihm ihre Anhänglichkeit und ihr Bedauern zu erkennen. Aber sein Entschluß stand fest, nachdem er einmal sich überzeugt hatte, daß an ihn

eine göttliche Aufforderung ergangen sei, ähnlich wie einst an Abraham, von seinem Vaterland und seiner Freundschaft auszugehen.

Vor der Abreise versammelte sich noch eine Anzahl Freunde in einem Zunftsaale, um bei einem traulichen Mahle mit dem Scheidenden zusammen zu sein.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Worten aus Friedrich Hallers Aufzeichnung.

„Wie schmerzlich für Zeller die Trennung war, konnte man noch im Jahre 1840 sehen, als er die bei der Einweihung des neuen Schulhauses dreißig Jahre früher gehaltene Rede vor Augen bekam und ernst durchlesen hatte. In seinem Studierzimmer zu Beuggen hing, so lange er lebte, ein kleines Landschaftsbild, Zofingen und seine Umgebungen darstellend, mit den darunter geschriebenen Zeilen: Stadt, da ich so manches Jahr unter Kindern glücklich war, o erkenne was zum Frieden dir der gute Gott beschieden; werde wie dein Wiggerthal Garten Gottes überall."

„Zofingen hatte einen treuen Freund nicht verloren, aber aus seinen Mauern scheiden sehen; so lange er lebte, hegte er die heilvollsten Wünsche für die Stadt. Hie und da kam er noch hin von Beuggen aus, um die vielfach kränkliche Schwiegermutter zu besuchen, welche da geblieben war. Das letztemal kam er hin im März 1837, als diese Mutter nach langen Leiden endlich in ihre Ruhe hatte eingehen dürfen."

VII.

Beuggen.

1820 — 1827.

Gründung und erste Blüthe der Anstalt.

Beuggen liegt am rechten Ufer des Rheins, vier Stunden oberhalb von Basel, da wo der Fluß seinen nach Westen gerichteten Lauf gegen Südwesten wendet. Die Gegend gehörte vor Alters zu den Habsburgischen Waldstädten, und unter dem Schutz der Habsburgischen Herrscher siedelte hier der deutsche Ritterorden sich an. Noch steht das alte Schloß, oder ein Theil desselben, halb verfallen, dicht am Rhein. Vermöge der Mauern, Gräben und Thorthürme, die zum Theil erhalten sind, war es einst vertheidigungsfähig. So erscheint es noch auf einer Abbildung von 1638 in Merian's Theatrum Europäum III. S. 112. Der erste Erbauer dieses Schlosses ist unbekannt. Es gehörte einst dem Ritter Ulrich von Liebenstein (nach andern Angaben Liebenberg). Dieser schenkte 1246 dem deutschen Orden die Burg und das Pfarrdorf „Buckein" (auch „Buykein" wurde der Name geschrieben) nebst den benachbarten Orten Karsau und Riedmatt. König Konrad IV., der letzte hohenstaufische Herrscher, bestätigte 1251 dem Orden den Besitz. Zu diesem Besitzthum gehörten auch Schaffnereien zu Frick und Rheinfelden, sammt dem Forst- und Jagdrechte im Beuggener und Hagenbacher Hain. Elsaß und Burgund bildeten eine Ballei des deutschen Ordens. Zwei Comthuren desselben saßen in Basel, einer im Schlosse Buckein. Als der erste Comthur daselbst wird 1263 Hugo von Tiefenstein genannt. Vgl. Joh. Voigt, Geschichte

des deutschen Ritterordens, Berlin 1857 I. S. 80. Ersch und Gruber, Encyclopädie I. Abth. 33 B. S. 462.

In der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs zog sich das Unwetter in diese Gegend. Es waren seit Gustav Adolph's Tode sechs Jahre vergangen. Die sogenannte schwedische Armee, in der sich kein Schwede mehr befand, stand unter dem Befehl des tollkühnen Herzogs Bernhard von Weimar. Dieser führte gegen die Kaiserlichen einen verheerenden Krieg im Breisgau und Elsaß. Die Kaiserlichen hatten Rheinfelden auf der andern Seite des Flusses in Besitz. Im Schlosse „Picken" oder „Peucken" setzte Herzog Bernhard sich fest; der Comthur, Schenk von Castelen, war in die Schweiz geflohen. Von seinem Hauptquartier aus leitete Bernhard die beiden Schlachten, die im Februar 1638 zwischen Beuggen und Rheinfelden geschlagen wurden. Noch sind auf dem Felde Spuren der von den Schweden aufgeworfenen Schanzen zu sehen. Bernhard nahm die kaiserlichen Generale Savelli und Johann von Werth gefangen, und sandte sie mit den eroberten Fahnen nach Paris. Dies alles ist im Theatrum Europäum anschaulich beschrieben.

Das Schloß verblieb dem deutschen Orden, und dieser vergrößerte seine Macht. Die hohen Gerichte zu Karsau und Riedmatt, welche dem Haus Oesterreich gehörten, wurden von diesem 1739 um achtzehntausend Gulden an die Comthurei abgetreten.

Unter der Kaiserin Maria Theresia wurde ein neues Schloß neben das alte gebaut, mit der Jahrzahl 1755. Das Bild der Herrscherin ist im Schlosse noch zu sehen.

Wie die meisten Mönchsorden, so verfiel auch der deutsche Ritterorden. Die letzten Comthuren von Beuggen versanken in wüste Schwelgerei. Eine alte Beschließerin, die 1820 noch lebte, wußte von den Bällen und Orgien zu erzählen, die sie im Schlosse veranstalteten. Man praßte mit den Naturalabgaben, welche die Bauern zu liefern hatten. Drehte sich der Braten am Spieß, und wollte das Feuer darunter nicht helle brennen, so warf der Koch einen ganzen Butterweck in die Flamme.

Durch die französische Revolution erlitt der deutsche Orden den Verlust eines Theils seiner Güter. Bald darauf erfolgte seine völlige Auflösung. Napoleon hatte bei Austerlitz über Oesterreich gesiegt; in dem Friedensschluß zu Preßburg wurde am 26. Dezember 1805 der Orden aufgeopfert. Kaiser Franz selber meldete dem Hochmeister diese Entscheidung. Kraft der rheinischen Bundesacte nahmen die Rheinbund-

staaten, Bayern, Würtemberg und Baden, Besitz von den Ordensgütern; Beuggen fiel an die badischen Großherzoge. Voigt a. a. O. II. S. 585.

So endigte 615 Jahre nach seiner Stiftung der Bund der Ritter, vor denen einst das Morgenland zitterte, von denen im Norden die preußische Macht gegründet wurde. Erwägt man die Entartung dieses halb klösterlichen, halb kriegerischen Instituts, so erscheint die Zerstörung desselben als gerechtes Verhängniß. Die Zeit war gekommen, wo die Klöster, in denen man die guten Tage so übel angewendet hatte, ausgenommene Nester wurden. Ein solches Nest war nun auch Beuggen, als im Jahre 1814 die Woge des Befreiungskrieges sich in diese Gegenden wälzte. Eine der drei verbündeten Armeen ging bei Basel über den Rhein; es folgte der aufreibende Winterfeldzug in Frankreich. Die zahllosen Verwundeten und Kranken wurden, so gut es ging, nach Deutschland zurückgeschickt. Das leerstehende Schloß Beuggen wurde eines der Lazarethe, deren schrecklicher Zustand von Dorow und Beitzke beschrieben worden ist. Alle Räume lagen voll von Verwundeten und Kranken, und immer neue und neue Unglückliche wurden nachgeliefert. Da war an kein Heilverfahren, an keine Pflege mehr zu denken. In dem alten steinernen Gartenhaus, von dessen Fenstern man auf den Rhein hinabschaut, wurden die Todten aufgehäuft; war es voll, so warf man sie in das große Grab, auf dem Acker jenseits des Schloßgartens. Einen, der noch lebte, trugen sie in's Gartenhaus, warfen ihn auf den Haufen der Leichen und ließen ihn dort sterben. Es scheint, daß die Wärter sich nicht mehr in die Krankensäle wagten; in den Thüren sind unten Löcher geschnitten, durch welche man den Unglücklichen das Essen hineinschob. Sieben bis achttausend sollen damals in Beuggen gestorben und verscharrt worden sein.

Das Spital war ausgestorben, Todtenstille herrschte in den wüsten, mit Blut, Eiter und Unrath befleckten Räumen. In diesem Zustand war Beuggen, als Spittler und Zeller am 25. Oktober 1819 es besichtigten. „Kein ganzes Fenster in allen Stockwerken, die Fensterläden verschwunden, oder halb zerbrochen herabhängend, die Thürschlösser und mehrere eiserne Oefen gestohlen. In den Zimmern und Sälen lag noch das Stroh; überall Koth und Modergeruch. Die seidenen Tapeten hingen in Fetzen herab. Auf den Dachböden waren die Klammern, welche die Balken des Hängewerks halten sollten, größtentheils gestohlen. Treppen, Geländer, Wände und Böden waren seit Jahren nicht gewaschen.“ Aber dies entmuthigte unsere Freunde nicht. Wendete man die nöthigen Kosten und

die Mühe an, so war Beuggen ein höchst werthvolles Besitzthum, in jeder Hinsicht geeignet für eine Anstalt, in welcher die Erziehung mit Feldbau und mit Handwerkerarbeit verbunden werden sollte.

Das alte Schloß war von dem katholischen Pfarrer bewohnt. An dasselbe ist die Kirche angebaut, die als Pfarrkirche für das benachbarte Dorf Karsau dient. In dem sogenannten neuen Schloß fand sich zu ebener Erde Raum für die Werkstätten, Arbeitsstuben, Küche und Speisesaal. Im ersten Stock eigneten sich zwei große Säle vortrefflich, der eine für die Versammlungen der Hausgemeinde, der andere für den Unterricht. Im zweiten Stock war Raum für den Inspector und seine Familie. Der größere Theil der erforderlichen Schlafzimmer fand sich im obersten Stockwerk. Die Nebengebäude waren höchst willkommen für die Erfordernisse einer so großen Haushaltung. Der Schloßgarten bildet eine Terrasse dem Rhein entlang, die Lindenallee, von der man den Strom und die Wälder des jenseitigen Ufers überblickt, dient im Sommer als köstlicher Aufenthaltsort zur Erfrischung. Rings umher liegen Aecker und Wiesen, zur Domäne gehörig, die von neun zu neun Jahren für die Anstalt verpachtet und zu ihrem Besten bewirthschaftet wurden.

Das Aufräumen, Reinigen und Ausbessern des Schlosses war ein tüchtiges Stück Arbeit. In einem Ofenloch entdeckte man ein Skelett, ein anderes in einem Futterkasten. Sterbende hatten sich im Delirium des Typhus verkrochen und unbeachtet das Ende ihrer Leiden gefunden. Noch Jahrzehnte hindurch haftete in dem Gebäude ein Spitalgeruch, den man spürte, sobald die Fenster geschlossen waren.

Es gelang dem Verein, bis zum 1. April 1820 das Hauptgebäude in bewohnbaren Stand zu setzen. An diesem Tage zog die Wittwe Fäsch in Beuggen ein und eröffnete die Haushaltung, die aus den zwei Mägden und den drei ersten Schullehrerzöglingen bestand.

Zeller nahm Abschied von Zofingen und am 17. April kam er mit seiner Frau und fünf Kindern, sammt drei Wagen voll Hausrath in Beuggen an. Frau Fäsch, der treue Freund Spittler und dessen Frau und der alte Pastor Köllner bereiteten ihm einen freundlichen Empfang. In seiner Wohnung fand er eine Foliobibel und die Inschrift: „Willkommen Bruder! erbaue die Anstalt auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.“ Zeller zeigte seinen Kindern die Räume, in denen sie eine glückliche Jugend durchleben sollten.

In einem Gebet mit seiner Frau weihte er das Haus dem HErrn, und bat Ihn, mit Seinem Geiste darin zu wohnen, und es aus einer Stätte des Jammers, der Pest und des Todes zu einer gesegneten Rettungs-Herberge für Viele zu machen. Kaum waren die ersten nothwendigen Einrichtungen getroffen, so fanden sich die ersten Pfleglinge ein. Zehn junge Männer, voll Verlangen, sich für den freiwilligen Lehrerdienst an den Armen ausbilden zu lassen, zwanzig arme Knaben und zehn arme Mädchen. Am 15. Mai hielt Zeller zum ersten Male Schule.

So konnte denn am 22. Juni die feierliche Einweihung der Anstalt stattfinden; als bei 50 Personen im Hause zusammenwohnten. Drei bis vier hundert Menschen strömten herbei, darunter hervorragende Männer aus Basel, Zürich und Baden. Die Versammlung wurde bei dem schönsten Wetter unter freiem Himmel gehalten.

Ein Verein von Freunden bildete den Gesangchor. Pfarrer Wick von St. Peter in Basel begann mit Gebet und der Einweihungsrede. Am Schlusse derselben segnete er mit Handauflegung den Inspector zu seinem neuen Amte ein. Zeller hat es seinen Kindern mit Dank gegen Gott wiederholt bezeugt, wie genau die damals über ihn ausgesprochenen Segensworte im Laufe seiner vierzigjährigen Amtsführung in Erfüllung gegangen sind.

Hierauf nahm er selbst das Wort.

„Ein langer, verheerender Krieg," so begann Zeller, „im Gefolge beispielloser Umwälzungen, mit seinen schrecklichen Nachwehen, Hunger, Theurung und Seuchen, hat die meisten Länder unserer Zeit so verwüstet, erschüttert und entkräftet, daß die Staaten für alle höhern Zwecke, als die irdischen, die Hülfsmittel auf lange Zeit verloren zu haben scheinen. Fast zu gleicher Zeit mußte das Christenthum in einer Art von babylonischer Gefangenschaft schmachten, und wenig hätte gefehlt, so wäre es gar ein babylonischer Thurm geworden. Ein sogenanntes Christenthum ohne Christus, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Trost und ohne Lebenskraft, verbreitete sich, wie eine Sündfluth, und öffnete, weil es kein Salz hatte, oder ein dumm gewordenes Salz war, dem Sittenverderbniß alle Thüren und Thore, welches wie eine geistige Fäulniß den ganzen Körper des Christenvolkes der Verwesung preis zu geben drohte."

„Von jenem Kriege und seinen traurigen Folgen ist auch dieß Haus, worin wir jetzt versammelt sind, und selbst dieser Saal, ein Zeuge gewesen, und noch sind blutige Spuren davon in allen Theilen desselben

sichtbar. Viele sind jedoch schon durch menschenfreundliche Hände verwischt. Aber die Spuren der sittlichen Verwilderung und der geistigen Fäulniß in Europa sind, leider! noch überall vorhanden, und nicht so schnell zu verwischen, wie die Blutflecken in diesem Hause zu Beuggen."

„Während die Staaten genug zu thun haben, um die erlittenen irdischen Schäden und Wunden zu heilen, bluten die geistigen Wunden fort, und Alles scheint einer allmähligen Auszehrung entgegen zu streben. Unerwartet erwachte ein neuer Lebensgeist in der kranken Christenheit. Aus einem kleinen Winkel Englands, aus diesem England, aus welchem vor 10, 11 und 1200 Jahren so manche Boten des Evangeliums in unsere Gegenden gekommen sind, ging eine neue Erweckung und eine neue Bibelverbreitung aus, welche bereits alle Länder des Erdbodens mit ihren Zweigen umfaßt. Ueberall entsteht ein neues Interesse an dem göttlichen Worte, das unter den Scheffel menschlicher und vergänglicher Weisheit gestellt worden war. Die Bibel wird wieder gelesen, und ihr Geist belebt wieder die trostbedürftige Menschheit. Ueberall bilden sich christliche Vereine, die durch freiwillige Anstrengungen da zu helfen suchen, wo die erschütterten Staaten in ihrer Erschöpfung nicht zu helfen vermögen. Ein liebethätiger Eifer regt sich wieder, der sich für Andere hingibt, nachdem man so lange nur dem eigenen Nutzen gedient, und nur Staub damit gewonnen hat. Erwärmt von den belebenden Strahlen der göttlichen Offenbarung, wirft man Blicke auf das Elend der Heidenwelt, und nach allen Seiten hin ziehen, von christlichen Missionsvereinen gesendet, erweckte Männer in die Heidenwelt hinaus, um das Licht des Evangeliums in die Schatten des Todes zu tragen."

„Aber nicht nur in das Große und Ferne wirkt der Geist des Christenthums, wenn er einmal erwacht ist. Mild und barmherzig wirkt er auch im Kleinen und in der Nähe, ladet eben so die Armen und Elenden auf den Gassen der Stadt, wie die Unglücklichen draußen an den Landstraßen und an den Hecken und Zäunen vor der Stadt, zu dem großen, bereiteten Abendmahle ein, und bemüht sich allenthalben das Verlorne zu suchen und zu retten, und die Genossen des Mahls vollzählig zu machen. Daher richten sich so viele Blicke auf das Elend verwahrloster Jugend, auf die Armuth so vieler erschöpften Gemeinden, auf den Zustand des öffentlichen Unterrichts. Man fängt an, wieder häufiger einzusehen, daß die Jugend, diese heranwachsende Menschheit, durch vermehrte und verbesserte Verstandsübungen allein nicht wahrhaft gebildet,

daß durch Unterrichtsmethoden, als solche, das kranke Schulwesen nicht geheilt werden kann."

„Man merkt wieder hie und da, daß der Herr aller Herren und der König aller Könige, der sein Leben für die Menschen in den Tod gegeben hat, auch wieder, wie ehemals, aus dem Munde der Kinder und Säuglinge sich ein Lob bereiten, und seinen fast vergessenen Namen auch wieder in den Lehrzimmern der Schulen mit Kraft und Leben verkündigt wissen will. Ja, was in so vielen Haushaltungen nicht mehr geschieht, das will er in den Schulen gethan haben. Der Herr will, daß die Schulen wieder christliche Schulen, Pflanzschulen des Christenthums und evangelischer Wahrheit und Liebe werden. Er will es haben, daß auch in diesen Theil seines Weinberges treue Arbeiter ausgesendet werden."

„Laut tönt die Stimme Gottes: Weiset das Werk meiner Hände, die Kinder zu mir! Ja, Er befiehlt es: Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht mehr, wie bisher. Nicht mehr, wie bisher, soll die Erziehung für die Erde die Hauptsache sein. Nur die Schlange ist verdammt, Erde zu fressen ewiglich. Der Mensch aber lebet auch von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes gehet. Der Herr, ja Er siehet es gerne, wenn man sich herabläßt zu den Niedrigen, und sich der Elenden erbarmt, und den Hungrigen das Brot bricht, und den Nackenden in das Haus führt. Er, der es den Boten des Johannes als ein Zeichen seines Kommens, ja seines Daseins beschrieben, daß den Armen, die fast überall wie Schafe ohne Hirten sind, das Evangelium geprebigt werde, er will dieses auch zu unsrer Zeit und auch in den Schulen wieder gethan sehen. Aber wie sollen die armen Kinder glauben, so ihnen Niemand predigt? Wer soll ihnen predigen, wenn ihnen Niemand dazu gesendet wird? Darum ist die christliche Liebe geschäftig, auch diesem Mangel abzuhelfen. Dafür sind so viele milde Herzen erweckt. Dazu ist auch unsre freiwillige Armen-Schullehrer-Anstalt errichtet, geweiht und geheiligt."

„Und wie sehr die Thätigkeit für diesen Zweig des christlichen Wohlthuns verwandt sei mit derjenigen, welche die Bibel aussendet in die Welt und Boten des ewigen Evangeliums ausschickt, um ihre Geschichten, Lehren und Weissagungen zu den Völkern des Erdbodens zu bringen, das beweist auch die theilnehmende Gegenwart so vieler theuren Männer bei dieser Einweihungsfeier, welche unser Herr gewürdigt hat, in dieser dreifachen Rücksicht seine treuen Werkzeuge zu sein in der Nähe und in

der Ferne. Es ist ein Geist, der dieß Alles wirket und leitet und segnet. Es ist ein Geist, der Alle dazu begeistert und die Liebe vereinigt. Es ist der Geist unsers Herrn, dessen Früchte, gleich den Früchten des Lebensbaums, den Völkern der Erde Genesung geben. Ach! in diesem heiligen Geiste, der wieder ausgegossen wird, wenn man wieder darnach hungert und flehet, liegt das Rettungs- und Heilungsmittel der zerrissenen, zerschlagenen, verwundeten und kranken Menschheit. Darum wird jede Herberge dieses Geistes gewiß gesegnet sein, und ein Ort des Lebens bleiben, so lange Er darin wohnen kann; aber ein Haus des Todes, ein Grab voller Todtengerippe und Knochen jeder Art, aus dem Er entflohen ist."

„O möchte daher dieses Haus eine Freistätte und Tempel des Herrn sein und bleiben! Ihm ist es geheiligt und seinem Namen gewidmet. Er belebe Vorsteher, Väter, Mütter, Lehrer, Zöglinge und Kinder und alle Hausgenossen! Er lasse Jedes ein Licht werden, auf welchen Leuchter er es auch zu stellen für gut findet! Er belebe auch mich und lasse es mich und alle meine lieben Brüder erfahren, was er gesagt hat:"

„Wer verläßset Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben."

„O möchte es auch mit uns geschehen, was dort der Prophet sagt: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!"

„Vor dieser ansehnlichen Versammlung bekenne und verspreche ich es laut und feierlich, daß ich von Herzen begehre, in dem Dienste des Herrn Jesu zu leben und zu sterben. Sein möchte ich bleiben todt und lebendig. Ihm, seinem erhabenen Namen zur Ehre, seinem großen, unermeßlichen Erlösungswerke zum Segen, und seinem herrlichen Reiche zur Förderung, dürste ich, Seelen zu gewinnen, und nachdem ich so lange ohne Ihn, ja wider Ihn gelebt, mein Schärflein dazu beizutragen, daß wieder ein christlicher Geist und ein christliches Leben in die Schulen, besonders in die Schulen der Armuth eingeführt werde. Er, der große Hirte der Schafe und der Lämmer, der da ist, und der da war, und der da kommt, verleihe mir und meinen Brüdern in unsrer Armuth die Gabe seines heiligen Geistes! Er, der Allmächtige, segne uns Alle; Er segne besonders auch den edeln Fürsten, der unsern armen Kindern und Zöglingen diese ge-

räumige Wohnung geliehen, und lasse ihm geschehen, wie er geglaubet hat, und lasse ihn und alle unsre Wohlthäter seine Verheißung erfahren: Was ihr gethan habt einem dieser meiner Geringsten, das habt ihr an mir gethan!" Amen.

Also lautete Zeller's Eröffnungsrede, das Programm seines Wirkens in Beuggen. Wer sie mit seiner zehn Jahre früher gehaltenen Zofinger Ansprache vergleicht, dem kann es nicht entgehen, daß Zeller auf eine neue Stufe der Erkenntniß gelangt war und ein neues Maaß des Geistes empfangen hatte.

Nach einem Gesang der Zöglinge und Kinder sprach noch Pfarrer Steinkopf aus London. Nach dem Schlußgesang und Segen wurden die Kinder und Zöglinge im Speisesaal bewirthet und beschenkt. Die Gäste vertheilten sich in die andern Räume, eine herzliche, allgemeine Heiterkeit herrschte an allen Tafeln. Es war ein liebliches Fest der christlichen Liebe, und es erweckte in allen die Hoffnung, daß die Gebete und Segenswünsche dieses Tages in Erfüllung gehen möchten.

Bei jener Feier war Zeller von den Freunden umgeben, welche die Anstalt in's Leben gerufen hatten. Ehe wir in der Erzählung weiter gehen, müssen wir ein wenig bei diesen Männern verweilen, welche das „Beuggener Comité" bildeten, und in der Anstalt als die „Vorsteher" geehrt und geliebt wurden.

Es waren drei Theologen und neun Laien.

Nicolaus von Brunn, dessen Leben Albert Ostertag in seiner Entstehungsgeschichte der Missionsgesellschaft (S. 215 ff.) beschrieben hat, wurde 1766 in Wintersingen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Als Knabe erhielt er seine Erziehung in Basel bei zwei frommen Tanten. Er besuchte die Basler Universität und wurde 1789 Candidat des Predigtamts. Er trug in sich das Verlangen, Missionar unter den Heiden zu werden. Indessen wurde er 1795 zum Pfarrer von Bubendorf erwählt. Dort verheirathete er sich 1796 mit Jungfrau Elisabeth Preiswerk; dort durchlebte er die stürmischen Revolutionsjahre der helvetischen Republik. 1804 bekam er die Pfarrei in Liestal, 1810 die Pfarrstelle zu St. Martin in Basel. Von da an wurde diese Kirche der Hauptvereinigungspunkt der Gläubigen. Nicolaus von Brunn nahm die Stellung ein, wie ein Menschenalter früher Pfarrer Meyenrock. Er war der

Brüdergemeinde von Herzen zugeneigt und trug in sich das tiefe Gefühl, wie man es bei den Herrnhutern findet; dabei war er ein biderber Basler vom alten Schlag. Seine Kinderlehren machten um so mehr Eindruck, weil er sie (zum Theil auch seine Predigten) in urkräftigem Basler Dialekt hielt. Er verband mit der Innigkeit der Empfindung und mit der Volksthümlichkeit seiner Rede einen prophetischen Blick in die Geheimnisse der Bibel, der sich in seinem apokalyptischen Wörterbuch bekundet. Er war so zu sagen das geistliche Haupt des Beuggener Comité; in weiten Kreisen wurde er Vater von Brunn genannt. Als Pfarrer Wick 1822 das Präsidium des Beuggener Comité niederlegte, weil er sich mit dem Herrnhutischen Gesangbuch nicht befreunden konnte, wurde von Brunn Präsident.

Daniel Laroche-Heusler, geb. zu Basel 1790, eines Pfarrers Sohn, stammte von französischen Flüchtlingen. Er studierte in Tübingen und Heidelberg die Theologie. Er war ein feiner und lebhafter Geist, reich an Kenntnissen. Er wurde 1816 Lehrer am Gymnasium zu Basel, 1831 Rektor des Gymnasiums. Er war bei der Gründung der Heidenmissionsanstalt betheiligt.

Wilhelm Legrand gehörte zu der im Steinthal ansäßigen Familie, welche dort mit Oberlin in Verbindung stand, und in Oberlin's Geist wirkte. Er studierte die Theologie in Tübingen, wo er Gelegenheit hatte, die letzten gläubigen Theologen der älteren Zeit zu hören. Er war ein junger Candidat, als Benggen gegründet wurde. 1820 erhielt er die Pfarrei in Oltigen im Baselbiet. Von dort vertrieb ihn die Revolution und er versah einige Zeit die Stelle eines deutschen Pfarrers in Freiburg. Nach Basel zurückgekehrt, wurde er 1843 Stellvertreter des alten von Brunn im Beuggener Comite, und seitdem dieser, 1846, wegen Altersbeschwerden ausgetreten, ward Pfarrer Legrand Präsident.

Die Laienmitglieder des Comite gehörten dem wohlhabenden Basler Handelsstande an. Es waren die Söhne der gläubigen Eltern, die zu Urlspergers Zeiten geblüht hatten. Die meisten unter ihnen waren von Jugend auf fromm. Nach dem Basler Herkommen erhielten sie ihre Jugenderziehung in der französischen Schweiz, die weitere Ausbildung für das Geschäft auf Reisen und an ausländischen Handelsplätzen. Bei Allen herrschte der milde und brüderliche Sinn der Herrnhuter-Gemeinde vor.

Wie bei der Gründung der Missionsgesellschaft und in der Leitung des Missionshauses die christliche Lehrgabe Würtembergs und der alte

Wohlstand Basels zusammenwirkten, so war es auch bei der Stiftung und Aufrechthaltung der Beuggener Anstalt. Beide Elemente, in Einheit des Geistes und Herzens verbunden, ergänzten einander.

Da war der alte Rathsherr Bernhard Sozin-Heusler, 1777 geboren, der 35 Jahre lang den beiden Comites angehörte, Präsident der Missionsgesellschaft; † 1854. Er stammte von jener aus Italien flüchtenden Familie, der vor 300 Jahren Faustus und Lälius Socinus, die Stifter der Socinianischen Sekte angehörten. Aus derselben Familie sind in Basel mehrere glaubensvolle Männer hervorgegangen.

Der Gerichtsherr Martin Wenk, † 1838, war ein Sohn des Altbürgermeisters von Basel, dessen Grabmal im Kreuzgang hinter dem Münsterplatz zu sehen ist.

Johannes Legrand-Heusler, geboren 1781, † 1839, war Wilhelm Legrands älterer Bruder; ein Freund der geschichtlichen Studien.

Karl Sarasin-Heusler, geboren 1788, † 1843, war der erste Cassier der Anstalt, 1820—1837, verschwägert mit drei der oben Genannten. Er gehörte jener angesehenen Basler Familie an, welche von Saracenen abstammen soll.

Emmanuel Ryhiner-Christ, geboren 1785, war mit Zeller durch besonders innige Freundschaft verbunden. So oft Zeller zur monatlichen Sitzung nach Basel kam, war er im Delphin bei Ryhiner zur Herberge. Dort pflegte er die Morgen- und Abendandacht zu halten.

Sein Schwager war Benedikt Christ, geb. 1777, † 1855, ein bescheidener, leutseliger Herr. Er hatte einen Jagdbezirk in der Nähe von Beuggen gepachtet, und dieser Umstand veranlaßte ihn, öfter als manches andere Comitemitglied die Anstalt zu besuchen. Manches in Beuggen eintretende arme Kind hat er selbst in seinem Charabanc dorthin gebracht.

Der Gerichtsherr Balthasar Stähelin-Christ, geboren 1775, gestorben 1855, war Inhaber einer Eisenhandlung. Der Tod dreier blühender Kinder und die christliche Gesinnung seiner gediegenen Gattin dienten dazu ihn zu Christo zu führen. Sein Sohn war der Professor der alttestamentlichen Theologie, sein Enkel ist Professor Ernst Stähelin.

Als der zwölfte ist zu nennen Achilles Forcart-Iselin, geboren 1777, gestorben am Charfreitag 1848.

Diese Männer und mit ihnen — last not least — Christian Friedrich Spittler waren die Gründer der Anstalt. Man darf sagen, sie waren Zierden des Pfarrer- und Bürgerstandes von Basel. In ihnen

fand der Charakter dieser Stadt seinen Ausdruck, in welcher der altbegründete Wohlstand nicht wie sonst so oft an den reichen Handelsplätzen mit Hoffahrt, hohler Eitelkeit und Schwelgerei, sondern mit Achtung vor Wissenschaft, Ehrfurcht vor der christlichen Wahrheit und thätiger Theilnahme an menschenfreundlichen Unternehmungen verbunden erscheint.

Man sieht, daß Zeller durch seine Uebersiedlung in einen christlichen Freundeskreis versetzt wurde, der wie für sein Herz, so für seine Wirksamkeit höchst wohlthätig war.

Für die erste Einrichtung und den Anfang des Betriebes der Anstalt waren 3000 Gulden zusammen gebracht. Zu den ersten Liebesgaben, welche die Anstalt empfing, gehörte eine goldene Dose, welche geschenkt, verloost und aufs neue geschenkt wurde, und eine goldene Kette, welche Dr. Steinkopf am Abend des Einweihungstages in den Opferstock legte. Wöchentlich sandte Zeller einen Bericht ein; monatlich legte die Hausmutter dem Cassier Rechnung ab. Die Anstalt hatte keine Fundation und keine rechtlichen Garantieen regelmäßiger Unterstützung; sie war gegründet in dem Vertrauen auf Gott, daß Er die Willigkeit der Geber und die Einigkeit der Freunde erhalten werde.

So hatte sich denn für Zeller eine Wirksamkeit eröffnet, für welche ihm nach dem Rathschluß der göttlichen Güte noch volle vierzig Jahre beschieden waren. Diese zweite Hälfte seines Lebenslaufs ist arm an äußeren Ereignissen, aber reich an geistlichen Fortschritten und an Segenswirkungen, die von Beuggen ausgingen. Sein Wirken war geräuschlos, den stillen Wassern Siloah vergleichbar.

Beschränken wir uns zunächst auf die ersten sieben Jahre, bis zum Erscheinen des pädagogischen Haupt-Werkes von Zeller. Die Mühen und die Freuden des Anfangs, die Gestalt, welche unterdessen das Unternehmen gewann, und die Ereignisse im Anstalts- und Familienleben dieser Jahre kommen in Betrachtung.

Von den Mühen, mit welchen der Anfang der Schule verbunden war, hat uns Zeller selbst einen anschaulichen Bericht gegeben. „Da waren nun Schüler von dreißig Jahren, bis herab zu einem Alter von sechs Jahren, fähige und unfähige, empfängliche und stumpfe, freundliche und finstere, frohe und mißmuthige, dankbare und undankbare, wohlerzogene und verwilderte, unterrichtete und gänzlich unwissende, wohlgekleidete und zerlumpte, reinliche und schmutzige, ordentliche und unordentliche; und

unter ihnen ein einziger Lehrer und Pflegevater, der nun vom Morgen bis zum Abend statt des Homer, des Plutarch, des Virgil und des Sallust das Abece zu lehren hatte, aber dagegen auch, was ihm die größte Gnade war, täglich die Bibel mit seinen neuen Hausgenossen lesen durfte. Anfangs, bis der Hausvater ein Jedes geprüft und kennen gelernt hatte, blieb dieser gemischte Haufen den ganzen Tag beisammen in Einer Schule. Später wurden sie in zwei Schulen getrennt. Die Schullehrerzöglinge wurden Vormittags 5 Stunden, die Kinder Nachmittags drei Stunden unterrichtet und am Abend alle in einer Bibelstunde vereinigt.“ Nur ein Beispiel davon, wie es in der Kinderschule zuging. Unter den armen Mädchen befand sich eines, das besonders schwer zu behandeln war, Lisette H. Zeller zeigte ihr einen Buchstaben und sagte: Der Buchstabe heißt „a“. Wie heißt der Buchstab? „Weiß it“, war die Antwort, und das mehreremale nach einander. Da lag ihm allerdings der Gedanke nahe: Soll ich meine edle Zeit an solche Kinder rücken? Dann fragte er die Schulkinder: „Welches unter euch hat mehr Geduld als ich?“ Ein kleiner Knabe, Samuel M. hob die Hand auf, und rief: „Ich, Herr Inspector!“ Nun setzte er den geduldigen Knaben zu dem ungelehrigen Kind, und trug ihm auf, nicht zu ruhen, bis die Lisette alle Buchstaben kenne. Wirklich brachte es der Knabe nach einigen Tagen dahin und trat vergnügt zum Hausvater mit seiner Schülerin.

Nicht geringer als die Mühen in der Schule waren die Sorgen des Haushalts, welche zumeist auf Frau Fäsch und Frau Zeller lagen. Die Anstalt hatte im ersten Jahr weder Garten- noch Feldfrüchte, und oft wußte man am Abend nicht, was man am andern Tag kochen sollte. In vielem sah es noch ziemlich leer aus, und fast von Tag zu Tag entdeckte man neue Bedürfnisse. Das war ein Feld für Spittlers rastlose Thätigkeit und für die Liebe der Basler Freunde und Freundinnen! Da kamen nach und nach von der freundlichen Nachbarstadt nützliche Dinge aller Art, Kleiderkästen, Mehlkästen, Tische, Bänke, Stühle, Pfannen, Kübel, Zinngeschirr, Leuchter, Messer, Gabeln, Löffel, Waschseife, Bettladen, Schwämme, Kämme u. s. w., u. s. w. Frau Zeller lernte Wunden verbinden und Kranke pflegen. Der Sorgen und Anforderungen war soviel, daß sie manchmal selbst unserem starkmuthigen Zeller über den Kopf zu wachsen drohten. Aber das alles überwand der Geist der ersten Liebe.

Schwerer noch waren die geistigen Bekümmernisse, indem man bittere Erfahrungen von dem tiefen Verderben der Kinder machen mußte. „Aus

den Geständnissen und Erzählungen der Kinder lernten wir in großes Elend und Verderben hineinblicken und entdeckten Greuel, die kein Jahresbericht nennen kann. Viel größer, als man glaubt, ist das Sittenverderben in Städten und Dörfern. Die Macht der Verführung begnügt sich nicht mehr mit erwachsenen Schlachtopfern. Sie streckt ihre giftigen Hände schon nach zehn- bis zwölfjährigen Kindern aus. Das sind die Kinderopfer des Moloch in unserer Zeit. Ja, Eltern lassen ihre eigenen Kinder in seinen glühenden Armen verbrennen. Sogar in den Schulen, selbst in den Tagen feierlicher Schulprüfungen, nachdem man kaum die Unschuld der Jugend in schönen Worten besungen, verführen Kinder ihre Mitschüler zum unreinsten Laster. Besonders viel Böses geschieht an den Sonntagen. Wie gerne hörte ich hier eine Widerlegung und einen Beweis, daß ich übertreibe, aber leider schreit die Wahrheit zu laut gen Himmel!" Jahresbericht 1823, S. 6.

Aber die Arbeit an solchen Unglücklichen war nicht vergeblich. Zeller hütete sich von Anfang an vor der gefährlichen Gewohnheit, jede liebliche Erfahrung zu veröffentlichen. „Es giebt eine Chronik des Herzens, eine Geschichte innerer Erfahrungen, die sich besser im engen Freundschaftskreise oder unter vier Augen erzählen lassen." Doch so viel durfte er berichten: „Zum Preise unseres Gottes, des Heilandes der Welt bekenne ich es, daß die liebliche Veränderung, die mit mehreren unserer Kinder, von denen einige zum Theil sehr verwahrlost waren, begonnen hat, ihrem herzlichen Umgang mit Jesu zugeschrieben werden muß. Dazu hat auch der Herr gesegnet die beständige ernst-liebreiche Aufsicht und Behandlung der Kinder bei Tag und bei Nacht, ihre Beschäftigung mit nützlicher Handarbeit in Haus und Werkstatt, in Garten und Feld und die anhaltenden Fürbitten, die aus der Tiefe so mancher Seelen für diese armen Kinder zu dem großen Erlöser aufsteigen." Jahresbericht 1821, S. 12.

Von solchen Kindern sagte er im Jahresbericht 1823, S. 5: „Sie konnten, erschüttert oder erweicht durch Gottes Gnade, ihr Herz vertraulich eröffnen. Sie konnten aus dem Herzen zu dem Herrn und Vater der Armen weinen und beten. Sie konnten den Frieden Gottes in ihren Herzen empfinden; sie konnten den Heiland lieben, der ihnen vergeben hat. Sie wurden von lasterhaften Neigungen befreit, von denen sie vorher wie mit Ketten gebunden waren. Sie brachten auch allerlei Früchte der Besserung. O, ihr Alle, die ihr Thränen der Freude weinen könnt mit den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut, helfet uns

bitten, daß diese kleinen Geretteten nicht wieder versinken in den Abgrund, aus dem sie die ausgestreckte Hand Jesu Christi gezogen hat."

Von seinen Mitarbeiterinnen konnte er sagen, daß sie bei aller Arbeit und Mühe fröhlich waren in dem HErrn und unzählige Proben Seiner Durchhülfe erfuhren. „Unsere Dienstboten helfen treulich, empfangen Segen für ihr Herz und fühlen es, daß es eine Gnade ist, an einem Werke Gottes dienen zu dürfen. Ich selbst preise meinen Gott und HErrn, daß Er mich hieher geleitet hat. Unmöglich kann ich es beschreiben, wie glücklich ich mich fühle und wie gütig mir der HErr hilft. Er sei ewig gelobt! Alle Ehre ist Sein!" Jahresbericht 1821, S. 18.

So waltete in den ersten drei Jahren der Geist und die Kraft der ersten Liebe. Von dieser Zeit sagt eine der Töchter, die sich derselben wohl erinnert: „Es war eine unaussprechlich liebliche Zeit, alle liebten einander. Das Wort Gottes war so süß, die Arbeit so fröhlich, die Spaziergänge so lieblich, Alles hatte einen unbeschreiblichen Glanz, bis nach und nach durch die Unarten der Kinder manches Schwere eintrat."

So viel von den Leiden und Freuden des Anfangs. Ehe wir in der Erzählung der Ereignisse weiter gehen, versuchen wir eine Charakteristik der Anstalt zu geben. Sie hatte schon im Jahre 1823 die Gestalt gewonnen, die ihr von da an, ganz kleine Veränderungen abgerechnet, geblieben ist. Die Tagesordnung von 1823 und der Bericht über die Einrichtung und Verfassung im Jahre 1833 gelten im Wesentlichen bis heute. Doch bleibt, was wir geben können, nur eine Skizze, welche, wie alle solche Beschreibungen, erst dann Farbe und Leben gewinnt, wenn man die Anstalt aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Früh um 5 Uhr weckt ein Morgengesang, den einige Zöglinge anstimmen, das ganze Haus. Jetzt fängt es in allen fünfzehn Schlafzimmern an sich zu regen.

In einem jeden Schlafzimmer hält der Aufseher oder die Aufseherin mit den anbefohlenen Kindern ein kurzes Morgengebet. Sind die Schlafzimmer aufgeräumt, so folgt Handarbeit bei den Einen, Studium bei den Andern, bis zum Frühstück, welches um halb 7 Uhr eingenommen war, bestehend aus Suppe. Die Stunde von 7—8 ist die bedeutendste und segensreichste des ganzen Tages. Die gesammte Haushaltung mit Einschluß der Knechte und Mägde versammelt sich im großen Lehrsaal.

Nach dem Choralgesang läßt der Inspector ein ganzes Capitel der heiligen Schrift lesen, „im Chor“, so daß die Zöglinge, die Knaben und die Mädchen von Vers zu Vers abwechseln. Ueber dieses Capitel stellt er eine Betrachtung an, die durch Fragen an den Chor der Zöglinge und Kinder, hie und da auch durch Fragen an die Einzelnen unterbrochen und belebt wird. In diesen Betrachtungen entfaltete sich Zeller's Gabe am schönsten. Diese ehrfurchtsvolle, sinnige und liebliche Erwägung des göttlichen Worts mit der Ruhe und Sammlung, die von den Frühstunden begünstigt wird, war im eigentlichen Sinne des Wortes der Morgensegen, ein erquickender Thau für den ganzen Tag mit seiner Last und Hitze, für Große und Kleine, für Lehrende und Lernende, für Hausgenossen und Gäste. Die ganze heilige Schrift wurde, mit wenigen Auslassungen, gelesen und erklärt. Zeller wußte auch an jene Abschnittte des alten Testaments, die dem gewöhnlichen Verstande dunkel oder trocken vorkommen, lichtvolle und erbauende Deutungen und Anwendungen anzuknüpfen. Er würzte seine Rede durch Erzählungen aus dem reichen Schatz der Geschichte und der Erfahrung, der ihm zu Gebote stand. In dieser treuen und sorgsamen Benützung der heiligen Schrift lag so zu sagen das Geheimniß seiner Kraft. Er war, und er wurde durch diese treue Arbeit immer mehr ein Schriftgelehrter zum Himmelreich unterwiesen, ein Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorbingt. — Er schloß die Betrachtung mit einem Gebet aus dem Herzen.

Auf diese gemeinschaftliche Bibelstunde folgt für die Zöglinge von 8—½12 Uhr der Unterricht, den Zeller selbst mit wenigen Ausnahmen ertheilte. Die Gegenstände für denselben, berechnet auf einen dreijährigen Cursus, sind: Biblische Geschichte, Lehre und Weissagung, nach dem Texte der heiligen Schrift, mit wöchentlichen Uebungen im Catechisiren — Methode des Landschul-Unterrichts und der Schulzucht nach Zellers eigenem Lehrbuch — deutsche Sprache mit mündlichen und schriftlichen Uebungen und mit Einschluß der deutschen Verslehre — Rechnen bis zu den Decimalbrüchen, mit Benützung von Pestalozzi's Tabellen — Geographie mit besonderer Rücksicht auf das Vaterland und auf Palästina. — Geschichte des Reiches Gottes auf Erden nach Heß „Kern der Lehre vom Reiche Gottes,“ — endlich vierstimmiger Gesang nebst Klavier-, Orgel- und Violin-Uebungen.

Unterdessen werden die Kinder den ganzen Vormittag mit Handarbeiten unter der Leitung ihrer Aufseher und Aufseherinnen beschäftigt, die

Knaben im Garten und Feld, die Mädchen im Arbeitszimmer. Während der Arbeit singen die Mädchen, auch werden ihnen Geschichten erzählt.

Um $^3/_4$ auf 12 Uhr läutet es zum Mittagessen, welches gemeinschaftlich eingenommen wird, an vier langen Tischen. Das Tischgebet am Anfang und Schluß besteht aus einem Gesang. In den Nachmittagsstunden von 1—4 haben die Zöglinge Handarbeit, sofern sie nicht selber am Unterricht mitwirken. Die Kinder empfangen in zwei Zimmern ihren Schulunterricht. Die Gegenstände desselben beschränken sich auf das Nöthige. Zu diesem wird gerechnet: Lesen — biblische Geschichte und Lehre — deutsche Sprache — Schönschreiben und Rechtschreiben, — Rechnen — einige Kenntnisse aus der Erdbeschreibung und aus der Kirchen- und Missionsgeschichte — mehrstimmiger Gesang nach Noten und Ziffern — endlich Auswendiglernen von Bibelsprüchen und christlichen Liedern, welches gewöhnlich auf den Sonntag anberaumt ist.

Die Stunde von vier bis fünf Uhr ist zur Erholung bestimmt. Die Kinder empfangen im Speisezimmer ein jedes ein Stück Brod, mehrmals wöchentlich mit Obst. Die Zöglinge bekommen zu ihrem Brod Most oder Milch. In dieser Freistunde ist der große Schloßhof bei günstigem Wetter ein Schauplatz jugendlicher Munterkeit. Zeller gestattete ähnliche Freiheit wie Flattich, doch wußte er der Ausgelassenheit vorzubeugen. Als einmal die Knaben sich mit hölzernen Schwertern und pappendeckelnen Helmen und Schilden bewaffnet hatten, um eine Schlacht aufzuführen, fand es Zeller für gut einzuschreiten. „Wisset ihr, welches Geistes Kinder ihr seid?“ rief er ihnen zu. Antwort: Nein! „Des Kriegsgeistes!“ Er wußte, wie leicht in solchem Spiel aus dem Scherz des Anfangs ein grimmiger Ernst wird.

Um fünf wird wieder zur Arbeit geläutet. Es folgt für die Zöglinge der Musikunterricht, für die Kinder Handarbeit. Von 6—7 empfangen die größeren Kinder den Confirmandenunterricht. Von 7—8 gemeinschaftliches Nachtessen. Nach demselben ziehen die Kinder, von ihren Aufsehern geführt, aus dem Speisesaal in ihre Schlafzimmer unter dem Gesang eines Abendlieds. In jedem Schlafzimmer hält der Aufseher mit ihnen ein kurzes Abendgebet. Endlich um 9 Uhr versammeln sich die Erwachsenen noch einmal im Lehrsaal, und der Inspector beschließt den Tag mit einem kurzen Abschnitt aus dem Worte Gottes und mit Gebet.

An den Sonntagen findet im großen Lehrsaal für die ganze Haus-

gemeinde von 9—10 Uhr die Predigt, von 2—3 Uhr die Kinderlehre statt. Hierauf folgt, wie an Werktagen, das Abendbrod und die Erholung. Diese Sonntag-Nachmittage waren es, an denen sich Zeller besonders freundlich und mittheilsam mit Hausgenossen und Gästen unterhielt. Das Spielen der Kinder im Hof und die Gespräche des Hausvaters, wenn er mit seinen Gästen im Schloßgarten lustwandelte, dienten dazu, die Lieblichkeit des Tages des HErrn zu erhöhen. Am Sonntag-Abend wurden die Kinder um 7 Uhr wieder zu ernster Beschäftigung versammelt. Die Größeren erhielten Confirmandenunterricht, die Kleinen hörten im Lehrsaal, in der sogenannten Kinderstunde, eine lehrreiche Erzählung. — Auch große Spaziergänge unter Aufsicht fanden mitunter statt.

Bei der sonntäglichen Feier wurde die neue würtembergische Agende in Anwendung gebracht. Außerdem fanden kleine liturgische Gebete statt. Jedes Gebet im Morgen- und Abendsegen und sonst geschah aus dem Herzen. Zeller machte für seine Familie und für seine Anstalt Gebrauch von dem Losungsbüchlein der Brüdergemeinde, welches jährlich erscheint und für jeden Tag des Jahres einen Bibelspruch, als Losungswort der Brüder, einen Lehrtext und einen Liedervers enthält. Es war ihm ein willkommenes Mittel zur Pflege der Geistesgemeinschaft mit so vielen Gläubigen in der Nähe und Ferne, die sich an denselben Schriftworten Tag für Tag erbauen. In den Abschiedsstunden und an Geburtstagen hielt er Ansprachen über die Losung des Tages. Am Sylvester-Abend zog er mit den Seinigen Sprüche für die abwesenden Familienglieder und Freunde. Dabei hielt er jeden Mißbrauch fern. Nie unternahm er es, durch Loosziehen oder Bibelaufschlagen den Willen des HErrn zu erforschen oder sich eine Entscheidung zu holen. Auch war bei ihm nicht zu befürchten, daß er über der Betrachtung einzelner besonders zu Herzen sprechender Schriftstellen das Lesen der Schrift im Zusammenhang und die Erforschung ihrer Tiefen vernachlässigt, oder den Blick auf die Rathschlüsse und Wunderwege Gottes im Großen verloren hätte.

Eine besondere Erquickung war für Zeller das Weihnachtsfest.

„Gewöhnlich," so erzählt uns eine der Töchter, „verkündigte er am Mittagessen vor dem Weihnachtsabend, daß heute die Schule anstatt um 4 Uhr schon um 3 Uhr aufhöre, und bat scherzhaft die Kinder, sich das doch gefallen zu lassen, was dann mit großer Heiterkeit angenommen wurde. Nun wurde der alte Lehrsaal gereinigt, aufgeräumt, einem jeden

Gliede der Anstaltsfamilie ein Teller mit allerlei Gaben zugerichtet, auf den Katheder ein großer hellerleuchteter Christbaum gestellt, auf jeden der Schultische ein Licht gesetzt, und Alles gar lieblich geordnet. Um 6 Uhr versammelte sich dann das ganze Haus vor dem Lehrsaal, alle Lichter wurden gelöscht. Es mußte ganz still und dunkel sein. Dann machte der Vater die große Flügelthür auf, und der Glanz des erleuchteten Saals machte einen großen Eindruck auf die Kinder, besonders auf die, welche es noch nie gesehen. Mit väterlicher Freude und Herzlichkeit nahm er dann das Kleinste und hieß die andern folgen. Er wies jedes an seinen Platz, wo dann die Freude groß war, bis jedes seine und seiner Mitkinder Geschenke beschaut hatte. Die Geschenke kamen von einem Frauenverein in Basel, der der Mutter die Mittel dazu verschaffte. Wenn die Kinder alles besehen hatten, wurden sie angewiesen, unter der Begleitung ihrer Aufseher ihre Sachen aufzuheben und sich dann wieder im Lehrsaal einzufinden. Dann gab der Vater eine liebliche Erklärung des Christbaums und der ganzen Weihnachtsgeschichte; nachdem einige Verse gesungen waren, schloß er mit einem Gebet, worauf alle in den Speisesaal zum Nachtessen sich begaben, wozu ein jedes seinen Teller mitbrachte. Der Christbaum, den die Mutter selbst geschmückt hatte, wurde in des Vaters Zimmer gebracht, und nach und nach von den eigenen Kindern abgeleert, auf die Weise, daß wir jeden Sonntag nach dem Essen an des Vaters Thür von der Kinderstube aus anklopften und riefen: Vatter, dörfe mer cho? worauf wir eingelassen und mit einem Guetsli beschenkt wurden, bis nach einigen Wochen nichts mehr am Baume war."

Der Confirmandenunterricht wurde von Zeller selbst in seinem Studierzimmer ertheilt. Er gebrauchte dabei als Leitfaden seine später erschienene Schrift: „Göttliche Antworten auf menschliche Fragen." Es ist dies ein Katechismus, in welchem die fünf Hauptstücke in derselben Reihenfolge wie in Luthers Katechismus, auf diese Art erläutert werden, daß die Antwort auf eine jede der 598 Fragen aus einem unveränderten Bibelspruch besteht. Es ist dies eine in ihrer Art einzige Arbeit, ein Muster von Fragestellung und Schriftbenutzung. Das Treffende und Tiefsinnige der Bibelstellen, die als göttliche Antworten auf die menschlichen Fragen folgen, ist oft überraschend und immer anregend für Verstand und Herz. Es war Zeller's Bemühung, durch den ganzen Confirmandenunterricht auf die Selbsterkenntniß, auf das lebendige glaubensvolle Ergreifen des Erlösers und auf kindliche Hingebung an Ihn hinzu-

wirken. Sein Handbuch war nicht bestimmt, den lutherischen oder heidelbergischen Katechismus zu ersetzen oder zu verdrängen. Neben diesen kirchlichen Lehrbüchern vermag es treffliche Dienste zu leisten.

Die Prüfung der Confirmanden selbst wurde in Beuggen durch den ehrwürdigen Pfarrer Nicolaus von Brunn aus Basel (später durch Pfarrer Hoch und Pfarrer Legrand) vollzogen. Derselbe spendete auch das heilige Abendmahl. Dies geschah viermal des Jahres und zwar am Abend.

Eine eigenthümliche Feier waren die Abschiedsstunden. Sollte einer der Zöglinge einem Rufe folgen, oder Kinder entlassen werden, so wurde am Abend zuvor mit der ganzen Haushaltung eine Erbauungsstunde veranstaltet. Es wurde ein geeignetes Schriftwort auf die Lage des Scheidenden angewendet, und Gebet für ihn dargebracht. Auch verfaßte Zeller in solchen Fällen nicht selten ein Abschiedslied.

Zweimal des Jahres wurde eine Prüfung in Gegenwart der Vorsteher gehalten. Später kam in der zweiten oder dritten Woche nach Pfingsten die amtliche Visitation und Prüfung hinzu, bei welcher der badische Oberamtmann von Säckingen und der Decan von Lörrach erschienen.

Die Aussendung der Zöglinge, welche ihren Cursus vollendet hatten, geschah auf Grund von auswärtigen Berufungen. Wenn eine Gemeinde oder ein Verein einen Lehrer aus Beuggen zu bekommen wünschte, so wurde in der monatlichen Sitzung des Basler Comite, bei der auch Zeller sich einfand, Beschluß darüber gefaßt, welcher von den vorhandenen dem Rufe folgen sollte.

Die Aussendung der ersten sieben Zöglinge geschah 1823. Im Laufe der Zeit wurden nicht allein nach Deutschland und der Schweiz, sondern auch nach den entlegensten Gegenden, wo sich evangelische Gemeinden deutscher Zunge befinden, Lehrer aus Beuggen verlangt und versendet.

Eine große Sorge war es von Anfang an und blieb es allezeit, für die confirmirten Knaben und Mädchen bei ihrer Entlassung aus der Anstalt ein geeignetes Unterkommen in christlichen Haushaltungen zu finden, die Mädchen als Dienstmägde, die Knaben als Lehrlinge bei Leuten, denen man sie getrost anvertrauen durfte, unterzubringen. Zu den Wohlthaten, welche diese Kinder in der Anstalt empfangen hatten, kam auch noch diese hinzu, daß man ihnen beim Abschied eine kleine Ausstattung an Kleidung

und Wäsche mitgab. Die besondere Sorge hiefür hatten zwei christliche Hülfsvereine in Basel übernommen.

Seit dem Jahr 1824 fühlte Zeller das Verlangen und die Pflicht, mit den ausgesandten Lehrern, und so viel wie möglich auch mit den entlassenen Kindern in brieflichem Verkehr zu bleiben, Nachrichten von ihnen einzuziehen und sie zum Guten zu ermuntern. So entstanden seine „Rundschreiben an die auswärtigen Brüder und Kinder." Bald aber reichte die Kraft nicht mehr aus, durch Abschriften dem Erforderniß zu genügen, und Zeller entschloß sich, das „Monatsblatt" herauszugeben.

Eine schöne Eigenthümlichkeit der Anstalt waren und sind die Jahresfeste derselben. Die obenbeschriebene Einweihungsfeier bildete den Typus, nach welchem sich das jährlich wiederkehrende Fest gestaltete. Allemal in der letzten Woche des Juni werden die öffentlichen Jahresfeste der christlichen Vereine in Basel gehalten. Die Gesellschaft für die Heiden-Mission, die Bibelgesellschaft und der Verein der Mission unter den Juden füllen mit ihren Versammlungen und Berichten den größern Theil der Woche aus; dann folgt am Freitag das Beuggener Fest. Dieses war besonders anziehend, einmal dadurch, daß es unter freiem Himmel gehalten wurde, verschönert durch den Gesang der Zöglinge und der Kinder; dann durch den gehaltvollen Jahresbericht, welchen Zeller bei dieser Gelegenheit vortrug. Nirgends zeigte sich seine Originalität, das Fesselnde seiner Darstellung und die auf seiner Persönlichkeit ruhende Weihe in schönerem Lichte als bei diesen Gelegenheiten, wenn er eine der großen Wahrheiten des Christenthums darlegte, die Zeichen der Zeit beleuchtete, die bitteren und die tröstlichen Erfahrungen seines Amtes mittheilte, die herzliche Theilnahme für die Armen und Verwahrlosten zu wecken versuchte, von den Erlebnissen des Jahres Bericht erstattete und seine Hoffnungen und Wünsche für die von hinnen ziehenden Zöglinge und Kinder aussprach. Nach Zeller ergriffen auch auswärtige Freunde das Wort. Die Jahresfeier von Beuggen fand immer größere Theilnahme und erweiterte sich zu einem wahrhaft christlichen Volksfest. Manchem ist die Erinnerung an diese Feier ein Lichtpunkt in seinem Leben.

In dem ersten Jahrzehnt wurden nach dem Schluß der Reden und Gesänge die zahlreichen Gäste, die aus Basel und anderen Theilen der Schweiz, aus Baden und Würtemberg, aus dem Elsaß und aus weiter Ferne gekommen waren, bewirthet. Später, als die Zahl der Besuchen-

den allzugroß wurde und der Verkehr durch die Eisenbahn erleichtert war, mußte die Bewirthung unterbleiben.

Es ist noch ein Mittel des Unterrichts, der Bildung, Erziehung und Erbauung zu erwähnen, worauf Zeller besondere Sorgfalt verwendete: der Gesang. In seiner Familie und in seiner Anstalt wurde die Gabe des Gesanges geübt und reichlich zur Anwendung gebracht. Hiebei kamen ihm die köstlichen musikalischen Anlagen, welche dem Schweizervolk verliehen sind, zu Statten; und nicht nur diese Anlagen, sondern auch die gleichzeitigen Bestrebungen in der ganzen deutschen Schweiz, durch die Schule und durch Vereine den Volksgesang zu heben. Man kennt die bedeutenden Leistungen von Nägeli in Zürich. In der großen Haushaltung zu Beuggen sind vermöge der Art ihrer Zusammensetzung alle vier Stimmen reichlich vertreten. Mit solchen Mitteln ließ sich etwas Schönes erreichen. Die Kinder wurden angeleitet, erst nach Ziffern, dann nach Noten zu singen. Die Zöglinge wurden im Generalbaß, im Orgel- und Violinspiel unterrichtet. Zeller selbst war nicht ohne musicalische Begabung; er componirte eine Melodie zu dem schönen Volksliede, das in Stillings Jugendgeschichte enthalten ist: „Zu Künzelsau auf dem hohen Schloß da steht eine alte Linde.“

Zeller machte in seinen Erbauungsstunden Gebrauch von dem Liederschatz der evangelischen Kirche, insbesondere von Grüneisens würtembergischen Gesangbuch mit Benutzung des Choralbuchs von Kocher; in den ersten Jahren der Anstalt gebrauchte man auch das Herrnhutische Gesangbuch. Daneben aber fand er es gut, für seine Hausgemeinde geistliche Gedichte verschiedener Art selbst zu verfassen.

Mehrere seiner Lieder finden sich in Albert Knapps Liederschatz, wie jenes: Die heiligste der Nächte — Umdichtung eines Liedes von Neuffer. In den kirchlichen Gebrauch ist Zellers Weihnachtsgesang übergegangen:

Die Weihnachtsgabe.

Freuet euch ihr Menschenkinder,
Freut euch Alle Groß und Klein!
Freuet euch verlorne Sünder,
Selig, selig sollt ihr sein.
Der, dem sich die Himmel neigen,
Dessen Wort die Welt gebar,
Stellt sich in der Weihnacht Schweigen
Niedrig als ein Kindlein dar.

Alle Himmelsheere singen,
Und die Welt, sie höret's nicht,
Sieht nicht durch das Dunkel dringen
Das verheißne Himmelslicht.
In der tiefsten Armuth Stille,
Wo die Welt nichts sucht und find't,
Wird erfüllt des Ew'gen Wille,
Und die Lieb' erscheint als Kind.

Euch ist dieses Kind geboren,
Euer Heiland Jesus Christ,
Ohne den die Welt verloren
Und der Hölle Vorhof ist.
Höret es ihr Menschenkinder,
Hier, hier ist Emmanuel!
Kommet her, verzagte Sünder,
Glaubt und rettet Eure Seel'!

Jesus ist die Weihnachtsgabe,
Die uns Gott vom Himmel beut;
Er ist Geber und ist Gabe!
Wer Ihn nimmt, wird hoch erfreut.
Darum greifet zu, ihr Kinder,
Nehmet Ihn zur Weisheit an,
Der allein gerecht die Sünder,
Und sie heilig machen kann!

Die Mehrzahl seiner Lieder (gesammelt in dem Büchlein: Lieder der Anstalt in Beuggen; herausg. von Reinhard Zeller. Basel. 1871.) trägt nicht den eigentlich kirchlichen Charakter. Wie der Componist Riehl es sich zur Aufgabe gemacht hat, neben der großartigeren und kunstvollen Musik der Oper, des Concertes und des Salons die schlichte und gemüthvolle „Hausmusik" auszubilden und zur Geltung zu bringen, so war es bei Zeller die Hauspoesie, durch welche er die christliche Erziehung zu fördern suchte. In manchen seiner Gedichte läßt er sich ganz zur Fassungskraft der Kinder herab; z. B. Was ist des Kindes Leben, das einen Heiland hat u. s. w. — Laßt die Kinder zu mir kommen u. s. w. (Kinderlieder, Nr. 7—19 der Sammlung.) Was kann einfacher sein als die sieben Tischlieder, z. B.: Irdisch Brod und himmlisch Leben — O Gott, von dem wir Alles haben Laß uns, HErr, beim Trinken Essen, Deiner Liebe nicht vergessen. (Nr. 79—85 der Sammlung.) Und doch machen diese schlichten Worte, gesungen von der ganzen Schaar der Kinder und Jünglinge, einen rührenden Eindruck. Eine Anzahl biblischer Ge-

schichten hat Zeller durch dichterische Behandlung dem kindlichen Gemüth nahe zu bringen gewußt.

Andere Lieder sind bestimmt, während der mühsamen und eintönigen Handarbeit zur Erquickung zu dienen, wie jenes: Spinnet ihr Schwestern (Nr. 68).

In lehrhaften Gedichten suchte Zeller seinen Schülern, den zukünftigen Lehrern der Armen, die Leiden und Freuden ihres Berufs nahe zu legen, in der Liebe und Geduld sie zu stärken, über die Mühseligkeiten ihres Berufs sie zu trösten; z. B. Brüder laßt die Hand nicht sinken, neue Hoffnungssterne winken, Euer Werk hat seinen Lohn — HErr laß uns Samen streuen am Tage Deines Heils — Eine arbeitsvolle Zeit u. s. w. (Nr. 30—39).

An den Jahresfesten ließ er eigene und fremde Gesänge, darunter auch durchcomponirte Stücke, vortragen, und dieselben wurden als Anhang zum Jahresbericht im Monatsblatt veröffenlicht. In manchen sind tiefempfundene Klagen über das Elend verwahrloster Kinder ausgesprochen, Zeugnisse von dem Erbarmen des HErrn, Aufrufe an christliche Herzen zur thätigen Theilnahme an dem Werke der Armen-Erziehung, „Aufmunterungen zur rettenden Liebe“ (in der Sammlung Nr. 20—29).

Barmherzigkeit.

Kennst du den Trieb, erwacht in Menschenbrust,
Erglüht in heil'ger Flamm' und stiller Lust?
Er treibt das Herz
Dahin, wo Elend wohnt,
Wo Sünd' mit Schmerz
Und mit Verachtung lohnt.

Kennst du die Macht, die so gewaltig zieht,
Aus der so manche stille That erblüht?
Sie läßt nicht ruh'n
Bei fremder Menschen Noth;
Sie treibt zum Thun,
Sie hilft in Angst und Tod.

Barmherzigkeit! So heißt der Trieb, die Macht;
Sie hat den Sohn zu uns herabgebracht
Er blickt' uns an;
Sah' uns beraubt, entstellt;
Was keiner kann,
That Er, und half der Welt.

Barmherzigkeit! Sie ist die Rettungsmacht;
Wohin sie strahlt, da weicht des Jammers Nacht.
Sie knieet hin,
Beugt zum Verlass'nen sich,
Und pfleget ihn;
Sie rettete — auch mich!

Fühlst du es wohl, was dein Erbarmer that?
Gedenkest du an seine Thränensaat?
Liegst nicht mehr da
In deinem Blut am Weg,
Wo Er dich sah?
O dank' Ihm! sei nicht träg!

Geretteter! Vergiß des Armen nicht,
Dem's neben dir am Nöthigen gebricht!
Dir ist nun wohl;
Geheilet ist dein Schmerz;
Ist dir nun wohl,
So öffne Hand und Herz.

Du Glücklicher! Der nie im Elend war,
Im Ueberfluß die Mutter dich gebar.
Geht's wohl so fort?
O lern', was Elend ist!
Schau Jenen dort,
Der war einst, — was du bist.

Das arme Kind, das keine Mutter hat,
Den Frevler selbst, schwer büßend seine That,
Verstoße nicht!
Geh', nimm dich seiner an!
Entzeuch dich nicht,
Und thu', was Liebe kann.

O selig ist's, barmherzig sein und mild!
Barmherzigkeit ist Gottes Sinn und Bild.
Barmherzigkeit
Wird widerfahren dir
In Ewigkeit,
Bist du barmherzig hier.

Hiemit verwandt ist ein noch ungedrucktes Gedicht:

Blickt auf Jesum, theure Brüder!
Er verläßt des Vaters Schooß,
Steigt vom Himmel zu uns nieder,
Wird so klein, und ist so groß.
Seht die Gottheit ihn entbehren,
Sich der Herrlichkeit entleeren,

Sehet Seine Armuth an,
Schaut, was Lieb entbehren kann.

Seht Ihn auf dem Berge lehren,
Fühlt des Geistes Allgewalt,
Seht, wie Tausende Ihn hören,
Hört, wie Seine Stimme schallt.
Bald in Schulen, bald am Meere
Sammelt Er sich Menschenheere.
Schauet doch den Heiland an,
Hört, wie Liebe lehren kann.

Seht die Kranken, seht die Armen,
Wie sich Alles zu Ihm drängt!
Seht Ihn Aller sich erbarmen,
Wie Er speiset, wie Er tränkt!
Lahme hüpfen, Blinde sehen,
Selbst die Todten auferstehen.
Seht den armen Jesus an,
Schaut, wie Liebe helfen kann.

Seht die Jüngerin der Liebe
Voll Gefühl der Dankbarkeit,
Wie sie folgt dem Herzenstriebe,
Und ihr Kostbarstes Ihm weiht!
Hört die Jünger es mißkennen,
Lieber es den Armen gönnen,
Aber blickt den Heiland an,
Hört, wie Liebe loben kann.

Ist es möglich, Jesum kennen,
Wie Ihn Judas kannt' und sah,
Jesum HErrn und Meister nennen
Und Ihn doch verrathen? — Ja!
Ja, mit Zwölfen auserkoren
Geht das arme Kind verloren.
Aber höret Jesum an,
Hört, wie Liebe warnen kann.

Sehet Jesum zu den Füßen
Seiner Jünger hingekniet;
Die ihn bald so scheu verließen,
Einer Ihn sogar verrieth!
Seht den HErrn und Meister ihnen,
Ihre Füße waschend, dienen
Seht den Eingebohrnen an,
Schaut, wie Liebe dienen kann.

Blickt dort in den dunkeln Garten,
Seht ihn bis zum Tod betrübt,
Seht ihn beten, ringen, warten,

Ach, wie hat Er uns geliebt!
Seht die Todesangst beginnen,
Seht den Blutschweiß Jesu rinnen,
Blickt den Kämpfer Gottes an,
Schaut, wie Liebe kämpfen kann.

Schaut, wie Ihn die Mörder finden,
Wie Ihn der Verräther grüßt,
Wie sie Jesu Hände binden,
Als die Heuchelei Ihn küßt!
Hört Ihn vor Gericht verklagen,
Wie sie Ihn mit Fäusten schlagen!
Höret die Verdammung an,
Schaut, wie Liebe dulden kann.

Seht den Richter aller Welten,
Still vor Seinem Richter stehn,
Hört von Seinem Volk ihn schelten,
Sehet ihn zum Tode gehn!
Höret, wie die bösen Rotten,
Ihn verwünschen, Ihn verspotten.
Ach, Er höret Alles an,
Seht, wie Liebe schweigen kann.

Seht die Liebe und das Leben
Als ein sanftes Gottes Lamm
An dem Stamm des Kreuzes schweben!
Ihn erquickt ein Essigschwamm.
Seht Ihn martern, seht Ihn schlachten!
Ach, sie lassen Ihn verschmachten!
Wissen nicht, was sie gethan.
Hört, wie Liebe beten kann.

Langsam sehn wir Ihn verbluten
Nacht und Dunkel um Ihn her!
Ach, dem Heiligen und Guten
Glänzt kein Licht des Trostes mehr!
Selbst von Gott scheint Er verlassen,
Seht Sein tödtliches Erblassen
Seht den todten Dulder an,
Wie die Liebe sterben kann!

Preiset Jesum, theure Brüder!
Prediget Ihn aller Welt,
Seine Liebe bringt uns wieder,
Sie ist unser Lösegeld.
Laßt uns Seinen Tod verkünden,
Der getilgt hat unsre Sünden,
Wer die Liebe fassen kann,
Ach der komm' und bete an.

Laßt von dieser Lieb' euch schenken,
Theure Brüder, in das Herz.
Sie soll unsre Schritte lenken
Von der Erde himmelwärts.
Alle Welt erkenn' die Liebe,
Die so ganz aus freiem Triebe
Eine Sünderwelt erlöst,
Keinen Kommenden verstößt.

Der Heiland der Sünder und Kinder.

Wenn ein Kind verirrt, verloren,
Ohne Gott lebt, ohne Christ;
Wenn's in Niedrigkeit geboren,
In der Welt verachtet ist;
Wenn's nicht Heimath hat, nicht Erbe,
Keinen Retter finden kann,
O wer nimmt, daß es nicht sterbe,
Sich des armen Kindes an?

Und wer will den Stumpfsinn lehren,
Wer hat Mitleid und Geduld?
Wer will dem Verderben wehren,
Eigener und fremder Schuld?
Wenn's nicht lernen mag, nicht beten,
Keinen Lehrer finden kann,
O wer nimmt, das Kind zu retten,
Sich des stumpfen Kindes an?

Wer rührt wohl den Schmutz der Sünde
Und des Lasters Aussatz an?
Wer wohl wagt's, zum bösen Kinde,
Das so früh schon lügen kann,
Liebend, pflegend hinzutreten,
Wie der Samarit gethan?
O wer nimmt, das Kind zu retten,
Sich des bösen Kindes an?

Wer kann auch die armen Kranken,
Die kein Arzt mehr heilen mag,
Die dem Tod' entgegen wanken,
Unsrer Sünden Sold und Plag',
Ach, wer kann die Sünder heilen?
Wer hat es schon oft gethan?
O wer nimmt sich ohn' Verweilen
Solches kranken Kindes an?

Hört, das will und kann nur Einer;
Wisset, es ist Jesus Christ,
Und Er thut's auch, wie sonst Keiner;

Er dazu gekommen ist
In die Welt voll armer Kinder,
In die Welt, die Ihn nicht kennt,
In die Welt voll kranker Sünder,
Deren Heiland Er sich nennt.

Durch Gefund'ne will Er retten,
Die noch nicht gefunden sind,
Will befreien aus den Ketten
Auch ein hart gebund'nes Kind.
Brüder! Hat Er euch gefunden,
Wollt ihr Ihm nicht dankbar sein,
Ihm des Lebens schönste Stunden,
Hand und Herz zum Werkzeug weih'n?

Ja, zum Werkzeug, wen aus Gnaden
Er zum Menschenfischer macht,
Um auch And're einzuladen
Zu dem Heil, das Er gebracht.
Wisset, unter allen Werken
Es kein schön'res, höh'res gibt,
Als, was sterben will, zu stärken,
Seelen retten, die Er liebt.

Der große Rettungswille.

Ein großer heil'ger Rettungswille
Besteht, und gehet durch die Welt,
Seitdem sich einst in tiefster Stille
Die Liebe selbst hat eingestellt,
Seitdem sie hat ihr eigen Leben
Zur Rettung einer Sündenwelt
Für Millionen hingegeben,
Als Lamm zum Opfer sich gestellt.

Die Liebe selbst ist Mensch geworden,
Hat für die Armen arm gelebt,
Und hat den großen Rettungsorden
Gestiftet und mit Geist belebt.
Wer selbst gerettet ist, darf retten,
Als Jünger Deß, der's kann und will,
Als Diener zu dem Meister treten,
Als Werkzeug Ihm nur halten still.

Die Liebe war's, die Ihn getrieben,
Sie ist die wahre Rettungskraft;
Ihr ist Er treu im Tod geblieben,
Sie ist im Tode nicht erschlafft;
Sie ist mit Ihm vom Tod erstanden,

Er nahm sie mit ins Vaterhaus;
Sie heiligt die von Ihm Gesandten,
Er theilt mit seinem Geist sie aus.

Das ist der große Rettungswille,
Daß Niemand soll verloren gehn;
Dazu hat Gott der Gaben Fülle
Und Seines heil'gen Geistes Weh'n
Seit jenem Pfingsttag ausgegossen,
Manch Rettungswerkzeug ausgesandt,
Nachdem Er selbst sein Blut vergossen,
Sein Herzblut an die Welt gewandt.

Der Rettungswille muß geschehen;
Die Weltgeschichte zeugt davon;
Das Rettungswerk zu übersehen
Vermag nur Jesus auf dem Thron.
Doch, wann es wird vollendet werden,
Das Alte dann vergangen ist;
Dann ist im Himmel und auf Erden
Der Alles neu macht — Jesus Christ.

Das folgende Lied, von den Kindern am Jahresfeste gesungen, sollte ihrer Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter einen Ausdruck geben:

Lied der Kinder.

„Laßt die Kinder zu Mir kommen;
Laßt sie; wehret ihnen nicht!
Wer da kommt, wird angenommen."
Es ist Jesus, der so spricht.
Väter! Mütter! tragt die Kleinen,
Führet sie in Jesu Arm;
Er erkennt sie für die Seinen,
Drückt sie an sein Herz so warm.

An den Straßen, an den Zäunen
Lagen wir, des Jammers Bild.
Uns Verlaßne hörte weinen
Jesus, und erbarmt' sich mild;
Und Er streckte Seine Hände
Nach uns armen Schafen aus,
Er ergriff uns, und behende
Führte Er uns in Sein Haus.

Liebreich auf- und angenommen
Unter diese Kinderschaar,
Hieß man freundlich uns willkommen,
Weil uns Armen bange war.
Und wir hörten Jesu singen;

Jesum hörte unser Ohr,
Jesu Lob gen Himmel klingen
Aus der armen Kinder Chor.

Und wir hörten öfters sagen,
Jesus nehme Kinder auf.
Wenn sie bitten, wenn sie klagen,
Merke Jesus freundlich drauf.
Und wir hörten zu Ihm beten,
Täglich hörten wir Sein Wort,
Und uns trieb's vor Ihn zu treten,
Hin zu knieen da und dort.

Höret, was nach stillem Sehnen,
Nach Gebeten himmelan,
Manches unter uns mit Thränen
Aus Erfahrung rühmen kann:
Aus der Sünde harten Banden,
Aus Verführung, aus dem Tod,
Hat uns Der, der auferstanden,
Ausgeführt, der gute Gott.

Er hat unser Fleh'n und Weinen
Unser Seufzen angehört;
Uns gezählet zu den Seinen,
Unsre Bitten uns gewährt;
Wir erfuhren Seine Liebe,
Der für uns gestorben ist,
Und aus innerm Geistestriebe
Glauben wir an Jesum Christ.

Darum danken wir mit Freuden,
Daß man uns zu Ihm geführt.
Nichts soll uns von Jesu scheiden;
Er bleibt unser guter Hirt.
Mögen Alle zu Ihm nahen,
Die noch ferne von Ihm steh'n!
Lasset, Segen zu empfahen,
Laßt zur Freundlichkeit uns geh'n!

Von Jugend auf hatte Zeller seine Freude daran, Gelegenheitsgedichte für seine Freunde zu verfassen. Auch die Pathenbriefe, welche er nach alter Sitte seinen Pathenkindern zum Andenken an ihren Tauftag übergab, hatten poetische Form. Ein solcher Brief für einen kleinen Christian Nathanael lautet:

Gott helfe dir, o Christian,
Daß du den Weg des Lebens findest,

Den Gottes Wort dir zeigen kann,
Und daß du ewig dich verbindest
Mit Jesu durch der Taufe Gnade,
Daß dir der Sünde Gift nicht schade,
Das alle Herzen hat durchdrungen;
Halt dich an Ihn, der sie bezwungen.

Nathanael! O komm zum Herrn
So redlich, ohne Falsch, so fragend,
Wie der, der auch so hieß, so gern
Dem Heiland, der dich kennt, es sagend
Daß du Ihm glaubst, daß du Ihn liebest
Und daß du gerne bei Ihm bliebest,
Ob Er dich auch, wie ihn, erwähle
Und zu der Schaar der Seinen zähle.

Mit Gelegenheitsgedichten hat es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit einer poetischen Tischrede. Aufgeschrieben und gedruckt hat ein Toast nur geringe Wirkung, der improvisirt zur guten Stunde die Hörer electrisirte.

Zellers geistliche Dichtungen schlossen sich nicht den erhabenen altchristlichen Hymnen, nicht den kraftvollen Chorälen Luthers an, sondern jener gefühlvollen Herzenspoesie, welche am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Halle und in Herrnhut aufblühte. Seine lehrhaften Gedichte erinnern an Gellert und Hiller; in andern vernimmt man Anklänge an Hölty's und Matthisons sentimentale Poesie, welche in Zeller's Jugendzeit vorwaltete.

Wie die Lieder Zeller's, so tragen auch die Melodieen, die er wählte, nicht das Gepräge der alten feierlichen Kirchenmusik, sondern einer neueren Tonkunst mit ihren gefälligen, sanften und rührenden Weisen. Gleichwie Zeller's Behandlung der heiligen Schrift den eigentlich kirchlichen Religions-Unterricht nicht ersetzte, aber auch nicht ausschloß, sondern Raum für ihn ließ, ähnlich verhalten sich die Beuggener Lieder zum alten Kirchengesang.

Zeller's Lieder haben manche Herzen erwärmt und für die Arbeit der Liebe an den Armen gewonnen, und oft hat sich in Beuggen die Macht des Gesanges bewährt. Darum gehören diese bescheidenen Gedichte ebenso gut wie Zeller's lehrreiche Aufsätze in die Geschichte seines Lebens. Er dachte nicht daran, mit den großen deutschen Dichtern zu wetteifern. Doch giebt es im Garten der Poesie auch ein Plätzchen für anspruchlose Blumen

des Feldes, besonders wenn sie mit würzigem Duft und heilender Kraft begabt sind.

Zeller hatte mit seinem Unternehmen Vorgänger, auf die er mit Hochachtung und Liebe blickte. Eine Jungfrau Calame im Locle, Canton Neuenburg, hatte sich schon seit 1815 einer ganz ähnlichen Arbeit an armen Mädchen gewidmet. In Weimar bestand die Anstalt des edlen Legationsrath Johannes Falk aus Danzig, der nach der Schlacht bei Leipzig, ergriffen von dem furchtbaren Elend, das er um sich sah, Knaben und Jünglinge in großer Zahl sammelte, um sie zu Christen und zu brauchbaren Menschen zu erziehen. Falk war nicht Pietist. Er war nicht einmal im eigentlichen Sinne orthodox. Allein er war ähnlich wie Pestalozzi ein Mann des Gottvertrauens, der christlichen Liebe und des verborgenen Gebetes, und das Werk seiner Hände war in wunderbarer Weise gesegnet. Auch die Anstalt des Grafen von der Recke Volmerstein in Düsselthal war schon früher als Beuggen begründet.

Johannes Denner, ein thüringischer Jüngling, Falk's geliebter Schüler, nachmals Pfarrer in Würtemberg, hat von beiden Unternehmungen ein anschauliches Bild gegeben.

„Die Anstalt des Grafen war eine ganze Colonie mit älteren und neueren Gebäuden und Werkstätten. Am Eingang war eine Hauptwache; dort hingen auch Blasinstrumente, mit welchen Morgens, Mittags und Abends ein Marsch geblasen wurde, damit die Knaben militärisch aufzögen. Es waren deren hundert da, vielleicht halb so viel Mädchen, und allerlei Handwerker. Die Schlafsäle waren sehr geordnet und reinlich. Ueberall herrschte reges Leben und Thätigkeit. Die Einen waren in der Schule, Andere arbeiteten in den Werkstätten, wieder Andere waren mit der sehr ausgedehnten Oekonomie beschäftigt. In den Ställen befanden sich 14 Pferde, 12 für die Oekonomie und 2 für den Grafen, wenn er verreiste, um für seine Anstalt Beiträge herbeizuschaffen. Einige Leute nannten den Grafen, jedoch nicht in einer bösen Absicht, einen ungeheuren Bettler, der verlange, daß man die Uhr aus der Tasche verkaufe. Die Anstalt hatte einen von der Falkischen sehr verschiedenen Charakter. Einmal wegen der ungeheuren Ausdehnung, welche der Graf ihr durch die Werkstätten gab, und weil hier alle Zöglinge vereinigt lebten, während in der Falkischen Anstalt die meisten in der Stadt zerstreut waren und nur zu gewissen Stunden im Anstaltsgebäude sich vereinigten; dann aber

auch innerlich, dem darin herrschenden Geiste und christlichen Gepräge nach. Durch das Dringen auf Buße und Bekehrung, durch Betonung des Grundverderbens menschlicher Natur und durch Hervorhebung der Versöhnungsgnade des Heilands bildete die Düsselthaler Anstalt einen Gegensatz zu der Weimarischen.“ Siehe das Leben des Joh. Denner, herausgegeben von Dr. Heinr. Merz. Hamburg 1860. S. 27 ff. S. 94. 95.

Zeller's Beispiel wirkte ermunternd auf Andere. Karl von Raumer und Heinrich Ranke unternahmen Aehnliches in Nürnberg, Pfarrer Krafft in Köln; und im Jahre 1826 konnte Zeller berichten, daß fünfundzwanzig Anstalten dieser Art in Deutschland und der Schweiz bestanden.

Ueberblicken wir noch einmal die Beuggener Anstalt, und suchen wir uns ihre besondere Charakterzüge deutlich zu machen: die Freiwilligkeit, das Gottvertrauen, die Einfachheit und die Gründlichkeit im Lernen.

Was die Freiwilligkeit und das Gottvertrauen betrifft, so entsprach das Unternehmen den Forderungen und Rathschlägen, welche Zeller selbst folgendermaßen zusammengefaßt hat: „Die ganze Anstalt sei eine freiwillige Anstalt, keine gesetzlich gebotene, weder vom Staate noch irgend einem anderen Menschen garantirte, von dem Staate bloß geschützte, geduldete, von demselben nur auf eine unbestimmte Probezeit erlaubte, nur von freiwilligen Beiträgen unterhaltene Anstalt, welche der Staat unterstützen kann, wenn er will, und so lange er will, wie ein jeder andere Wohlthäter; denn die ganze Anstalt soll nicht länger stehen, noch stehen können, als so lange sie der allmächtige Gott halten will, und auf der Stelle zusammenstürzen und aufgehoben werden, sobald der HErr vom Himmel seine Hand von ihr abziehen will. Denn ist Gott für sie, so ist sie ein Segen, und Niemand vermag wider sie zu sein. Ist aber Gott wider sie, so ist sie ein Fluch, und dann soll sie auch Niemand halten und zum Schaden eines Landes stehen lassen.“ Lehren der Erfahrung. I. S. 109.

Die Anstalt in Beuggen hatte keine Capitalien und keinen Grundbesitz, und so besteht sie bis heute. Im Vertrauen auf den lebendigen Gott, den Vater der Waisen, wurde sie gestiftet, und durch dies Vertrauen wurde sie auch erhalten. Bleiben die Liebesgaben aus, so mag auch die Anstalt aufhören. Zeller hat in vierzig Jahren niemals um Beiträge gebeten, und er konnte in seinem letzten Jahresbericht den HErrn dafür

preisen, daß er die Anstalt diese ganze Zeit erhalten, ohne daß sie jemals Schulden zu machen brauchte, und dieß bei einer jährlichen Ausgabe von 8000—10000 Gulden. M. B. 1859 S. 56.

Die Arbeit an einer solchen Anstalt soll aus reiner Liebe hervorgehen. Aus diesem Grunde, und nicht aus übertriebener Sparsamkeit sind die Gehalte vom Inspector herab bis zu den Mägden in der Küche und zu dem Knechte, der den Stall besorgt, so gering, als es sich mit der Billigkeit verträgt. Sie darf keine Pensionsanstalt sein, welche den Zöglingen ein angenehmes Leben und Aussicht auf eine schöne Versorgung eröffnet. Die jungen Männer, welche sich melden, müssen entschlossen sein, ihre Kräfte und ihre Zeit ganz den Armen und Geringen zu widmen, und als Dürftige mit den Dürftigen zu leben. Bei der Prüfung vor der Aufnahme und während der Probezeit wird deßwegen neben den allgemein gültigen leiblichen und geistigen Erfordernissen vorzüglich darauf gesehen, ob die Zöglinge wirklich durch die Liebe zu Christus und zu den Brüdern bewogen werden, sich dem Lehrerberuf zu widmen, und ob sie diese Gesinnung durch ihren Wandel mit der That beweisen. Die Handarbeit wird in der Anstalt nicht etwa nur nebenbei zur Erholung, zur Abwechslung, oder zur Förderung der leiblichen Gesundheit geübt, sondern als wirkliche Arbeit, als ein Stück des Berufs, als ein Mittel, um in dürftiger Lage einen Theil des Lebensunterhaltes zu verdienen. Von Anfang an wurde Alles in den Schranken der Bescheidenheit gehalten. Die Armen sollten als Arme erzogen, Schullehrer und Kinder an Anstrengung und an ein geringes Leben gewöhnt werden. Zeller selbst lebte so mäßig, daß er nie frühstückte, sondern bis 12 Uhr nüchtern blieb.

Hiemit stimmte die Weise des Unterrichts überein. Einfachheit und Gründlichkeit waren die leitenden Grundsätze. Dies waren von Alters und bis in unsere Jugendzeit herein die guten Eigenschaften des würtembergischen Schulwesens, und Zeller hielt es für seine Aufgabe, daran festzuhalten. Er mußte damit gegen den Strom schwimmen, denn er befand sich dadurch im Widerspruch gegen den Geschmack der Zeit. Das Uebel der Vielwisserei und der Vielgeschäftigkeit in den Schulen, welches seine erste Verbreitung in Norddeutschland gefunden hat, machte sich auch in der Schweiz geltend. Zeller hielt fest an dem richtigen Grundsatz, Weniges lernen zu lassen, und das Wenige recht. Er sah insbesondere den großen Schaden, welchen die Zersplitterung des Unterrichts

und das gleichzeitige Betreiben einer Menge von Fächern bei den Schullehrern anrichtet.

„Die Erfahrung hat es bestätigt, zu welcher unglücklichen Verstimmung und todten Unwirksamkeit für das Reich Gottes, die bei wißbegierigen Jünglingen so nahe liegende Versuchung zur eigenliebigen und seichten Viel- und Bücherwisserei, und zu einer absprechenden Halbgelehrsamkeit führt. Es ist ein Fehler, wenn die aufgenommenen Jünglinge der erregten Wißbegierde, dem erwachten Forschungsgeiste eine falsche Richtung in die Breite, statt in die Tiefe geben, ihre practische Tüchtigkeit für das in ihrem armen Stande täglich Nothwendige vernachlässigen und sich dafür in Liebhabereistudien versenken, die edle, wahrhaft liebenswürdige Einfachheit verlieren, und zuletzt gar aus der unentbehrlichen Geistesgemeinschaft mit dem HErrn fallen und von der Lebenswurzel abwelken. So werden sie dann, wenn sie nicht umkehren, endlich statt kräftige, gewurzelte Bäume der Gerechtigkeit, an welchen die Kinder wie Ranken sich zum Himmel hinaufwinden, arme dürre Bohnenstecken, die jeder Wind, ja jedes Kind umwerfen kann." Jahresbericht 1828. S. 21.

In diesem Streben nach Einfachheit und Gründlichkeit wußte er sich vollkommen eins mit Pestalozzi. „Hierin", so sagte er 1844, „hat sich die neue Volksschulverbesserung am weitesten von den Ideen des alten Vaters Pestalozzi entfernt, der bei dem Jugendunterricht mehr auf das Können als auf das Wissen drang, mehr Intension als Extension wollte. Er war ein aufrichtiger Mann voll hingebender Liebe, suchte nicht viele Künste, sondern liebte die Einfalt. Er wollte den Unterricht der Jugend vereinfachen und vertiefen, nicht vervielfachen, nicht verflachend überladen. Er wollte, daß sie nur Weniges lernen, aber dies Wenige sehr gründlich und bis zur höchsten Fertigreit. Er drang mehr auf Erziehung als auf Unterricht, und sein Augenmerk war mehr auf die Wohnstuben, als auf die Schulstuben gerichtet; darum wünschte er auch mehr den Müttern, als den Schulmeistern zu nützen, und nannte eines seiner Bücher das Buch der Mütter." M. Bl. 1844. S. 48. 1846 S. 56. Für diese großen Wahrheiten, die der jetzige Zeitgeist in ungeheurem Maße verkennt und verlästert, ist Zeller mit seiner Anstalt und mit seiner ganzen Thätigkeit eingestanden.

Zeller war zur Zeit, da er die Anstalt in Beuggen übernahm, in wissenschaftlicher Hinsicht befähigt und ausgerüstet, um auf einer Hoch-

preisen, daß er die Anstalt diese ganze Zeit erhalten, ohne daß sie jemals Schulden zu machen brauchte, und dieß bei einer jährlichen Ausgabe von 8000—10000 Gulden. M. B. 1859 S. 56.

Die Arbeit an einer solchen Anstalt soll aus reiner Liebe hervorgehen. Aus diesem Grunde, und nicht aus übertriebener Sparsamkeit sind die Gehalte vom Inspector herab bis zu den Mägden in der Küche und zu dem Knechte, der den Stall besorgt, so gering, als es sich mit der Billigkeit verträgt. Sie darf keine Pensionsanstalt sein, welche den Zöglingen ein angenehmes Leben und Aussicht auf eine schöne Versorgung eröffnet. Die jungen Männer, welche sich melden, müssen entschlossen sein, ihre Kräfte und ihre Zeit ganz den Armen und Geringen zu widmen, und als Dürftige mit den Dürftigen zu leben. Bei der Prüfung vor der Aufnahme und während der Probezeit wird deßwegen neben den allgemein gültigen leiblichen und geistigen Erfordernissen vorzüglich darauf gesehen, ob die Zöglinge wirklich durch die Liebe zu Christus und zu den Brüdern bewogen werden, sich dem Lehrerberuf zu widmen, und ob sie diese Gesinnung durch ihren Wandel mit der That beweisen. Die Handarbeit wird in der Anstalt nicht etwa nur nebenbei zur Erholung, zur Abwechslung, oder zur Förderung der leiblichen Gesundheit geübt, sondern als wirkliche Arbeit, als ein Stück des Berufs, als ein Mittel, um in dürftiger Lage einen Theil des Lebensunterhaltes zu verdienen. Von Anfang an wurde Alles in den Schranken der Bescheidenheit gehalten. Die Armen sollten als Arme erzogen, Schullehrer und Kinder an Anstrengung und an ein geringes Leben gewöhnt werden. Zeller selbst lebte so mäßig, daß er nie frühstückte, sondern bis 12 Uhr nüchtern blieb.

Hiemit stimmte die Weise des Unterrichts überein. Einfachheit und Gründlichkeit waren die leitenden Grundsätze. Dies waren von Alters und bis in unsere Jugendzeit herein die guten Eigenschaften des würtembergischen Schulwesens, und Zeller hielt es für seine Aufgabe, daran festzuhalten. Er mußte damit gegen den Strom schwimmen, denn er befand sich dadurch im Widerspruch gegen den Geschmack der Zeit. Das Uebel der Vielwisserei und der Vielgeschäftigkeit in den Schulen, welches seine erste Verbreitung in Norddeutschland gefunden hat, machte sich auch in der Schweiz geltend. Zeller hielt fest an dem richtigen Grundsatz, Weniges lernen zu lassen, und das Wenige recht. Er sah insbesondere den großen Schaden, welchen die Zersplitterung des Unterrichts

und das gleichzeitige Betreiben einer Menge von Fächern bei den Schullehrern anrichtet.

„Die Erfahrung hat es bestätigt, zu welcher unglücklichen Verstimmung und todten Unwirksamkeit für das Reich Gottes, die bei wißbegierigen Jünglingen so nahe liegende Versuchung zur eigenliebigen und seichten Viel- und Bücherwisserei, und zu einer absprechenden Halbgelehrsamkeit führt. Es ist ein Fehler, wenn die aufgenommenen Jünglinge der erregten Wißbegierde, dem erwachten Forschungsgeiste eine falsche Richtung in die Breite, statt in die Tiefe geben, ihre practische Tüchtigkeit für das in ihrem armen Stande täglich Nothwendige vernachlässigen und sich dafür in Liebhabereistudien versenken, die edle, wahrhaft liebenswürdige Einfachheit verlieren, und zuletzt gar aus der unentbehrlichen Geistesgemeinschaft mit dem HErrn fallen und von der Lebenswurzel abwelken. So werden sie dann, wenn sie nicht umkehren, endlich statt kräftige, gewurzelte Bäume der Gerechtigkeit, an welchen die Kinder wie Ranken sich zum Himmel hinaufwinden, arme dürre Bohnenstecken, die jeder Wind, ja jedes Kind umwerfen kann.“ Jahresbericht 1828. S. 21.

In diesem Streben nach Einfachheit und Gründlichkeit wußte er sich vollkommen eins mit Pestalozzi. „Hierin“, so sagte er 1844, „hat sich die neue Volksschulverbesserung am weitesten von den Ideen des alten Vaters Pestalozzi entfernt, der bei dem Jugendunterricht mehr auf das Können als auf das Wissen drang, mehr Intension als Extension wollte. Er war ein aufrichtiger Mann voll hingebender Liebe, suchte nicht viele Künste, sondern liebte die Einfalt. Er wollte den Unterricht der Jugend vereinfachen und vertiefen, nicht vervielfachen, nicht verflachend überladen. Er wollte, daß sie nur Weniges lernen, aber dies Wenige sehr gründlich und bis zur höchsten Fertigkeit. Er drang mehr auf Erziehung als auf Unterricht, und sein Augenmerk war mehr auf die Wohnstuben, als auf die Schulstuben gerichtet; darum wünschte er auch mehr den Müttern, als den Schulmeistern zu nützen, und nannte eines seiner Bücher das Buch der Mütter.“ M. Bl. 1844. S. 48. 1846 S. 56. Für diese großen Wahrheiten, die der jetzige Zeitgeist in ungeheurem Maße verkennt und verlästert, ist Zeller mit seiner Anstalt und mit seiner ganzen Thätigkeit eingestanden.

Zeller war zur Zeit, da er die Anstalt in Beuggen übernahm, in wissenschaftlicher Hinsicht befähigt und ausgerüstet, um auf einer Hoch-

schule, wenn ihm ein Ruf dazu geworden wäre, das Fach der Pädagogik zu vertreten. Er strebte nicht nach hohen Dingen, er hielt sich herunter zu den Niedrigen. Der Entschluß, den er damals faßte, hat ihn nie gereut. Die Arbeit an den Menschenseelen und insbesonders an den Kinderseelen war ihm köstlich. Sechsunddreißig Jahre später wiederholte er dieses Bekenntniß: „Das Abece lehren ist freilich eine langweilige und wenig geistreiche Arbeit; aber, so sagte ich mir selbst, wenn diese schwachen Kinder durch deinen Unterricht dahin gelangen, daß sie das Schriftwort Gottes lesen und verstehen lernen, wenn sie einst so glücklich sind, durch ein Lebenswort Gottes erweckt und zu Kindern Gottes aufgenommen zu werden, was für ein Segen ist dann dein Leseunterricht für sie geworden!" M. Bl. 1856. S. 51.

Spittler, der viel Unternehmende, munterte ihn gleich anfangs auf, eine Zeitschrift erscheinen zu lassen. Aber Zeller lehnte es ab. Jetzt gelte es an unsterblichen Seelen zu arbeiten, und etwas Thatsächliches, Lebensvolles mit Gottes Hülfe zu Stande zu bringen. Es war das Richtige, das er erwählt hatte. Alles hat seine Zeit, und gerade diese bescheidene ausdauernde Arbeit an den Zöglingen und an den Kindern befähigte ihn, später um so gediegenere und wirksamere Schriften erscheinen zu lassen.

Suchen wir nun die Erlebnisse der Anstalt und Familie zu überblicken. Es dauerte nicht lange nach der Einweihung, so traten mehrere Todesfälle ein. Es starb der erste Zögling Jakob Völlmin, am Charfreitag 1821. Zeller wußte keinen Rath, wo er seinen Todten begraben sollte, denn der benachbarte Gottesacker gehörte der römisch-katholischen Gemeinde. Er gieng bekümmert im Schloßgarten herum und suchte einen geeigneten Begräbnißplatz. Da begegnete ihm der römisch-katholische Pfarrer Eschbach und erfragte mit freundlicher Theilnahme, was er suchte. „Aber das werden Sie uns doch nicht zu Leide thun," sagte der Pfarrer, „daß Sie Ihre Todten nicht zu den unsern begraben wollen!" „Ja, wenn es so lautet, Herr Pfarrer," erwiederte Zeller, „dann greife ich mit Dank zu und benütze Ihr gütiges Anerbieten." Von da an hatte die Anstalt einen ihr angewiesenen eigenen Raum auf dem Gottesacker der Gemeinde Beuggen und Karsau.

Die treue Gehülfin, Frau Salome Fäsch, starb schon im zweiten Jahre der Anstalt, 26. August 1821, und Zeller konnte ihr folgenden

Nachruf halten: „Welch ein Sterbebett! solche stille Geduld, solche freundliche Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienst, solchen heiter frohen Glauben, solchen Frieden Gottes in dem versöhnten Herzen, solchen Genuß der Liebe des HErrn, solches Heimweh nach Ihm und dem Vaterlande sah ich noch bei keinem Sterbenden. Freunde, ich habe es gesehen, daß es der Mühe werth ist, dem Heilande treu zu dienen, Ihm das Herz hinzugeben in Glauben und Liebe und die Kräfte in seinem Dienste zu verzehren. Wie macht Er seinen Knechten und Mägden das Sterben so leicht! Ich bezeuge es aus ihrem Munde, daß sie in den acht Wochen ihres schmerzlichen und leidensvollen Krankenlagers nur einen einzigen dunklen Tag hatte. Möchte ihr christliches Beispiel viele ermuntern und stärken und manche gesegnete Nachfolge finden. Sie starb, wie sie gelebt hat, als unsre liebe Mutter, Freundin und Wohlthäterin." Jahresbericht 1822, S. 2.

Auch der erste der aufgenommenen Knaben, und das erste der aufgenommenen Mädchen wurden durch einen frühen Tod hinweggerafft. Diese Verluste machten auf Zeller einen so tiefen Eindruck, daß er sich der düstern Ahnung hingab, auch er, der erste Hausvater der Anstalt, werde bald abgerufen werden.

Mit dem Jahre 1823 auf 24 traten schwere Zeiten ein. Die seeligen Jahre der Kindheit waren vorüber und Zeller trat mit der Anstalt, wie er später sich ausdrückte, in das Knabenalter ein. Die Zahl der armen Kinder stieg auf siebenzig. Heimathlose aus der Schweiz und Nothleidende aus Würtemberg kamen an, einmal ein ganzer Wagen voll; und mit diesen zog ein gefährlicher Trotzgeist ein. Zeller hatte einen treuen Gehülfen an Herrn Barner, aber schon im December 1824 folgte dieser einem Ruf nach Kornthal, und der Hausvater stand der wachsenden Aufgabe gegenüber als Lehrer und Erzieher wieder allein.

Unter den Knaben der ersten Aufnahme war einer besonders unartig und wild, Heinrich Kunz. Die Ermahnungen und Strafen des Hausvaters schienen vergeblich zu sein. Da geschah es, daß er beim Baden im Rhein ungehorsamer Weise sich zu weit vom Aufseher entfernte, und er war am Ertrinken. Unter dem Jammergeschrei seiner kleinen Kameraden rissen ihn die Fluthen dahin, bald über bald unter dem Wasser. Zum Glück saß der Pfarrer Eschbach in seinem Gärtchen am Rhein, sah den Knaben, sprang herzu und half den herbeieilenden Zöglingen ihn herausziehen. Diese brachten ihn für todt in die Schneiderwerkstatt, wo Be-

lebungsversuche an ihm gemacht wurden. Endlich schlug er die Augen auf und fragte: Wo bin ich? Als ihm deutlich wurde, was mit ihm geschehen war, und daß ihm Gottes Güte auf's Neue das Leben geschenkt hatte, machte es einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von da an ein anderer Mensch wurde. Jahresbericht 1822, S. 6. Dies war für den Hausvater eine große Freude, und er liebte diesen Knaben ganz besonders. Er war einer der Ersten, welche confirmirt und entlassen wurden, um einen Beruf zu erlernen. Er wurde Kaminfeger in Blaubeuern. Beim Abschied bat er den Hausvater, ihm ein Lied zu machen, und Zeller gab ihm folgende Verse zum Andenken:

Ich muß wallen, ach vor allen
Eine dunkle Bahn.
Ich muß eilen, darf nicht weilen,
Denn der Tag bricht an.
Aus dem Wasser an das Land
Zog mich eine treue Hand,
Mir das Leben neu zu geben;
Sie ist's, die mich führt.

Ich will ringen, aufwärts dringen;
Aufwärts ruht man nicht.
Schon im Dunkeln seh ich funkeln
Spur vom Himmelslicht.
Finster wird's nicht immer sein,
Endlich athm' ich fröhlich ein
Himmelslüfte, Lebensdüfte,
Und ich komm' zum Schau'n.

Bin ich oben, will ich loben
Dankbar meinen Gott,
Will Ihm singen, Er hilft ringen,
Er hilft aus der Noth!
Doch noch bin ich nicht am Ziel,
Hier gibts noch der Mühe viel,
Muß recht niedrig, Vielen widrig
In der Welt noch sein.

Dann am Ende, wenn die Sünde
Mir genommen ist,
Wenn der Abend süß und labend
Mir gekommen ist,
Leg' mein schwarzes Kleid ich ab,
Leg' es gern ins kühle Grab,
Geh zum Meister, Jesus heißt Er,
Ruhe bei Ihm aus!

Dem treuen Freunde Eschbach, der als Decan nach Triberg versetzt wurde, widmete Zeller folgendes Abschiedslied:

Gehst auch du?
Schließt die Nachbar-Thüre zu!
Ziehest hin zu jenen Armen
Trost zu bringen und Erbarmen;
Jenen Abgebrannten dort
Gottes Wort.

Ziehe hin!
Zu der neuen Heerde hin.
Sei ihr Hirte gleich dem Guten,
Den du dort am Kreuz siehst bluten,
Der dein Oberhirte ist,
Jesus Christ!

Lebe wohl!
Weil's zum Abschied gehen soll.
Habe Dank für alle Treue,
Für die Liebe täglich neue!
Liebe trennt nicht; sie vereint,
Edler Freund!

Am 15. Juli 1824 begab sich ein erschütternder Unglücksfall. Der Knabe Samuel Jenni, der Sohn eines Landschulmeisters im Canton Basel, begab sich mit mehreren seiner Kameraden, und in Begleitung etlicher Aufseher, aber ohne Vorwissen der Hauseltern an einen gefährlichen Badeplatz im Rhein, unterhalb des Schlosses, und wollte mit Hülfe seines Aufsehers schwimmen lernen. Er entschlüpfte dem Arme seines Führers und wurde wieder aufgefangen, er entschlüpfte zum zweiten Male und wurde nicht wieder gesehen. Fort riß ihn der gewaltige Strom. Erst nach neun Tagen erfuhr man aus den Protokollen des Oberamts Müllheim, daß bei Bellingen der Leichnam aufgefunden und begraben wurde. Es war ein allgemeiner Schmerz in der Anstalt. Der Aufseher machte sich die bittersten Vorwürfe und war in Trauer versunken. Man zitterte vor der bevorstehenden Ankunft des Vaters. Er kam, und benahm sich über alles Erwarten standhaft. Er nahm mit christlicher Ergebung das Unglück aus der Hand Gottes an, mit den Worten Hiobs: „Der HErr hat es gegeben, der HErr hat es genommen, der Name des HErrn sei gelobt." Er tröstete den Inspector, er suchte den trauernden Aufseher aufzurichten und ermahnte die Kinder. Einige Wochen vor diesem Trauerfall hatte ein Mitglied der Hausgemeinde gehört, wie der Knabe Jenni

betete: „O HErr, wenn du siehst, daß ich in dieser Welt verführt und verloren werde, so nimm mich lieber früher aus der Zeit."

Auch in Zeller's eigener Familie wechselte Freude und Leid. Am 11. September 1821 wurde ein sechstes Töchterlein, Tabitha geboren. Am 3. September 1823 war Zeller bei der monatlichen Sitzung in Basel. Am andern Morgen überbrachte ihm ein Zögling in Ryhiners Haus einen Brief der Mutter, worin sie ihm den Anfang der Geburtswehen meldete. Die mündliche Nachricht lautete, daß schon alles überstanden und ein Söhnlein geboren sei. Zeller umarmte den Jüngling und eilte mit unaussprechlicher Rührung und Freude nach Hause. Seine Freunde hatten bemerkt, wie er bei jeder Geburt eines Töchterchens den naheliegenden Wunsch, einen Sohn zu haben, unterdrückte. Er sagte, er danke Gott, daß er seine Frau noch habe, und der HErr mache alles recht. Als er dann in späteren Jahren seine heranwachsenden Töchter so gut verwenden konnte, zur Hülfe für die Mutter und als Arbeitslehrerinnen für die Mädchen, sagte er öfter: „Wie froh bin ich nun, daß ich statt sieben Söhne sieben Töchter habe!" Ein zweiter Sohn, Renatus, am 19. Oktober 1824 geboren, wurde ihm schon nach zwei Monaten durch den Tod wieder entrissen. Damals hörten ihn seine Kinder zum erstenmal weinen; mehrmals rief er: „Meine unerkannte Sünde stellest Du in's Licht vor Deinem Angesicht!"

Unter solchen Eindrücken erneuerten sich bei Zeller im Jahre 1825 die Todesgedanken. Er litt damals an Schwindel, der sich oft wiederholte. Eines Tages, während er den Morgensegen hielt, bekam er einen Anfall, so daß er sich setzen und seinen Kopf auf den Katheder legen mußte. Die ganze Hausgenossenschaft harrte in ängstlicher Spannung. Als er wieder aufsah, sagte er: „Kinder, sage mir eines ein Wort aus der heiligen Schrift." Da erhob sich einer der Knaben und las die Worte aus Jesaias 38, 1: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben." Zeller legte sich wieder hin und weinte. Da fuhr jener Knabe fort mit den Worten, die in jenem Abschnitte V. 5 folgen: „So spricht der HErr: Ich habe dein Gebet gehört, und deine Thränen gesehen; siehe ich will deinen Tagen noch fünfzehn Jahre zulegen." Zeller konnte diesen Vorfall nicht vergessen. Als die fünfzehn Jahre verflossen waren, und er 1841 sehr schwer erkrankte, erwartete er um so bestimmter abgerufen zu werden.

Nicht ohne Ursache hatte die Mutter bei Annahme des Rufes ge-

fürchtet, daß in einer so großen Haushaltung und unter der Fürsorge für so viel fremde Kinder ihre eigenen Kinder eine Einbuße erleiden würden. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß in einer solchen Anstalt der Hausvater mit viel mehr Zurückhaltung, Ernst und Strenge sich benehmen muß, als in dem traulichen Kreis der eigenen Familie. Zeller that sein Möglichstes, um sich auch seinen Kindern besonders zu widmen. In der Dämmerstunde kam er öfters aus der Studierstube in die Kinderstube herüber, nahm das Kleinste auf den Schooß, erzählte den Kindern Begebenheiten aus alter Zeit und biblische Geschichten, und lehrte sie Liederverse; doch verhielt es sich so, daß die Kinder, wenn sie einmal in die Schule kamen, dem Vater gegenüber mehr Ehrfurcht als kindliches Zutrauen fühlten, und nur selten wagten sie es, in einer Noth und Verlegenheit ihn zu fragen.

Die Aufgabe der Mutter in der Besorgung des Hauswesens wurde noch größer als anfangs, es lag auf ihr mindestens keine geringere Last als auf dem Vater. Nach dem Tode der Frau Fäsch wurde keine andere Hausmutter neben der Frau des Inspektors angestellt; es traten nur jüngere Gehülfinnen ein. Zöglinge und Kinder wendeten sich mit ihren Bekümmernissen lieber an sie, als an den Herrn Inspector. Wenn Mißhelligkeiten ausbrachen, so war sie es, welche vermittelte und in vielen Fällen Frieden stiftete.

Im Sommer 1826 ward unserem Zeller eine hohe Freude zu Theil. Es besuchte ihn am 21. Juli der alte Heinrich Pestalozzi. Er kam, gebeugt von Alter und Sorgen, in Begleitung seines Amtsgehülfen Joseph Schmid, der ein Katholik aus Vorarlberg war. Die Anstalt bereitete dem Freunde der Armen einen feierlichen Empfang. Achtundsiebenzig Kinder und zweiundzwanzig Jünglinge bildeten eine doppelte Reihe und begrüßten ihn mit Gesang. Er begab sich durch sie hin nach dem Lehrsaal und auf den Katheder, um der Hausgemeinde einige Worte zu sagen. Die Hausmutter kam mit dem jüngsten Hausgenossen, dem kleinen zweijährigen Nathanael auf dem Arm. Dieser sollte dem Greis einen Eichenkranz aufsetzen, aber Pestalozzi nahm den Kranz und legte ihn auf das Haupt des Kindes, welches er an seine Brust drückte, mit den Worten: „Nicht mir, nicht mir! Der Kranz gehört der Unschuld!“ Dann sangen die Kinder das Lied aus Pestalozzi's Lienhard und Gertrud (von Göthe):

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest,

Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;
Ach, ich bin des Umtriebs müde
Bangen Schmerzes, wilder Lust,
Süßer Friede, süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust!

Der Alte konnte vor Thränen keine Ansprache halten, sondern nur die Kinder segnen. Er verweilte vier Tage und beobachtete, was in der Anstalt vorgieng. Im Gespräch gab Zeller dem verehrten Lehrer zu bedenken, ob einer ein guter Mensch oder ein guter Bürger und Arbeiter werden könne, ehe er ein Christ geworden? Denn Pestalozzi pflegte zu sagen: Zuerst müssen wir die verwahrlosten Kinder zu Menschen, dann zu Christen erziehen. Hiemit hatte Zeller den schwachen Punkt in Pestalozzis System berührt; es scheint, daß es ihm der Alte nicht übel genommen hat. M. Bl. 1856. S. 53. Die Worte Christi: „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte gewesen, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren“, Luc. 17, 10 bildeten den Text, über welchen Zeller in Pestalozzi's Gegenwart katechisirte. Dieser war ernst und nachdenklich und rief aus: „Zeller, heute habt ihr mir gepredigt!“ M. Bl. 1836. S. 91.

Da gab es dann köstliche Unterredungen, bei denen zum Theil auch die Zöglinge zuhören durften. „Seine Geständnisse, die Mittheilungen aus seinem warnungsvollen Erfahrungsschatze,“ sagt Zeller, „die Spuren seiner nie erloschenen Zuneigung für das Volk und die armen Kinder, die wir in diesen vier Tagen vernehmen konnten, sind uns allen unvergeßlich!“ Wie Schade, daß nur so weniges davon aufgezeichnet worden ist!

Beim Abschied hinterließ der Alte ein Stammbuchblatt mit der characteristischen Inschrift:

„Religions Unterricht zu geben, ohne die Religions Bildung zu sicheren, heißt die Propheten tödten — und ihre Gräber mit Zierraathen überhäuffen.

Zum Andenken herzlicher Stunden an Freund Zeller von

Pestalozzi.“

Ein halbes Jahr nach diesem Besuche gieng der lebensmüde Pestalozzi zur Ruhe. Er starb zu Brugg im Aargau, den 17. Februar 1827. Da Zeller ihm geistig so nahe stand, und da sie beide an demselben Werke

gearbeitet haben, sei es erlaubt, hier noch einige Aeußerungen Zeller's über Pestalozzi und seine Schüler einzuschalten.

„Der verewigte Pestalozzi, der die ganze französische Revolution unserer Zeit von ihrem Ursprunge an für eine Folge der verwahrlosten Menschennatur ansah, achtete ihr Verderben für eine unausweichliche Nothwendigkeit, um die verwilderten Menschen zur Besonnenheit über ihre wesentlichsten Angelegenheiten, zurück zu lenken. Er glaubte die größtmögliche Wirkung der Besserung unseres Volkes könnte durch die vollendete Erziehung einer merklichen Anzahl Individuen aus den ärmsten Kindern im Lande erzielt werden, wenn diese Kinder durch ihre Erziehung nicht aus ihrem Kreis gehoben, sondern durch dieselbe vielmehr fester an denselben angeknüpft würden. Sein Versuch ist ihm nicht gelungen; aber er hoffte, eine glückliche Nachwelt würde den Faden seiner Wünsche da wieder anknüpfen, wo er ihn fallen lassen mußte." Jahresbericht 1827. S. 7. „Ich gedenke an ein Wort des alten Pestalozzi, das er in seiner Schrift, betitelt: Meine Lebensschicksale, kurze Zeit vor seinem Tode auf eine Art gesagt hat, die einen tiefen Eindruck auf mein Herz machte, wenn es dort heißt: „„Ich bekam schnell sehr viele Zöglinge, und unglücklicher Weise noch hundertmal mehr Lobredner. Dieses Lob und dieses Scheingedeihen kommt mir jetzt beinahe wie eine Zaubererscheinung vor. Wir lebten im Anfang in einem Taumel von Genuß, Freude, Ehre und Hoffnung, und ahneten die Schlange nicht, die in allen Paradiesen der Erde dem eiteln, schwachen, verführbaren Menschengeschlechte Fallstricke legt, und seinen Untergang bereitet. Das Scheinglück, das ich hatte, diente nur dazu, meine Traumsucht und Unvorsichtigkeit immer mehr in mir selbst zu verstärken, die Einseitigkeit und Schwäche meiner Unternehmung nicht mit dem Ernst und der Demuth, die sie mir hätten einflößen sollen, zu Herzen zu nehmen, und in meinem angehenden Alter abermal den Grund zum Mißlingen meiner Bestrebungen zu legen. Wir armen Nestvögel maßten uns beim Brüten unserer unausgeschloffenen Eier Hochflüge an, die die stärksten Vögel nur mit gereiften und ausgewachsenen Jungen versuchen. — Es geht ein Gottesgericht hoch über alles Thun unserer Leidenschaften einher. Wir sind alle Sünder und es steht uns allen wohl an, über uns selbst strenger, als über unsern Nächsten und Nebenmenschen zu richten."" — „Wie wahr," sagt Zeller, „spricht der biedere Greis! Wie beherzigenswerth sind seine Worte, ganz besonders für Erziehungsanstalten! Ach, die Erziehung gedeiht am Besten in der Stille. Darum hat ihr auch

Gott das häusliche Leben und diesem den Schatten angewiesen unter dem stillen Dach. Darum steht jede Erziehungsanstalt gefährlich, sobald sie in das Sonnenlicht großer Oeffentlichkeit und Ehre hinaufgestellt wird. Darum hat eine jede derselben die Schlange zu fürchten, und die Eitelkeit der Hochflüge, und die Gefahren der Anmaßung und der Sicherheit. Darum ist einer jeden nichts so nöthig, als strenge über sich selbst zu richten." Jahresbericht 1828. S. 14—16.

Ueber die Schüler Pestalozzi's sagt Zeller: „Der Geist der uneigennützigen Hingebung, der Liebe und des Glaubens, womit Pestalozzi der Erziehung seiner armen Kinder sich widmete, und der in der ersten schönen Kindheitszeit seiner Anstalt und bei der ersten Ausübung der neuen Unterrichtsweise fühlbar wehte und Alles durchdrang, wurde häufig übersehen, mit den neuen Lehrformen verwechselt, nicht hinlänglich davon unterschieden, und so der Methode und den Grundsätzen zugeschrieben, was jener Geist bewirkt und geleistet hatte. Auch hat Uneinigkeit der Gehülfen und schwärmerische Erwartung, der man sich ohne Grund überließ, gar manches verderbt, entstellt, gehemmt und verändert, was viel reiner in dem Willen, im Gemüthe und im ahnenden Herzen des Greises gelegen, und aus tiefer Beobachtung und Erkenntniß des Menschen, des armen Volkes und der Bedürfnisse desselben hervorgegangen war." Lehren der Erfahrung I., S. 36.

VIII.

Zeller's Erziehungslehre.

Wir unterbrechen den Gang der Erzählung, um einige Zeit bei der Darstellung von Zeller's Erziehungslehre zu verweilen. Er hatte ein Recht, uns Andere über Unterricht und Erziehung, Schulwesen und Armenpflege zu belehren, weil er selbst ein langes Leben der Arbeit auf diesen Gebieten gewidmet hatte. Er war nicht jenen academischen Gelbschnäbeln zu vergleichen, welche ein System der Pädagogik herausgeben und doch selbst niemals an das mühsame Werk der Erziehung Hand angelegt haben. Er machte es nicht, wie so Manche in unserer Zeit, welche über die sociale Frage Reden halten und dicke Bücher schreiben, und dabei nicht einen Finger regen, um mit persönlicher Aufopferung eine Noth zu stillen und eine Quelle des Elendes zu verstopfen. Zeller griff die Sache am rechten Ende an. Er arbeitete selbst. Er übte Liebe, Entbehrung und Geduld; dann erst unternahm er, Andere zu belehren, wie sie es machen sollten. Deßhalb ist der Titel seines pädagogischen Hauptwerks eben so treffend als bescheiden: „Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armenschullehrer.“ Seine Theorieen, Vorschriften und Vorschläge waren die Frucht seiner eigenen Erlebnisse. Er hatte schon mehr als ein Vierteljahrhundert im Erziehungsfache gearbeitet, ehe er als pädagogischer Schriftsteller auftrat. Fürwahr, er durfte als solcher auftreten, denn seine Arbeit war nicht vergeblich gewesen. Sie hatte Frucht

gebracht bei ihm selbst und Frucht gebracht auch bei Andern. Seine Zöglinge, seine eigenen Söhne und Töchter und so manche von den unglücklichen Kindern, die durch seinen Dienst dem leiblichen und dem geistlichen Elend entrissen worden waren, bildeten eben so viel lebendige Zeugnisse und Empfehlungen für seine Lehre.

Schon das oben Erzählte gibt eine annähernde Vorstellung von seinem Benehmen als Lehrer und Erzieher. Zur Ergänzung mögen hier noch einige einzelne Züge hinzugefügt werden. Sein Verhalten und der Geist, womit er seine Anstalt leitete, bildete einen bemerkenswerthen Gegensatz, gegen die beiden Hauptverirrungen der Pädagogik. Hier war nicht mehr die grausame, herzlose und unvernünftige Härte des orthodoxen Zeitalters, unter welcher Zeller selbst als Knabe so viel gelitten hatte. Hier waltete vielmehr ein Geist des väterlichen Wohlwollens und Erbarmens, hier suchte man sorgfältig zwischen den Bosheitssünden und den Schwachheitsfehlern der Kinder zu unterscheiden. Hier wurde alle Mühe angewendet, um durch verständige Methode, durch klaren und anregenden Vortrag die Theilnahme der Lernenden zu beleben und Liebe für die Lehrgegenstände zu erwecken. Aber man war ebensoweit entfernt von der Weichlichkeit des falschberühmten philanthropischen Systems, welche von keinen Strafen etwas wissen will, und den Ernst des Lehrens und Lernens in ein unterhaltendes Spiel zu verwandeln sucht. Wiewohl Zeller stark auf das Gefühl einzuwirken liebte und vielleicht in dieser Hinsicht etwas zu viel that, gerieth er doch nie in ein schwächliches und tändelndes Wesen. Er hielt unwandelbar die Würde des Lehrers und den Ernst des Unterrichts aufrecht. Gerade die Verbindung von Ernst und Milde war das Bezeichnende und Köstliche in seiner Wirksamkeit.

Auch er hat Fehler begangen, denn die beste Erziehung, zu der wir Menschen es bringen, bleibt mangelhaft und steht weit zurück hinter der göttlichen Erziehung, die Christus der HErr ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Nicht umsonst sagt die Schrift im Hinblick auf die Unvollkommenheit aller menschlichen Erziehung: „Unsere leiblichen Väter haben uns gezüchtigt nach ihrem Dünken.“ Aber wohl Wenige haben ihre in der Erziehung begangenen Fehler an sich selbst so streng gerügt und sich so tief darüber gedemüthigt, als Zeller. Die Grundsätze, nach denen er selbst sich richtete, waren diese: „Eltern, Erzieher und Lehrer sollen zuerst sein, thun und unterlassen, was die Kinder werden, thun und meiden sollen. Sie sollen ihren Kindern vorleben, aber nicht nur, wenn die Kinder sie

sehen und hören, sondern auch in Abwesenheit derselben, im Stillen und Verborgenen. Fehlt es bei den Kindern, so sollen diejenigen, welche Gott zu Erziehungswerkzeugen gebrauchen will, untersuchen, ob und worin es an ihrem eigenen Sein, Thun und Lassen fehle. Immer sollen sie dann zuerst ihre eigenen Fehler bessern, ehe sie ihre Untergebenen zu bessern suchen. Eltern sollen nicht vergessen, wie oft ihre Kinder nur der Wiederschein ihres eigenen Wesens sind, und daher ihre Kinder als einen Spiegel gebrauchen, in welchen sie ihre eigenen Fehler anschauen können. Wer von Andern Gehorsam fordern, und sie recht regieren will, der muß selbst gehorsam gegen den HErrn sein, und sich wie Salomo ein gehorsames Herz erbitten. Es ist ein Zusammenhang zwischen dem Erzieher und den Kindern, wie zwischen Haupt und Gliedern. Ist das Haupt krank, so leiden auch die Glieder. Macht die Sünde eine Scheidewand zwischen dem HErrn und dem Erzieher, so leiden die Kinder Schaden. Ein Vorbild aber ohne herzliche Liebe zu den Kindern leuchtet wie der Mond und läßt die Kinder kalt." M. Bl. 1845, S. 84.

Einst hatte Zeller einen Knaben ziemlich hart gestraft, ohne vorher gründlich zu untersuchen, wie weit er gefehlt habe. Als er hinterher erfuhr, daß jener nicht so schuldig gewesen, wie es den Anschein hatte, bat er ihn öffentlich um Verzeihung und bekannte vor allen Kindern, daß die Neigung zum Zorn seine größte Schwäche sei, und bat sie, diesem schlimmen Beispiel nicht zu folgen, sondern die Gnade des HErrn zu suchen, die uns von allen Sünden frei machen kann. Das war ein anderes Verfahren, als die unablässige rohe Prügelei in den altwürtembergischen Schulen!

Im Lehren und Erzählen übte er die seltene Gabe einer edlen Popularität. Er war erfinderisch in unerwarteten Wendungen, um die Wahrheiten anschaulich, die Geschichten anziehend zu machen und dadurch lebendige, bleibende Eindrücke hervorzubringen. Einst katechesirte er zu Weihnachten über die Worte: „Euch ist heute der Heiland geboren." Er wollte den Kindern deutlich machen, was der Glaube sei, und wie wenige das verkündigte Wort glauben, und das von Gott dargebotene Heil ergreifen. Er stand auf dem Katheder und nach der Erzählung der Weihnachtsgeschichte hielt er seine silberne Uhr in der Hand und sagte: „Ich will diese Uhr verschenken; euch ist sie geschenkt. Wer sie nimmt, dem soll sie gehören." — Keines erhob sich, sie zu holen. Er stieg vom Katheder und ging in dem Mittelgang zwischen den

Bänken auf und ab, indem er den Kindern, einem nach dem andern, die Uhr hinhielt. Die Kinder sahen einander verwundert und lächelnd an, aber keines stand auf, um die Uhr in Empfang zu nehmen. Endlich wagte ein kleines Mädchen, vorzutreten und die Uhr zu nehmen. Es war sein eigenes Töchterlein Therese. Er sagte: „Gut, mein Kind, die Uhr gehört dir.“ Er kehrte auf den Katheder zurück und sagte: So ist es mit den Menschenkindern. Der himmlische Vater macht ihnen das größte Anerbieten. Seinen eigenen geliebten Sohn schenkt Er ihnen. Aber wer glaubt an das Wort, wer ergreift das Geschenk? Ihr glaubtet nicht, was ich sagte; ihr meintet, es sei mir nicht ernst. So haben wir Menschen mißtrauische Gedanken gegen Gott und sind gleichgültig gegen Seine himmlische Gabe. Aber wer dem Worte Gottes glaubt, und den Heiland annimmt, der hat ihn.

Zeller's pädagogisches Hauptwerk sind die Lehren der Erfahrung, welche in drei Bändchen, Basel 1827 und 1828, erschienen. In vier Abtheilungen handelt er zuerst von den Schulen, dann von den Schullehrern, ferner vom Unterricht, endlich von der Schulzucht oder der Schulerziehung. Diese Schrift enthält bereits seine ganze Erziehungslehre vollständig entwickelt und gereift. Später hat er noch einmal „über die wahre Erziehung“ geschrieben, in den Jahrgängen 1836, 1837, 1845 und 1847 seines Monatsblattes. Auf Verlangen einer Freundin faßte er diesmal seine Grundsätze zusammen in einer kurzen Uebersicht von 175 Paragraphen, und zwar besonders im Hinblick auf die Pflichten der Eltern. Einige Hauptgedanken wiederholte er in der kleinen Schrift über Kleinkinderpflege, die hauptsächlich den Müttern gewidmet ist. (Monatsblatt 1840 und 1841, auch in besonderem Abdruck erschienen.) Hiezu kommen aber noch zahlreiche Abhandlungen und vereinzelte Aeußerungen in den einunddreißig Jahrgängen seines Monatsblattes, besonders in den Jahresberichten (die schon 1821 beginnen) und in den Rundschreiben an seine Schüler. Diese zerstreuten Aeußerungen wollen wir hier vorausgreifend zur Erläuterung seines Systems benützen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, Zeller's gesammte Lehre abzuschreiben. Wir geben nur einen Ueberblick und eine Blumenlese, mit dem Wunsche, auf den Werth der Leistungen des Mannes aufmerksam zu machen, und einen oder den andern der Leser zum Studium seiner Schriften zu veranlassen.

Wir betrachten nach Zeller's Anleitung erst das Wesen der christ-

lichen Erziehung, dann ihre Zwecke; ferner die Mittel der Erziehung, endlich die Erziehungsgabe.

Nachdem er in den Lehren der Erfahrung die verschiedenen Systeme der neuern Zeit dargestellt hat: das philanthropische System von Rousseau, Basedow, Rochow, Campe und Salzmann, das humanistische System (am geistvollsten vertheidigt von Niethammer), das pestalozzische System und das eklektische, vertreten durch den Kanzler Niemeyer in Halle, giebt er in einer Schlußerinnerung I., S. 40—42 sein Urtheil über diese Bestrebungen der neuern Zeit, und so zu sagen das Programm seiner Lehre.

„Die obigen Lehr- und Erziehungssysteme haben, durch die Leitung des HErrn, unstreitig viel Gutes geweckt und gewirkt. Die Aufmerksamkeit auf den Zustand des Schulwesens in Stadt und Land, und auf den Zustand der Erziehung in den Ehen und Haushaltungen ist durch sie, vornehmlich in Deutschland und der Schweiz, beinahe allgemein, und dadurch eine Thätigkeit und ein Eifer zu Verbesserungen angeregt worden, wie seit Jahrhunderten nie. Am meisten hat der Unterricht und seine Methodik gewonnen, deren Gesetze noch nie vorher so tief erforscht, so klar dargestellt und erkannt worden sind, wenigstens was den seelischen Unterricht betrifft. Nicht so verhält es sich mit dem geistigen Unterrichte, der wahren Erziehung. Darum soll und muß man es nicht vergessen, zu erinnern und zu beklagen, daß jene Systeme den gemeinschaftlichen Fehler haben, in der Hauptsache zu irren, und den Weg, den August Hermann Franke in der Erziehung angefangen hatte, nicht fortgesetzt und vervollkommt zu haben. Sie verkennen das Wesen der wahren Erziehung, daß sie eine Erlösung von der Sünde ist, und eine Wiederherstellung zu dem Ebenbilde Gottes durch den Geist und das wiedergebärende Lebenswort Seines eingebornen Sohnes. Sie gründen die Erziehung nicht auf die mittheilbare Menschennatur Jesu, sondern auf eine Menschen- und Kindernatur, welche in der Erfahrung und Wirklichkeit sich ganz anders zeigt, als im System und den idealischen Büchern. Ihre Erziehungsarbeit ist Eigenwirken, ihr Erziehungsziel Selbstgerechtigkeit und eine Tugend, die sich der Mensch selbst, ohne Gnade und ohne Versöhnung und Vergebung erwerben soll, — ein beständiges Sollen und kein Haben. Sie verkennen den Sündenfall, und dessen durchgreifende Folgen, und das dadurch in allen Menschen entstandene Grundverderben der Menschennatur. Sie läugnen oder verkennen den Einfluß des Teufels auf die verdorbenen

und entwölten Menschennaturen, und verstehen und bedenken viel zu wenig die Wichtigkeit und die Kraft der Taufe, die Kraft des Gebetes und der Fürbitte, und die Erhabenheit der Person Jesu Christi und Seines großen Amtes."

„Die Erziehung soll also etwas sein, das nur von Menschen ausgehet und bewirkt wird, ohne daß diese Menschen Gefäße und freiwillige Werkzeuge der Gnade zu sein brauchen. Diese wiederherstellende Gnade und die Versöhnung Jesu Christi, und der Geist der Kindschaft, den uns Jesus Christus erworben und mittheilbar gemacht hat, wird entweder geläugnet, oder stillschweigend auf der Seite gelassen. Darum werden auch diese Erziehungssysteme wie Alles, was nicht auf den Eckstein Christus gebaut ist, je länger je unhaltbarer, und endlich zu Schanden werden. Das Wahre und Gute aber, das in ihnen liegt, wird bleiben und Frucht bringen."

Die Erziehung, von der wir reden, ist nicht bloß auf dieses vergängliche irdische Leben berechnet; es ist ihr eine viel höhere Aufgabe gestellt. Hierüber spricht sich Zeller also aus: „Die Erziehung ist etwas mehr als das bloße Heraufziehen der jüngeren und kleineren zu den älteren und erwachsenen Personen und zu deren Ansichten, Neigungen, Grundsätzen und Lebensgewohnheiten. Ebenfalls verstehen wir unter Erziehung etwas mehr als das bloße Aufziehen der Jugend, bis sie erwachsen ist und ihr Brot selbst verdienen kann. Auch nicht das Aufziehen der Jugend bis zur selbstständigen irdischen Berufstüchtigkeit für irgend einen höheren oder niederen Erdenberuf (welche weiter geht als der Broterwerb). Denn der Erdenberuf ist nicht nur der niederste, sondern auch der kürzeste Beruf eines Menschen, dessen ganze Bestimmung Zeit und Ewigkeit umfasset. Vielmehr setzen wir als die höchste Aufgabe der Erziehung den wirklichen und freiwilligen Eintritt in die persönliche Lebensgemeinschaft des Sohnes Gottes, unsers HErrn Jesu Christi, in welcher Gemeinschaft allein ein Mensch sein Leben gewinnen kann (gagner sa vie). Zu solcher Lebensgemeinschaft ist jedes getaufte Kind nicht nur von Gott berufen, sondern auch sakramentlich aufgenommen, und dieser Beruf ist der höchste, und die Tüchtigkeit für denselben die höchste Berufstüchtigkeit. Für den Eintritt in diese Gemeinschaft, weil sie eine freiwillige ist, können freilich die Eltern und andere häusliche Erzieher nichts anderes thun, als selbst darein treten, darin wachsen, und mit Wort, Zucht, Beispiel und Fürbitte dafür thun, was sie können. Das ist aber nicht etwas Weniges, sondern

etwas Großes, und hat die Verheißung des göttlichen Segens, ohne welchen nichts Menschliches gedeiht.“ Seelenlehre S. 145. 146.

Um das christliche Princip der Erziehung, wie es Zeller vertrat, im rechten Lichte zu erkennen, wird es gut sein, uns die ungeheuern Verirrungen des Zeitgeistes, gegen welche Zeller ankämpfen mußte, zu vergegenwärtigen. Dies mag am besten geschehen durch Hervorhebung einer Stelle aus dem Jahresbericht von 1838:

„Lasset uns dieß Mal bei dem Fremdartigen in dem Unterrichte und der Erziehung unserer Jugend stehen bleiben. Als nach den großen Weckstimmen und Weckungen der Spenerschen und Frankeschen Zeit unsere Großväter und Väter, die Kinder derjenigen, die damals erweckt worden waren, wieder lau und schläfrig wurden, so kam der Feind, und säete Unkraut unter den Weizen. In Frankreich, in dem katholischen Frankreich, dem gefeierten Hauptsitze der Bildung, der feinen Sitten und der Aufklärung in Europa, entwickelte sich, begünstigt durch die verdorbene Hofluft der Regentschaft und Ludwigs des fünfzehnten, das Antichristenthum der neuen Zeit, und trat unter den schimmernden und blendenden Namen und Gestalten der Philosophie und Aufklärung in das christliche Europa ein. Es standen die französischen Philosophen der Akademie auf, die falschen Propheten des vorigen Jahrhunderts, und lehrten mit glänzender Sophistik und witzigem Spott und lachendem Scherze den Abfall von Christus, den Abfall von dem ewigen Evangelium. Rousseau, der Genfer, trug das Anti-Christenthum in die Unterrichts- und Erziehungslehre hinein, Basedow aber, der Deutsche, und seine Gehülfen Campe und Salzmann, verpflanzten es, als Reformatoren unsers Schul- und Erziehungswesens gehalten und hochgeachtet, auf deutschen Boden, wo es mit deutscher Wissenschaftlichkeit und Gemüthlichkeit, mit deutschem Ernste gepflegt und befördert, sich nach und nach über ganz Europa, ja durch die ganze christliche Welt verbreitete, aber leider nicht nur den starren Schulschlendrian, welches kein Schade war, sondern auch die biblisch-evangelische Pädagogik verdrängte, die sich unter August Hermann Franke zu bilden und zu wirken angefangen hatte. An ihrer Stelle machte sich nun die neue, fremde, unbiblisch-rationalistische Pädagogik geltend, und brachte ihren Sauerteig zuerst in die oberen, dann in die mittleren, und endlich auch in die unteren Stände, Schulen und Wohnstuben. Man ging jetzt nicht mehr von den geoffenbarten Gottesgedanken und Lichtideen, nicht mehr von den geoffenbarten Thatsachen in heiliger Schrift aus, als

dem göttlich Gegebenen, sondern von eigenen, selbst gemachten Vernunftsatzungen, als dem menschlich Gesetzten und Ersonnenen, und baute auf diesen beweglichen Flugsand das neue, selbstgefällige Gebäude des Schul- und Erziehungswesens, ein Gemisch von Irrthum und Wahrheit, von Lüge und Halbwahrheit. Folgendes sind einige Hauptsätze desselben; da hieß es:"

„Der Mensch sei von Natur, d. i. von Geburt, gut und unverdorben. Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens sei von Jugend an nicht böse, sondern das Kind habe wenigstens eben so viel Empfänglichkeit für das Gute, wie für das Böse, und wenn auch in dem Kinde die guten Neigungen nicht das Uebergewicht hätten, so ständen sie doch wenigstens mit den bösen im Gleichgewichte. Unwissenheit und sinnliche Schwäche seien die einzigen natürlichen Fehler des Kindes. Durch einen guten Unterricht und durch gute Beispiele bekämen die guten Neigungen das Uebergewicht. Alle Sünde komme von der Unwissenheit her. Verletze der Mensch seine Pflichten, so thue er es, weil er dieselben nicht kenne, weil er keinen guten Unterricht über seine Pflichten erhalten habe. Würde der Kopf helle, so würde das Herz bald gebessert. Sobald der Mensch seine Vernunft fertig gebrauchen lerne, so lerne er auch das Gute lieben, und das Böse hassen; denn man brauche das Gute nur zu kennen, um es zu lieben. Mache man die Kinder nur besser mit ihren Pflichten bekannt, und sie werden sie immer freudiger erfüllen. Darum nur bessern Unterricht und bessere Schulen, nur geschicktere und verständigere Schullehrer, und wir würden bald ein besseres Geschlecht haben. Jesus Christus sei der vorzüglichste Lehrer. Wie kein anderer, habe er die Menschen durch seine reine Sittenlehre und durch sein vortreffliches Beispiel erlöset. Eine andere Erlösung gebe es nicht. Durch einen bessern Unterricht in der Sittenlehre müssen auch unsere Lehrer die Jugend bessern, durch sie ein besseres Geschlecht erzogen werden. Der Mensch müsse sich selbst genug thun, und durch eigene Gerechtigeit, Tugend und Heiligkeit sich selbst selig machen. Dazu habe der Mensch Kraft genug, sobald er ernstlich wolle, und seine Kraft recht brauche. Auch wirke Gott zu jeder guten Anstrengung mit. Darum müsse der Mensch sich selbst helfen: so werde ihm der Himmel helfen. Dem Menschen aber, der sich selbst nicht helfe, helfe Niemand. Darum nur getrost die Hand an's Werk gelegt, und wir werden bald den Himmel auf Erden haben." — —

„Während man in Frankreich dieser neuen Lehre mit Freuden beifiel,

blieben dort viele tausend Gemeinden ohne Schulen. Aber in Deutschland und in der Schweiz ging es eifriger zur That. Neue Schullehrer-Seminarien und Schulen, neue Philanthropine und Erziehungsanstalten erstanden an allen Enden. Man verbesserte den Unterricht, übte die Denkkraft und erhellte die Köpfe mit allerlei und vielseitigem Wissen. Die Sittenlehre erschallte auf Kanzeln und Kathedern. Aber während man den Kranken Recepte über Recepte eingab, ließ man die Arznei und den Arzt stehen; die Bibel verschwand aus den Schulen; die Heilswahrheiten verstummten; der Heilsweg wurde aus den Augen verloren, und der Heiland kaum noch als ein guter Lehrer anerkannt. Das Evangelium wurde in vielen Gegenden so vergessen, daß man es, wo es sich noch hie und da hören ließ, im Ernste für eine neue Lehre hielt, daß man es sogar verdächtigte, und es eifrig unterdrücken zu sollen glaubte."

„Leider ging mit diesen Veränderungen im öffentlichen Schulunterrichte auch eine ähnliche Veränderung in der häuslichen Erziehung gleichen Schritt. Das Christenthum verlor sich allmälich auch aus den Wohnstuben; der Hausgottesdienst verschwand; Straf- und Zuchtlosigkeit nahm überhand, und galt für Liebe, Ungebundenheit für Freiheit; das Gebet verstummte. Fleischeslust und Genußsucht, Augenlust und Habsucht, Hochfahrt und Herrschsucht, Unabhängigkeitsstreben und Widerwillen gegen alle Unterthänigkeit ergriff in steigender Zügellosigkeit Jung und Alt."

„Als nun die bedenklichen Wirkungen dieser Entwicklung in allen Lebensverhältnissen der Gesellschaft sich immer greller offenbarten, und die geträumte Weltverbesserung, die gehoffte Wiedergeburt des Menschengeschlechtes sich nirgends bestätigte, als das Anti-Christenthum endlich auch in die Hütten und durch die untersten Stände drang, und auch da, wie überall, seine innere Lieb- und Leblosigkeit, seine Trost- und Kraftlosigkeit sich in steigender Selbstsucht und Unzufriedenheit aussprach: da begann man endlich oben die Augen zu öffnen; da wollte man wieder einlenken. Denkende Staatsmänner, welche die Wirkungen des flachen Schulunterrichtes in der Nähe beobachtet hatten, und ihn mit Aufrichtigkeit wirksamer zu sehen wünschten, erkannten offen die Nothwendigkeit einer religiösen Erziehung an. Man sprach nun wieder vom Christenthum, vom reinen Christenthum. Man verpflichtete die Lehrer, ihre Kinder wieder in der christlichen Religion zu unterrichten; man verfaßte neue Schulbücher, neue Katechismen; aber was enthielten sie? was war das reine Christenthum, das sie lehren sollten? es war ein gewisses Etwas, das

alle Ansichten vereinigen, alle Unterschiede ausgleichen, Glauben und Unglauben befriedigen sollte."

„Es wurde manches verbessert; aber der Grundirrthum von der angeborenen, d. i. natürlichen Unverdorbenheit des menschlichen Herzens blieb. Es blieb ein Christenthum ohne Buße und Versöhnung und Wiedergeburt."

„Doch alle Sünde strafet sich selbst, die Sünde in der Lehre, wie die Sünde im Wandel. Denn wenn es Sünde ist, dem geoffenbarten Willen Gottes ungehorsam zu sein: so ist es nicht minder Sünde, der geoffenbarten Wahrheit Gottes zu widerstehen, ihr die Anerkennung zu verweigern, und den Wahrhaftigen zum Lügner zu machen. Die steigende Unsittlichkeit, die zunehmende Unbändigkeit des herangewachsenen Geschlechtes, die besorgliche, die furchtbare Vermehrung der Verbrechen ist eine merkwürdige Widerlegung der Unwahrheit, daß Unterricht und Erziehung hinreiche, das menschliche Herz zu bessern, und daß die Sünde nur von der Unwissenheit herkomme."

„Eine höchst beachtenswerthe Anklage hierüber hat sich vor Kurzem aus dem nämlichen Frankreich erhoben, von welchem jene Irrthümer zuerst ausgegangen sind. Es ist eine laute, freimüthige, öffentliche Anklage über das Ungenügende des öffentlichen und besondern Unterrichtes in Frankreich. Ein französischer Mann erhebt seine Stimme, und klaget. Es ist kein Geistlicher, der es thut; es ist kein Schulmann; es ist ein hochgestellter Staatsbeamter; es ist der General-Inspektor über alle Gefängnisse und Strafanstalten von ganz Frankreich, — Herr Moreau-Christophe. In seinen Untersuchungen über das System der Strafanstalten in Frankreich kommt er auf Ergebnisse, die nicht von Theorieen, sondern von Thatsachen ausgehen. Er, an den alle Berichte der Strafanstalts-Direktionen aus allen Departementen einlaufen, der auf der Höhe seines Amtes sich alle möglichen Nachweise verschaffen konnte, verglich und sammelte eine Statistik der Verbrechen mit einer Statistik des öffentlichen Unterrichtes, mit deren Ziffern ich Euch und mich gerne verschone, da ohne dieß diese Dinge mehr gewogen, als gezählt werden müssen. Ich begnüge mich, Euch das Ergebniß seiner Untersuchungen mitzutheilen. Es ist folgendes:"

„„Da wo die größeste Masse von Unterricht ist, da ist auch die größeste Masse von Verbrechen. Die Verbrechen vermehren sich in geradem Verhältniß mit dem Unterrichte.""

„Die verschiedenen Berichte aus den Departementen von Seiten der

Strafanstalts-Direktionen stimmen in folgenden Angaben überein: „„daß die abgefeimtesten Sträflinge diejenigen seien, welche ihren Verstand in Schulen geschärft haben; daß diejenigen, die in den Schulen bis auf eine gewisse Höhe gebildet worden, in der Regel die unverbesserlichsten, gefährlichsten, und am schwersten zu leiten seien, daß die Sträflinge, welche am meisten gelernt haben, auch den schlechtesten Gebrauch von ihren Kenntnissen machen, daß der Schulunterricht lasterhaften Herzen nur mehr Waffen der Ungerechtigkeit an die Hand gebe, und daß dieß auch bei denjenigen der Fall sei, welche noch in den Strafanstalten selbst Unterricht empfangen."" Kurz diese Berichte sagen das gerade Gegentheil von dem obigen Satze: „„Die Sünde komme aus der Unwissenheit."" — Herr Moreau-Christophe hat vielmehr beobachtet, daß in denjenigen Gegenden Frankreichs, welche die unterrichtetsten und aufgeklärtesten sind, vergleichungsweise viel mehr Verbrecher vorkommen, als in denjenigen Gegenden, welche durch Unwissenheit und Mangel an Civilisation und Bildung hinter jenen zurückstehen. Um aber daraus den Schluß ziehen zu können, je größer die Masse des Unterrichtes sei, desto größer sei auch die Masse der Verbrechen: so hätte, scheint es, auch noch mit in Anschlag gebracht werden sollen, daß die unterrichtetsten Departemente gewöhnlich auch die volkreichsten sind, daß sie auch die meisten Fabriken haben, daß der Luxus in ihnen viel größer ist, und daher auch die Bedürfnisse sich in denselben mehr steigern, und mehr vervielfältigen; lauter Faktoren, die auch mit in Rechnung gebracht werden müssen, wenn von dem Produkte vermehrter Verbrechen geredet wird. Herr Moreau-Christophe aber klagt vornehmlich den herrschenden Schulunterricht an, und beschuldigt ihn der einseitigen und unzulänglichen Verstandesbildung. Er klagt über die Vernachläßigung der Erziehung, womit man sich zu wenig beschäftige, und schließt mit lauten Klagen über den in Schulen, wie in der Erziehung eingerissenen Mangel und Verfall der Religion, wobei er sich folgender Worte bedient:"

„„Es ist wohl ein ziemlich abgedroschener Text, spricht er, daß Gottlosigkeit und Mangel an Religion die Ursache der Verbrechen sei, welche die Erde verheeren. Aber eine Wahrheit, die ein Gemeinplatz geworden ist, ist nichts desto weniger eine Wahrheit, und diese ist, was man auch sagen mag, stets eine sociale Wahrheit, eine Wahrheit aller Zeiten, aller Länder. Die Religion ist das geheimnißreiche Band, das Himmel und Erde, Gott und Menschen verbindet. So lange dieser heilige Faden,

diese Führerin, seine Handlungen und Gedanken leitet, so geht der Mensch, stark durch die Macht aus der Höhe, die ihn hält, in seinem Wandel einher, wie wenn ein schützendes Heer hinter ihm herzöge. Er kann in Sünden fallen, weil er ein Mensch ist; aber er versinkt nicht in Laster und Verbrechen, weil er fromm ist. Zerreißt das heilige Band, so hilft keine übermenschliche Kraft mehr seiner Schwachheit auf; bei dem ersten Anlauf seiner Leidenschaft unterliegt er. Er glaubt nicht mehr, daß Gott strafe. Trennet die Erde vom Himmel, und bald wird sie nichts mehr sein, als ein Ort der Ausgelassenheit und Ausschweifung, oder ein — Kerker. Ist der Zügel der Religion einmal zerrissen, so haben die Handlungen, welche das Gesetz nicht zu erreichen vermag, keine andere Richtschnur mehr, als die — Leidenschaften.""

„Gott Lob! daß es wieder Staatsbeamte in Frankreich gibt, die sich nicht schämen und scheuen, so und so öffentlich von Religion zu sprechen! Freilich nennen sie den Namen des Christenthums nicht; noch viel weniger geben sie dem die Ehre, dem allein die Ehre gebühret, und dessen Name über alle Namen ist; sie bekennen nicht den einzigen Heiland und HErrn über Alles, Jesum Christum. Sie betrachten die Religion, ohne zu bestimmen, was sie darunter verstehen, mehr als einen Zügel der Leidenschaften, und nicht als die Gemeinschaft mit dem Vater in dem Sohne durch die Kraft des heiligen Geistes; sie ignoriren oder verschweigen das Evangelium als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Auch sie scheinen zu wähnen, der Mensch trage noch immer von Natur, das ist von Geburt, das Ebenbild Gottes an sich, und bedürfe also nur der Entwicklung, Ausbildung und Vervollkommnung; daher ist auch bei ihnen keine Rede von Bekehrung, Umwandlung und Wiedergeburt. Daher ist es wenig genug, was der ehrenwerthe Staatsbeamte bekennt, und kann einem deutschen Christenherzen nicht genügen. Aber es ist doch dankenswerth, daß sich endlich einmal auch solche Stimmen in Frankreich hören lassen, und daß Männer, wie dieser, es wagen, einem Götzen unserer Zeit das Fußgestell ein wenig zu rütteln."

„Freunde! Es ist nicht auszusprechen, welchen Schaden der Grund-Irrthum, daß der Mensch von Natur gut sei, weit und breit, namentlich auch im Schul- und Erziehungswesen, angerichtet hat. Dieser Irrthum hat das Evangelium auf den Kopf gestellt, und die ganze Heilslehre untergraben. Er hat die Versöhnung und den Versöhner unnöthig, den heiligen Geist und das ganze Werk der Bekehrung und Erneuerung über-

flüssig gemacht. Er hat den Menschen angelogen, daß er sich selbst helfen, sich selbst versöhnen, sich selbst gerecht und selig machen könne. „„Der Mensch ist sich selbst genug, spricht man; Unterricht, Erziehung und Civilisation, das ist's, was der Mensch braucht, und als Zügel Religion; das ist Alles."" Darum werden Schulen und Erziehungsanstalten so hoch, die Kirche aber, und die Heilsanstalten der Kirche so gering geschätzt. Darum erwartet man so viel von dem Schulunterrichte und den Lehrern, und so wenig oder nichts von Jesu Christo und seinem Geiste und seinem Werke in der Kirche, deren einziges und lebendiges Oberhaupt Er ist. Ist es zu verwundern, wenn der Blitz göttlicher Gerichte in dieses Philister-Götzenthum fähret, und es zu Schanden machet, damit die verblendete Welt einmal erkenne, daß ihrem tiefen, tödtlichen Schaden mit Lesen, Schreiben und Rechnen und mit Recepte-Essen nicht abgeholfen werde, sondern daß die kranke Menschheit der göttlichen Arznei bedürfe und — des göttlichen Arztes? So muß denn die Stimme eines Predigers aus der Wüste der Zuchthäuser, Kerker und Strafanstalten den Zeitgenossen zurufen: Bereitet dem HErrn den Weg." M. Bl. 1838, S. 50—54.

Jenen Grundirrthum, von welchem Rousseau in seinem „Emil" ausgegangen ist, bekämpft Zeller an einem andern Ort in folgender Weise: M. Bl. 1845, S. 74. 75, unter der Ueberschrift: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Fest stehet die große biblische Wahrheit: Alle Menschen sind unter der Sünde. (Röm. 3, 9.) Und: Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen. (Röm. 3, 23.) Ein Mensch kann nur mittheilen, was er hat, und nicht, was er nicht hat. Darum ist es ein großer weit greifender Irrthum gewesen, der im vorigen Jahrhundert, vornehmlich durch Rousseau, in die Erziehungslehre sich eingeschlichen hat, wenn man sagte: „„der Mensch ist von Natur gut und unverdorben;"" er wird nur böse und verdorben durch die Gesellschaft und durch Erziehung, oder vielmehr durch den Mangel an Erziehung, oder vielmehr durch Fehler in der Erziehung. Was will aber das Wort sagen: „„Der Mensch ist von Natur gut?"" Darüber herrschte und herrschet bei Vielen viele und große Unklarheit der Gedanken. Einige denken sich dabei: Der Mensch ist von Gott gut erschaffen. So wahr dieses nach der ursprünglichen Schöpfung ist, so wenig wollen die Worte: von Natur, dieses sagen; denn diese Worte deuten ja offenbar nicht auf die göttliche Schöpfung, sondern vielmehr auf Zeugung und Geburt, folglich auf Abstammung von Menschen,

wobei die Natur der Eltern übertragen wird auf die Kinder. Wie sollen da sündige und sterbliche Menschen unsündige und unsterbliche Kinder zeugen? Daher kann der Mensch durch seine Abstammung von sündigen und sterblichen Eltern von Natur nicht mehr gut und unverdorben sein, wie er es durch seine Schöpfung war. Der Tod ist ja durch die Sünde zu Allen durchgedrungen. Weil man nun aber bei dieser Gedanken- und Sprach-Confusion Schöpfung und Zeugung mit einander verwechselte: so führte diese Verwechslung auf einen andern Irrthum, daß man die Behauptung aufstellte, „„Es giebt keine Erbsünde!““ — Auch hier verwechselte man wieder zwei Begriffe: Sünde haben und Sünde thun. Man verwechselte die Sünde als Zustand, mit der Sünde als That, und zwar als bewußte That, und da man fand, daß ein neugeborenes Kind noch keine solche That thun könne: so fuhr man zu, und meinte, das neugeborne Kind könne auch keine Sünde haben, es könne in keinem sündigen Zustand sein, daß ist, es könne in keinem abnormen, von dem ursprünglichen Sinne und Willen Gottes abweichenden, in keiner zuständlichen, wenn auch unbewußten anomia sein, und dieß um so weniger, weil bei der Zeugung nur Blut-Mittheilung, aber keine Seelen-Mittheilung, Statt finde. Das ist Irrthum! Ach, wie viele Zustände und Anlagen sind in einem kleinen Kinde, ohne daß es etwas von denselben weiß; aber deßwegen sind sie doch in ihm! Also meinte man, könne es keine Erbsünde geben, und was man wähnte, das behauptete man, und was man behauptete, das sollte gelten, und wenn auch die Erfahrung noch so oft dagegen zeugte. Denn sündliches Verderben, meinte man, könne nicht durch Zeugung mitgetheilt werden, sondern nur durch schlechte Beispiele und schlechte Erziehung. Daher kam man auf folgenden Grundsatz: „„Bewahre dein Kind fern von aller bösen Gesellschaft und vor bösen Beispielen, und entwickle durch eine sorgfältige Erziehung alles das Gute, das von Natur in ihm liegt: so wird dein Kind gut. Denn die wahre Erziehung ist nichts anderes als naturgemäße Entwicklung.““ — Das ist wieder Irrthum! Was dünket Euch, was ein Gärtner sprechen würde, wenn man zu ihm sagen wollte: „„Bewahre ein Holzapfelstämmchen vor Raupen und Mehlthau und vor rauhen Winden, und befördre durch eine ungehemmte Entwicklung das natürliche Wachsthum, und die natürliche Lebenskraft, die in dem Holzapfelstämmchen liegt, naturgemäß nach allen Seiten, so wird ein edler Apfelbaum daraus werden.““ Was wird der Gärtner, was wird die Erfahrung dazu sagen? — Er wird sagen:

„„Herr, es wird ein kräftiger Holzapfelbaum werden, aber ein edler Apfelbaum nimmermehr; denn ein wohlbewahrtes Holzapfelbäumchen kann durch naturgemäße Entwicklung nur werden, was es von Natur ist, und wenn es zum Fruchttragen kommt, wird es — Holzäpfel tragen; denn Art lässet nicht von Art. Soll es aber ein edler Apfelbaum werden, und edle Früchte tragen, so ist sorgfältige Bewahrung und naturgemäße Entwicklung nicht hinlänglich, sondern da muß es Etwas empfangen, was es von Natur nicht hat, das ist, es muß mit edlen Zweigen gepfropfet werden.““

„Was dieser Gärtner gesagt hat, das hat die Erfahrung zu allen obigen Erziehungs-Grundsätzen gesagt, und die Emile à la Rousseau sind eben auch Aepfel geworden, die nicht weit von ihrem Stamme fielen; der Meister Rousseau aber soll seine natürlichen, das ist, unehlichen Kinder in einem Findelhause haben erziehen lassen. Ich habe nicht erfahren können, was aus ihnen geworden ist.“

In unserm Deutschland hat Dinter am meisten in dieser schädlichen Richtung gewirkt, und ein Geschlecht von Lehrern herangebildet, welches unsern göttlichen Erlöser wie einen bloßen Menschen betrachtete und Ihn den großen Volkslehrer nannte. Hiegegen spricht sich Zeller in folgender Weise aus in einem Aufsatz über das gläubige Bekenntniß der Gottheit, der Menschheit und des dreifachen Amtes Christi (M. Bl. 1834, S. 86):

„Was ist das für ein Bekenntniß, das in dem HErrn nichts anerkennt, als das Amt eines Lehrers, wie das eines Socrates, eines Confutse, oder ähnlicher Männer, während sogar Juden und Türken in ihm einen Propheten erkannten und erkennen, mächtig in Worten und Thaten, vor Gott und allem Volk? Wie flach und armselig lautet daneben das Bekenntniß Jesu aus dem Munde eines Dinterischen Schullehrers, der seine Kinder, auf die Frage: Wer ist Jesus? lehret antworten: „„Ein Volkslehrer““, oder wenn es hoch kommt, mit Augenverdrehungen noch hervorstammelt: „„Ein weiser und tugendhafter Volkslehrer.““ Oder wie jener Lehrer, der die Geschichte des Gottmenschen mit den Worten anzufangen sich nicht entblödet: „„Es war einmal ein Jude, der hieß Jesus von Nazareth.““ Solche Schullehrer sind es, die nicht nur ihre eigene Verdorbenheit und Unwissenheit an den Pranger stellen, sondern auch das Gericht Gottes herbeiziehen, das schon über so viele Schulen gekommen ist, und das die Schullehrer, indem es ihnen den biblischen und christlichen Unterricht der Kinder entzieht, zu bloßen Lese-, Schreib- und Rechenmeistern herabsetzt, womit auch viele ganz wohl zufrieden sind.“

Die ersten Jahresberichte Zeller's sind besonders ausgezeichnet durch kraftvolle Zeugnisse gegen jene schrecklichen Verirrungen. So sagt er in dem Berichte von 1825, S. 20: „Man wird finden, daß die wahre Erziehungslehre nichts anders ist, als das ewige Evangelium, das große Wort von der Versöhnung, die durch Jesum Christum geschehen ist, und die wahre Erziehungskunst nichts anders, als das Leben Jesu Christi, das in dem Herzen eines menschlichen Erziehers eine Gestalt gewinnt, und von solchem Herzen erleuchtend, erwärmend und segnend ausströmt auf die armen Kinder, und sie nach und nach sammt ihm verklärt in das göttliche Bild des Menschensohnes. Alle Bildung wird man dann nur nach diesem Bilde beurtheilen. Da wird ein solcher Erzieher finden, daß er selbst noch von Gott erzogen werden muß; da wird er demüthig werden, und sich mit seinen Kindlein, als mit jüngeren Geschwistern erziehen lassen zu Kindern Eines Vaters; da werden ihm die Augen aufgehen über das tiefe Verderben des menschlichen Herzens. Er wird an aller ungeheiligten Weisheit einen Ekel bekommen, da wird er verzagen an der sogenannten Riesenkraft der eigenen sündigen Adamsnatur; da wird er — beten lernen. Und er wird sich in ernstlichem Gebet, das den Himmel durchdringt, an den mächtigen Heiland wenden, welchem übergeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, eine Gewalt, die er immer mehr kennen und erfahren lernt, und Ihn bitten, daß Er brechen wolle die Stricke der Verführung und die Ketten des Jammers, damit seine armen Kinder gebunden sind, und er mit ihnen, und über ihn und sie ergieße den werthen kindlichen Geist, der sie lehret rufen: Abba, lieber Vater. Steht er aber irgendwo an, zweifelt er, und wünscht er guten Bescheid, so wird er aufschlagen das große Erziehungslehrbuch der Menschheit, die liebe Bibel, und aus dieser heiligen Quelle Geist, Rath und Einsicht schöpfen, wie Gott die Menschen erzieht und erziehen will. Also bekommt die Erziehung ihren einzig wahren Grund, und dieser Grund, den so viele Erziehungsbaumeister verworfen haben, wird zum Eckstein werden."

Abermals im Jahresbericht von 1826, S. 19, sagt er: „Wenn ein Lehrer einmal aus der Bibel durch den heiligen Geist überzeugt worden ist von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht, so ist es ihm nicht mehr möglich, zu glauben, daß die Erziehung etwas sei, das sich aus der Menschen- und Kindernatur heraus entwickeln müsse und nur einer menschlichen Nachhülfe bedürfe. Er siehet vielmehr ein,

daß die Erziehung etwas ist, das von der göttlich-menschlichen Natur Jesu Christi ausgeht, welche, nachdem sie durch Prüfungen aller Art im reinsten Gehorsam bewährt, durch Leiden des Todes vollendet, durch Auferstehung und Himmelerhebung mittheilbar geworden, sich nun auch wirklich seit dem ersten Pfingsttage uns mitzutheilen angefangen hat, und sich immer weiter mittheilen wird. — Auch kann man unmöglich verkennen oder leugnen den Einfluß des Teufels auf eine verdorbene, entzweite, alleinstehende Menschennatur, auf jedes Kind, das nicht festhält das Seil der Gnade, welches Jesus vom Himmel zu uns herabläßt. Unbeschreiblich wichtig erscheint dann die Gnade und die Kraft der Taufe, die Gnade und Kraft des Gebetes und der Fürbitte. Ganz anders lernt man dann das heilige Abendmahl ansehen, als vorher. Alle Gnadenmittel erscheinen in einem neuen Lichte, besonders aber das Wort Gottes, und werden auch immer mehr aus Erfahrung liebgewonnen."

Was von der Erziehung gesagt ist, das gilt auch von der Gesittung oder Civilisation. Die Vorstellung, als ließe sich eine Civilisation ohne Christenthum erzielen, oder nach Wegwerfung des Christenthums festhalten, gehört zu den Wahngebilden, welche gegenwärtig eine kaum erklärliche Herrschaft in der öffentlichen Meinung gewonnen haben. Zeller bemüht sich, auch diesen Irrthum zu widerlegen, und versucht, die Sache auf die allereinfachste und verständlichste Form zurückzuführen, indem er sie in folgende Fragen und Antworten zusammenfaßt. M. Bl. 1834, S. 16.

„Fr. Ist es denn so etwas Großes um die Civilisation? — Antw. Sie ist in mancher Menschen Augen das Höchste. — Fr. Wissen auch alle, die von Civilisation sprechen, was sie sagen und setzen? — Antw. Ich glaube nicht. Es ist ein undeutsches Wort, und aus der Fremde zu uns gekommen, wie gewisse andere. — Fr. Sind die Chinesen nicht auch civilisirt? — Antw. Sehr civilisirt; aber sie setzen ihre Kinder aus, und beten die Götzen an. — Fr. Sind die Franzosen nicht auch civilisirt? — Antw. Höchst civilisirt; aber sie haben ihren König hingerichtet, und wollen keinen König haben von Gottes Gnaden. — Fr. Kann die Civilisation nicht vom Untergang und Verderben erretten? — Antw. Nein! Denn die Civilisation hat weder die Griechen, noch die Römer vom Untergang und Verderben errettet. — Fr. Kann die Civilisation kranke Staaten nicht erretten? — Antw. Nein! — Fr. Was denn? — Antw. Was auch den Einzelnen rettet, — Rückkehr zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten." —

Die ersten Jahresberichte Zeller's sind besonders ausgezeichnet durch kraftvolle Zeugnisse gegen jene schrecklichen Verirrungen. So sagt er in dem Berichte von 1825, S. 20: „Man wird finden, daß die wahre Erziehungslehre nichts anders ist, als das ewige Evangelium, das große Wort von der Versöhnung, die durch Jesum Christum geschehen ist, und die wahre Erziehungskunst nichts anders, als das Leben Jesu Christi, das in dem Herzen eines menschlichen Erziehers eine Gestalt gewinnt, und von solchem Herzen erleuchtend, erwärmend und segnend ausströmt auf die armen Kinder, und sie nach und nach sammt ihm verklärt in das göttliche Bild des Menschensohnes. Alle Bildung wird man dann nur nach diesem Bilde beurtheilen. Da wird ein solcher Erzieher finden, daß er selbst noch von Gott erzogen werden muß; da wird er demüthig werden, und sich mit seinen Kindlein, als mit jüngeren Geschwistern erziehen lassen zu Kindern Eines Vaters; da werden ihm die Augen aufgehen über das tiefe Verderben des menschlichen Herzens. Er wird an aller ungeheiligten Weisheit einen Ekel bekommen, da wird er verzagen an der sogenannten Riesenkraft der eigenen sündigen Adamsnatur; da wird er — beten lernen. Und er wird sich in ernstlichem Gebet, das den Himmel durchdringt, an den mächtigen Heiland wenden, welchem übergeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, eine Gewalt, die er immer mehr kennen und erfahren lernt, und Ihn bitten, daß Er brechen wolle die Stricke der Verführung und die Ketten des Jammers, damit seine armen Kinder gebunden sind, und er mit ihnen, und über ihn und sie ergieße den werthen kindlichen Geist, der sie lehret rufen: Abba, lieber Vater. Steht er aber irgendwo an, zweifelt er, und wünscht er guten Bescheid, so wird er aufschlagen das große Erziehungslehrbuch der Menschheit, die liebe Bibel, und aus dieser heiligen Quelle Geist, Rath und Einsicht schöpfen, wie Gott die Menschen erzieht und erziehen will. Also bekommt die Erziehung ihren einzig wahren Grund, und dieser Grund, den so viele Erziehungsbaumeister verworfen haben, wird zum Eckstein werden."

Abermals im Jahresbericht von 1826, S. 19, sagt er: „Wenn ein Lehrer einmal aus der Bibel durch den heiligen Geist überzeugt worden ist von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht, so ist es ihm nicht mehr möglich, zu glauben, daß die Erziehung etwas sei, das sich aus der Menschen- und Kindernatur heraus entwickeln müsse und nur einer menschlichen Nachhülfe bedürfe. Er siehet vielmehr ein,

daß die Erziehung etwas ist, das von der göttlich-menschlichen Natur Jesu Christi ausgeht, welche, nachdem sie durch Prüfungen aller Art im reinsten Gehorsam bewährt, durch Leiden des Todes vollendet, durch Auferstehung und Himmelerhebung mittheilbar geworden, sich nun auch wirklich seit dem ersten Pfingsttage uns mitzutheilen angefangen hat, und sich immer weiter mittheilen wird. — Auch kann man unmöglich verkennen oder leugnen den Einfluß des Teufels auf eine verdorbene, entzweite, alleinstehende Menschennatur, auf jedes Kind, das nicht festhält das Seil der Gnade, welches Jesus vom Himmel zu uns herabläßt. Unbeschreiblich wichtig erscheint dann die Gnade und die Kraft der Taufe, die Gnade und Kraft des Gebetes und der Fürbitte. Ganz anders lernt man dann das heilige Abendmahl ansehen, als vorher. Alle Gnadenmittel erscheinen in einem neuen Lichte, besonders aber das Wort Gottes, und werden auch immer mehr aus Erfahrung liebgewonnen."

Was von der Erziehung gesagt ist, das gilt auch von der Gesittung oder Civilisation. Die Vorstellung, als ließe sich eine Civilisation ohne Christenthum erzielen, oder nach Wegwerfung des Christenthums festhalten, gehört zu den Wahngebilden, welche gegenwärtig eine kaum erklärliche Herrschaft in der öffentlichen Meinung gewonnen haben. Zeller bemüht sich, auch diesen Irrthum zu widerlegen, und versucht, die Sache auf die allereinfachste und verständlichste Form zurückzuführen, indem er sie in folgende Fragen und Antworten zusammenfaßt. M. Bl. 1834, S. 16.

„Fr. Ist es denn so etwas Großes um die Civilisation? — Antw. Sie ist in mancher Menschen Augen das Höchste. — Fr. Wissen auch alle, die von Civilisation sprechen, was sie sagen und setzen? — Antw. Ich glaube nicht. Es ist ein undeutsches Wort, und aus der Fremde zu uns gekommen, wie gewisse andere. — Fr. Sind die Chinesen nicht auch civilisirt? — Antw. Sehr civilisirt; aber sie setzen ihre Kinder aus, und beten die Götzen an. — Fr. Sind die Franzosen nicht auch civilisirt? — Antw. Höchst civilisirt; aber sie haben ihren König hingerichtet, und wollen keinen König haben von Gottes Gnaden. — Fr. Kann die Civilisation nicht vom Untergang und Verderben erretten? — Antw. Nein! Denn die Civilisation hat weder die Griechen, noch die Römer vom Untergang und Verderben errettet. — Fr. Kann die Civilisation kranke Staaten nicht erretten? — Antw. Nein! — Fr. Was denn? — Antw. Was auch den Einzelnen rettet, — Rückkehr zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten." —

Die wahre Erziehung mit gesegnetem Erfolg ist nicht ein Menschenwerk und läßt sich nicht durch irgend eine Methode, die man auswendig lernen und nachmachen kann, erzielen. Christus ist der Erzieher. Die wahre Erziehung ist Sein Werk, und wir können dabei nur als Seine Diener und Werkzeuge in Betracht kommen.

„Nur ein einziges Jahr," sagt Zeller, „braucht man in einer so zahlreichen Haushaltung mit offenen Augen zu leben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die wahre Erziehung nichts anderes ist, als Menschenrettung, und daß sie folglich nur ein Werk Gottes und kein Menschenwerk, kein Ergebniß menschlicher Kunst, Kraft und Geschicklichkeit sein kann. Kann man diese große Wahrheit nicht erkennen an den Kindern, die noch im Hause sind, so kann man sie bald genug lernen an denjenigen, die hinausgestreut sind auf den Acker der Welt. Was von uns Menschen ausgeht und an den Kindern geschieht, ist nicht die wahre Erziehung, ist höchstens nur Pflanzen, Begießen, Pflegen. Die Hauptsache, das Leben und das Gedeihen kommt nicht von uns, sondern das wird nach dem Wohlgefallen Gottes von oben gegeben. Ein wahrhaft erzogener Mensch ist ein geheilter, geretteter und erlöster Mensch, der das ewige Leben hat. Wie kann also die Ehre einer solchen Erziehung einem Menschen oder einer menschlichen Anstalt gebühren? Man muß es ja einsehen, daß ein solches Gotteswerk zwar durch Menschenherzen, Menschenworte und Menschenhände geschieht, daß es aber gegen so viel ungeheure, sichtbare und unsichtbare Widerstände sich durchkämpfen, vermittelst so vieler, ja unzähliger Eindrücke, bewußter und unbewußter Einwirkungen sich durchringen, auf so vielen von aller Menschenmacht und Menschenweisheit unabhängigen Wegen durchgebracht, durch so viele sogenannte Zufälle, das ist Lenkungen, Fügungen und Führungen der göttlichen Vorsehung, von dem allerhöchsten Geiste der Geister hindurch geleitet, und an der unergründlichsten und verdorbensten aller Creaturen, an dem Menschenherzen siegreich zu Stande gebracht werden muß, daß es unbegreiflich ist, wie man Menschen zuschreiben darf, was nur Gott möglich ist, was nur Er thun kann. Ein solches zu Stande gebrachtes Menschenrettungs-, das ist Erziehungswerk, ist ein Product so unzähliger Factoren, daß nur der Allwissende sie zu übersehen, dasselbe nach den Gesetzen der freien Gnade hinauszuführen vermag. Ein einziger also geretteter Mensch, der das ewige Leben hat, und den Willen Gottes thut, ist deßwegen mehr werth, als die ganze Welt, welche mit aller ihrer Lust vergeht. O Freunde!

Hätte ich in meinem ganzen Leben nur einen einzigen Menschen also erzogen, so stände ich heute nicht vor euch als ein armer gebeugter Mann, sondern als ein Fürst Gottes. Ja, ich wollte glauben, mehr zu sein, als kein Kaiser und kein König, wollte mit aller ihrer Macht nicht tauschen, und nicht mit Schanden bestehen, sondern den Ehrenstreit gewinnen vor aller Welt. Aber so ist es nun nicht. Jesus Christus ist der Menschenretter allein. Er allein ist der Hirte und Bischof unserer Seelen. Von Ihm allein kommt die wahre Erziehung. Er allein gibt das wahre Leben. Sein Geist ist der Geist des Lebens. Wie kommt es nun, daß ein Götzendienst getrieben wird mit so vielen mehr oder minder berühmten menschlichen Erziehern, Erziehungsmethoden und Erziehungsanstalten? — So lange nicht auch in der Erziehung Gott dem Heiland allein die Ehre gegeben wird, laut und still, mit Wort und That, kommt unser Erziehungswesen auf keinen grünen Zweig, sondern die Gerichte Gottes müssen noch ferner ergehen, bis alle falschen Erziehungsgötzen ohne Kopf und Hände im Staube liegen vor der Bundeslade des ewigen Testaments." M. Bl. 1829, S. 58—60.

In Uebereinstimmung hiemit legte Zeller, da er sich schon an der Schwelle des Greisenalters befand, im Jahresbericht 1838 folgendes schöne Bekenntniß ab (M. Bl. 1838, S. 61):

„Als ich noch jünger war, und den HErrn und seinen Namen noch nicht im Glauben erkannte, und sein Erlösungswerk nicht verstand: da meinte ich im Ernste, ich erzöge und hätte erzogen, die mir zur Erziehung übergeben waren. Die Menschen aber waren nicht meiner Meinung, und schrieben die Erziehung meiner Zöglinge nicht mir, sondern Andern zu. Seitdem ich aber älter, und, Gott Lob! an den HErrn und sein Erlösungswerk, und also auch an die wahre Erziehung, die von Ihm ausgeht, glaubig geworden bin, weiß ich nun, daß ich nicht erziehen kann, noch erzogen habe, sondern nur, wenn es recht gut geht, Erziehungs-Handlanger bin. Die Menschen sind aber jetzt wieder nicht meiner Meinung, und nicht meiner gewissesten Ueberzeugung zugethan, sondern meinen und sagen, ich hätte schon einige hundert Kinder und Zöglinge erzogen. Darum bitte ich, liebe Freunde! Ihr wollet jetzt mir und nicht diesen Menschen glauben. Denn darüber, was ein Mensch bei der Erziehung eines Menschen zu thun vermag, kann man nicht bescheiden genug denken."

Als Ergebniß aus diesem Allem geht hervor, daß die Erziehung zu-

gleich eine sehr schwere und eine sehr einfache Sache ist, wie dies Zeller in folgenden Worten ausdrückt: M. Bl. 1836, S. 1.

„Wie schwer ist es, allgemeine Vorschriften zu geben, wo die Kinder und also auch die Fälle so sehr verschieden sind! Wie wenig lernt man aus Vorschriften, aus Erfahrungen Anderer erziehen, und wie viel, wenn man sich in jedem besondern Falle, in jeder einzelnen Verlegenheit, in jeder vorkommenden Noth an den HErrn selbst wendet! Wie ist das Geschäft einer christlichen Erziehung so einfach, und wie verwickelt machen wir es durch unser vieles Geschreibsel davon! Wie leicht ginge es von Statten, wenn wir Erzieher uns immer von dem Worte und Geiste Gottes leiten ließen, und wie schwer wird es, wenn man es nur aus menschlichen Büchern lernen will!"

So viel über das Wesen der christlichen Erziehung. Fragen wir nun nach ihrem Zweck und Ziel, so unterscheidet Zeller ein vierfaches: Erziehung zur Gottesfurcht, — zum Gehorsam gegen Gott — zur Liebe Gottes, — zum Gottesdienst. Diese Eintheilung hält er bei seiner dreimaligen Bearbeitung des Gegenstandes fest. Lehren der Erfahrung III. S. 70—96. Von der wahren Erziehung M. Bl. 1845, S. 87 ff. 1846, S. 25 ff. Ueber Kleinkinderpflege §§ 64—97. M. Bl. 1840, S. 85 ff. 1841, S. 9 ff.

Die Furcht des HErrn ist der Weisheit Anfang. Sie ist die Wirkung einer lebendigen Anschauung und Erkenntniß des HErrn, die Gefährtin des Herzensglaubens an Ihn und Seinen Namen, der lebendige Eindruck von Seiner Nähe und Gegenwart. Sie kann und soll in die Herzen gepflanzt werden. „Um die Kinder zur Gottesfurcht zu erziehen, erzähle ihnen frühe von Jesu. Denn Er ist der HErr und der HErr ist Gott, und außer Ihm ist kein anderer. Du mußt aber an den HErrn glauben, und Ihn lieb haben, wenn du den Unmündigen von Ihm erzählest, sonst werden deine Erzählungen gar so matt, unkräftig und todt. Theile deinen Kindern deine und anderer Menschen Erfahrungen mit von der Allwissenheit Gottes, wie Er an's Licht bringt was verborgen ist, es sei gut oder böse; ferner Erfahrungen von Seiner allwissenden Vorsehung und heiligen Leitung der Menschenschicksale; von Seiner strafenden und belohnenden Gerechtigkeit, von Seiner wunderbaren Hülfe in der Noth, von Seinem merkwürdigen Beistand in Versuchungen und Gefahren; von Seiner Erhörung des Gebets." (Zeller empfiehlt hier das Buch: Vorsehung und Menschenschicksale. Darstellung geschichtlicher Thatsachen, von dem Herausgeber der Beispiele des Guten. Stuttgart,

bei Steinkopf 1824.) „Erinnere die Kinder, so oft du es mit lebendigem Gefühl thun kannst, an den alles sehenden, nahen Gott und Seine unsichtbaren Diener. Benütze dazu Anlässe, die einen tiefen Eindruck auf die Kinder machen. Versetze sie öfter in die Nähe des HErrn. Dies kann geschehen, wenn sie dabei sein dürfen, wo der HErr mit großem Ernst angerufen, angebetet und gelobet wird. Da ergreift oft ein heiliges Gefühl der Gegenwart des HErrn den Betenden und theilt sich auch den anwesenden Kindern mit. Wandle du aber auch selbst in der Gegenwart Gottes und fahre fort mit der Heiligung." L. d. E. III, S. 71—74.

Das andere Ziel der Erziehung ist der Gehorsam gegen Gott. „Ohne diesen kann kein Mensch selig werden. Wie wir Alle durch Ungehorsam gefallen sind, so sollen wir auch durch Gehorsam wieder aufgerichtet werden. Man bemerkt daher mit Verwunderung die weisen Anstalten Gottes, womit Er ein so ungehorsames Geschlecht, wie dasjenige ist, welches die kleine Kugel bewohnt, die man Erde nennet, von Kleinem auf zum Gehorsam gewöhnen will. In der häuslichen Gesellschaft unter der Zucht der Aeltern, in der Schule unter der Zucht der Lehrer, in der Werkstatt unter der Zucht der Meister, in der kirchlichen Gesellschaft unter der Zucht der Kirchenvorstände, in der bürgerlichen Gesellschaft unter der Zucht der Obrigkeit, in der ganzen Erdenzeit unter der Zucht der Zeitereignisse, tritt das Kind, der Knabe, der Jüngling, der Mann aus einer Anstalt in die andere, um Gehorsam zu lernen."

„Es ist etwas Feindseliges in uns, das als die Wurzel alles Ungehorsams gebrochen werden muß. Es ist die fleischliche Gesinnung, oder die Selbstsucht. Gegen dieses feindliche, sündliche und zerstörende Unwesen hat die ewige Liebe, im schönsten Einverständniß mit der ewigen Gerechtigkeit, ein freundliches, heiliges und rettendes Mittel gefunden: die heilsame Gnade. Sie ist der heilige Einfluß des Erlösers auf die Menschen, wodurch Er allem feindseligen, ungöttlichen Wesen entgegenarbeitet, und das Böse mit Gutem überwindet. Ohne diesen überschwänglichen Gnadeneinfluß des Erlösers, welcher nichts Anderes ist, als die von Jesu eröffnete Einwirkung des heiligen Geistes, wäre kein wahrer Gehorsam möglich." Ebend. S. 74—77.

Es giebt eine gesetzliche und eine evangelische Erziehung zum Gehorsam. Kinder, in denen schon ein Glaubensfünklein angezündet ist, die einen Liebeseindruck von dem HErrn und eine Ehrfurcht vor Ihm in's Herz bekommen haben, müssen auf evangelische Art zum Gehorsam an-

geleitet werden. Dies gilt von getauften Kindern; schon frühzeitig soll bei ihnen diese Behandlung beginnen. „Denn," so lehrt Zeller, „die Taufe, welche sie empfangen haben, unterscheidet sie von Heidenkindern. Als der HErr über jene Kindlein die großen Worte aussprach: Solcher ist das Reich Gottes, da erfuhren jene glücklichen Kleinen von dem HErrn selbst eine evangelische Behandlung, indem er sie herzete, die Hände auf sie legte, und sie segnete. Diese Behandlung besteht in Lehre, Ermahnung, Aufmunterung, Bitten, aber auch in Bestrafungen und Drohungen, doch mit aller Geduld und Lehre, und ist der Behandlung erwachsener Menschen, die an das Evangelium gläubig, und ihm gehorsam geworden sind, ähnlich. Man mache die Kinder aufmerksam auf die innere Stimme und Triebe des heiligen Geistes. Man lehre sie, dieselben unterscheiden von den Stimmen und Antrieben des Fleisches und des Satans, den ersteren zu folgen, den letzteren zu widerstehen, und sie zu überwinden." M. Bl. 1846, S. 30.

Aber der Armenerzieher muß in der Regel Kinder übernehmen, die schon verwildert und verhärtet sind, und bei denen eine mehr gesetzliche Anleitung zum Gehorsam nicht umgangen werden kann. Von diesen Fällen sagt Zeller: „Solche Kinder gleichen jenem Israel, von welchem der HErr sagt, daß es seinen Bund nicht gehalten, und Er es habe zwingen müssen. Ein solcher gesetzlich erzwungener Gehorsam ist freilich nicht der wahre, aber er ist doch besser als gar keiner, besser als Ungebundenheit und Ausgelassenheit. Das von außen bewirkte Brechen des Eigensinnes und des bösen Willens ist immer ein Gewinn und eine heilsame Vorübung zum wahren Gehorsam. Sie werden doch gehindert, Böses zu thun. Sie lernen nach und nach einsehen, daß der Ungehorsam schmerzliche Folgen nach sich zieht. Sie müssen zuerst lernen, ihren Eltern und Vorgesetzten zu gehorchen, die sie sehen, ehe sie Gott gehorchen lernen, den sie nicht sehen. So werden sie inne, daß in ihnen, das ist in ihrem Fleische nichts Gutes wohnt. Sie lernen wünschen, ein besseres Herz zu bekommen. Darum ist eine strenge, aber vernünftige Zucht für die Bildung der Kinder zum Gehorsam besser als eine schlaffe und vernünftelnde, bei welcher man den Kindern den Eigensinn und Eigenwillen groß zieht, und unter einer scheinbaren Liebe sie verhätschelt. Ihr Eigenwille, Trotz und Starrsinn muß an dem festen Willen ihrer Eltern und Erzieher gebrochen werden."

Doch dürfen wir die hier aufgestellte Unterscheidung nicht so verstehen, als sollte bei noch unbekehrten Kindern eine ausschließlich gesetzliche Be-

handlung eintreten. Dies lag nicht in Zeller's Absicht. Auch unempfängliche und widerstrebende Kinder müssen daran erinnert werden, daß der Heiland in der heiligen Taufe sie gesegnet hat. Dadurch sollen ihre Herzen zu kindlicher Reue und zur Umkehr zu Ihm bewogen werden.

Die Erziehung zum Gehorsam muß früh beginnen. „Ja sie ist am meisten nöthig in den ersten sieben Jahren des kindlichen Alters. Wo man es aber in dieser frühen Jugendzeit versäumt, da wird man es später mit viel größerer Mühe und Schwierigkeit nachholen müssen."

„Vornehmlich wichtig ist die Uebung im Entbehren und Entsagen manches sinnlichen Vergnügens und mancher leiblichen Bequemlichkeit; wonach die fleischlich gesinnte Jugend so lüstern und leidenschaftlich strebt, und wozu die Affenliebe und eine falsch verstandene Kinderfreundlichkeit so vieler Eltern und Lehrer der Jugend nur zu gern Thüren und Thore aufthun. Ohne Fertigkeit und Freudigkeit in mancherlei Entbehrungen und Entsagungen werden die Kinder auch als Männer und Weiber noch das Vergnügen der Pflicht vorziehen, ihre künftigen Aemter nicht treulich ausrichten, und weder treu im Kleinen werden, noch es bleiben. Freiwillige Selbstverläugnung, Entbehrung und Entsagung ist die Seele alles wahren Gehorsams, dessen vollendetes und herrliches Muster der Gehorsam des Menschensohnes ist. Man erleichtere aber auch den Kindern solche Uebungen durch freundliche Vorstellungen, durch Liebe und durch eigenes Beispiel." Lehren der Erfahrung III., S. 78—84.

Ueber die Erziehung zur Liebe Gottes sagt Zeller: „Durch die Offenbarung Gottes in Christo ist die Liebe in Person erschienen und Gott sichtbar und anschaulich geworden. Dadurch ist es möglich geworden, Gott persönlich zu lieben, denn der Vater kann im Sohne, Gott kann in Christo geliebt werden. Diese Liebe zu Jesu Christo, dessen Herz und Gemüth sich im Evangelium so liebreizend offenbart, und am eindringlichsten und zärtlichsten am Kreuze zu uns spricht, ist das Wesen des Christenthums und der unterscheidende Zug, woran alle Christen zu erkennen sind. Obgleich diese Liebe eine Gabe Gottes, etwas von Seinem heiligen Geiste Gewirktes ist, so können und sollen doch auch Menschen als Werkzeuge dieses Geistes und als Träger desselben andere Menschen und besonders Kinder zu solcher Liebe erziehen." A. a. O., S. 85. 86.

Ueber das Verhältniß zwischen Gehorsam und Liebe hat Zeller sehr schön gesagt: „Die Liebe wirkt auf den Gehorsam, und der Gehorsam hinwieder auf die Liebe, und Eines fördert das Andere. Denn obgleich der

wahre Gehorsam aus der Liebe kommt, so kann man dennoch auch sagen, daß der wahre Gehorsam zur Liebe leite und Liebe wirke. Denn auf dem Wege des Gehorsams gegen Gott, da sich ein Mensch von den Antrieben des heiligen Geistes leiten läßt, macht der Mensch solche Erfahrungen von der Weisheit, Liebe, Güte und Treue Gottes, seines unsichtbaren Führers und HErrn, da empfängt Herz, Seele und Gemüth solche Lebenseindrücke von dem Herzen und der wohlwollenden Gesinnung Gottes gegen den Menschen, der Ihm folgt, daß er Gott gerade auf dem Wege des Gehorsams am besten kennen, verehren und lieben lernt." Von der wahren Erziehung. M. Bl. 1846, S. 65.

Wenn nun Zeller viertens den Gottesdienst als Ziel der christlichen Erziehung bezeichnet, so hat er das Wort in dem ganz besonderen Sinne genommen, wie es bei St. Jacobus 1, 27 vorkommt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten." Hier ist also von Uebung der Barmherzigkeit und von Meidung der Weltlust die Rede.

„Menschen sind es, in welchen Gott wohnen, und die Er zu Tempeln Seines heiligen Geistes machen will. An Menschen kann man Gott dienen; da kann ein wahrer Tempeldienst stattfinden. An Leuten und Gelegenheiten dazu fehlt es nirgends; dafür hat Gott gesorgt." So sollen denn Kinder zur Uebung der Nächstenliebe angeleitet werden.

„Gottesdienst ist jede Selbstverläugnung aus Liebe, jedes geduldige Kreuztragen, jede Berufstreue im Kleinen und Anvertrauten aus Liebe zu Gott und den Menschen."

Was bedeutet: sich von der Welt unbefleckt erhalten? „Hiezu gehört, daß man sich im Denken, Urtheilen und Reden nicht nach dem wechselnden Mond der öffentlichen Zeitmeinung, des herrschenden Zeitgeistes, und der Mode des Tages richte, sondern nach der Sonne des Wortes und Geistes Gottes; daß man Christus sich einzig zum Muster nehme, und sich von Seiner Nachfolge weder durch Lockungen und Drohungen, weder durch Spott und Verfolgung abhalten lasse." Unsere Kinder müssen in Stille und in Zurückgezogenheit von den Taumelplätzen der Welt auferzogen werden. „Die große und feine Welt ist ebenso sehr Welt, als die kleine und rohe. Der Weltsinn der großen Städte ist der nämliche als der Weltsinn der Städtchen und Dörfer, nur die Gestalten und Aeußerungen sind verschieden. Tanzböden, Spielhäuser, Schauspielhäuser,

und wie die Lustplätze, Götzenhaine und Tempel des groben und feinen Heidenthums alle heißen mögen, sind keine Oerter, an welchen die Kinder gedeihen. Zurückgezogenheit davon gehört also zur rechten Kindererziehung, und sie ist um so nöthiger, je mehr der Weltsinn geneigt ist, sein Glück, sein Vergnügen und seine Freude außer dem Hause zu suchen. Denn dies Jagen nach außerhäuslicher Lust ist, wenn es herrschend wird, nicht nur ein Zeichen, sondern auch eine Quelle häuslichen Elends. Je besuchter die Wirths-, Tanz-, Schenk- und Schauspielhäuser sind, desto öder, freudenleerer und erbärmlicher werden die Wohn- und Kinderstuben, das häusliche Leben verfällt, und die Kinderzucht wird vernachlässigter als die Viehzucht."

„Die Eingezogenheit und die häusliche Stille ist ganz besonders für das heranwachsende weibliche Geschlecht nöthig, dessen eigentliche Bestimmung das häusliche Leben ist, und in dessen Hände Gott die erste Erziehung gelegt hat. Je erfinderischer daher der Weltgeist an vervielfachten außerhäuslichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten wird, desto erfinderischer werde der christliche Erzieher an häuslichen Segnungen und Freuden, desto thätiger arbeite der Lehrer darauf hin, das häusliche Leben den Kindern lieb zu machen, so wird ihnen, je mehr sie christlichen Haussegen genießen, die Weltlust zum Eckel werden." L. d. E. III., S. 106—108.

Was die Mittel der christlichen Erziehung betrifft, soll hier nur das hervorgehoben werden, was Zeller über die Strafe und über die Fürbitte sagt.

„Gott hat mit dem Bösen das Unangenehme verknüpft, und läßt es uns empfinden, wenn wir von Seiner großen heiligen Hausordnung abweichen und Seine Wege verlassen. Er thut es, um unsern Leichtsinn auf das Böse aufmerksam zu machen, und unsern Starrsinn zum Guten hin und vom Bösen abzulenken, ohne unsern Willen zu zwingen. Trifft das Peinliche unsern Leib, so ist die Bestrafung körperlich, trifft es unsern innern Menschen, so ist die Bestrafung geistig. Beides thut Gott als Menschenerzieher, als Vater, HErr und König. Wer nun als Werkzeug Gottes an dem Werke der Menschenerziehung angestellt ist, der hat genau auf die Strafmethode des göttlichen Erziehers zu achten, und Seine Vorschriften zu befolgen. Die Mode, die herrschende Meinung der Zeit darf ihn hiebei nicht leiten. Wie die Menschen in ihrer Unwissenheit und Verblendung die Strafe Gottes überhaupt, und Seine körperlichen Züchtigungen insonderheit leugnen, so wollen sie auch in der Erziehung der Kinder alle körperlichen Strafen abgeschafft haben und verfehlen sich hierin

wahre Gehorsam aus der Liebe kommt, so kann man dennoch auch sagen, daß der wahre Gehorsam zur Liebe leite und Liebe wirke. Denn auf dem Wege des Gehorsams gegen Gott, da sich ein Mensch von den Antrieben des heiligen Geistes leiten läßt, macht der Mensch solche Erfahrungen von der Weisheit, Liebe, Güte und Treue Gottes, seines unsichtbaren Führers und HErrn, da empfängt Herz, Seele und Gemüth solche Lebenseindrücke von dem Herzen und der wohlwollenden Gesinnung Gottes gegen den Menschen, der Ihm folgt, daß er Gott gerade auf dem Wege des Gehorsams am besten kennen, verehren und lieben lernt.“ Von der wahren Erziehung. M. Bl. 1846, S. 65.

Wenn nun Zeller viertens den Gottesdienst als Ziel der christlichen Erziehung bezeichnet, so hat er das Wort in dem ganz besonderen Sinne genommen, wie es bei St. Jacobus 1, 27 vorkommt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten.“ Hier ist also von Uebung der Barmherzigkeit und von Meidung der Weltlust die Rede.

„Menschen sind es, in welchen Gott wohnen, und die Er zu Tempeln Seines heiligen Geistes machen will. An Menschen kann man Gott dienen; da kann ein wahrer Tempeldienst stattfinden. An Leuten und Gelegenheiten dazu fehlt es nirgends; dafür hat Gott gesorgt.“ So sollen denn Kinder zur Uebung der Nächstenliebe angeleitet werden.

„Gottesdienst ist jede Selbstverläugnung aus Liebe, jedes geduldige Kreuztragen, jede Berufstreue im Kleinen und Anvertrauten aus Liebe zu Gott und den Menschen.“

Was bedeutet: sich von der Welt unbefleckt erhalten? „Hiezu gehört, daß man sich im Denken, Urtheilen und Reden nicht nach dem wechselnden Mond der öffentlichen Zeitmeinung, des herrschenden Zeitgeistes, und der Mode des Tages richte, sondern nach der Sonne des Wortes und Geistes Gottes; daß man Christus sich einzig zum Muster nehme, und sich von Seiner Nachfolge weder durch Lockungen und Drohungen, weder durch Spott und Verfolgung abhalten lasse.“ Unsere Kinder müssen in Stille und in Zurückgezogenheit von den Taumelplätzen der Welt auferzogen werden. „Die große und feine Welt ist ebenso sehr Welt, als die kleine und rohe. Der Weltsinn der großen Städte ist der nämliche als der Weltsinn der Städtchen und Dörfer, nur die Gestalten und Aeußerungen sind verschieden. Tanzböden, Spielhäuser, Schauspielhäuser,

und wie die Lustplätze, Götzenhaine und Tempel des groben und feinen Heidenthums alle heißen mögen, sind keine Oerter, an welchen die Kinder gedeihen. Zurückgezogenheit davon gehört also zur rechten Kindererziehung, und sie ist um so nöthiger, je mehr der Weltsinn geneigt ist, sein Glück, sein Vergnügen und seine Freude außer dem Hause zu suchen. Denn dies Jagen nach außerhäuslicher Lust ist, wenn es herrschend wird, nicht nur ein Zeichen, sondern auch eine Quelle häuslichen Elends. Je besuchter die Wirths-, Tanz-, Schenk- und Schauspielhäuser sind, desto öder, freudenleerer und erbärmlicher werden die Wohn- und Kinderstuben, das häusliche Leben verfällt, und die Kinderzucht wird vernachlässigter als die Viehzucht."

„Die Eingezogenheit und die häusliche Stille ist ganz besonders für das heranwachsende weibliche Geschlecht nöthig, dessen eigentliche Bestimmung das häusliche Leben ist, und in dessen Hände Gott die erste Erziehung gelegt hat. Je erfinderischer daher der Weltgeist an vervielfachten außerhäuslichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten wird, desto erfinderischer werde der christliche Erzieher an häuslichen Segnungen und Freuden, desto thätiger arbeite der Lehrer darauf hin, das häusliche Leben den Kindern lieb zu machen, so wird ihnen, je mehr sie christlichen Haussegen genießen, die Weltlust zum Eckel werden." L. d. E. III., S. 106—108.

Was die Mittel der christlichen Erziehung betrifft, soll hier nur das hervorgehoben werden, was Zeller über die Strafe und über die Fürbitte sagt.

„Gott hat mit dem Bösen das Unangenehme verknüpft, und läßt es uns empfinden, wenn wir von Seiner großen heiligen Hausordnung abweichen und Seine Wege verlassen. Er thut es, um unsern Leichtsinn auf das Böse aufmerksam zu machen, und unsern Starrsinn zum Guten hin und vom Bösen abzulenken, ohne unsern Willen zu zwingen. Trifft das Peinliche unsern Leib, so ist die Bestrafung körperlich, trifft es unsern innern Menschen, so ist die Bestrafung geistig. Beides thut Gott als Menschenerzieher, als Vater, HErr und König. Wer nun als Werkzeug Gottes an dem Werke der Menschenerziehung angestellt ist, der hat genau auf die Strafmethode des göttlichen Erziehers zu achten, und Seine Vorschriften zu befolgen. Die Mode, die herrschende Meinung der Zeit darf ihn hiebei nicht leiten. Wie die Menschen in ihrer Unwissenheit und Verblendung die Strafe Gottes überhaupt, und Seine körperlichen Züchtigungen insonderheit leugnen, so wollen sie auch in der Erziehung der Kinder alle körperlichen Strafen abgeschafft haben und verfehlen sich hierin

auf eine ähnliche Art, wie man sich nach früherer Sitte darin verfehlt hat, daß man alle Arten Verfehlungen und Vergehungen mit körperlichen Züchtigungen bestrafen zu müssen glaubte."

„Aeußere Strafen müssen so wenig als möglich zufällig und willkürlich sein. Sie müssen also mit den Vergehungen in einem natürlichen Zusammenhange stehen, und den Fehlern angemessen sein. Dadurch werden sie gerecht. Der Unachtsame muß demnach seine Fehler verbessern, und seine Aufgaben wiederholen; der Unfleißige sie nachliefern; der Schwätzer allein sitzen; der Lästerer, der Verleumder und Lügner seine Lästerung, Verleumdung und Lüge öffentlich bekennen und widerrufen. Der Dieb muß das Gestohlene zwei-, drei- oder vierfach zurückerstatten, der unvorsichtige Beschädiger den Schaden einfach vergüten; der Gewaltthätige ähnliche Gewalt und Schmerz leiden, als er selber gethan. Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Wer seine Freiheit mißbraucht, dem soll man sie beschränken oder nehmen. Der Ungehorsame, der Trotzige, der Empörer, der Verführer muß Gefängniß oder Streiche leiden. Aller beharrlicher Trotz, alle Bosheit und Falschheit, alle Sünden der Unkeuschheit und Unreinigkeit müssen mit der Ruthe und auf das Schmerzhafteste bestraft werden. Auf Fürbitten und Reue muß man Rücksicht nehmen. Fürbitten der Mitschuldigen verdienen keine Rücksicht. Bei der Reue muß man die Traurigkeit über die Strafe von der Traurigkeit über den Fehler wohl unterscheiden. Nur letztere ist Reue."

„Alle äußeren Strafen müssen nach gehöriger Untersuchung, mit möglichster Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, ohne Zorn und Erbitterung, und mit Wehmuth und Mitleiden verhängt werden, welches sich wohl verträgt mit dem nöthigen Ernste. Darum sollte der Lehrer besonders körperliche Züchtigungen erst nach Verlauf von etlichen Stunden und nach der Schule verfügen. Eben deßwegen soll er auch nicht im Zorn drohen." L. d. E. III., S. 48. 52. 53. —

„Eine Ruthe gehört in die Kinderstube hinter den Spiegel. Da die Schulstuben zwischen den Wohnstuben und Kirchen in der Mitte stehen und so zu sagen Wohnstubenkirchen sind, so soll die Ruthe in ihnen nicht fehlen, denn sie sind auch Wohn- und Kinderstuben; da sie aber auch Kinder-Kirchen sind, so soll die Ruthe seltener und sparsamer in ihnen gebraucht, und namentlich beim Unterricht in und aus dem Worte Gottes nie angewendet werden. Zur Handhabung der Ruthe gehört eine Vater- und Mutterhand, auch ein Vater- und Mutterherz."

„Bei verstockten und knechtischgesinnten Kindern tritt eine mehr gesetzliche Behandlung, bei kindlichen und reumüthigen Kindern eine evangelische Bestrafung ein. Doch müssen Christenkinder auch bei vorherrschendem Knechtessinne nie ganz so bestraft und behandelt werden, als ob sie keinen Heiland hätten, und kein Opfer für ihre Sünden vorhanden wäre. Israel hatte auch unter dem Gesetze eine stete Hinweisung auf ein Opfer für die Sünde.“ Von der wahren Erziehung. M. Bl. 1837, S. 36.

„Nur als berufene Erziehungswerkzeuge Gottes haben Eltern und Erzieher die elterliche Strafgewalt. Daher haben sie dieselbe nur in den von Gott gesetzten Schranken, in Gottes Gehorsam, nach Gottes Sinn und Willen, und in Seinem Dienste anzuwenden, und sobald sie eigenmächtig, willkürlich, launisch, ungöttlich und selbstsüchtig strafen, übertreten sie ihre Schranken, machen sich selbst zu Götzen, und verlieren die theilweise Majestät und Gewalt. Daraus entsteht Trotz, Bitterkeit, Verachtung, und Empörung der Kinder und Untergebenen. Denn Gott giebt Seine Ehre und Seinen Ruhm nicht den Götzen.“ M. Bl. 1841, S. 13.

Von der Fürbitte der Eltern und Lehrer für die Kinder sagt Zeller: „Durch Gebet und Fürbitte können göttliche Einwirkungen vom Himmel auf die Kinderherzen herabgezogen, und dadurch Veränderungen in denselben bewirkt werden, die in keines Menschen Macht stehen. Denn Gebet und Fürbitte berühren das Herz des HErrn, wie die Hand jener Frau den Saum Seines Kleides, daß eine Kraft von Ihm ausgeht, und auf die einströmt, die da bitten, wie auch auf die, für welche man Fürbitte thut. Solche Kraft und Wirkung des Gebets ist ein Geheimniß der Geisterwelt, das aber gläubigen Seelen nicht unbekannt ist. Unglaubliche Dinge werden dadurch auch in der Erziehung möglich gemacht. Viele Kinder fühlen es, ob ihr Lehrer im Stillen für sie betet. Ihr Herz wird unsichtbar zu ihm gezogen in Liebe, Achtung und Dankbarkeit. Der Muthwille, die Unarten der Kinder werden gehalten und gehemmt gegen den Mann, der sie auf dem Herzen trägt. Die leichtfertigen Geister haben eine Scheu vor dem, der im Gebet mit Gott stehet und ringet.“ L. d. E. III., S. 57. 58. 60.

„Man horche nicht auf die Einwendungen unwissender, gedankenloser und ungläubiger Menschen, welche Gebet und Fürbitte verachten. Die Welt ist kein Uhrwerk, so ist auch Gott der HErr kein Uhrmacher, wie diese Thoren meinen, welche den HErrn, das allerfreieste Wesen, in Seiner

allmächtigen, lebendigen Freiheit mit ihrem eingebildeten Räderwerke, der Ausgeburt des Unverstandes beschränken wollen. Sein Geist durchdringet alles, und Er wirket immerdar nach Seinem Wohlgefallen. Er ist es, der das Bitten und Fürbitten befohlen hat; Er ist es, der es auch erhört. Einst, wenn wir uns jenseits des Vorhangs befinden, werden wir mit Erstaunen die Kraft und Wirksamkeit des Gebets und der Fürbitte, dieser gewaltigen Waffe geistlicher Ritterschaft einsehen. Seit dem Verfalle des Gebets in den Wohnstuben und Schulen datirt sich der Verfall der Erziehung, also muß es auch da zuerst wieder besser werden." M. Bl. 1836, S. 35.

Die Fürbitte wird den Müttern ganz besonders an's Herz gelegt. „Bei der Erziehung ist die mütterliche Einwirkung von großer Bedeutsamkeit; denn sie ist nicht nur früher, sondern auch kräftiger in den ersten Jahren des Menschenkindes, in welchen so viele Entwicklungen der Seele und des Leibes Statt finden, als gemeiniglich die väterliche Einwirkung ist, weil jene schon im Mutterleibe beginnt, und in den ersten Jahren meistens der Mutterpflege überlassen ist. Groß ist der Segen der mütterlichen Einwirkung auf das Kind; wenn die Mutter eine gottselige, geistreiche und willenskräftige, in der Leidensschule geübte und geläuterte Frau ist, und für ihr Kind von Mutterleibe an innig zu dem HErrn betet. Auffallende Beispiele davon sind die ausgezeichneten Männer Gottes Samuel der Prophet, und Augustinus der Kirchenlehrer, und die beiden Mütter dieser Männer, Hannah und Monika. Aber groß ist auch das Verderben, das durch eine gottlose Mutter in ihren Kindern gewirkt wird, wenn dieselbe nicht nur gottlos, sondern auch wollüstig, geizig, grausam und herrschsüchtig ist. Ein auffallendes Beispiel aus vielen ist Amazia, der Enkel Josaphats und Sohn der Athalja, der Tochter Ahabs und der Jesabel; von ihm steht geschrieben: „„Er wandelte auch in den Wegen des Hauses Ahab; denn seine Mutter hielt ihn dazu, daß er gottlos war"" (2. Chron. 22, 3. 4.). Die väterliche Einwirkung bei der häuslichen Erziehung tritt gemeiniglich später ein als die mütterliche, und wirkt gewöhnlich mehr auf die seelische und geistige Entwicklung der Intelligenz, während die Mutter mehr auf das Gemüth und das Herz des Kindes zu wirken pflegt." Seelenlehre S. 148. 149.

Endlich noch einige Worte Zeller's über die Erziehungsgabe. Was in ihr enthalten ist und zu ihr gehört, unterscheidet und beschreibt er auf folgende Weise.

1. Die Gabe des Ermahnens. „Es giebt ein Ermahnen, das kaum auf den Verstand, geschweige denn auf den Willen wirkt. Es ist ein todtes, kraft-, saft- und geistloses Ermahnen, wenn es auch noch so lang und breit, wenn es auch noch so wortreich ist. Hinwieder giebt es ein Ermahnen, das durch Mark und Bein geht, wenn es auch nur in wenigen Worten besteht. Aus dem Munde solcher Menschen, die in der Wahrheit wandeln, wirken ein paar Worte mehr, als bei andern eine ganze Predigt."

2. Die Gabe des festen Willens. „Eigensinn ist nicht fester Wille, Hartnäckigkeit auch nicht, so wenig als Starrsinn. Aber das ist ein köstlich Ding (auch in der Erziehung) daß das Herz fest werde. Ein schwankender Wille, ein unentschlossener Charakter, ein Mensch, bei dem es noch nicht entschieden und unwiderruflich festgestellt ist, was er thun will und soll, der wirkt gar nicht auf den Willen Anderer, und selbst die Kinder haben ein feines Gefühl davon, ob ihr Lehrer einen Willen habe, oder nicht. Sobald sie merken, daß der Lehrer einen schwankenden Willen habe, daß er wohl befehle, aber auf dem Befohlenen nicht bestehe, daß er wohl drohe, aber die Drohung nicht ausführe, so werden ihnen des Lehrers Worte wohlfeil, und der Ungehorsam nimmt überhand. Man sollte sich wohl besinnen, ehe man etwas befiehlt oder gebietet, auch lieber nichts befehlen oder gebieten, wenn man es selbst nicht halten und darauf bestehen kann."

3. Die Gabe des Gleichmuthes. „Es giebt Erzieher, welche bald allzufreundlich, ja oft läppisch mit den Kindern umgehen, bald wieder allzufinster, ja zurückstoßend gegen sie sind. Dies erschwert die Einwirkung auf den Willen der Kinder, welche selten wissen, wie sie mit einem so veränderlichen und leidenschaftlichen Erzieher daran sind, dessen Mangel an Gleichmuth oft von einem heimlichen Sündendienst herkommt. Es ist daher eine wahre Erziehungsgabe, wenn der Lehrer sich immer gleich bleibt im freundlichen Ernste und in der ernsten Freundlichkeit. Daran fehlt es besonders bei den Anfängern, welche aus lauter Bestreben, freundlich zu sein, in das Tändelnde fallen, oder wenn sie ernst sein wollen, in Zorn und Wuth gerathen. Da müssen sie oft viel Lehrgeld zahlen."

4. Die Gabe des Zutrauens. „Es ist erstaunlich, wie das Zutrauen die Herzen öffnet, und wie das Mißtrauen die Herzen verschließt. Keine Behörde, keine Obrigkeit kann dem Manne helfen, der kein Zutrauen bei Kindern und Eltern hat. Ohne Zutrauen kann man fast

nicht einmal zwingen, geschweige erziehen. Viele meinen, sich Zutrauen zu erwerben, wenn sie den Kindern schmeicheln, und ihnen ihren Willen lassen aber das ist der gerade Weg, alles Zutrauen zu verlieren. Das Zutrauen muß auf eine ganz andere Art erworben werden." Was ist es, wodurch Vertrauen erweckt und befestigt wird? „Entgegenkommendes Vertrauen — Uneigennützigkeit und Aufopferung — fester Wille und Gleichmuth — Ueberlegenheit in Kenntnissen, und die Kraft des guten Beispiels." — „Aber es kann einer alles dieß haben und doch manchmal kein Zutrauen finden, wenn Vorurtheile, böser Wille und die Scorpionenstiche der Verläumdung das Zutrauen tödlen, oder es nicht aufkommen lassen. Hier kann nur Gott helfen!"

5. Die Gabe der Liebe und Geduld. „Wie die lehrende Liebe die Zugänge der Seelen öffnet, daß sich ihnen die Wahrheit leichter mittheilen läßt, so öffnet die erziehende Liebe die Zugänge der Herzen, daß sie dem Guten geneigter werden und es lieber wollen und thun. Die Liebe überwindet Alles und besiegt die feindseligsten Kräfte. In ihr liegt eine versöhnende Kraft. Die göttliche Liebe und Geduld erziehet den Erzieher, und durch ihn seine Zöglinge. Wo in der Welt ein Mensch erzogen worden ist, und zwar im rechten Sinne des Wortes, da ist er durch diese göttliche Liebe und Geduld erzogen worden. Oft werden die verwildertsten und verdorbensten Kinder am meisten durch diese Gotteskraft gewonnen."

6. Die Gabe der Weisheit. „Sie besteht besonders in Unterscheidung der verschiedenen Herzen und Gemüther der Kinder, in der rechten Behandlung eines jeden nach seiner Eigenthümlichkeit; Weisheit im Strafen und Belohnen, um diese Erziehungsmittel zur rechten Zeit, am rechten Orte, auf die rechte Art, im rechten Geist und im rechten Maaße anzuwenden. Wem aber Weisheit mangelt, der bitte von Gott, so wird sie ihm gegeben werden. Jac. 1, 5. Die Gottesfurcht ist aber auch dieser Weisheit Anfang." L. d. E. I, S. 196—200.

Dies Wenige möge genügen, als eine Art Ueberblick über Zeller's System der Erziehung. Fügen wir noch eine Auswahl von Ermahnungen hinzu, welche Zeller aus dem Schatz seiner Erlebnisse und Beobachtungen zu verschiedenen Zeiten an die jüngeren Lehrer gerichtet hat. Es sind Hinweisungen auf die Hauptsache, Warnungen vor einzelnen Gefahren, und Aufmunterungen für die, welche die schwere Bürde ihres Berufes fühlen.

Beginnen wir mit den Hinweisungen auf das Eine Nothwendige.

„Christliche Schulmänner müssen in der Heiligung stehen; denn sie sollen Brunnröhren des großen Heilbrunnens sein, durch welche das Lebenswasser auf die Kinder strömen kann. Verstopfen sich nun diese Brunnenröhren mit Unreinigkeit, so lassen sie das lebendige Wasser nicht mehr durch; setzen sie aber inwendig Grünspan an, so vergiften sie es. Christliche Schulmänner müssen in einem innigen Gebetsumgang mit dem HErrn leben. Sind sie nicht also beschaffen, so nützt es sie wenig, den Namen des HErrn Jesu zu nennen über ihre Kinder, an deren Unarten, Fehlern und Sünden sie zu arbeiten haben. Diese finsteren Kräfte achten des glaubensleeren Geschwätzes nicht, sondern werden des armen Lehrers mächtig, werfen ihn unter sich und jagen ihn nackend und verwundet davon." Vergl. Apostelgesch. 19, 13—16. Jahresber. 1826, S. 11. 12.

„Die rechte Vorbereitung für einen Lehrer ist nicht die Hochschule des Wissens, sondern die Tiefschule der Leiden." —. „Das Wissen macht noch keinen christlichen Lehrer und Erzieher, am wenigsten in der gegenwärtigen, bewegten und gährenden Uebergangszeit. Gewissenhaftigkeit ist wichtiger, als Wissenschaftlichkeit." M. Bl. 1845, S. 59.

In den sieben Sendschreiben in der Offenbarung macht der HErr die Engel der Gemeinden verantwortlich für das Unrechte, das Er in den Gemeinden erblickt. Mit Anknüpfung hieran sagt Zeller: „Engel und Gemeinde bilden ein Ganzes wie Seele und Leib. Es findet eine wechselseitige Einwirkung statt, im guten und bösen Sinne. Dies gilt auch von einem Hausvater und seiner Haushaltung; dasselbe gilt auch von einem Lehrer und seiner Schule oder Anstalt. Wir Lehrer sind zu Engelsdiensten an unsern Untergebenen berufen, und sind ausgesandt zum Dienste derer, die die Seligkeit ererben sollen. Wir sind die Seele unserer Anstalten, die anstatt der Wiederschein unsers innern Lebens zu sein, leider nur zu oft das Spiegelbild unserer Fehler sind, und anstatt durch uns in allem Guten befördert zu werden, durch unser Zurückbleiben im Guten auch darin zurückbleiben." Monatsblatt 1841, S. 42.

Die Arbeit an unsterblichen Seelen ist köstlich. Dieß bezeugte Zeller noch im Greisenalter, als er 1856 seinen Jahresbericht abstattete.

„Ja, meine Freunde! Lasset uns jede nöthige, nützliche, rechtmäßige und löbliche Arbeit, jedes solche Werk menschlichen Fleißes und menschlicher Kunst achten und schätzen! Aber was ist alles vergängliche Werk von Menschenhand an Gegenständen aller drei Naturreiche, des Mineralreiches, des Pflanzenreiches und des Thierreiches? — Es gehet kein

Einziges in die Ewigkeit der Geisterwelt hinüber; es bleibet Jedes zurück in der Zeit und vergehet mit der Zeit.“

„Schauet dagegen die Arbeit an unsterblichen Menschenseelen an, die beim Sterben nicht aufhören zu sein und nicht vergehen mit der Zeit, sondern hinüber gehen aus der Zeit in die Ewigkeit, entweder in die selige oder in die unselige. An Menschenseelen kann man auch arbeiten, auch pflanzen, säen und begießen; an ihnen kann man auch pflegen, erziehen, formen und bilden, aber nicht wie an todten Stoffen, nicht wie an bloßen Pflanzen und Gewächsen, nicht wie an bloßen Thieren, sondern als an unsterblichen Wesen, die eines ewigen Daseins fähig sind, ein ewiges Selbstbewußtsein haben, sich auch zu einem Welt- und Gottesbewußtsein erheben können, und fähig sind, empfangene Lebenseindrücke, gelernte Wahrheiten und Erkenntnisse, und die in ihre Herzen ausgestreuten seelischen und geistigen Saaten, und was in ihren Herzen wurzelhaft eingepflanzt worden ist, mit sich in die Ewigkeit zu nehmen, und auch noch in der Ewigkeit Früchte zu bringen.“

„Es ist für einen Lehrer in jedem Unterricht, den er Kindern zu geben hat, eine besondere Freude, wenn er es sehen und fühlen kann, daß die Kinder das zu Lernende fassen, verstehen und erkennen. Es ist ein eigenthümlich heller und leuchtender Blick in dem Kinderauge, der dem Lehrer zeigt, daß es in der Kinderseele hell und klar geworden, oder gar, daß ein Licht in das Herz eingedrungen ist. Solche Augenblicke erfreuen Lehrer und Kinder, und machen das Lehren und das Lernen nicht zur Last, sondern zur Lust. O wie oft habe ich diese Lust und Freude beim Unterrichte der Kinder in den verflossenen 56 Jahren, die ich als Lehrer täglich unter ihnen zugebracht habe, schon empfunden! Sie ist erquickend, belebend und aufmunternd, mehr als die leiblich wirkende Atmosphäre junger Kinder. Aber bei keinem Unterrichte ist diese Freude belebender und stärkender, als bei dem biblischen Unterrichte im Worte des ewigen Gottes. Denn dieses Wort ist das inhaltreichste, tiefste, geistreichste und, wenn es recht gefaßt wird und zu Herzen geht, auch das belebendste Unterrichtsmittel, das uns Menschen in dieser Zeit, aber aus der Ewigkeit und aus dem Geiste des lebendigen Gottes für alle Zeit und Ewigkeit gegeben ist. Darum bedaure ich auch herzlich alle Lehrer, die dieses belebendste Lehrmittel nicht haben und nicht geben und mittheilen können oder dürfen. Denn es ist buchstäblich wahr, was unser Heiland gesagt hat, da Er sprach: „„Der Geist ist es, der da lebendig macht. Die Worte, die Ich rede, die sind Geist und sind Leben““ (Joh. 6, 63). Ja, es wehet

eine geistige Lebensluft uns an aus den Worten des HErrn, und wer sie einathmet und ausathmet, der empfindet und wirket Leben und Lebensstärkung. Das ist das Geheimniß der wahren Lebensstärkung und Lebenserhaltung. Und wenn gar ein Kind durch das lebendige Wort Gottes den gefunden hat, der da ist und heißt: der Weg, die Wahrheit und das Leben, also daß es Ihn nicht nur kennen lernt, sondern Ihn auch — hat, was ist das für eine Freude!" M. Bl. 1856, S. 50—52.

Johannes der Täufer ist das Vorbild eines wahren christlichen Lehrers. Seine Worte, da er von Christo sagte: „Meine Freude ist nun erfüllt; Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", sind der Ausdruck der wahren Demuth, die nicht das Ihre sucht, und von keinem Neide etwas weiß: „So ist es recht! Der arme sterbliche Seelsorger muß abnehmen, damit der reiche ewige Seligmacher in den Seelen zunehme und wachse; denn diese sollen sich nicht zu dem Seelsorger bekehren, sondern zu dem Seligmacher, dem Einen, der sich für alle dahingegeben, sie alle erkauft, und für Alle so viel Gaben empfangen hat, daß eine Seele Gnade um Gnade von Ihm nehmen kann in alle Ewigkeit. Je größer aber die Seelsorger sich machen, je größere und vornehmere Herren sie werden, oder werden wollen, desto kleiner wird gemeiniglich ihre geistige Wirksamkeit und die Erkenntniß des Seligmachers." M. Bl. 1854, S. 4.

„Da, wo in der Welt ein Mensch erweckt oder bekehrt wird durch einen Prediger, wo immer dem HErrn der Weg in die Herzen bereitet wird oder worden ist, da ist der heilige Geist der Prediger gewesen, dessen Wirkung die Erweckung, die Wegbereitung, die Bekehrung der Herzen war. Der menschliche Prediger aber ist nur das Werkzeug desselben, die Stimme eines Predigers gewesen. Wie Johannes der Täufer von sich sagte: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Richtet den Weg des HErrn." M. Bl. 1850, S. 11.

Lassen wir einige Warnungen folgen.

Christus sagt: „Ich bin die Thür. Wer nicht zur Thüre hineingeht, sondern steigt anders wo hinein in den Schafstall, der ist ein Dieb und ein Mörder." Joh. 10, 1 ff. In einer Betrachtung über diese Worte entwirft Zeller folgendes Bild von unchristlichen und geistlosen Lehrern.

„Da geht der eine, um sich einen Eingang bei den Seelen zu öffnen, nicht vorher zu dem Herrn derselben, sondern zu Menschen, holt allein bei denselben, oder bei ihren Schriften Rath, und ohne daß das Geholte

bei seinem Gewissen sich rechtfertigt, ohne daß es in seinem Herzen lebendig, warm und kräftig wird, steckt er sich die fremden Gedanken, wie die Krähe die aufgelesenen Pfauenfedern an, gibt so Fremdes, ihm nicht vom HErrn Zugetheiltes für Eigenes aus, und das Sprüchwort geht an ihm in Erfüllung: Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Ein anderer geht in völligem Selbstvertrauen, sich verlassend auf seine Gewandtheit im Lehren, auf seine erprobte Lehrweise, auf sein gutes Gedächtniß, auf seine Fertigkeit im Sprechen, auf seine gute Stimme, oder auf sein geschriebenes Heft, oder gar auf sein Talent, die Schnupftücher in Bewegung zu bringen, in die Versammlung oder auf den Lehrstuhl; aber was wird ein so selbstzufriedener, selbstgefälliger und eitler Mensch ausrichten ohne Gebet und Seufzer zu dem HErrn, ganz im eigenen Geiste! Verlassen von dem sanftmüthigen und demüthigen Geiste Jesu, ohne herzliches Erbarmen, ohne wahre Freundlichkeit und Liebe zu den Seelen, wird er weder Liebe wecken, noch mittheilen, noch aufkommen lassen. Und selbst das Feuer der Beredtsamkeit wird als ein fremdes Feuer vor dem HErrn mehr blenden als erwärmen, mehr verzehren als beleben. Das Rennen und Laufen, das bewegliche Spiel der Gebärden, Arme und Hände, und die eifrigste Selbstthätigkeit des eigenen Geistes wird den Mangel und die Abwesenheit des Geistes der Sanftmuth und Demuth, den Mangel des Geistes der Kraft, der Liebe und der Zucht nicht ersetzen. Ein dritter sucht durch Aufregung von Leidenschaften, durch erregten Eigennutz, durch geweckten Ehrgeiz, durch Zorn und Rache, durch angefachte Eifersucht, durch Entflammung des Partei- und Sectengeistes, oder gar durch Aufregung der lüsternen Sinnlichkeit bei weiblichen Personen seinen Zweck, Eingang bei den Seelen zu finden, auf eine unreine Weise zu erreichen, und schmeichelt so dem fleischlichen Sinne der Versammelten, ihnen nicht gebend, was des Fleisches Geschäfte tödtet, sondern was dem innewohnenden Verderben aufhilft, demselbeu Raum macht, und es nähret. Da wird das Leben des Geistes getödtet, und, statt Jesum in die Seelen einzuführen, will ein solcher Lehrer sich selbst in sie einführen, selbst sie beherrschen, oder einem noch unsauberern Geiste, als er selbst ist, Wohnung in ihren Herzen verschaffen. Hier habt ihr nur drei Beispiele von dem, was das sagen will: anders wo hineinsteigen. Das Alles ist nicht der göttlich verordnete Eingang zu den Seelen, ist eine verbotene, falsche, schädliche, die Seelen abführende, das göttliche Leben erstickende und hemmende Einwirkung auf dieselben.“ M. Bl. 1832, S. 82, 83.

Wie ganz anders wirkt der Lehrer, welcher in der Liebe Christi steht, in Seinem Geist arbeitet und durch Ihn Eingang zu den Herzen findet! „Wie die Sonnenwärme die Blumenkelche öffnet, daß sie sich entfalten und den himmlischen Strahl aufnehmen: so öffnet der Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht die Herzen, daß sie sich aufthun, und die Wahrheit in sich gerne aufnehmen. Aber das eigene Feuer des Lehrers und der Sturm seines Eigenwillens wirkt auf die Herzen wie die Abendkühle nach Sonnenuntergang auf die Blumen; sie verschließen ihre Kelche und ziehen die Blätter zusammen.“ M. Bl. 1832, S. 84.

Gegen Voreiligkeit. „Es ist immer zu bedauern, wenn wohlmeinende, wohlwollende, aber ungeduldige Vielthuerei gleich Alles ins Große treiben und da schon ins Große und Weite organisiren will, wo erst recht gesäet, oder aber, wenn schon gesäet worden ist, der Saat Zeit gelassen werden soll, innerlich zuvor recht zu wurzeln, recht zu wachsen, recht zu reifen und Frucht zu bringen in Geduld. Nicht umsonst hat der HErr gesagt: in Geduld. Da will ein Erweckter, bei welchem aber noch keine Bekehrung vor sich gegangen ist, gleich wieder Andere erwecken; dort will ein Halbbekehrter, in dessen Herzen aber leider die mit aufwachsenden Dornen die ganze Bekehrung hindern und ersticken, schon viele Andere bekehren; dort verschüttet ein dritter seine Salbe, eine kürzlich empfangene Gnadenerfahrung, dadurch daß er in der Freude seines eiteln Herzens jeden Begegnenden an seiner Salbe riechen läßet, bis sie verrochen ist, jedem Begegnenden erzählen will, was er in seinem Herzen erfahren hat, und verliert so den gefundenen Schatz, die entdeckte Perle wieder durch sein eitles Plaudern und Rühmen, ehe sie noch sein bleibendes Eigenthum geworden ist. Dort endlich will gar ein Vierter eine oder viele Kirchen organisiren, ehe auch nur Ein Herz unter den vielen Weg-, Felsen- und Dornen-Herzen ein gutes Land geworden ist.“ M. Bl. 1850, S. 22.

Gegen Vielthun und Nichtsthun. „Es ist nicht davon die Rede, die Hände in den Schooß zu legen und hingegeben in falschen Quietismus mit süßem Nichtsthun die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und die Sünden unserer Zeit auf gut pantheistisch eine Nothwendigkeit zu heißen, der man den Lauf lassen soll. Aber ebensowenig ist auch die Rede von der falschen Vielthuerei und der vielgeschäftigen aber glaubensleeren Wirksamkeit in philanthropischem Sinne, bei der man wohl etwa den Heiland und seinen großen Namen zum Aushängeschild oder zur Beihülfe und Vorspann gebrauchen mag, aber im Grunde nicht auf ihn

bauet, nicht in ihm arbeitet und nicht auf seine Erlösung und sein fortdauerndes Erlösungswerk vertrauet. Weder mit diesem Vielthun, noch mit jenem Nichtsthun ist in unserer wichtigen Zeit etwas geholfen. Das Eine ist eine kleine und das Andere eine große Null." Mon. Bl. 1836, S. 62.

Gegen Liebhabereien. „Hat Jemand ein Amt, schreibt der Apostel, (Röm. 12, 7.) so warte er des Amtes; lehret Jemand, so warte er der Lehre. Es gibt fremdartige Beschäftigungen, die sich nicht wohl mit der treuen Abwartung des Lehramtes vertragen. Ich habe einmal einen Kaufmann sagen gehört, wenn ein Kaufmann anfange, Bücher zu schreiben und Schriftstellerei zu treiben: so habe er entweder fallirt, oder er stehe einem Falliment nahe; es sei ein Zeichen, daß es nicht gut stehe mit seinem Gewerbe. Fast möchte man dasselbe oder Aehnliches von einem Lehrer sagen. Das Lehramt verträgt sich selten mit zeitraubenden Nebenbeschäftigungen und zerstreuenden Liebhabereien; und wenn sie einen Lehrer gefangen nehmen und gar zur Leidenschaft bei ihm werden: so wird sich bald zeigen, daß die Fruchtlosigkeit in seinem Amte zu- und die gesegnete Wirksamkeit darin abnimmt. Solche Liebhabereien und fremdartige Nebenbeschäftigungen sind wie ein geheimer Wurm, der diese Wirksamkeit im Verborgenen anfrißt. Ich sage, im Verborgenen; denn man kann oft noch lange im Publikum den Namen haben, daß man lebe; aber eine genauere Beobachtung des Zustandes der anvertrauten Seelen und der Amtsführung des Gerühmten würde antworten: „„Du bist todt!"" Und wie oft spricht das Gewissen: „„Sei wacker, und stärke das Andere, das sterben will!"" — Wenn dir deine Nelken oder dein Aurikel-Flor lieber ist, als der Seelenflor derer, die du pflegen sollst, wenn du so viele Stunden auf das Lesen der Zeitschriften verwenden kannst, und so wenig Zeit auf die priesterliche Fürbitte für die, welche Gott dir mit Ketten der Amtspflicht auf's Herz gebunden hat: so ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Fruchtlosigkeit im Lehramte so traurig zunimmt. Du mußt in allen Stücken zunehmen; du zuerst mußt in allen Stücken wachsen, und dein Wachsthum in allen Stücken muß auch offenbar werden, wenn die Amtsfruchtbarkeit nicht abnehmen, sondern zunehmen soll. Wenn du ganz in deinem Amte bist, ein ganzer Lehrer, nicht ein halber; wenn du nicht nur ein Lehrer bist auf dem Lehrstuhle, sondern auch in deiner Kammer, nicht nur in den Lehrstunden, sondern auch in deinen Freistunden, in deinen Nebenstunden, nicht nur in Worten, sondern auch

in deinem Wandel, nicht nur vor den Augen und Ohren des Publikums, sondern auch im Verborgenen, und dein Zunehmen in allen diesen Stücken, und zu allen diesen Zeiten, und an allen diesen Orten vor aller Augen und Ohren offenbar ist, besonders aber vor den Augen Dessen, der ins Verborgene siehet: so kannst du ruhig sein, wenn auch ein Prophet Hesekiel den Befehl bekommt, ein Loch durch die Wand zu graben, und durch dasselbe hineinzusehen in das Verborgene deiner Kammer, und in dein Privatleben. Hesek. 8, 7—12. Du kannst aber nicht nur ruhig sein, sondern du wirst auch Frucht schaffen, und wirst nicht müssen sagen: Der HErr hat das Land verlassen, das ich bearbeiten soll." M. Bl. 1842, S. 76.

Gegen den Schulmeisterstolz. „Eine schwere Plage sind diejenigen Jünglinge, die einen tiefversteckten geistigen Stolz mitbringen. Oft von liebenden Mitchristen geehrt, gelobt und geistig verzärtelt, werden manche bei ihrer Bekehrung Lehrer und Prediger, ehe sie rechte Schüler und Zuhörer worden sind. Da mißfällt es ihnen, sich mehrere Jahre auf das Schülerbänklein zu setzen, sie, die sich Meister zu sein dünken. So werden sie sich und allen, die mit ihnen zu thun haben, eine schwere Last, und wenn sie nicht in der Schule des Geistes lernen wollen, endlich gar unbrauchbar. Ach, der Armen-Schullehrer- und Erzieherstand erfordert Arbeiter, die von Herzen demüthig sind." Jahresbericht 1827, S. 28.

„Liebe Brüder! Wir Lehrer, die wir täglich unter Kindern leben, sind und heißen in Vergleichung mit ihnen, die Starken. Sie sehen uns auch so an, und wir fühlen uns in ihrer Mitte nicht nur stark, sondern auch als die Stärksten. Und wenn wir nun viele Jahre lang alle Tage unter solchen schwachen Kindern leben, die neben uns wirklich als die Schwachen erscheinen, so gewöhnen wir uns daran, uns als Starke zu fühlen, nicht nur als leiblich Starke, sondern auch als seelisch und geistig Starke. Wie nahe ist uns da die Versuchung zur eiteln Selbsterhebung, zur Eigenliebe, zu hochmüthiger Selbstgefälligkeit, zu dem Fehler, an uns selbst Gefallen zu haben! Ja, Brüder! es ist nichts natürlicher, als der — Schulmeisterstolz. Der Schulmeister kann ja nicht anders, als täglich in der Mitte so vieler schwachen, unartigen, unwissenden oder gar verwahrloseten Kinder sich als den Stärksten und Besten zu sehen und zu fühlen. Und doch ist der Schulmeisterstolz so etwas Thörichtes und Verächtliches; denn wie bald würde einem Schulmeister sein Schulmeisterstolz vergehen, wenn er sich täglich mit Stärkeren und Besseren vergleichen würde, als er ist und scheint, und wenn er sich täglich an

seiner kleinen, schwachen und geringen Umgebung in derjenigen Pflichterfüllung üben würde, welche den Starken zu üben befohlen ist, nämlich der Schwachen Gebrechlichkeit zu tragen.“ M. Bl. 1859, S. 2.

Gegen Ueberschreitung der Schranken des Berufes.

„Christus selbst hütete sich, über die Schranken Seines Berufs und Seiner damaligen Sendung hinauszugehen. Er vermied es, in ein fremdes Amt einzugreifen. Als ihn Einer aufforderte: Meister, sage meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir theile, antwortete Er: Mensch, wer hat mich zum Richter, oder Erbtheiler über euch gesetzt? Indem Er sich auf seinen Auftrag, den Er vom Vater erhalten hatte, beschränkte, und in diesen Schranken unermüdlich thätig war, konnte Er nach dreieinhalb Jahren Seines amtlichen Wirkens sagen: Vater, ich habe Dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das Du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte. Joh. 17, 4. Ja, diese Gewissenhaftigkeit innerhalb dieser Berufsschranken und diese unbeschreiblich thätige und gesegnete Wirksamkeit innerhalb dieser engen Gränzen von Raum und Zeit, das ist die rechte Berufstreue; sie ist das heilige Vorbild aller Jünger des HErrn.“ M. Bl. 1849, S. 86. 87.

Es mögen zum Schluß noch einige Worte der Ermunterung folgen.

Als Paulus in Philippi war, begab er sich an den Sabbathen vor die Stadt hinaus an ein Wasser, da man pflegte zu beten, und redete zu den Weibern, die da zusammenkamen; und ein gottesfürchtiges Weib mit Namen Lydia hörte zu, welcher der HErr das Herz aufthat. Apost. Gesch. 16, 13. 14.

Ueber diesen Text sagt Zeller:

„Es ist doch etwas Eigenes mit den kirchlichen Anstalten und Einrichtungen des alten und neuen Bundes! Sie sind Werbeplätze der rettenden Gnade auch da, wo sie durch Lauheit und Schlendrian in Verfall zu gerathen scheinen und eine Zeit lang wie vergeblich und unfruchtbar sind. Auf einmal gefällt es der göttlichen Barmherzigkeit, wieder einen Besuch zu machen, und Seelen zu werben und zu retten. Vielleicht ist es an diesem Wasser, in dem daselbst errichteten Bethause auch ziemlich lau und schläfrig hergegangen, weil Paulus, wie wir sehen, mehr mit Weibern, als mit Männern reden konnte, wie auch bei uns in unsern Wochen-Gottesdiensten gemeiniglich mehr Weiber als Männer zu sehen sind. Und doch war dies arme, geringe Bethaus in der Vorstadt zu

Philippi der denkwürdige Anfangspunkt der christlichen Gemeinde, ja selbst der Anfangspunkt des Christenthums in Europa.“

„Ein Weib hörte zu. Lasset es euch nicht verdrießen, ihr Diener des göttlichen Wortes, wenn ihr oft so wenige Zuhörer habt, wenn euch oft nur Weiber zuhören. Hier war ein Weib der Erstling einer Erweckung, wodurch viele selig wurden. Es war ein gottesfürchtiges Weib, aber sie war noch keine Christin. Lasset uns die Gottesfurcht nicht überschätzen, denn sie ist auch ohne Christenthum möglich. Lasset uns aber auch die Gottesfurcht nicht verachten, denn sie hat eine Verheißung und ist oft die Vorläuferin einer Begnadigung.“ M. Bl. 1831, S. 81.

„Die Krankenwärter bedürfen eben so gut des Arztes als die Kranken in solchen Bethesda-Anstalten. Sollten aber auch die Kinder ganz todt in Sünden sein und kein Zeichen eines bessern Lebens an ihnen bemerkt werden können; sollten sie wirklich als ganz verwahrloste und verlorne Menschen erscheinen, so hat ein glaubiger Erzieher keine Ursache, die Hoffnung aufzugeben. Es kann kein Mensch todter sein als todt; kein Mensch kann verlorner sein als verloren. Aber gerade für solche Menschen ist des Menschen Sohn gekommen, sie zu suchen und aufzuwecken, sie lebendig und selig zu machen. Darum fürchte sich kein glaubiger Erzieher. Er glaube nur, und mache es, wie Jairus, wie das kananäische Weib, und wie die Wittwe zu Nain.“ M. Bl. 1834, S. 58.

„Giebt man der Sünde einen kleinen Finger, so will sie die Hand. Giebt man ihr die Hand, so will sie den Arm. Widersteht man ihr aber im Glauben, so kann sie nicht aufkommen. Darum muß fester Widerstand geleistet werden allem Bösen. Ist es von Kupfer, so sei der Widerstand von Eisen. Mit der Sünde kann kein Vertrag, kein Friede geschlossen werden. So wie aber der Widerstand unglaubig und unbußfertig wird, so wie man dabei mehr auf Menschen, als auf den HErrn sieht, also umsichtig statt aufsehend wird; so wie man hochmüthig und trotzig auf eigene Kraft, und nicht mehr aus Pflichtgefühl dem Bösen sich entgegenstemmt, so geräth man in's Schwanken und wird geschlagen. Kinder und Hausgenossen werden den Hausvater demüthigen. Das thut weh, wenn ein alter Mann von so jungem Volk gedemüthigt wird. Das wäre aber nicht nöthig, wenn der Alte bußfertiger wäre, als die Jungen, wenn nicht dies und jenes seine Verbindung mit dem HErrn schlaff und locker machte. Nur in dieser Verbindung kann ein armer, schwacher, sterblicher Mensch, besonders in so aufgeregter, unbändiger Zeit stark sein; nur in

dieser Verbindung kann er eine eiserne Mauer gegen das Böse werden. Denn alsdann ist es nicht er, der da streitet, sondern der HErr, und eine Furcht und ein Schrecken vom HErrn fällt dann auf alle Feinde umher. Wenn sich Israel empört wider Mose, und Mose fällt nieder auf sein Angesicht, betend und fürbittend zu dem Allmächtigen, der im Himmel wohnet, und dessen Name heilig ist: so steht er, der geplagteste Mensch auf Erden, wieder auf und das ganze trotzige Volk vermag nichts gegen den neunzigjährigen Mann." M. Bl. 1832, S. 58.

„Brüder, so oft ihr hingehet, um zu lehren, so erinnert euch der göttlichen Befehlsworte: Gehet hin und lehret alle Völker! Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe — und gehet hin zu euern Kindern in ehrerbietigem Gehorsam und zuversichtlichem Glauben an diesen Befehl. Mögen ihn auch Hunderte aus den Augen setzen, das gehet euch nichts an. Das ist ihre Verantwortung, nicht die eurige; gehet nur ihr in Kraft dieses Befehles hin! Ich sage absichtlich: in Kraft dieses Befehles; denn es ist eine Kraft darin, die wir inne werden können, wenn wir ihm gläubig und ehrfurchtsvoll gehorchen. Und dieselbe Kraft schützet, erhaltet, stärket euch auch. Auf sie könnet ihr euch verlassen, wenn euch alles fehlet und weichet, und habet viel mehr Grund der Zuversicht, als ein Feldherr, der sich auf sein Heer verläßt. Denn ihr gehet und stehet alsdann in der Kraft des Befehles dessen, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden und habet nicht zu fürchten weder Welt, noch Teufel, noch Hölle, denn was sind sie anders, denn drei Strohhalme gegen den Felsen Christus, auf dem ihr steht? Und so wie ihr diesem göttlichen Befehle glaubet und gehorchet: so glaubet auch mit Freude und Dankbarkeit der sogleich beigefügten göttlichen Verheißung: Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Matth. 28, 20." M. Bl. 1830, S. 44.

„Ein Steinlein, im Wege liegend in Sand und Koth, erfordert manche fortgesetzte Arbeit, bis es ein schöngeschliffener Edelstein wird. Ein aus der Verwahrlosung herausgerettetes, erlöstes und geheiligtes Kind Gottes ist ein solcher Edelstein. Eine solche Seele ist mehr werth, als alle Schätze Brasiliens, Californiens und Australiens. Die inneren geistigen Umänderungen, welche der Vater im Himmel durch Seinen Geist wirkt, verwandeln Steine zu Edelsteinen. Freunde, Brüder und Schwestern, erbarmet euch solcher Steinlein am Wege, denn ihr wisset nicht, was noch aus ihnen werden kann. — Solches zu erleben, das ist

die größeste Freude für einen Kinderlehrer und Erzieher, hier und dort in Zeit und Ewigkeit.“ M. Bl. 1857, S. 59.

Einem Lehrer, der in der Gemeinde auf heftigen demokratischen Wiederstand stieß, kleinmüthig wurde, und daran dachte, sein Amt niederzulegen, schrieb Zeller: „Ich meine gar nicht, daß Ihr sollet an Eurem Amte verzagen, und es aufgeben, damit der andere, der vielleicht manchen besser gefällt, als Ihr, könne an Eure Stelle sich eindrängen, oder einschleichen. Ein Mann muß nie an seinem Amte verzagen, das er von dem empfangen hat, der der HErr ist über alle Herren, und der Souverain über alle Souveraine, auch über ein sogenanntes souveraines Volk. Aber das meine ich, daß Ihr Euer Amt sollet mit neuem Fleiß, mit neuer Treue, mit neuer Weisheit, mit neuem Muth verwalten, unsträflich vor allem Volk, unsträflich in Eurem ganzen Wandel, auch in Eurem häuslichen, und dann lasset es darauf ankommen, ob das souveraine Volk Euch absetzen darf. Thut es dasselbe, so thut es Unrecht, und wer Unrecht thut, und beharret darin, der wird dem HErrn nicht entrinnen, ob sie gleich meinen, der HErr sei wie sie und habe das Herz voll Amnestie und Zärtlichkeit für die Gottlosen und Abtrünnigen. Der HErr ist ein Lamm, aber die Gottlosen werden sich noch entsetzen vor dem Zorn des Lammes.“ M. Bl. 1832, S. 16.

Hören wir zum Schluß noch ein Wort aus Zeller's achtzigstem Lebensjahre über die Stelle Jesaias 40, 30. 31.

„Die auf den HErrn harren, bekommen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

„Da ist von keiner Niederlegung des Amtes die Rede, von keinem Begehren, in den Ruhestand versetzt zu werden, von keinem freiwilligen Rücktritt aus Amt und Beruf, sondern da ist ein stets neuer Muth zum Fortarbeiten, ein freudiger Fortschritt in dem empfangenen Beruf. Da wird der treu fortarbeitende Diener des HErrn immer wieder neu getröstet, gestärkt und erfrischt mit der Hülfe des HErrn und der freudige Geist erhält ihn, daß er nicht matt und müde wird, sondern stehend, stehend im aufgetragenen Amte sterben kann.“ M. Bl. 1858, S. 97.

IX.

Zeller's Gedanken über Armuth und Armen-Anstalten.

Wir wissen, es war der Anblick der zunehmenden Armuth, besonders in den theuren Jahren 1816 und 1817, der unsern Zeller so tief ergriff, daß er auf die angenehmere Arbeit an mittleren und höheren Schulen verzichtete, um sich ganz der Erziehung der Kinder aus dem niedrigsten und ärmsten Stande zu widmen. Auf diesem Gebiete suchte er die christlichen Erziehungsgrundsätze in Ausübung zu bringen, und es ist der Mühe werth, zu vernehmen, was er über die Armuth, über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu sagen hatte.

Seinen Schmerz über das Verderben in den niederen Ständen, über das Treiben gottloser Schulmeister und anderer Volksverführer und über die Gleichgültigkeit der Mächtigen bei so viel Elend und so großen Gefahren, gab Zeller Ausdruck in folgenden Versen.

Hülferuf.

Aus des Volkes Tiefe dringet
Ein Geschrei zu Gott empor.
Völkerhirten, ach wer bringet
Diesen Schrei vor euer Ohr?
Horcht, es ruft das Blut der Armen:
Helfet Väter, habt Erbarmen!

Während ihr auf eu'ren Stühlen
Oben wachet und regiert,
Sieht man unten Diebe wühlen,

Und die Jugend wird verführt.
Seh't sie Drachenzähne säen,
Daraus Mörder auferstehen.

Wehe dem, der junge Herzen
An der Wahrheit irre macht;
Der sie lehret spotten, scherzen,
Und das Heilige verlacht.
Väter, lasset nicht vergiften
Uns're Schulen heil'ge Triften!

Nur Ein Grund ist's, der da träget
Staaten, Kirchen, Schulen noch;
Wenn man einen andern leget
Und zerbricht des Heilands Joch,
Wer will dann dem Einsturz wehren?
Feuer wird das Stroh verzehren.

Hört ihr der Verführer Stimmen?
Väter! hört das Klaggeschrei!
Seh't die Feuerfunken glimmen!
Wind der Lehre stürmt herbei.
Helft, sonst brechen Feuerflammen
Ueber Staat und Kirch' zusammen.

Ueber die Größe des Uebels spricht er sich im Jahresbericht von 1829 folgendermaßen aus: „Man sieht in so viele Armuth, in so großes Elend, in so unverantwortliche Verwahrlosung, in so schreckliche Verführung hinein, woraus die armen Kinder kommen, und worein sie zum Theil wieder fallen, daß ich glaube, wenn ich nur das davon berichtete, was ich davon gesehen, gehört und zuverlässig erfahren habe, meine Zuhörer würden mich der Uebertreibung zu beschuldigen versucht sein. Die Armuth nimmt nicht ab, sondern zu. Fast überall mehr Volk, als der Boden ernähren kann. Eine Menge Menschen hat keinen Fuß breit eigenes Landes, Gewerbe und Kunstfleiß müssen Tausende ernähren; es wird ungeheuer viel fabricirt, und es scheint, es seien bald mehr Verkäufer als Käufer, mehr Waaren als Bedürfniß. Kommt eine Handelskrisis, auf deutsch ein Gericht Gottes über den Handel, kommt eine Theuerung und hält an: so ist bei dem bodenlosen Zustand so vieler Tausende das Elend gleich unübersehbar. Und doch will das unerhörte Sittenverderben und die unbegreifliche Sicherheit sich nicht vermindern, und in kurzer Zeit vernichtet die allverbreitete Verführung das, woran wir Erzieher viele Jahre lang unter Gebet, Seufzen und Thränen gearbeitet haben. Ach, Freunde, da flüstert oft eine Stimme in's Ohr:

Was willst du einen Tropfen in's Meer tragen? Was verzehrst du deine Kraft vergeblich, was hilft alle deine Arbeit? — Da stehet dann die Muthlosigkeit wie ein Todtengerippe vor uns und grinset uns an, und ihr Todtengeruch drohet uns Erstickung. Fort aus dieser bösen Luft, in die frische Himmelsluft des Glaubens, wenn du nicht umsinken willst! Dort steht der Heiland und ruft dir zu: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größeste unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Math. 13, 31. 32. — Wie gering und unscheinbar kommt uns der Wirkungskreis einer Mutter vor! Dort sitzet eine Hannah in der Wohnstube und säuget ihr Knäblein Samuel, das sie vom HErrn erbeten, dem HErrn gelobet, und Ihm auch übergeben hat. Und das Knäblein wird ein Prophet Gottes, ein Licht des ganzen Landes, ein Richter des ganzen Volkes, ein Mann, mehr als ein ganzes Kriegsheer. Dort kniet eine Monika in der stillen Kammer, und weinet und betet zu Gott für ihren leichtsinnigen, in der Welt versunkenen Sohn. Es scheinet Alles vergeblich, und die Mutterthränen scheinen umsonst zu fließen; aber siehe, Gott im Himmel erhöret das Seufzen der Mutter, der Jüngling bekehrt sich und wird ein Augustinus, ein Licht für zwei Welttheile, in Wort, That und Schrift, und ein Segen für Jahrhunderte."

„Doch, es ist nicht allein der Blick auf die Senfkornkraft des Glaubens und der Liebe, der uns vor Muthlosigkeit bewahrt. Mehr noch stärkt uns die Glaubenszuversicht, die sich gründet auf die Person unseres Heilandes, auf Sein Herz und Gemüth, auf Sein Wort, auf Sein vollgültiges Opfer, auf Sein herrliches Amt in der Niedrigkeit und Hoheit, auf Seine heilige und allgewaltige Regierung, und auf Seine, Gott gebe! baldige Wiederkunft. Freunde! Aus dieser ewig frischen Quelle müssen wir arme an den Ufern eines so großen Verderbens stehende Arbeiter bei unserer Damm-Arbeit Stärkung, Heiterkeit und Muth gegen Verzagtheit und Ermattung schöpfen." M. Bl. 1829, S. 50. 51.

Es sind drei Hauptübel in der häuslichen Erziehung, die bekämpft werden müssen, und in Folge deren das Verderben einen so hohen Grad erreichen konnte. Erstens der Verfall der Hausandacht und das Versäumniß des häuslichen Bibellesens; zweitens die Gleichgültigkeit und die unthätige Theilnahmlosigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes,

während die Feindschaft wider Christus und sein Reich immer mehr den Character eines boshaften, planmäßig angelegten, untergrabenden und grundstürzenden Widerstandes mit einer Thätigkeit, Frechheit und Entschiedenheit entwickelt, die in der Geschichte fast beispiellos erscheint; endlich der steigende Hang zur Unmäßigkeit und Trunkenheit, und insbesondere die Branntweinpest. Ueber diese drei Uebel hat sich Zeller im Monatsblatt 1844, Nr. 5 und 8, ausgesprochen.

Ueber das Verderben im Handwerkerstand, besonders unter den wandernden Gesellen hat er im Monatsblatt 1845, Nr. 6 und 7, schaudererregende Mittheilungen gemacht unter der Ueberschrift: „Scenen aus Sodom und Gomorrha", zum Beweis, wie nothwendig es ist, daß die Unglücklichen, die von solchen Greueln umringt sind, in bessere Umgebungen versetzt werden.

Die Mitschuld an der Zunahme des Elendes fällt zum großen Theil auf die wohlhabenden Stände, unter welchen der Wuchergeist überhand genommen hat. „HErr, wer wird wohnen in Deiner Hütte? Wer wird bleiben auf Deinem heiligen Berge? — Wer sein Geld nicht auf Wucher giebt und nimmt nicht Geschenke über den Unschuldigen." An diese Verse des 15. Psalms knüpft Zeller folgende Betrachtung: „Der Wuchergeist, der sein Geld mehren will durch ungesetzliche, ungerechte, drückende oder gar betrügerische Mittel, ist derselbe oder doch nahe verwandte Geist, wie der Geist derer, die da reich werden wollen, von welchen der Apostel bezeuget und spricht: „„Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in Verderben und Verdammniß; denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels."" Dieser Geiz, der so viele Menschen treibet, daß sie nicht mehr gottselig sein und sich genügen lassen können an dem, was da ist, sondern mehr, mehr, mehr haben wollen, während es doch offenbar ist, daß sie von Allem dem, woran sie reich werden wollen, oder bereits reich geworden sind, auch nicht das Geringste mit sich hinaus aus der Zeit in die Ewigkeit hineinbringen können, ist die characteristische Sünde, die in allen Abfallszeiten überhand nimmt, aber vielleicht noch nie in solchem Uebermaß, als in unserer gegenwärtigen Abfallszeit, in welcher die Gottesgerichte so erschrecklich ausbrechen. Man denke an die vielen Hunderte von Bankbrüchen, an die vielen Fallimente von Handelshäusern, Fabriken, Actienunternehmungen und andern Geldspekulationen unserer Zeit und an die Folgen, die sie nach sich ziehen können und

werden; und doch ist zu fürchten, daß Vielen trotz dieser Gottesgerichte die Augen nicht über ihrem Geiz- und Wuchergeist aufgehen werden, und daß man mit dem Propheten Jesaja seufzend fragen muß: „„Wem ist der Arm des HErrn offenbar?““

„Es ist vornehmlich der Handels- und Gewerbsstand, der Capitalistenstand, in welchem dieser Wuchergeist, dieser Geist des Eigennutzes, diese Sucht reich werden zu wollen, in der Abfallszeit die Herzen so verödet, so austrocknet, so erkalten macht an Liebe. Und doch ist die Liebe, nicht der Geiz noch der Eigennutz, sondern die Liebe die wahre conservative Kraft, welche die menschliche Gesellschaft im häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebenszusammenhält und vereinigt. So ist auch die Liebe der Trieb, der die Reichen und Besitzenden antreibt, sich der Armen zu erbarmen, ihnen zu geben, ihnen zu leihen, ohne Wucher und Uebersatz. Wo diese Liebe erkaltet, wo ein Jeder mit seinem Gelde den größestmöglichen Gewinn, den höchsten Ertrag und Zins zu erjagen sucht, da wird es dem Armen immer schwerer, in seiner Noth Geld geliehen zu erhalten. Ach, wie selten wird da der Mann, der sein Geld nicht auf Wucher giebt! Solcher Männer bleiben dann nur die wenigsten übrig. Und wie sieht es in solchen Zeiten im regierenden, verwaltenden und richterlichen Beamtenstande aus, wenn auch in diesen wichtigen Ständen der Geiz, die Habsucht, die Gewinnsucht, die Sucht, reich werden zu wollen, die Herzen verwüstet und die Liebe in Vielen erkaltet? Wie wird da regiert werden?“ M. Bl. 1858, S. 6.

Die tiefste Wurzel dieses Verderbens ist der Unglaube mit seiner Hoffarth, der den Allmächtigen nicht mehr als den HErrn, den einzig wahren und rechtmäßigen Eigenthümer aller geschaffenen Dinge, nicht mehr als den Richter der Welt anerkennt. Es ist der atheistische Begriff des Eigenthums, der den Menschen zu dem Wahn verleitet, als dürfte er mit den irdischen Gütern umgehen, wie es ihm beliebt; hierüber sagt Zeller in einer Betrachtung über das Evangelium vom ungerechten Haushalter:

„Wer ist aber der Haushalter? — Das bist du, oder ich, oder ein dritter neben uns, oder gar jeder von uns dreien. Jeder, der irgend ein Amt oder Vermögen, oder ein menschliches Eigenthum, sei dessen viel oder wenig, zu verwalten hat, der ist vor Gott ein Haushalter. Eigenthümer ist sein Name gegenüber von Menschen; Haushalter ist sein Name gegenüber von Gott, dem einzig wahren Eigenthümer alles menschlichen

Eigenthums. Wenn wir nun unsere sichtbaren Nebenmenschen, denen Gott unser Eigenthum nicht zugetheilt und ausgeliehen hat, und denen es deßwegen auch nicht gehört, allein in's Auge fassen, den unsichtbaren Gott aber, dem unser Eigenthum rechtmäßig gehört, und der es uns nur nach seinem Sinn und Willen zu verwalten gegeben hat, aus den Augen verlieren, und meinen, wir könnten mit dem Anvertrauten, das wir dann thörichter Weise unser Eigenthum heißen, schalten und walten, wie wir wollen, und es dann in diesem Wahne auch so thun: so werden wir in solcher eigenwilligen, eigennützigen und selbstbeliebigen Verwaltung ungerechte Haushalter, die nicht recht mit ihrer Zeit, mit ihren Gaben und mit ihrem Vermögen umgehen, sondern es Gott umbringen, Ihn um das Seinige bringen. Hundertmal können wir da zu unserm Nächsten sagen: Das ist mein, und nicht dein! bis wir einmal zu unserm HErrn sprechen: Es ist dein, und nicht mein!" M. Bl. 1840, S. 2.

Ueber die Folgen des Wuchergeistes und der Hartherzigkeit gegen die Armen sagte Zeller schon im Jahre 1836 Worte, die in den seither vergangenen vierzig Jahren eine furchtbare Bestätigung durch das Anschwellen des Proletariats und das Umsichgreifen des Socialismus gefunden haben.

„Ach, Gott erhalte und heilige den Sinn christlich-thätiger Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen in unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande bei Allen, insonderheit bei der Bürgerschaft der Stadt Basel, der wir so viel zu verdanken haben! Das ist ein besserer Schildhalter, als der Basiliske mit allen seinen Eiern! Lasset uns nicht vergessen, was der 41. Psalm verheißt: „„Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der HErr nicht geben in seiner Feinde Willen."" Lasset uns aber auch nicht vergessen, was die Geschichte uns lehrt, die auf ihren ernstesten Blättern uns die Lehre gibt, daß Härte, Gleichgültigkeit und Vernachlässigung der Armen und Elenden die mächtigsten Staaten gestürzt hat. Und gerade diese Armen und Vernachlässigten sind es, an die sich jetzt in unsern Tagen der Geist der Verführung mit seinen satanischen Verblendungsumtrieben heranmacht, um Fäuste zum Losschlagen zu sammeln, und Arme zum Einreißen, und Mäuler zum Schreien, und, wenn der Schlag mißlingt, die Verführten im Elend stecken zu lassen, und der Strafe Preis zu geben; gelingt aber der Schlag, Fleisch und Fett und Mark für die verborgenen und dann hervortretenden Verführer in Besitz zu nehmen, den Verführten aber die Knochen zu lassen. O daß

wir auch darum erkennen möchten, was zu unserm und des Volkes Frieden dienet, ehe es zu spät ist! In allen unsern Gauen keine Ungläubige, keine Empörer, keine Abtrünnige, keine Spötter, keine Sittenlose, keine Verführer mehr zu Lehrern unserer Jugend erwählet, keine Wölfe mehr zu Hirten, keine Böcke mehr zu Gärtnern gemacht! Gottes Wort, diese Gotteskraft, diese siebenmal geläuterte ewige Wahrheit zur festen Grundlage alles Volksunterrichts, aller Volkserziehung gelegt, und dieselbe Männern anvertraut, die das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen haben, wie der Apostel es befohlen hat. 1 Tim. 3, 8—10." M. Bl. 1836, S. 68.

Mit umfassendem Blicke hat Zeller bei verschiedenen Gelegenheiten die Ursachen beschrieben, welche dem auffallenden Steigen der Armuth und sittlichen Verwahrlosung zu Grunde liegen. Im Jahresbericht von 1832 nennt er sieben solche Ursachen: „Der Verfall des Predigtamtes und der Seelsorge — die Sünden der Unkeuschheit vor, in und außer der Ehe, welche an der Lebenswurzel des Volkes nagen — das Schwinden des Segens der Eltern in Folge der zunehmenden Unehrerbietigkeit — die Faulheit und Arbeitsscheu bei immer wachsenden Gelüsten — die Untreue im Handel und Wandel, wodurch man diese Gelüste zu befriedigen sucht — die Entweihung des Sabbaths, den Gott geheiligt und gesegnet hat, aus dem der verfluchteste Tag der Woche geworden ist, — endlich der Empörungsgeist, der seine Funken über Berg und Thal in alle Länder wirft, und überall sind die Herzen wie Zunder und fangen Feuer. Wie kann da zeitliches und häusliches Wohlergehen aufkommen." M. Bl. 1832, S. 54. 1845, S. 58. 1852, S. 56.

Vergeblich ist es, Abhülfe, oder auch nur Linderung des leiblichen Elends anzustreben, oder zu erwarten, wenn die eigentliche Quelle, aus der es in unzähligen Fällen hervorgeht, nicht erkannt wird. Zwar es giebt gottselige Arme, aber sie sind eine kleine Minderzahl, gegen die Menge derjenigen, bei denen das Beharren in Sünden- und Lasterdienst die Ursache des leiblichen Elends und das Haupthinderniß für die Abhülfe bildet. Da wird selbst die Wohlthätigkeit, die man solchen angedeihen läßt, ein Futter für die Sünde, die in ihnen wohnt. Diesen gelten die folgenden Worte: „Wollen die Armen den Sündendienst nicht lassen, die Sünden, die ihr Unglück sind, nicht meiden; wollen sie nur Hülfe gegen die Armuth, aber keine Rettung von ihren Sünden: so ist ihnen nicht zu helfen, auch wenn sie zu Wohlstand und Reichthum gelangeten;

denn für einen Sündendiener ist Wohlstand und Reichthum ein größeres Unglück, als Mangel und Armuth, weil dem reichen Sündendiener viel mehr Mittel zu Gebote stehen, seinen Lüsten zu fröhnen, als dem Armen und Dürftigen. Daher manche Menschen nur dadurch zeitlich und ewig gerettet werden können, daß sie Gott arm werden oder arm bleiben lässet." M. Bl. 1848, S. 43.

Mit dem herrschenden Sündendienst steht in Verbindung das Erlöschen und Absterben des Gebetes. Die göttliche Verheißung lautet: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten", und abermals: „Bittet, so werdet ihr nehmen."

„Aber eben da", sagt Zeller, „liegt schon die erste Ursache so vieler Noth und so vielen Mangels und Elends, daß so Viele, so viele Hunderte und Tausende den allerhöchsten Geber, der so reich ist und so gerne gibt, nie, das ganze Jahr nie anrufen und bitten. Sie betteln lieber, als daß sie beten. Forschet nach, und ihr werdet unter hundert Bettlern und Bettelkindern nicht Einen finden, der den großen Geber anriefe oder zu Ihm betete; überall sehr viele Bettler, sehr wenige Beter." M. Bl. 1852, S. 37.

„Darum ist es keineswegs der ganze Sinn des HErrn, daß den Armen und Verwahrlosten nur leiblich geholfen werde, und die Erfahrung lehrt es genugsam, daß auch die gutgemeinteste und freigebigste Wohlthätigkeit, und die reichsten Armen-Anstalten und Armenspenden, der Armuth und besonders dem wuchernden Umsichgreifen der unsittlichen, verbrecherischen und gottlosen Armuth nicht wehren noch abhelfen können, wenn man nur der leiblichen Noth zu Hülfe kommt, ohne daß zugleich den Seelen der Armen geholfen und ihre Seelen aus dem Trug und Frevel erlöset werden durch das Evangelium. Wo findet man die meisten Bettler, Müßiggänger und liederlichen Taugenichtse, als da, wo, auch bei sehr vieler und reichlicher leiblichen Hülfe und Spende, es an aller geistigen Seelen-Hülfe und an gesegneter evangelischer Einwirkung fehlt? Wo aber blühen die schönsten Gärten mitten in der Wüste; wo bricht das Licht hervor wie die Morgenröthe; wo entstehen Lichtpunkte mitten in der Finsterniß, als da, wo den Armen leiblich und geistlich geholfen wird, und sie das Herz Jesu suchen und finden, und ihre elende Seele durch das Licht und den Trost des Evangeliums sättigen?"

„Daher wird auch überall, wo das wahre Christenthum, diese großartigste aller großen Welterscheinungen, lebendig wird, überall, wo eine

Anzahl Menschen dasselbe lebendig ergreifen, es auch diese doppelte charakteristische Lebensthätigkeit offenbaren, nämlich den Armen leibliche und geistliche Hülfe zu bringen; denn das ist die evangelische Thätigkeit, das ist der Charakter und Sinn Jesu Christi, dessen werkzeugliche Wirksamkeit und Erscheinungsform das wahre Christenthum ist." M. Bl. 1843, S. 54.

Von dort allein kann die Abhülfe für so unermeßliche Uebel kommen. Aber, so muß man fragen, ist es möglich bei dem jetzigen Zustand der Welt und der Kirche eine umfassende Heilung zu erwarten? Wir stehen in den letzten Zeiten. Der Abfall und das mit ihm zusammenhängende Elend wächst, und wird seine höchste Steigerung erst noch erreichen in der großen Trübsal, welche nach dem prophetischen Worte Gottes am Ende der jetzigen Weltzeit bevorsteht. Dann erst wird die rechte Hülfe erscheinen und zwar durch die Wiederkunft Christi und in Seinem Friedensreiche, worauf Zeller als ein gläubiger Schriftforscher und erleuchteter Ausleger der Zeichen der Zeit so oft hingewiesen hat. Jetzt sind die Tage böse, und für uns, deren Leben in eine solche Zeit gefallen ist, muß die Frage so gestellt werden: Welche Pflicht haben wir in unserm kleinen Theil zu erfüllen, damit wir nicht, wenn der HErr kommt, als Mitschuldige erfunden und verworfen werden?

Die verschiedenen Glieder der bürgerlichen und der kirchlichen Gesellschaft haben in verschiedener Weise ihren Beitrag zu geben. Hören wir Zeller's Gedanken über die hier vorliegenden Aufgaben.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß der weltlichen Obrigkeit und den gesetzgebenden Gewalten im Staate eine große Pflicht auferlegt ist, und daß in dieser Hinsicht, was die Gesetzgebung zur Verhütung der Armuth, zum Schutz der Verarmten, und zur Linderung der vorhandenen Noth betrifft, in unseren Staaten vieles faul ist.

Zeller hat wiederholt darauf hingewiesen, daß die göttliche Gesetzgebung unter dem alten Bunde die weisesten Armenverhütungs-, Armenversorgungs- und Armenunterstützungsgesetze enthielt, für deren Befolgung ein reicher göttlicher Segen verheißen war. Er nennt es eine der interessantesten Aufgaben, die hierher gehörigen Bestimmungen des mosaischen Gesetzes zu studieren. M. Bl. 1847, S. 56.

„Es gibt ein göttliches Armen- und Waisen-Recht, ein göttliches Recht der Elenden und Dürftigen. Wohl wahr sagte kürzlich einer der bekanntesten Parlamentsredner in England, Francis Burdett, in seiner

neulichen Rede auf den Hustings bei der Westminster-Wahl. (S. Allg. Zeitung N. 143, 23. Mai 1837): „„Das erste Augenmerk einer jeden Regierung sollte sein, den Zustand der untern Klassen der Gesellschaft zu verbessern."" Gott selbst aber fordert wenigstens das von den Obrigkeiten seines Volkes, daß sie ihnen Recht schaffen, und ihnen zu ihrem Rechte helfen sollen. Aber Alles fordert Gott nicht von den Regenten seines Volkes, obgleich es jetzt Mode ist, Alles nur von ihnen zu fordern. Eine Regierung, auch die mächtigste, die thätigste, gerechteste, mildeste und freundlichste, kann bei einem so großen Uebel nicht Alles leisten, auch nicht bei dem besten Willen. An ein so großes Geschäfte müssen auch die Untergebenen Hand anlegen; denn die Pflicht zu helfen gehet Alle an, die helfen können. Darum gebot der göttliche Gesetzgeber jedem Israeliten, alle drei Jahre den zehnten Theil seines reinen Einkommens den Armen zu geben. Das ist der Armenzehnten. Jedem Israeliten war ferner geboten, alle Jahre den zehnten Theil seines reinen Einkommens für die Kosten seiner jährlichen Festreisen und Festopfer zu widmen, und davon auch die Armen mit genießen und sich mit freuen zu lassen. Das ist der Festzehnten. Jedem Israeliten war überdieß geboten, jedes siebente Jahr sein Feld brach liegen zu lassen, und was freiwillig wuchs, den Armen zu überlassen. Das ist das Brachjahr. Ebenso mußten auch im siebenten Jahre alle, wegen Schulden oder sonst verkaufte israelitische Sklaven unentgeldlich frei gelassen, und im großen Erlaßjahre alle verkauften oder verpfändeten Grundstücke ihren erblichen Eigenthümern schuldenfrei zurückgegeben werden. Alle diese und andere milden Verordnungen zu Gunsten der Armen bildeten das Armen-Recht Israels, und wie oft steht der ausdrückliche Beisatz dabei: „„Denn Ich bin der HErr!"" — Man höre aber auch den Segen, welcher der gehorsamen Freigebigkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen verheißen war und ist, wenn es heißt:"

„„Es soll allerdings kein Bettler unter euch sein; denn der HErr wird dich segnen im Lande, das dir der HErr, dein Gott geben wird zum Erbe einzunehmen. Allein daß du der Stimme des HErrn, deines Gottes, gehorchest, und haltest alle diese Gebote, die Ich dir heute gebiete, daß du darnach thust. Denn der HErr, dein Gott, wird dich segnen, wie Er dir geredet hat."" 5 Mose 15, 4—6.

Zeller unternimmt es nicht, unsere jetzigen Gesetzgebungen hiermit zu vergleichen, ihre Gebrechen, ihre Lücken und die schädlichen Bestimm-

ungen, die sie enthalten, aufzudecken. Dies ist auch unsere Aufgabe an diesem Orte nicht.

Je mangelhafter nun die bürgerliche Ordnung sich erweist, desto mehr tritt der Beruf und die Verpflichtung der christlichen Kirche zur Uebung der Armenpflege hervor. Diesen Beruf suchte sie in der Zeit der ersten Liebe zu erfüllen, indem die Gläubigen reichliche Opfer gaben und darbrachten; und indem Diakonen erwählt und eingesegnet wurden, um vermittelst dieser Opfergaben und durch persönliche Handreichung die Noth der Dürftigen zu stillen. Das Diakonenamt war keine menschliche Erfindung, sondern eine göttliche Einrichtung. Die Diakonen im biblischen Sinne sind Laien mit einem kirchlichen Auftrag. Sie sollen in brüderlicher Liebe den Nothleidenden Handreichung thun. Die Geistlichen und Seelsorger sind, ohne Mitwirkung eines solchen Amtes, der großen Arbeit, die hier vorliegt, nicht gewachsen. Widmen sie sich derselben, so müssen sie entweder ihre geistlichen Obliegenheiten hintansetzen, oder unter der zweifachen Last erliegen. Die Wohlthätigkeit der Einzelnen sollte durch das Diakonenamt geleitet und so zu sagen organisirt werden. Die Darreichung irdischer Gaben sollte mit reinigendem und tröstendem Zuspruch verbunden sein.

Hieran fehlt es, und hier ist die große Lücke der Kirchenordnung, in Folge deren die oben beschriebenen Leiden und Verderbnisse einen so hohen Grad erreicht haben. So war denn die Lebensaufgabe, welche Zeller und alle im gleichem Sinn Arbeitenden sich gestellt hatten, keine andere als diese, in ihrem Theil und so weit als ihre Kräfte reichten, jene schmerzliche Lücke auszufüllen. Die Liebesthätigkeit der Laien ist es, wodurch der Geist Christi das im kirchlichen Organismus fast gänzlich verkümmerte Diakonenamt zu ersetzen suchte. Die Anstalten zur Erziehung verwahrloster Kinder, und zur Versorgung armer Gemeinden mit christlichen Schullehrern haben diese hohe Bedeutung. Als in unserm Jahrhundert die Zeit kam, wo nach winterlicher Erstorbenheit der Feigenbaum durch das Frühlingswehen des Geistes Gottes auf's neue grünte und Blätter gewann, da war die Entstehung solcher Anstalten ein grünender Zweig, welchen das in dem Baum der christlichen Kirche noch vorhandene göttliche Leben hervortrieb.

Die Armenpflege ist eine vielseitige Sache. Sie mußte zuvörderst von einer Seite in Angriff genommen werden. Das Nächstliegendste, das Dringendste, und zugleich das Hoffnungsreichste, was man unter-

nehmen konnte, war die Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Es ist derselbe Gedanke, welchen der schottische Theologe Dr. Thomas Chalmers so ausgesprochen hat: „Die beste und wohlfeilste Armenpflege ist die Fürsorge für die christliche Bildung des Volkes."

Es ist die Aufgabe der christlichen Kirche, dahin zu wirken, daß die Familien geordnet und zu Wohnstätten des christlichen Geistes gemacht werden. Die Eltern haben ursprünglich und zunächst Auftrag und Verheißung von Gott, für die Erziehung ihrer Kinder. In einer christlichen Gemeinde, wie sie sein soll, dürfte es keine Eltern geben, welche diese Pflege vernachlässigen. Waisenkinder und arme Kinder wird es allezeit und überall geben; aber von ihren eigenen Eltern verwahrloste Kinder sollten unter uns Christen nicht vorkommen. Daß sie in so großer Anzahl sich finden, ist ein Vorwurf für uns alle, und es offenbart sich darin eine Gesammtschuld. Uneheliche Kinder, Kinder von Verbrechern, Kinder, die von ihren eigenen Eltern zu Verbrechen und Lastern angehalten werden, sind noch unglücklicher und hülfsbedürftiger als vater- und mutterlose Waisen. Erziehungsanstalten für arme Kinder sollen nicht dazu dienen, den Eltern ihre Pflichten abzunehmen, sie sollen Hülfsanstalten für die Kinder, nicht für die Eltern sein. Aber hier sind nun Eltern, die ihre Pflicht so wie so nicht erfüllen, und unterdessen gehen die unglücklichen Kinder verloren. Die hier vorliegende Liebespflicht ist außer allem Zweifel; und die Frage kann nur sein, wie man die Arbeit anzugreifen hat? Hier wäre nun das Nächstliegende, wenn solche Kinder einzeln in einzelnen christlichen Familien Aufnahme und Erziehung fänden. So sollte es sein und so müßte es sein, wenn unsere Gemeinden ihres Christennamens würdig wären. So verhielt es sich wirklich in Oberlins Gemeinde im Steinthal. Auf diese erfreuliche Thatsache hat Zeller mehr als einmal hingewiesen. „Warum sind keine Steinthaler Kinder in unsern Armenerziehungsanstalten? Deßwegen, weil, so lange der Geist Gottes durch den Mann Gottes Oberlin im Steinthal waltete, und noch waltet, kein Kind in dieser merkwürdigen Gemeinde verwahrlost wurde. Warum gab es keine verwahrloste Kinder im Steinthal? Deßwegen, weil sich immer freiwillige Eltern fanden, welche die armen und dürftigen Waisen ihrer verstorbenen Nachbarn in ihre Hütten aufnahmen und sie um Gottes und Christi willen erzogen. Wo man kein stehendes Wasser sich sammeln und verfaulen läßt, da giebt es keine Sümpfe, da braucht

man auch keine mühsamen, kostbaren Abzugsgräben, genannt Armenerziehungsanstalten." M. Bl. 1829, S. 68.

Das war es, was auch Zeller von ganzem Herzen wünschte. Dazu ermahnte er christliche Eltern und Schullehrer, auf diese Art Hand anzulegen, und sich dabei auf das Wort des Heilandes zu stützen: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." Wenn dies allenthalben geschähe, so brauchte man keine eigenen Anstalten für die armen Kinder. Nur müßte es aus reiner Liebe geschehen. Man sollte sich nicht dabei beruhigen oder damit befreunden, wenn die Kinder Miethlingen anvertraut werden, die sie vernachlässigen, sie verkümmern lassen und ausbeuten, wie dies gewöhnlich mit den sogenannten Kostkindern der Fall ist, welche von der bürgerlichen Gemeinde an ländliche Familien übergeben und für einen kümmerlichen Geldbetrag bei denselben untergebracht werden.

Nun aber fehlt es allenthalben an der erforderlichen Anzahl christlicher Familien zur Aufnahme der Verwahrlosten. Endlich steht nicht bloß der Mangel an Liebe im Wege, sondern es kommt bei Eltern, die eigene Kinder haben, auch die Gefahr in Betrachtung, der man diese aussetzt, wenn neben ihnen ein schon verderbtes und vielleicht verbrecherisches Kind Aufnahme findet. Unter diesen Umständen entsteht die Nothwendigkeit und die unzweifelhafte Pflicht, Anstalten christlicher Liebe zu eröffnen, in welchen eine Anzahl verwahrloster Kinder Herberge und Erziehung finden können. Es hatte Jemand in übertriebener und unbilliger Weise solche Anstalten ein nothwendiges Uebel genannt. Zeller berichtigte diese Aussage sehr schön in einer treffenden Wendung: „Sie sind nicht ein nothwendiges Uebel, sie sind eine üble Nothwendigkeit." Sie sind ein Zeichen des traurigen Gesammtzustandes, worin wir uns befinden; sie sind Nothanstalten, aber die Noth, durch die sie gefordert werden, existirt. Einem Herrn R., welcher darauf bestand, daß arme und verlassene Kinder durchaus in einzelnen christlichen Haushaltungen und nicht in gemeinschaftlichen Anstalten erzogen werden sollten, widmete Zeller eine eingehende Erwiederung. M. Bl. 1833, S. 43—45. „Erlauben Sie mir einmal, die Frage so zu stellen: Sollen die armen Vöglein in Nestern auf den Bäumen oder Hecken erzogen werden, oder sollen sie sich unter die künstlichen Schutzdächer unserer Häuser flüchten? Diese Frage hat mit der Ihrigen ziemliche Aehnlichkeit; und was wird man darauf antworten? Wird man nicht sagen: Gott der Schöpfer lehret die Vögel ihre Jungen

in Nestern auf Bäumen oder Hecken im Freien erziehen; aber die Noth treibt sie im Winter oder bei Sturm und Wetter unter die Dächer unserer Häuser?"

„Gottes Ordnung ist es, daß Eltern ihre Kinder auferziehen sollen, und die Wohnstuben sind die ältesten und natürlichsten Erziehungsanstalten. Wenn die Kinder Waisen werden, auch dann ist es der christlichen Liebe und der Ordnung Gottes am gemäßesten, wenn sie in Familien aufgenommen und familienmäßig erzogen werden. Aber wie, wenn es Winter wird, das ist, wenn die Liebe in Vielen erkaltet? wie, wenn sich keine Verwandte und Freunde, wenn sich nicht christliche Familien genug finden? Wie, wenn die Kinder nicht in die Schule geschickt werden, oder aber die Schulen so elend eingerichtet, oder so antichristisch verpestet sind, daß man die Kinder mit gutem Gewissen nicht dareinschicken kann? Wie, wenn die sogenannten Pflegeeltern die zu ihnen geflüchteten Kinder selber verführen? — Alle diese Fragen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern leider aus wirklichen Thatsachen hervorgegangen."

„Also wo man kann, da versorge man solche Kinder in einzelnen christlichen Familien; wo man aber nicht kann, da versorge man sie in christlichen Armenanstalten, wo sie zwar Manches nicht finden können, das eine Familie, die von Gott gesegnet ist, in sich vereinigt, wo sie aber doch besser versorgt sind, als im Elend der Verwahrlosung und der Verführung."

„Uebrigens hat mich die Erfahrung gelehrt, daß christliche Armenerziehungsanstalten auch Vorzüge haben, welche viele einzelne christliche Familien nicht so genießen, z. B. Vorzüge des Unterrichtes, der vielseitigen Beschäftigung und der genaueren Aufsicht; diese Vorzüge sind viel werth."

„Sollen aber die Anstalten obige Vorzüge genießen, so muß allerwenigstens auf zehn Kinder eine erwachsene und christliche Person bestellt werden. Ich sage allerwenigstens; denn, wenn zwei Eheleute zehn Kinder haben, so wird es schon an allerlei Noth nicht fehlen, gesetzt auch, daß sie ihre Kinder in eine gute Schule schicken können. Ein Schullehrer kann wohl fünfzig bis hundert Kinder unterrichten, aber wie viel kostet es, bis zwei Eltern zehn eigene Kinder erziehen, die sie doch nur nach und nach bekommen, und die nicht auf einmal eintreten! Das bedenke man wohl, wenn man Armenerziehungsanstalten errichtet, denn da sind große und schmerzliche Fehler begangen worden. Hat man im Sinne, eine Armen-

erziehungsanstalt so zu begründen, daß sie sich selbst ernähren kann, wie man zu sagen pflegt: so rechnet man in einigen Gegenden der Schweiz so viel Morgen Landes, als Personen in der Anstalt leben, zur Ausstattung nöthig."

Hiemit hat Zeller auf das eigentliche Problem, das zur Lösung vorliegt, hingewiesen. Es gilt, mit dem Anstaltsleben die Vorzüge des Familienlebens so viel wie möglich zu vereinigen. In dieser Absicht wurde von Falk in Weimar und von Reinthaler, dem Begründer des Martinstiftes zu Erfurt, folgende Einrichtung getroffen. „Man nimmt in die Anstalt die Kinder nur so lange Zeit auf, als zur ersten Prüfung ihrer Neigungen und Anlagen, und zur vorläufigen Zähmung und Entwicklung derselben höchst nöthig ist. Sobald dieses geschehen, werden die Kinder in ebenso viele Wohnstuben und Werkstätten hinausgegeben, um da zu Dienstboten oder Handwerkern erzogen zu werden. Jeden Sonntag aber versammeln sich alle so vertheilten Kinder wieder in der Anstalt, zu fortgesetzter Beobachtung, Belehrung und Erbauung, und das geknüpfte Band der Gemeinschaft wird unterhalten in Rath und That." Jahresbericht 1827, S. 8. Es leuchtet von selbst ein, daß ein solcher Plan, der sich allerdings in Erfurt gut bewährt zu haben scheint, nur in einer Stadt und bei dem Vorhandensein einer beträchtlichen Anzahl vertrauenswürdiger Haushaltungen ausführen läßt. Auf dem Lande, in einem Dorfe verbietet sich wegen mangelnder Gelegenheit die Ausführung von selbst.

Von demselben Grundgedanken ist Wichern in Hamburg ausgegangen. In der Anstalt des rauhen Hauses hat er die Menge der aufgenommenen Kinder in kleine Schaaren von zehn bis zwölf abgetheilt, und jede derselben einem seiner Zöglinge anvertraut, welcher mit diesen Kindern, an denen er Vaterstelle zu vertreten hat, eines der zahlreichen, um die Anstalt her erbauten Häuser bewohnt.

Zeller suchte dasselbe, nämlich die Verbindung des Familienlebens mit dem Anstaltsleben in seiner Weise anzustreben. Deßwegen war er von Anfang an gegen große Anstalten, gegen Anhäufung einer Menge von Kindern, gegen fabrikmäßigen Betrieb der Erziehung im Großen, gegen Ueberladung der schon bestehenden Herbergen mit allzuviel Kindern. So sprach er sich schon im Jahresbericht von 1825 aus. S. 15. 16. „Das einzelne Kind verschwindet zu sehr unter der Menge; es kommt zu wenig zum Genusse des Vater- und Mutterherzens; seine individuelle, seine Familienbildung wird schwerer. Auch erfordert die gewaltige An-

häufung von Kindern in einer Anstalt immer mehr Menschen zur Besorgung. Wie schwer ist es aber, die rechten Menschen dafür zusammenzufinden! Haben sie nicht den rechten Sinn, wie schwer ist es dann, den Frieden zu erhalten! Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Der Friede Gottes muß in einer Anstalt wohnen. Alle müssen verträglich und versöhnlich sein. Wo nicht, so gibt es Lücken, durch welche der Feind einbricht. Es reißt ein Miethlingssinn ein, die freiwillige Liebe läßt nach; das Gebot, das strenge Gebot muß den eisernen Scepter führen. Jeder fängt an, für sich zu leben, nicht mehr Einer für Alle, und Alle für Einen, und der todte Eigennutz bringt Alles zur kalten Erstarrung. Dann mag eine solche Anstalt wohl noch eine Aufbewahrungs-, Arbeits-, Straf- oder Fabrikanstalt sein; aber nicht mehr eine Rettungsanstalt. Darum, lieben Freunde! lieber mehrere nicht zu sehr überladene Herbergen hin und wieder! Möge Gott sie alle segnen, erhalten, schirmen, ihrer immer mehrere gedeihen lassen! Greift der Feind die eine an und zerstreut sie, so entrinnt doch eine andere, und es ist nicht allzuviel verloren."

Deßhalb bestand auch Zeller darauf, daß in Beuggen nicht mehr als 65—75 Kinder zu gleicher Zeit bei einander sein sollten. Jedes Jahr wurden nicht mehr als 12—15 neue Kinder aufgenommen, die dann im Durchschnitt 6 Jahre in der Anstalt blieben. Wohl hätte er die Anzahl der zusammenlebenden Kinder auf 100—200 erhöhen können. Weshalb dieß nicht geschah, darüber erklärte er sich auf's neue im Jahresbericht von 1846.

„Wir scheuten uns billig vor solcher Anhäufung und Ueberladung. Dagegen erlaubten wir uns, bei jeder Gelegenheit unsere deutschen, schweizerischen und französischen Mit-Christen einzuladen und aufzumuntern, statt die Kinder rettende Thätigkeit auf wenige Punkte zu concentriren, dieselbe vielmehr auf viele und verschiedene Punkte auszubreiten, damit wenn der Blitz des Verderbens in die eine oder andere Anstalt einschlüge, nicht Alles zertrümmert und verzehret würde, und auch damit das einzelne Kind sich nicht allzusehr in der Menge verliere, oder damit nicht das Erziehungs-Personal auf einem Punkte allzuviel und so sehr vermehret werden müsse, daß die so unerlaßliche Einigkeit und Einmüthigkeit der Erziehungs-Werkzeuge durch das Band des Friedens unter denselben Gefahr zu laufen drohet." M. Bl. 1846. S. 58.

So war es denn Zeller's und seiner Gattin Anliegen und redliches

Bemühen, an der Gesammtzahl der ihnen anvertrauten Kinder Vater- und Mutterstelle zu vertreten, sich mit den Einzelnen bekannt zu machen und ihnen zu widmen, und auch nach der Entlassung noch in Verbindung zu bleiben. Der Pflegevater und die Pflegemutter wurden hiebei durch Zöglinge, Aufseher und Aufseherinnen unterstützt, welche die ihnen angewiesenen kleineren Kreise zu überwachen und eine Verantwortlichkeit für dieselben zu übernehmen hatten. Das Familienleben den Kindern vollständig zu ersetzen, war allerdings nicht möglich. Das gesteckte Ziel wurde nur annähernd erreicht. Nach einer langen Erfahrung gegen Ende seiner Laufbahn sprach sich Zeller hierüber folgendermaßen aus:

„Wo das kräftige Wort Gottes die tägliche Geistesnahrung ausmacht, da bildet sich leicht ein christlich geordnetes Familienleben. Ein solches Familienleben aber muß eine christliche Armenkinder-Erziehungsanstalt bilden. Ihr werdet denken, wie kann eine Erziehungsanstalt von 100 bis 120 Seelen ein Familienleben bilden? Freunde! die kleinere Anzahl von Menschenseelen ist nicht die wesentliche Eigenschaft eines Familienlebens, sondern die gesellschaftliche Vereinigung und Gliederung und der Geist einer solchen Verbindung. Wer denket hier nicht an Abrahams Familie, die außer ihm und Sara und ihren Kindern, und ohne die erkauften Knechte, allein mit seinen im Hause geborenen 318 Knechten, eine Familie von mehreren Hunderten von Seelen bildete (1. Mos. 14, 14. K. 17, 23). Warum sollte auch nicht eine zahlreiche Erziehungsanstalt ein Familienleben bilden können, wenn Ein Hausvater und Eine Hausmutter mit allen Hausgenossen sich täglich mehrmals in Einem Local versammeln, wenn Alle in Einem Lokal täglich miteinander speisen, täglich für einander beten und arbeiten, in gesunden und kranken Tagen einander pflegen, und so Einen organischen Leib mit vielen Gliedern darstellen? O ihr werthen Freunde! in solchen kleineren und größeren, christlich, nicht bloß sittlich geordneten Familien aufgenommen und erzogen und gepflegt zu werden, das ist es, was jetzt viel tausend arme, verwaisete, verlassene und verwahrloste Kinder höchst nöthig bedürfen.“ M. Bl. 1856, S. 46.

Während der vierzig Jahre, welche Zeller in Beuggen arbeitete, wuchs die Theilnahme an solchen Bestrebungen zum Besten der verwahrlosten Jugend. Zahlreiche ähnliche Unternehmungen traten an verschiedenen Orten in's Leben, aber mit der Vermehrung stellten sich auch Gefahren der Verflachung und der Verweltlichung ein. Als im Jahre 1848 die Brunnen der großen Tiefe aufbrachen, da verbreitete sich in den weitesten

Kreisen der Schrecken über die socialen Uebelstände. Nun suchte man die sogenannte innere Mission im großen Maßstabe zu betreiben, und die mannigfachen Anstalten derselben unter eine Centralleitung zu bringen. Dies wurde das Losungswort auf den protestantischen Kirchentagen, besonders in Norddeutschland. Die ganze Sache nahm wirklich einen Aufschwung. In Folge dessen gab sich mancher allzukühnen Hoffnungen hin. Zeller stand auf seiner Warte, und als ein treuer Wächter, ein Mann des Geistes und Gebetes, streng gegen sich selbst und jeder Selbsttäuschung feind, unterließ er es nicht, brüderliche Mahnungen und ernste Warnungen auszusprechen, die wir hier wiederholen wollen. Schon im Jahresbericht von 1841 wählte er sich zum Gegenstand jene Gefahren, die nicht von gewaltthätiger Gegenwirkung, sondern von listiger versuchender Ablenkung und Verfälschung herrühren, und die nicht so leicht entdeckt und überwunden werden.

„Die erste Gefahr ist, daß diese freiwillige Thätigkeit allmälich zur Modesache wird. Diese Gefahr tritt gewöhnlich dann ein, wenn die christliche Thätigkeit für das Reich Gottes die ersten Schwierigkeiten überwunden, die erste kümmerliche Zeit zurückgelegt, die ersten Aufgaben der Selbstverläugnung gelöset, die ersten Proben und Widerstände der Verachtung und des Spottes besiegt, und durch gesegnete Erfolge sich eine Anerkennung, ja selbst eine Achtung auch bei der Welt erworben hat, die sonst ächt christliches Wesen und Thun hasset, oder doch gleichgültig dagegen ist. Da schleicht sich dann allerlei Welt- und Menschengefälligkeit ein. Da schließen sich allmälich Seelen an, die nicht aus gottgewirktem Glauben, nicht von der Liebe Christi getrieben, nicht in getroster, auf Gottes Verheißung ruhender Hoffnung handeln und wirken, sondern aus bloß menschlicher Nachahmung und allerlei zeitlichen Nebenabsichten in das eröffnete und gebahnte Feld christlicher Thätigkeit eintreten."

„Oder es tritt die andere Gefahr ein. Es schleicht sich nach und nach ein fremder Geist ein, und bemächtigt sich der freiwilligen Thätigkeit. Solch ein fremder Geist ist bald ein falscher Philanthropismus, bald ein Geist des Treibens und der Vielthuerei, bald ein christlich scheinender Freiheits- und Emancipationsgeist, bald ein Geist des Eigennutzes, des Ehrgeizes, oder der Speculation auf Geld und Gut, oder auf Ansehen und Herrschaft. Da muß dann doch Alles wohlgethan heißen, was nur immer unter christlichen Formen geschieht."

„Oder die dritte Gefahr. Man fängt an, in den Mitteln und

Wegen sich zu verfehlen. Wenn man auch den Grundsatz verabscheut und meidet: Der Zweck heiliget die Mittel: so fängt man doch nach und nach an, in der Absicht, die Erfolge der christlichen Thätigkeit zu beschleunigen, oder zu sichern, oder zu fundiren, nach Mitteln zu greifen, die da sollen entbehrlich machen das Vertrauen des Herzens auf Gott, und das Gebet des Glaubens um Seinen Beistand und Segen, oder man will die Macht des Staates und der Kirche in Anspruch nehmen, um durch die eine oder die andere dieser großen Körperschaften die Unternehmungen für das Reich Gottes obrigkeitlich oder kirchlich zu betreiben."

„Oder die vierte Gefahr. Die erste Liebe wird verlassen, weil der erste Glaube und die erste Bekehrung aufgehört hat. Dann wird das Werk entweder nur mechanisch und routinemäßig fortgetrieben, oder im gesetzlichen Regierungsgeiste fortgeführt, oder in Muthlosigkeit und Ueberdruß aufgegeben, die Hand vom Pfluge zurückgenommen, und das Werk stehen gelassen, oder Andern anheimgestellt."

„Wertheste Freunde! Kaum wird Jemand etliche und zwanzig Jahre lang irgend einen Zweig der Thätigkeit für das Reich Gottes bearbeitet haben, ohne daß er die eine oder die andere dieser genannten Versuchungen an sich oder Andern erfahren hätte. Aber eben darum ist Wachsamkeit so nöthig; darum ist es auch so wohlthätig, sich von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich zu ermahnen, zu warnen, zu ermuntern zur Aufrichtung der lässigen Hände und der müden Kniee, zur Erfrischung des christlichen Sinnes und des stärkenden Bewußtseins, daß wir Glieder Eines Volkes Gottes und Bürger Eines Reiches Gottes sind. Darum ist der wechselseitige Reiz zur Liebe und zu guten Werken so nöthig, so erwünscht und so gesegnet." M. Bl. 1841, S. 52. 53.

Als man in den Jahren 1848 und 1849 ernstlicher als zuvor Hand anlegte, um die verschiedenen socialen Uebel zu bekämpfen, da trat die Größe und Vielseitigkeit der Aufgabe erst recht an's Licht, und Zeller nannte in seinem Jahresbericht von 1849 nicht weniger als fünfzehn verschiedene Anstalten, deren Errichtung und Förderung er zu den dringendsten Aufgaben der innern Mission rechnete: „Kinderrettungsanstalten, und zwar für die verschiedenen Altersstufen — Armenschulen, ebenfalls für größere und für kleinere Kinder — Jünglingsvereine, und zwar für Lehrjungen und für Handwerksgesellen — Sonntagsschulen — Kinderheilanstalten, verbunden mit Diaconissinnenanstalten — Krankenanstalten für Erwachsene und zur Ausbildung für Krankenwärter und Wärterinnen — Pilger-

missionsanstalten zur Aussendung von christlichen Handwerkern, Bibelträgern, Laienpredigern u. s. w. — freiwillige Armenschullehreranstalten — freiwillige theologische Studienanstalten mit Convicten oder ohne dieselben — Vereine zur Fürsorge für entlassene Sträflinge und Verbrecher — freiwillige Arbeitsanstalten für arbeitsuchende Arme — Bibelanstalten zur Verbreitung der heiligen Schrift — Tractatanstalten — freiwillige Vereine zur häuslichen Erbauung und zur Beförderung des Hausgottesdienstes — freiwillige Vereine zur Unterstützung in leiblicher Noth." M. Bl. 1849, S. 61. 62.

An einem andern Ort legt Zeller den Lehrern die Stiftung von Mäßigkeitsvereinen an's Herz. M. Bl. 1844, S. 68. Man könnte noch Mägdeanstalten — Herbergen — und christliche Arbeitervereine hinzufügen.

Es macht in der That einen traurigen und überwältigenden Eindruck, wenn man alle diese Bedürfnisse überblickt. Man kann nicht eines derselben in Abrede stellen. Wo ist nun der kräftige, lebensvolle Stamm, der alle diese verschiedenen Aeste und Zweige christlicher Thätigkeit tragen sollte, damit sie nicht verwelken und auseinanderfallen? Wo ist die große, wohlgeordnete, geisterfüllte, und in sich einige Gemeinschaft von Christen, von der man erwarten könnte, daß sie alle diese Thätigkeiten auf harmonische Weise zur Ausübung brächte? Die Kirche ist die Gemeinschaft, die Christus hiezu gestiftet hat, damit in ihr und durch sie mannigfache Arbeit der Liebe ausgeübt werde. Sie ist verweltlicht, an Geist und Kraft verarmt und mit sich selbst uneinig. Ihre gegenwärtige Schwäche ist auch die Schwäche der innern Mission, denn wer kann erwarten, daß die Tochter kräftiger sei als die Mutter? Gerade die Arbeit an der innern Mission ist geeignet, uns den tiefen Verfall der Kirche recht zum Bewußtsein zu bringen, und uns zum Gebet um eine göttliche Hülfe für die Kirche anzufeuern.

Es ist erklärlich, daß damals der Gedanke sich geltend machte, daß die verschiedenen Unternehmungen der innern Mission unter eine gemeinsame Leitung gestellt, und von einem Centralausschuß organisirt werden sollten. Damit suchte man so zu sagen einen Ersatz für den mangelnden kirchlichen Halt, und versprach sich von einer solchen Maßregel große Dinge. Aber unserm Zeller konnte es nicht entgehen, wie dürftig dieses Ersatzmittel sei, und wie zweifelhaft der Erfolg erscheine. Dies sprach er im Jahresbericht von 1850 aus. Er knüpfte an die Worte Christi an:

„Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.“ Hierin findet er die drei Eigenschaften, welche für einen jeden Arbeiter der innern Mission die Hauptsache bilden: Selbstverleugnung aus Liebe zum HErrn; ausharrende Geduld unter den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten und Leiden; Nachfolge in den Fußstapfen Christi, in Lehre und Wandel. Dann fährt er fort:

„Soll ich daher meine Meinung sagen, was in dem immer dringender und manigfaltiger werdenden großen Werke der innern Mission, wie in demjenigen der äußern oder Heidenmission vor der Hand und für jetzt das Nöthigste und Wichtigste sei: so scheint es mir nicht das zu sein, daß sich alle an diesem Werke und seinen verschiedenen Zweigen arbeitenden Vereine, Anstalten und Arbeiter unter Eine einige, allen gemeinschaftliche Central-Leitung stellen, die einem von Allen gewählten Ausschuß von würdigen Männern übergeben werden könnte, sondern vielmehr das scheint jetzt das Nöthigste zu sein, daß sich Alle unter die Central-Leitung des HErrn begeben, der ja verheißen hat, wo sich zwei oder drei wahrhaftig und wirklich in seinem Namen versammeln, da wolle Er mitten unter ihnen sein, und erhören, was sie im Glauben Eins geworden sind, sich von Ihm zu erbitten. Ferner, daß jeder einzelne Verein von Vorstehern und Arbeitern die obigen drei vom HErrn geforderten Eigenschaften an sich ausprägen lasse, und nicht nur darüber im Glauben fest und gewiß zu werden suche, welche Arbeiten und Arbeiter Er, der HErr, wolle und zu senden erwähle, sondern auch dabei lieber im Kleinen recht treu und standhaft arbeite, als sich in scheinbarer Großartigkeit allzufrüh und allzuweit ausbreite. Denn das ist die wahre Großartigkeit, wenn Einen der HErr in ein Amt gesetzt, wenn Er ihn im Kleinen treu geachtet und darin stark gemacht hat. (1. Tim. 1, 12.)“ M. Bl. 1850, S. 56. 57.

Stellen wir nun zum Schluß noch einige Erfahrungen zusammen, wie sie Zeller von Zeit zu Zeit mitgetheilt hat. Einen Ueberblick des bis dahin Erlebten gab er bereits im Jahre 1833.

„Wir können es bezeugen, daß es nicht nur ein sehr anziehendes und ausnehmend lehrreiches, sondern auch ein seliges Geschäft sei, an der Erziehung verwahrloster Kinder, die zu den ärmsten und geringsten unseres Volkes gehören, im Glauben und in der Liebe zu arbeiten.“

„Weil es aber bei den Erziehungswerkzeugen gar so oft am rechten

Glauben und an der rechten Liebe fehlt; weil ferner die Erziehung so vieler in Einem Hause versammelter Kinder sehr viel Mühe und Geduld erfordert; weil endlich das Verderben, aus welchem viele Kinder in das Haus eintreten und wieder bei ihrem Austritte demselben entgegengehen, oft alle Begriffe und Vorstellungen übersteigt: so ist die Erziehungsarbeit in einer solchen Anstalt auch eine der demüthigendsten, mühseligsten und niederschlagendsten, die es gibt."

„Insonderheit hat man sich auf viel Undankbarkeit, Stumpfsinn, Gleichgültigkeit, Trägheit und tiefeingewurzeltes, in den Jahren der reifenden Mannbarkeit wieder unerwartet schnell ausbrechendes sittliches Verderben, und also auch auf schmerzhafte Täuschungen schöner Hoffnungen gefaßt zu halten."

„Undankbare Kinder gerathen selten wohl; Kinder hingegen, die aus dem Worte und Geiste Gottes tiefe Lebenseindrücke empfangen, und sich in kindlichem Vertrauen dem Sohne Gottes zur Rettung übergeben haben, kommen, wenn sie in den Versuchungen und Verführungen des bürgerlichen Lebens unter Mörder gefallen und übel verwundet worden sind, oft zum Erstaunen wieder auf den guten Weg zurück."

„Ein Kind, das in der Wahrheit wandelt, versüßet viele bittere Erziehungserfahrungen."

„Kinder, die das Elend der Verwahrlosung gefühlt, und das Verderben der Lasterhaftigkeit eingesehen haben, und nach solchen schweren Erfahrungen, also etwas älter an Jahren, in die Anstalt eintreten, sind häufiger dankbar gegen Gott und Menschen, als solche, welche in einem Alter von 5—6 Jahren, wo sie des innewohnenden und in der Welt herrschenden Verderbens sich nicht bewußt worden sind, und vielleicht gar das lüderliche Leben um sie her noch lustig gefunden haben, in die Erziehungsanstalt eintreten und durch die stete Aufsicht und Beschäftigung vor vielem Bösen bewahrt werden, wozu die Neigung in ihnen, ohne daß ihr Herz in ihnen geheilt wird, fortschlummert." M. Bl. 1833, S. 39. 40.

Von solchen traurigen Vorfällen, wo das zurückgedrängte und scheinbar überwundenene Böse später auf's Neue hervorbricht, wäre viel zu sagen. Zeller erwähnt ein trauriges Vorkommniß dieser Art. „In England wurde eine Anzahl Negerknaben sorgfältig unterrichtet und erzogen, und nachdem sie erfreuliche Fortschritte gemacht, in ihr Vaterland zurückgeschickt, um unter ihren Landsleuten als Lehrer zu wirken. Aber was geschah? Angekommen in Afrika, widerstanden sie nicht der Versuchung,

ihre entwickelten Talente zu mißbrauchen, und sich dem heillosen, aber einträglichen Gewerbe hinzugeben, die wohlbezahlten Mäkler der Sklavenhändler zu werden, und so ihre schwarzen Brüder verkaufen zu helfen, an deren Heil und Rettung sie hätten arbeiten sollen.“ M. Bl. 1833, S. 58. Aehnliches mußte man mitunter auch in nächster Nähe erleben. Hierüber sagt Zeller:

„Ganz besonders niederschlagend und wehmüthig sind die Erfahrungen über die Macht des erblichen Sittenverderbens, ja des erblichen Sünden- und Lasterverderbens, das von gottlosen und lasterhaften Eltern auf ihre Kinder übergeht. Beispiele von Kindern ließen sich anführen, die in den ersten Kinderjahren ihre lüderlichen Eltern durch den Tod verloren haben, oder früher aus den täglichen Beispielen und Einwirkungen derselben herausgenommen und in christliche Umgebungen versetzt worden sind, und dennoch auffallend ähnliche Neigungen zu den Sünden und Lastern ihrer Eltern entwickelten, dieselben zwar, durch Zucht und Aufsicht, Arbeit und Lernen zurückgehalten, nicht kräftig und grell herauslassen konnten; aber kaum aus der Anstalt entlassen, und in ein freieres und ungebundenes Leben übergetreten, sich frech den verderblichen Gewohnheiten, Sünden und Lastern ihrer Eltern hingaben, ja dieselben noch übertrafen, und über diejenigen spotteten, die sich scheuten, es ihnen in ihrem Sündenleben gleich zu thun. Und doch hatten auch diese Kinder, so stumpf sie gewöhnlich gegen geistige Einwirkungen waren, dann und wann Zeiten von besseren Gemüthsstimmungen, von Thränen der Reue, von vorübergehenden Vorsätzen der Besserung, woraus sie hätten merken können, daß der gute Hirte sie suche und ihnen rufe. Daher sind die schmerzlichen Erfahrungen, daß die Züge der rettenden Gnade Gottes und die Einwirkungen des guten Geistes in der Erziehungszeit armer und verwahrloseter Kinder oft so schnell nach ihrer Entlassung wieder zertreten und vernichtet werden in dem ungeheuern Verderben dieser gegenwärtigen Weltzeit, einer der schwersten und betrübendsten Theile des Erzieheramtes an solchen Kinderrettungs-Herbergen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß auch das verwahrloseste Kind lüderlicher und lasterhafter Eltern geheilt und veredelt wird, wenn es sich gründlich zu dem Heiland und Arzt der Sünden bekehret. Das sind dann selige Erfahrungen in solchen Anstalten.“

„Wehmüthig hingegen sind die öftern Erfahrungen von allerlei leiblichen Erbübeln bei armen Kindern, z. B. von einem venerischen Verderben bei einem neunjährigen, neu eingetretenen Pflegekinde, von der Zu-

nahme des skrophulösen Erbübels bei so manchen Kindern. Ob man dabei mehr auf Fehler der Zeugung, oder mehr auf allerlei Ausschweifungen der Eltern, oder mehr auf die ungesunde oder mangelhafte Nahrung derselben schließen müsse, können wohl Aerzte besser entscheiden, als bloße Erzieher. Stumpfheit und Trägheit beim Lernen und Mangel an Fortschritten ist leider auch oft damit verbunden." M. Bl. 1853, S. 53. 54.

In der Regel wurden die Knaben und Mädchen mit 16 Jahren aus der Anstalt entlassen, um die versuchungsvolle Bahn des bürgerlichen Lebens zu betreten, und hier zeigte sich nun im Allgemeinen das Ergebniß, daß die Knaben besser Stand halten, als die Mädchen. Dies erleben ja auch andere Geistliche und Lehrer an ihren Confirmanden. Die Mädchen sind leichter zu rühren, sie empfangen sogar tiefe und heilsame Eindrücke, aber wenn sie in die Welt hinaus kommen, so werden manche von ihnen bei dem jammervollen Mangel an häuslicher und kirchlicher Aufsicht und Pflege, ehe man sich's versieht, irre geleitet und verderbt. Knaben dagegen sind widerhaarig und schwer zu behandeln, gelingt es aber durch Gottes Gnade, ihnen Selbsterkenntniß und christliche Grundsätze beizubringen, so beweisen sie dann, auch wenn sie allein stehen, in der Regel mehr Festigkeit und Treue.

Wie sehr das Mißrathen der Pflegebefohlenen den Erzieher demüthigt, darüber spricht sich Zeller folgendermaßen aus:

„Theure Freunde! Je länger man an der Erziehung arbeitet, desto mehr lernet man, was es heiße, ein Menschenkind retten, desto anschaulicher stellt sich die Wahrheit vor die Augen, daß eine solche Rettung ein Werk Gottes ist, desto weniger kann man eine gelungene Rettung als ein Menschenwerk sich selber zuschreiben, desto mehr fühlt man sich angetrieben, dem Erlöser der Menschen allein und ausschließlich für alles Gelingen die Ehre zu geben. Dagegen bei einem übel gerathenen Kinde kann sich unser Einer selten ganz unschuldig an dem Mißlingen finden. Es fallen ihm dann stets entweder begangene Fehler oder Mißgriffe, oder aber solche Unterlassungen des Guten ein, daß ihn jedes mißrathene Kind doppelt und dreifach demüthiget; erstlich durch seinen Fall und Verderben; zweitens durch die gemachten Erziehungsfehler; drittens durch die Aeußerungen und Anmerkungen unkundiger Menschen, welche darüber nicht die Fehler der Fehlenden, sondern das Christenthum anklagen und besprechen:

„„Da sieht man, was bei dem Christenthum in der Erziehung heraus kommt.““ — Ach, den stillen, verborgen-wirkenden Segen des Christenthums siehet und achtet man wenig; aber die Sünden ungerathener Menschen hangen da vor Jedermanns Augen, wie ein Uebelthäter am Galgen hanget! O darum wolle Niemand den Weg der Gnade, den Weg des Friedens, lästern! Denn was bleibet einem gefallenen Sünder, einem Verirrten, einem Verlornen noch übrig, wenn ihm auch das Christenthum, das ist, der Weg der Gnade, noch weggenommen, wenn ihm dieser Weg der Rettung und des Friedens als ein Irrweg beschrieben und verdächtiget wird?“

„Ja, meine Freunde; Wenn es keine göttliche Heilsordnung für verlorene Menschen gäbe, keinen Heiland für sie, keinen Heilsweg für sie, kein göttlich-einfaches Heilmittel für Menschen, die von Schlangen tödtlich gebissen sind, wer könnte es wohl 44 Jahre lang als Erzieher unter so vielen Kindern, unter so vielen traurigen Erfahrungen, bei dem Anblick so tiefer Wunden und Schäden, bei dem Gefühl menschlichen Unvermögens und dem Bewußtsein so vieler eigenen Fehler aushalten und sich vor Muthlosigkeit bewahren? — Freunde! Das thut die selige Gewißheit, daß wir einen Heiland haben.“ M. Bl. 1844, S. 52. 53.

Wenden wir uns der Lichtseite des Erzieherberufes zu. In den ersten Jahren der Anstalt machte Zeller schöne Erfahrungen, welche er folgendermaßen beschreibt: „Wenn die Kinder auch eine Zeit lang träge, gedankenlos und stumpfsinnig bei dem Unterrichte in dem Worte Gottes gewesen sind; wenn ihnen der Feind oft lange das Wort von ihrem Herzen wegrauben konnte, so fangen sie allmälig an, auf das heilsame Wort zu merken. Wie ein Blitzstrahl einschlägt und zündet, so zündet oft ein Wort Gottes den Funken des Glaubens, oder der Liebe in einem aufmerkenden Kinderherzen an. Ein solches zündendes Wort verbreitet eine Helle, und es taget in dem Kinde. Es erwacht in der Kinderseele eine mehr oder minder klare Anschauung von der Heiligkeit, aber auch von der Freundlichkeit und Nähe Gottes in Jesu Christo. Dabei wird ihnen ihr eigener Zustand nach und nach aufgedeckt, sie erkennen dann als Sünde, was sie vorher nicht einmal für Schande achteten. Sie erblicken einen Gräuel der Verwüstung in ihrem Innern. Ihr Herz wird dann oft so voll und gepreßt, daß sie es leeren müssen, und ihre früheren Geschichten erzählen. Die Erleichterung, welche dann manche Kinder nach solchen herzlichen und

vertraulichen Mittheilungen spüren, erquickt sie, und verleitet einige unter ihnen zu glauben, dieß sei der Friede Gottes. Aber bei diesem falschen Frieden schlafen sie gern wieder ein, und werden wieder leichtsinnig. Und ich weiß nicht, wie lange es bei einigen also fortgehen wird. Diejenigen aber, welche aus dem Herzen beten gelernt haben, und sich bittend, klagend, flehend zum HErrn selbst wenden, machen allerlei Erfahrungen von der Wahrheit: Jesus nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen; und von der Verheißung: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. Sie bekommen eine Liebe zu Jesu. Ihr ganzes Betragen ändert sich. Sie werden treu und fleißig, gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, friedlich, theilnehmend und mild gegen ihre Geschwister. Ihr ganzes Wesen wird stiller, wachsamer, inniger, liebhabender. Manche aber haben schwere Versuchungen und Kämpfe auszustehen, aber es ist eine unsichtbare Hand, die sie stärkt und hält. Während wir nun am besten darin sind, uns mit den Engeln Gottes über solche zum Vater zurückkehrende Kinderseelen zu freuen, so werden sie aus dem Hause versetzt, nach allen vier Himmelsgegenden ausgestreut, und wir verlieren sie aus den Augen.“ Jahresbericht 1825, S. 17—19.

Kinder von lüderlichen Müttern sind sehr schwer zu retten. Doch hat Zeller auch an solchen, ja sogar an verbrecherischen Kindern, köstliche Früchte seiner Arbeit gesehen.

„Wir können unseren vielfachen Erfahrungen und Beobachtungen nicht verschweigen, daß Kinder, die in Hurerei und Ehebruch erzeuget und unehlich verwahrloset worden sind, von ihren unglücklichen Aeltern einen Schaden empfangen haben, der sich oft bis in die Ewigkeit erstreckt, und erst dort recht offenbar werden wird; aber eben so wenig dürfen wir verschweigen, sondern laut bekennen, was wir erfahren haben, daß auch die unseligste Geburt, die gräulichste Verfluchung und Verwahrlosung, und die verwilderndste Heimathlosigkeit nicht im Stande waren, die Rettung und das Gedeihen der Kinder zu verhindern, wenn diese Armen, Gott und Menschen dankbar, dem Geistestriebe folgten, gläubig und folgsam und in kindlicher Einfalt zu Jesu, dem Retter der Armen, kamen, von Ihm lernten und sein Joch auf sich nahmen. An allen Solchen erzeigte sich die rettende Gnade und herablassende, hülfreiche Freundlichkeit Jesu so auffallend und merkwürdig zu ihrem Gedeihen, daß man es nicht ge-

nug bedauern kann, wenn andere Kinder, stumpf, gleichgültig und verhärtet neben solchen Rettungsbeispielen und nach solchen lieblichen Vorgängen, sich nicht entschließen können nachzugehen.“ M. Bl. 1843, S. 54.

Ein besonderes Augenmerk richtete Zeller jederzeit auf die Aeußerungen der Kinder, und sah in denselben eine Vorbedeutung des Wohlgerathens. Besonders wurde er einmal durch einen Knaben gerührt, der über die zahlreichen Wohlthaten, die ihm in der Anstalt zu Theil wurden, erstaunte, und sich äußerte: „Das ist doch ein merkwürdiges Erbarmen!“ Ein anderer Knabe wurde wie gewöhnlich bei dem Eintritt in die Anstalt neu gekleidet. Dieser kam, während sein Bruder stumpf und ungerührt stehen blieb, zu der Hausmutter, und sagte zu ihr mit freudigen Augen: „Ich sage Euch Dank und vergelt's Gott!“ — anders als jener Bettelknabe, von dem Stilling erzählt, der, nachdem man ihm seine Lumpen ausgezogen und in den Fluß geworfen, und ihn neu gekleidet hatte, seine Lumpen beweinte. M. Bl. 1855, S. 93.

Ein undankbarer Knabe trotzte und rief aus: „Ich will lieber Säue hüten, als bei christlichen Menschen sein.“ Diesem ist es hernach buchstäblich so ergangen. M. Bl. 1846, S. 45. Mitunter kam die Wirkung des väterlichen Wortes erst später zum Vorschein. Drei Knaben führten miteinander einen Einbruch aus, um Branntwein zu stehlen, und betranken sich. Der Eine von diesen kam zu einem Schreiner in die Lehre, erkrankte wiederholt und wurde zuletzt in das Spital seiner Heimath abgeliefert. „Hier war es, wo die mit dem Schwamm der Vergessenheit ausgelöschte Schrift seiner jugendlichen Sünden wieder lesbar wurde, wo sein Gewissen aufwachte, wo ihn eine tiefe Reue überfiel. Furcht des Todes, Schauer der nahen Ewigkeit trieben ihn, sich an die Barmherzigkeit Gottes, seines Heilandes zu wenden, um Gnade zu bitten, und einer ehrwürdigen frommen Freundin, die ihn von Zeit zu Zeit besuchte, seine Sünden zu bekennen. Sie war es auch, der er einen Brief an seine Kameraden in der Rettungsanstalt dictirte, worin er dieselben herzlich ermahnte. Sie blieb bis zum Sterben bei ihm, und war Zeuge, daß er mit einer Hoffnung der Begnadigung in die Ewigkeit hinüber gieng.“ M. Bl. 1845, S. 11. 12.

Bei allem Traurigen, was ihm vorkam, hielt Zeller die Hoffnung für die Schulen und für die Armen unseres Volkes fest. „Die Zeit der Erquickung, die da kommen soll von dem Angesichte des HErrn, sie wird kommen; sie wird uns auch die bessere Erziehung des Volkes bringen

von der wir jetzt das ABC lernen, um ein Neues zu pflügen, und nicht mehr unter die Hecken einer flachen, täuschenden und falschen Volksbildung zu säen, die nur Oel ins Feuer gießet, und die Sünden der Väter fortsetzet bis in das dritte und vierte Geschlecht derer, die den HErrn hassen, und nicht wollen, daß Er über sie herrsche. Es werden aber Andere nach uns kommen, und erleuchtet von dem Geiste des HErrn, und nicht angesteckt von dem Geiste der Welt, nicht sich in das Vielfältige verflachend und viele Künste suchend, sondern zu tiefer, gründlicher Einfalt zurückkehrend, und unsere Klippen vermeidend, ein wahrhaft Neues pflügen, und eine besserere Saat säen, als wir, denen noch immer die alte Zeit zu sehr anklebt.“ M. Bl. 1836, S. 64.

„Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, läßt Gott Ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten sein. Freunde! es geht durch die sieben Bitten des Vater unsers: Der Vater wird Arbeiter senden in Seine Ernte, wenn wir Ihn darum bitten; Er wird seinen Geist ausgießen, wenn wir ihn darum bitten. Er wird die Herzen der Väter zu den Kindern und die Herzen der Kinder zu den Vätern bekehren, wenn wir Ihn darum bitten; auf daß Er nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage. Maleachi 4, 5. 6. — So wird Er sich auch des jämmerlichen Zustandes so vieler Schulen und unseres ganzen Volksschulwesens erbarmen. Er wird zu rechter Zeit und durch die rechten Mittel helfen. Vielleicht muß uns aber erst die Noth, große Noth und Elend dazu treiben, recht darum zu bitten. Denn die Noth lehret beten. Lasset uns aber nichts vom fleischlichen Arm, nichts von Menschen und menschlichem Treiben, am allerwenigsten von dem elenden Zeitgeiste Gutes erwarten, alles aber, auch das Höchste, das Unmöglichscheinende, das Unerwartetste von Gott unserem himmlischen Vater und von Seinem Geiste und von dem Wort Seiner Gnade. Denn Er hat uns ja Seinen Sohn geschenkt; wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken? Von dieser Seite her wird das Bessere kommen.“

„Auch das Schrecklichste, wenn es offenbar ist, wird ein Licht. Da wird nicht nur der Abgrund erhellet, an dem man in der Finsterniß wanket, sondern auch der Pfad wird wieder erleuchtet, der zur Rettung und zum Retter führet. Darum ist auch das Licht, das uns aufgegangen ist über die Sünden unserer Zeit, unserer gerichteten Zeit, dem Glauben-

den ein Pfand, daß ein besserer Tag, daß der Tag des HErrn kommt. Denn er ist nicht nur ein Tag des Gerichts, sondern auch ein Tag der Erlösung. Freunde! die bessere Zeit kommt gewiß; ihre Vorboten erscheinen schon, sie ist die Rettungsinsel, die in einiger Entfernung voraus liegt. Aber die wichtige Frage ist die: Wer wird den Tag ihrer Zukunft erleiden? Wer wird bestehen, wenn sie wird erscheinen? Wer wird sie erreichen?" Mal. 3, 2. — M. Bl. 1833, S. 59—61.

X.

Beuggen.

1827 — 1840.

Zeller auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Seine Familie und seine Freunde.

Es ist Zeit, von unserem Ausflug in das Gebiet der Lehre endlich wieder einzulenken auf den Pfad der Erzählung.

Wir sind zu der Periode gelangt, in der sich Zeller's Wirksamkeit am schönsten gestaltete und sein Geistesleben die reichsten Früchte trug. Der eigentliche und bleibende Gehalt dieses Lebensabschnittes ist in seinen Schriften niedergelegt; wir suchen denselben in den Abschnitten über Zeller's Behandlung der heiligen Schrift und der christlichen Heilslehre, über sein Verhalten zur Kirche und zu den kirchlichen Fragen, endlich über seine prophetischen Forschungen wiederzugeben.

In dem gegenwärtigen Abschnitt werde eine Uebersicht der Ereignisse jener Jahre vorausgeschickt. Während Zeller die Hauptfigur unserer Schilderung bildet, sei es gestattet, daneben gleichsam in Randzeichnungen einige von Zeller's Freunden und Geistesverwandten zu porträtiren. Von Weltbegebenheiten wird wenig zu sagen sein. Die Jahre flossen ruhig dahin; nur einmal schlug die Brandung der Revolution bis an die Schwelle des abgelegenen Beuggen, als 1833 die benachbarte Landschaft Basel von der Stadt sich losriß.

Beuggen war den christlichen Freunden nah und fern bekannt geworden; der Besuch der Jahresfeste wurde immer zahlreicher, und manche vorüberziehende Fremde kehrten in dem früher unbekannten und unbeachteten Oertchen ein, suchten und fanden Erbauung, freuten sich der

Anstalt und genossen Gastfreundschaft. Karl von Raumer, Professor in Erlangen, der väterliche Freund der jungen Theologen daselbst, schloß mit Zeller und den Vorstehern der Anstalt eine höchst wohlthätige Uebereinkunft. Es war ihm nicht entgangen, wie ungenügend die Universitätsbildung selbst da, wo die Theologie von rechtgläubigen Professoren vorgetragen wird, zur Vorbereitung auf das geistliche Amt sich erweist. Wie der Geistliche mit den Kindern, mit den Armen und Unwissenden reden, wie er den Religionsunterricht in der Volksschule ertheilen, wie er seine Pflichten als Schulinspector auffassen und erfüllen soll, von dem allen lernt man auf der Hochschule wenig oder nichts. Ein theoretisches Collegium über Katechetik und Pädagogik, falls ein solches gelesen und gehört wird, ersetzt noch nicht den Mangel an eigener Anschauung und Erfahrung. Der Aufenthalt in Beuggen, das Hospitiren in den verschiedenen Lehrstunden war nach Raumers richtiger Wahrnehmung vorzüglich geeignet, solche Lücken auszufüllen. Es ward ihm bewilligt, jährlich einen oder zwei junge Candidaten der Theologie auf sechs Wochen als Hospitanten nach Beuggen zu schicken. In dem obern Thorthurm wurde für diese Gäste ein Candidatenstüblein eingerichtet. Ein solcher Aufenthalt in Beuggen ist mehreren jungen Geistlichen aus Bayern (jetzt sind sie alte Männer) zum bleibenden Segen geworden.

Ein Fremdenbuch wurde in Beuggen seit 1834 geführt, aber leider ist kein Protokoll der Reden, die bei den Jahresfesten von Seiten der Gäste gehalten wurden, aufgezeichnet worden. Schon in seinem Jahresbericht von 1828 sprach sich Zeller über den Segen aus, der ihm durch so manche Besuche zugeflossen. „So lange ich lebe, habe ich nie so viele Kinder Gottes, so viele Jünger und Jüngerinnen unsres erhabenen HErrn und Meisters aus Europa und Amerika gesehen, gesprochen und kennen gelernt, als in diesem stillen einsamen Winkel von Beuggen. Wie oft hat uns ihr Andenken, ihre Fürbitte erquickt und erfreut! Wie oft hat es mich gestärkt, nicht nur zu glauben, sondern auch zu wissen, daß der HErr noch immer ein großes Volk auf Erden hat, viele die Ihn lieben und Seine Gebote halten!"

Ende März 1827 wurde in Beuggen eine wohlthätige Nebenanstalt eröffnet in einem Gebäude, dessen Benutzung für diesen Zweck der Großherzog Ludwig von Baden bewilligte. Es war die Erziehungsanstalt für unglückliche aus der türkischen Sklaverei befreite Griechenkinder. Spittler war es, der auch dieses Unternehmen zu Stande brachte. Pfarrer Christoph

Möhrlen aus Wirtemberg, der sein Leben unter dem Namen Christoph Irenius beschrieben hat, wurde als Lehrer und Erzieher im „Griechenhaus“ angestellt. Er begann mit sechs hoffnungsvollen Knaben; sie waren zum Theil die Kinder ehemals wohlhabender Eltern. Sie hatten in ihrem unglücklichen Vaterland durch die gräuelhafte Kriegführung der Türken und Aegyptier Alles verloren. Sie waren als Sklaven nach Aegypten geschleppt worden, von dort wurden sie durch christliche Menschenfreunde losgekauft und nach Beuggen gebracht. Jahresbericht 1827, S. 23.

Zeller hatte ein Herz für diese Unglücklichen und ließ ihnen zum Willkommen durch die Kinder seiner Anstalt ein Lied singen, welches lautet:

Kinder umgekommner Väter
Im zertret'nen Griechenland!
O euch riß der gute Retter
Aus des Vaterlandes Brand.
Kinder, Kinder! dankt dem Retter
An dem Grabe eurer Väter!

Als dort über Leichensteinen,
Ueber Schutt und Graus und Blut,
Fühllos euch der Feind sah weinen,
Ach! da meinte Gott es gut.
Kinder, Kinder! dankt dem Guten!
Griechenland soll nicht verbluten.

Mitleid weckte Gott in Herzen,
Streckte Hände nach euch aus,
Löste eurer Ketten Schmerzen,
Führt' euch liebreich in ein Haus.
Kinder, dankt dem Samariter!
Ihr entrinnt dem Ungewitter.

Seht Er schenkt auch Aeltern wieder,
Macht euch Arme froh und reich,
Und Sein Wort ruft euch durch Brüder:
Friede, Friede sei mit euch!
Friede, Friede woll' es werden
Hier und überall auf Erden.

Was er für Griechenland fühlte, wünschte und hoffte, sprach er in einem „Frühlingslied der Griechenkinder“ aus:

Alles lebet neu,
Athmet froh und frei,
Und vom Tode auferstehet,

Wo aus Grabes Nacht
Leben neu erwacht,
Frühlingsluft und Liebe wehet.
Blumen sprießen auf den Weiden,
Alles fühlt des Lebens Freuden;
Und nur Griechenland,
Theures Vaterland!
Soll in Nacht und Fesseln leiden?

Wie die Christenheit
Ihres Heils sich freut,
Das vom Grabe auferstanden,
Wie das Kreuz gesiegt,
Feind gebunden liegt,
Zeugen Gottes überwanden:
Ach, deß tönen Jubellieder,
Davon schallen Tempel wieder!
Und nur Griechenland,
Theures Vaterland!
Liegt in Asch' und Staub darnieder?

Auferstehungs-Zeit,
Nach des Winters Leid,
Soll auch dich, o Land! erneuen.
Auf der Väter Gruft
Soll in Frühlingsduft
Sich der Enkel frei erfreuen.
Frohe Botschaft, uns gegeben,
Gottes Kraft zum neuen Leben,
Soll auch Griechenland,
Theures Vaterland!
Frieden, Leben, Freiheit geben!

Zwei Jahre später wurde die Griechenanstalt nach Basel verlegt.

Hat, wie wir hoffen, das Kindheits-Idyll unseres Zeller, und der ideale Freundschaftsbund, den er auf der Hochschule schloß, dem Leser Theilnahme abgewonnen, so dürfen wir ihm nun zumuthen, Zeller in das Land seiner Jugend, das er nach einer Abwesenheit von 22 Jahren wiedersah, zu begleiten. Wir schöpfen einiges aus dem Tagebuch der Reise, die er im August und September 1827 mit Freund Spittler nach Würtemberg unternahm.

Auf dieser Reise kam Zeller zum erstenmal in eine Brüdergemeinde, Königsfeld auf dem Schwarzwald. Er besuchte den Gottesacker, „der aber nicht ein Acker sondern ein Garten heißen sollte“ — ein wahrer

Friedhof; er besah die einfachen Denkmäler von Sandstein mit den schlichten Inschriften, die von dem Heimgang der Entschlafenen berichten. Er besuchte die Erziehungsinstitute, das Schwesternhaus und den Abendgottesdienst in dem weißen Gemeindesaal, wo der ehrwürdige Bischof Reichel die Liederverse vorsprach und die heilige Schrift vorlas.

Schon längst bestand eine liebreiche Verbindung zwischen dieser Herrnhuter Colonie und den christlichen Geistlichen und Familien in Basel, welche gerne ihre Kinder dorthin zur Erziehung schickten. Während im nördlichen und mittleren Deutschland mehrere Herrenhutische Colonien bestehen, ist dies die einzige südlich vom Türinger Wald. Zwar hatte einst Bengel den Plan des Grafen Zinzendorf mißbilligt, die in der evangelischen Christenheit zerstreut vorhandenen Wasserquellen gleichsam in eine Brunnenstube zu sammeln. Aber er verstand damals nicht, was die göttliche Vorsehung und die gnadenvolle Leitung des HErrn hiemit beabsichtigte. Es standen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die mageren Zeiten bevor, wo der Glaube und das Leben in den Landeskirchen verkümmerte und der traurige Rationalismus weit und breit die Lehrstühle, die Pfarrkirchen und die Schulen in Besitz nahm. Da erwiesen sich die Herrenhutischen Gemeinden als Herbergen und Zufluchtsstätten des Geistes Christi. Die Gefahren der Einseitigkeit und Schwärmerei, vor denen Bengel mit Recht warnte, waren überstanden, und die Herrenhuter-Colonien wurden ein Trost und Halt für die vereinzelten und hirtenlosen Schafe Christi in den umliegenden Landschaften. Sie waren wie Gewächshäuser, in denen die zarten Pflanzen der Liebe zum HErrn und des christlichen Lebens überwintern konnten, bis endlich durch Gottes Barmherzigkeit und Treue ein neues, mildes und belebendes Frühlingswehen auf dem weiten Gefilde der deutschen protestantischen Kirche fühlbar wurde.

Früh um 5 Uhr kamen Zeller und Spittler nach Tübingen. Zeller durchwandelte in der Morgendämmerung das Städtchen. „Todtenstille überall; alles schlief; Niemand störte meine Empfindungen, die mich durchdrangen, als ich an so manchem Hause vorüber ging und den Traum meines ehemaligen vierjährigen Lebens auf dieser hohen Schule überdachte. Manches einst wohlbekannte Haus war in der langen Zwischenzeit ausgestorben. Mir war, ich sei nicht mehr in der Zeit, sondern in der Ewigkeit, so todt, so fremd fühlte ich mich in dem schlafenden Tübingen.“

Von hier ging es nach Kirchheim zu dem alten Freunde Bahnmaier, der Spittlers Schwester zur Frau hatte. S. oben S. 71.

Jonathan Friedrich Bahnmaier, Dekan und Stadtpfarrer in Kirchheim unter Teck, hieß bei seinen Freunden: der Patriarch, und wirklich stand er als ein solcher da inmitten der Geistlichkeit Würtembergs, der studirenden Jugend, und der Schullehrerwelt, denen Allen seine rastlose vielseitige Thätigkeit zu gute kam. Er war ein Stammhalter des Glaubens und der christlichen Wissenschaft, der durch tiefes Denken befestigten Ueberzeugung. Er war ein Pfarrerssohn, fünf Jahre älter als Zeller; seine Studien in Tübingen 1792—1797 fielen in die Zeit der heftigsten politischen und wissenschaftlichen Bewegung. Unter der treuen Leitung von Storr bestand er die geistigen Kämpfe. Er legte die würtembergische Theologen-Laufbahn als Vikar in Stuttgart, als reisender Candidat und als Repetent in Tübingen zurück. Als Pfarrer in Marbach und Ludwigsburg betheiligte er sich lebhaft an der Pestalozzi'schen Reform des Schulwesens, welche in Würtemberg seit 1809 Karl August Zeller betrieb. Er wurde 1815 ordentlicher Professor in Tübingen für Homiletik, Katechetik und Pädagogik; 1819 wurde ihm durch das Vertrauen seiner Collegen, denen sein Charakter die höchste Achtung einflößte, das Rectorat der Universität übertragen.

Es war die traurige Zeit politischer Verkümmerung Deutschlands. Die Ermordung Kotzebues durch Karl Sand, am 23. März 1819, gab den Regierungen Anlaß zur Verfolgung der Burschenschaft. Bahnmaier erfüllte seine Pflicht und gebrauchte seinen Einfluß, um den Studenten das Gewissen zu schärfen, damit ihr sittliches Urtheil nicht durch politische Leidenschaft verkehrt werde. Er stellte ihnen vor, daß, so lange nicht unter ihnen selbst das Duell abgeschafft werde, jeder in Gefahr stehe, sich auch zum politischen Mord hinreißen zu lassen. Er forderte in einem öffentlichen Aufruf die akademische Jugend zum energischen Widerstand gegen den „rohen Burschengeist“ auf. Da erging an ihn die Aufforderung von Seiten des Staatsministeriums, über die Stimmung der Studenten in Betreff des Sand und seines Verbrechens zu berichten. Bahnmaier sprach sich offen und männlich dahin aus: die That werde zwar auch von den Studierenden als schwere Verirrung betrachtet und mißbilligt; doch stelle man den Thäter nicht den gemeinen Verbrechern gleich, sondern fühle zugleich Mitleid mit seinem Schicksal. Diese freimüthige Aussprache wurde in den hohen Regionen so übel vermerkt, daß als Antwort Bahn-

maiers sofortige Abberufung von Tübingen und seine Versetzung auf das Dekanat Kirchheim erfolgte.

Auf dieser Stelle, die ihm als Straffstelle angewiesen war, wirkte er noch zweiundzwanzig Jahre, bis an seinen Tod (17. August 1841), mit unverkümmerter Freudigkeit für das Wohl der Gemeinden und Schulen im weiten Umkreis. Mit Steudel in Tübingen, Blumhardt in Basel, Albert Knapp seinem jüngeren Collegen, mit den Lavaterischen und Goßnerischen Freundeskreisen pflegte er herzlichen Verkehr. Beuggen besuchte er 1824 und widmete der Anstalt die lebhafteste Theilnahme. Er fand den Unterricht in der deutschen Sprache vortrefflich. Für die Kinder wünschte er eine freiere Bewegung als ihnen dort gestattet war. Es war eben die Heuernte und die Knaben sprangen über die Heuhaufen; da betheiligte sich der Patriarch selbst an diesem heiteren Spiel.

Zeller's Gegenbesuch in Kirchheim war für Bahnmaier ein Freudenfest. In seinem gastfreien Hause, wo das frischeste Geistesleben heimisch war, fanden junge Geistliche und Lehrer stets Theilnahme, Anregung und Förderung. Als Zeller in dasselbe eintrat, befand sich daselbst als Mitbewohner der junge Denner aus Thüringen. Spittler, der stets hülfreiche, hatte das glühende Verlangen dieses Jünglings, Theologie zu studiren, wahrgenommen und ihn an seinen Schwager empfohlen, in dessen Hause der junge Mann die Gymnasialstudien nachholte. Denner gibt in seiner Biographie (s. oben S. 183) eine anmuthige Beschreibung des damaligen Lebens im Kirchheimer Dekanatshause. (Vgl. Palmer, Erinnerung an Bahnmaier, im Süddeutschen Schulboten 1874, Nr. 15.)

Damals hörte Zeller auf einem Spaziergang nach Holzmaden aus dem Munde des Pfarrers Steinhofer von Jesingen die Erzählung desselben von seiner Krankheit und seiner wunderbaren Heilung. „Der Kranke sah und hörte, was im Garten oder in entfernten Zimmern gesprochen wurde; er wußte voraus, was ein paar Tage später geschehen sollte. Er sah in einem Gesicht sich selbst und seine Krankheit in drei Stufen, die Zunahme, den Höhepunkt des Uebels nnd die endliche Genesung. In dem letzten Bilde erblickte er auch einen gewissen einfachen und wahrhaft gottseligen Bauersman.n von H., der zu ihm herein kam. Der Pfarrer begehrte von da an mit großer Sehnsucht den Besuch und den Zuspruch des armen Mannes. Anfangs suchte man ihm dieses Begehren auszureden; da aber der Kranke darauf bestand, daß der Besuch jenes Landmannes zu seiner Genesung nothwendig sei: so gab man seinem Ver-

langen nach, und hielt es für einen wunderlichen Einfall, daß ein gelehrter Mann den tröstenden Zuspruch eines ungelehrten armen Bauern nöthig habe. Der Mann wurde geholt und besann sich unterweges, was er dem kranken Pfarrer sagen sollte; aber je länger er darüber dachte, desto gewisser und freudiger wurde es ihm, er sollte dem todtkranken Pfarrer den Segenswunsch des Apostels Paulus zurufen. Nun trat der Bauer, den der Kranke wie einen Engel Gottes empfing, vor das Krankenbette und sprach in der Einfalt des Glaubens zu dem Leidenden: Die Gnade unseres HErrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Ihnen. Amen! Diese Worte wurden dem Kranken ins Herz gesprochen, und von ihm als Geist und Leben empfunden. Die Lebenskraft durchdrang ihn; die Krankheit wurde gebrochen, und der Kranke genas allmälig wieder, bis zu gänzlicher Wiederherstellung."

Begleitet von seiner Schwester Luise, der Wittwe des Dekan Mutschler, die zu Kirchheim im Hause ihres Schwiegersohnes Breuninger lebte, und von seinem Freunde Bahnmaier, reiste Zeller über Steinbach, wo einst 1805 auf dem Schlosse die Braut Karl Zeller's, Elise Gaum, gestorben war, nach Eßlingen, wo er mit seinem Freund und Fachgenossen Eytel zusammentraf, und nach Ludwigsburg.

„Da erblickten wir wehmüthig das ausgestorbene Haus unsrer Eltern. O wie fremd kam uns jetzt dieses Haus vor, das einst unsre Heimath war!" Nun wurden in der Stadt und der Umgegend die noch lebenden Verwandten, es wurden die Gräber der Eltern und Großeltern aufgesucht. Noch lebte die alte Tante, Jungfrau Regina Zeller, die einzige Schwester des Hofraths. „Es war spät und sie hatte schon Licht in ihrer Kammer. Ach, wie verändert fand ich die liebe alte Tante, die uns Geschwistern allen von Kindesbeinen an so viel Gutes gethan, und so viel Freude gemacht hatte! Sie kannte mich nicht mehr, wollte mich nicht mehr Du heißen, und hatte ihr einst so treffliches Gedächtniß großentheils verloren. Endlich glaubte sie es, daß ich der Heinrich wäre. Mit Wehmuth trennte ich mich von ihr, wie von einem alten absterbenden Baume."

In Ludwigsburg fand Zeller zwei andere Schwestern wieder: die älteste Christiane, verwittwete Ulmer, und die jüngste Franziska, welche einst die sterbende Mutter verpflegt hatte, jetzt selbst schwer leidend und gebeugt, in Folge einer unglücklichen Ehe mit einem Würtembergischen

Oberstlieutenant von Abele. Ihre traurigen Erlebnisse hat Frau Ottilie Wildermuth zum Gegenstand einer ihrer Erzählungen gemacht.

Im Hause des Oberjustizrathes Klett, im Kreise der Freunde und Verwandten hielt Zeller einen Abendvortrag über Pred. 7, 16—19: „Allerlei habe ich gesehn die Zeit über meiner Eitelkeit" u. s. w. „Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das mich anwandelte, als ich hier, wo ich einen großen Theil der Zeit meiner Eitelkeit zugebracht habe, vor einer solchen Versammlung reden sollte. Da saßen etliche Personen, die mich kannten von Jugend auf, und schon alt gewesen sind, da ich noch ein Knabe war. Da saßen meine Schwestern, mit denen ich früher so selten ein gottseliges Wort geredet habe. Mich übernahm ein Gefühl von der großen Gnade meines Gottes und HErrn, der mein Leben geleitet hat und mir gegeben, was ich nie verdient. In diesem Gefühl redete ich und bemerkte, wie meine jugendliche Nichte milde Thränen weinte. Zuletzt betete ich für diese Gesellschaft, für die ganze Stadt Ludwigsburg, für mein Vaterland und für den geliebten König Wilhelm " Das vertrauliche Gespräch mit den Schwestern dauerte bis Mitternacht. „Da ich bemerkte, daß sie eine viel zu gute Meinung von mir hatten, theilte ich ihnen einiges aus meiner geheimen Lebensgeschichte mit; ich beschrieb ihnen die Abgründe, an denen ich schwindelnd gestanden, und in die ich ohne eine schützende Hand aus den Wolken rettungslos hinabgestürzt wäre, und sie konnten nicht anders als einsehn, daß mir Erbarmung widerfahren sei, Erbarmung, deren ich nicht werth. HErr, mein Gott, segne du jene Unterredung!"

Klett hatte das Zuchthaus unter seiner Aufsicht, in welchem 700 Verurtheilte, Männer und Weiber, ihre Strafe verbüßten. Zeller besuchte die verschiedenen Räume dieser Anstalt. „Da wurde mir ein Kerker geöffnet, worin drei Verbrecher saßen, einer finsterer und widerlicher aussehend als der andere. Sie gaben mir nur kurze oder gar keine Antworten. Während ich mit ihnen redete, stand vor der halb offenen Kerkerthüre ein Soldat mit bloßem Säbel in der Faust. Hierauf wurde ich in ein größeres Arbeitszimmer geführt. Darin saßen 15—16 Weibspersonen, Verführerinnen und Verführte, meistens freche Gestalten; doch erinnere ich mich auch eines besseren Gesichtes, dessen Züge Trauer, Reue und Scham verriethen." An diese Scenen fühlte sich Zeller erinnert, als er viele Jahre später eine Betrachtung anstellte über das Hinabsteigen Christi in das Todtenreich, da Er den Geistern im Gefängniß predigte.

„Wer kann genug bewundern die Macht der barmherzigen Liebe und der rettenden Gnade unsres HErrn, daß Er sich herab gelassen hat, in jene zum Theil schauerlichen Räume hinabzusteigen! Was mag der Heiland bei Seinen Besuchen, bei jenen Geistern im Gefängniß gesehen und gefühlt haben!“ M. Bl. 1854, S. 31.

Klett ersuchte seinen Freund, eine Ansprache an die Züchtlinge zu halten. Um 11 Uhr kamen die sogenannten Schellenwerker mit ihren Wachen von der Arbeit zurück. Gleich darauf läutete es, und die sämmtlichen Strafgefangenen wurden in die Kirche geführt. Zeller empfand einige Bangigkeit, als er abgeholt wurde, um zum ersten mal in seinem Leben in einer öffentlichen Kirche einen Vortrag und zwar aus dem Herzen zu halten. Doch überwog das Gefühl des Mitleids mit den Zuhörern. Während Zeller in der Sacristei auf und ab ging, sangen sie: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ Bei den Worten: „Ich habe selbst verschuldet, was du getragen hast,“ trat er vor den Altar, auf welchem das Crucifix stand, und sprach über die Worte 2. Corinth. 5, 20. 21: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott, denn Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in Ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Zeller suchte die Herzen der Unglücklichen zu gewinnen, indem er ihnen sagte: „O Ihr lieben armen Gefangenen, es ist nur Gottes unergründliche Gnade und Erbarmung, daß ich hier vor dem Gitter und nicht bei Euch hinter dem Gitter stehe.“ Nach Beendigung der Ansprache bemerkte Zeller, daß die Zuhörer zum Theil Katholiken waren, welche im Vorübergehen das Knie vor dem Crucifix beugten. „Möge meine herzliche Bitte an diese armen Mitmenschen nicht vergeblich gewesen sein!“

Es folgte ein Ausflug nach Kornthal. Auch dies ist eine Brüdergemeinde, geistesverwandt den herrenhutischen, aber neueren Ursprungs und anderer Art. Als der Rationalismus seine Verwüstungen in dem gesegneten Würtemberg anrichtete, als durch Befehl von oben die alten herrlichen Kirchengebet- und Gesangbücher abgeschafft und elende deistische Machwerke untergeschoben wurden, da entschloß sich ein Theil des gläubigen Volks zur Auswanderung nach dem südlichen Rußland, um dort unter dem Schutz des Kaisers Alexander ungestört ihres Glaubens zu leben und Gott dienen zu können, um für sich und ihre Kinder Bewahrung vor dem Abfall und vor den kommenden Gerichten zu finden. Andere Schaaren

von Gläubigen erhielten durch den wohlwollenden und volksfreundlichen König Wilhelm die Erlaubniß, im Vaterlande die beiden Colonieen Kornthal und Wilhelmsdorf zu gründen und dort unabhängig von dem Consistorium im Sinne der Glaubensväter der Würtembergischen Kirche, eines Hedinger, Bengel, Oetinger, Rieger und Roos ein christliches Gemeindeleben mit unverfälschter Lehre und reinem Gottesdienst, mit strenger, bürgerlicher und christlicher Zucht zu führen. In dieser Bewegung war ein prophetisches Element, wodurch sie sich von der Brüdergemeinde unterschied. Sie warteten auf die nahe Wiederkunft des HErrn. Bengel hatte in seiner Erklärung der Offenbarung den Fall des römischen Reichs deutscher Nation und das Aufsteigen eines französischen Kaiserthums richtig vorausgesagt. Um so fester war man überzeugt, daß auch Bengels Berechnung sich bewähren und im Jahr 1836 das Gericht über den Antichrist, die Wiederkunft des HErrn, die große Errettung und der Anfang des Friedensreichs eintreten werde. An der Spitze der Colonie Kornthal stand der Bürgermeister Hoffmann, ein großartiger christlicher Charakter, der Vater zweier hochbegabter Söhne, die sehr verschiedene Richtungen eingeschlagen, aber jeder in seiner Art viel für das Reich Christi geleistet haben.

In diese Gemeinde kam Zeller und kehrte in dem Hause des Bürgermeisters ein, das zugleich Gasthof ist, neben der Kirche, deren Inneres wie in der Brüdergemeinde eingerichtet ist. Er fand seinen ehemaligen Gehülfen Barner als Vorsteher des Waisenhauses. Der Lehrer Kullen hielt auf einer Wiese, die mit Obstbäumen bepflanzt war, eine Katechese für die Kinder der verschiedenen Erziehungsanstalten; der alte Pfarrer Friedrich eine Predigt in der Kirche. Am Nachmittag hielt der Bürgermeister die Kinderlehre in der Kirche. Er schloß mit der Hinweisung auf die nahe Wiederkunft des HErrn, und sagte den Kindern, daß sie den Anbruch des tausendjährigen Reichs erleben würden. Dann überraschte er den Gast mit der Aufforderung, der Gemeinde auch noch ein Wort zu sagen. Zeller war ganz unvorbereitet, aber bald fand er den Text, an welchen er die Gedanken seines Herzens anknüpfen konnte, und nun wurde die Gemeinde überrascht durch eine Ansprache andern Inhalts als sie erwartet hatte. Zeller las die Worte, Marc. 5, 18—20: „Und da Er in das Schiff trat, bat Ihn der Besessene, daß er möchte bei Ihm sein; aber Jesus ließ es ihm nicht zu, sondern sprach zu ihm: gehe hin in dein Haus und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir

der HErr gethan, und sich Deiner erbarmt hat. Und er ging hin, und fing an auszurufen in den zehn Städten, wie große Wohlthat ihm Jesus gethan hatte. Und Jedermann verwunderte sich." „Ich suchte," so berichtet Zeller „aus diesen Worten darzuthun, daß nicht jeder von dem HErrn berufen ist, nicht jeder die Erlaubniß von Ihm habe öffentlich zu lehren vor einer versammelten Gemeine, noch viel weniger in dem ganzen Lande herumzureisen und zu predigen. Ich fühlte mich in demselben Falle wie der Besessene, auch mich hatte der HErr nur in ein Haus gesandt, nämlich in das Haus zu Beuggen; da habe ich den Beruf hinzugehen und zu den Meinen, die seit 15 Jahren mich nie gesehen, und nie von mir gehört haben, wie große Wohlthat mir der HErr gethan und sich meiner erbarmt hat. Ich fürchte mich billig den Fehler des Besessenen zu begehen, der den Befehl Jesu überschritten, und statt nur seinen Verwandten, im ganzen Land herum gepredigt hat. Ich machte aufmerksam auf die Folgen solcher unberufenen Predigten, die höchstens bewirken, daß sich Jedermann verwundert und daß der Prediger, da er überall neu ist, Lob einerntet. Ich machte aufmerksam auf die Gefahren solcher leeren Verwunderung, und solches Lobens und Rühmens. Ganz anders aber sei es mit dem Hausgottesdienste und der häuslichen Predigt, die ich herzlich empfahl, und mit drei guten Wünschen für die Gemeine Kornthal schloß."

Hierauf wurde Barners Waisenhaus besucht, und Zeller ließ sich bewegen, den Kindern in demselben eine Ansprache zu halten, über die Worte: „Saget Dank allezeit für Alles Gott dem Vater in dem Namen unseres HErrn Jesu Christi." Zeller bemerkte eines der kleinsten Mädchen, welches kein Auge von ihm abwandte. Am Schluß seiner Rede ging er auf dieses Kind zu und fragte, wie heißest Du? „Bethele." Nun Bethele, was habe ich gesagt, daß ihr Kinder sagen sollt? Das Kind antwortete in seiner Einfalt: „Ich dank' g'horsam, lieber Heiland." Da wandte sich Zeller freudig gerührt zu den übrigen Kindern und sagte: „Kinder, ich kann euch gar nichts Besseres sagen, als was dieses Bethele gesagt hat. Behaltet es wohl, denn ein dankender Gehorsam und ein gehorsamer Dank ist der beste Gottesdienst eines Kindes."

In Stuttgart wurden die wohlthätigen Anstalten, die Mathildenpflege, die Paulinenpflege, die Katharinenpflege, die Katharinenschule und das Katharinenspital besichtigt. Das letztere war mit einem Aufwand von 90,000 Gulden gebaut, aber weder mit einer Kapelle, noch mit

einem Betsaal versehen. Beim Besuch dieser Anstalten fiel es Zeller auf, wie viel mehr Armuth in Würtemberg sei als in der Schweiz.

In der Hauptstadt wurden zahlreiche Verwandte, auch alte und neue christliche Freunde aufgesucht, auch in dem Josenhansischen Hause eine Versammlung gehalten mit einer Ansprache über Jeremias 31, 3: „Der HErr ist mir erschienen von ferne: Ich habe dich je und je geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Hierauf folgte ein für Zeller ergreifendes Wiedersehen. Er suchte seinen alten, noch immer rüstigen und heiteren Lehrer, den Prälaten von Abel auf. Wir wissen, wie viel er diesem Manne verdankte, in dessen Hause er als Student 1799 und 1800 so manche schöne Stunde zugebracht, in dessen Familie ihm zum ersten Mal sein Beruf zum Lehrer und Erzieher bewußt wurde. S. oben S. 68—70.

„Als ich in sein Studirzimmer trat, fand ich ihn nach 27 Jahren wenig gealtert, aber mich kannte er nicht. Einer Ihrer ehemaligen Schüler in Tübingen, sagte ich mit Bewegung meines Herzens. Noch kannte er mich nicht. Einer Ihrer Schüler, fuhr ich fort, dem Sie als Werkzeug Gottes die Laufbahn des Erziehers geöffnet haben. Noch kannte er mich nicht. Einer Ihrer Schüler, sagte ich endlich, der Ihre ältesten Kinder unterrichtet hat. Nun erkannte er mich, indem ich zugleich meinen Namen nannte, und er mich küßte. Wir waren beide bewegt, ich aber fühlte die reine Freude kindlicher und dankbarer Liebe. Nach mehreren Gesprächen, wodurch wir die Kluft von 27 Jahren schnell ausfüllten, und an deren Ende er die Güte hatte, mir eine seiner neuesten Schriften über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zu schenken, ergriff ich den Anlaß, ihm meine herzliche Dankbarkeit zu bezeugen für das viele Gute, das ich 4 Jahre lang in seinem Hause in Tübingen genossen hätte, und setzte hinzu: Eine Wohlthat, eine mir unvergeßliche Rettung, für die Sie mein Herz ewig segnet, kann ich Ihnen nicht nennen. In der Ewigkeit werden Sie Alles erfahren, dort, wo ich Sie wieder zu sehen hoffe, will ich Ihnen erst recht danken. Gott, dessen Werkzeug in meiner Lebensführung Sie gewesen sind, segne Sie und alle Ihre Kinder reichlich!"

Auf der Rückreise wurde Kirchheim noch einmal besucht. Bahnmaier hielt die Sonntagspredigt in Gegenwart der Herzogin Henriette mit Ernst und Nachdruck. Zeller war durch die glänzende Instrumentalmusik, welche der Predigt voranging, etwas befremdet. Sie schien ihm, der sich ganz an die schweizerische Einfachheit gewöhnt hatte, eine störende

Zerstreuung. Ein Universitätsfreund Zeller's und Bahnmaier's war Höchstätter, der eine Zeit lang zu Efferding in Oberösterreich, in der Nähe von Martin Boos, Pfarrer war. Er stand jetzt in Reichenbach bei Kirchheim, und Zeller nahm sich vor, ihn zu überraschen. Er kam mit Bahnmaier und Spittler vor dem Pfarrhause an. Höchstätter, seine Frau, seine Schwägerin und ein spanisches Frauenzimmer aus Cadix bewillkommten die Gäste, aber Niemand erkannte den Fremdling. Dieser benützte die Lage auf eine Weise, die dem Freund allerdings einige Augenblicke peinlicher Verlegenheit bereiten mußte; doch löste sich sogleich Alles in Wohlgefallen auf. „Ich rief," so erzählt Zeller: „du böser Freund, ich habe dir vor 27 Jahren ein großes Kapital übergeben, ohne je einen Zins von dir empfangen zu haben. Nun komme ich, um einen von dir zu holen. Wo ist er? Er schaute mich ganz erstaunt und mit großen Augen an, und wollte nicht verstehen. Er stotterte etwas. Ich erwiederte: Das Kapital ist noch in deinen Händen, da ist es! indem ich die Frau Pfarrerin bei der Hand ergriff, und hinzusetzte: die habe ich dir vor 27 Jahren zugesellt! jetzt erwachte er wie aus einem Traume, rief laut: Ach, du bist der Zeller! und so fielen wir einander um den Hals."

Die fromme Fürstin, welche in Kirchheim residirte, die Mutter der Königin Pauline von Würtemberg, war eine Beschützerin und Wohlthäterin aller christlichen und menschenfreundlichen Unternehmungen. Sie bewilligte mit Vergnügen eine Audienz für den Dekan und seine beiden Gäste, Zeller und Spittler, und es ist am besten diese Begegnung mit Zeller's eigenen Worten zu beschreiben. „Wir fanden die Fürstin in einem sehr angenehmen Zimmer auf dem Sopha, zu ihrer Rechten den Fürsten von Thurn und Taxis, zu ihrer Linken ihre Tochter, die Prinzessinn Elisabeth (nachmals Markgräfin von Baden). Vor der Fürstin stand ein allerliebstes Arbeitstischchen; wir wurden eingeladen, ihr gegenüber zu sitzen. Bald entspann sich ein Gespräch, woran der Fürst von Thurn und Taxis lebhaften Antheil nahm, indem er von mehreren merkwürdigen Wohlthätigkeits-Anstalten in Prag, deren Vorsteher er ist, eine Beschreibung gab. Auch ich mußte erzählen. Da ergriff ich die willkommene Gelegenheit, der Fürstin für so manche Wohlthat zu danken, die auch unsere Anstalt schon aus ihrer Hand empfangen hat, und als ich im Laufe der Unterredung das Wort fallen ließ, daß fürstliche Personen nicht nur zu ehren, sondern auch zu fürchten wären, fragte die Fürstin sich verwundernd: Warum denn auch zu fürchten? Ich ant-

wortete: Weil sie Gott so hoch gestellt hat, daß sie nicht nur außerordentlich viel Segen, sondern auch außerordentlich viel Schaden stiften können. Die Wahrheit dieses Wortes schien die erhabene Frau zu ergreifen, und sie sagte: Ach, wir haben eine große Verantwortung, wenn wir nicht so viel Gutes thun als wir können! Als ich die Freiheit nahm, mich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, und mich dabei äußerte, daß ich des Königs Majestät seit 31 Jahren nicht mehr gesehen, während ich ihm früher, da wir noch Knaben gewesen, fast täglich auf meinem Schulwege begegnete, und ihn mir daher als Mann nicht mehr recht vorstellen könnte, hatte die Frau Herzogin die Güte, aufzubrechen und uns Alle durch mehrere Gemächer hindurch in ein schönes Zimmer zu führen, wo sie uns die wohlgetroffenen Gemälde des Königs und der Königin, des Erzherzogs Palatinus von Ungarn, ihres Schwiegersohnes, und dessen Gemahlin, ihrer Frau Tochter, ferner das Bildniß des Kaisers Alexander von Rußland, und anderer fürstlichen Personen, zeigte. Hier war es, wo ich auf die Bemerkung, daß die Frau Erzherzogin Palatin von Ungarn bei ihrer Verheirathung ihren Glauben nicht geändert habe, meine Hochachtung darüber bezeugte, daß Dieselbe fürstlichen Personen das schöne Beispiel gegeben habe, ihrem Glauben getreu zu bleiben, und ihn nicht um einer vergänglichen Heirath willen abzuschwören. Dieß geschah in Gegenwart des katholischen Fürsten von Thurn und Taxis. Endlich beurlaubten wir uns von dieser trefflichen Frau. Als wir am andern Tage von etlichen Besuchen zurückkamen, da lag ein Briefchen der Frau Herzogin, begleitet von 4 großen Kupferstichen, wovon zwei für meinen Freund Spittler und zwei für mich bestimmt waren, und der eine den König Wilhelm von Würtemberg vorstellt, wie er im Kriege, einsam und sinnend auf dem Vorposten steht, und mit einem Fernglase den Feind beobachtet. Der andere Kupferstich stellt die Königin Pauline vor, wie sie in einem Gartensaale sitzt und ihr Kind, den kleinen Kronprinzen (den nachmaligen König Karl) auf dem Arme hält."

Zum Schlusse des Aufenthalts in Kirchheim hielt Zeller in Bahnmaier's Studirzimmer eine Conferenz mit den sämmtlichen Lehrern des Städtchens, in Gestalt eines vertraulichen Gespräches. Er legte ihnen im Laufe desselben an's Herz, daß die verschiedenen Schulen eigentlich nur Eine Anstalt, und zwar eine gemeinschaftliche Erziehungsanstalt für die heranwachsende Stadtbürgerschaft seien. Gleichwie nun in einer Familie

nichts der Erziehung der Kinder so schädlich sei, als wenn Vater und Mutter nicht zusammenhalten, und nicht Ein Herz und Eine Seele ausmachen, also sei es auch in der großen Erziehungsanstalt einer Stadtgemeinde, wenn die Lehrer nicht zusammenhalten, und einander nicht freundlich in die Hände arbeiten. „Ich erzählte darüber einige Erfahrungen und bat die anwesenden Lehrer, da es auch bei ihnen an gemeinschaftlichen Leiden und Mühen, an Versuchungen zu allerlei Reibungen, Mißverständnissen und Trennungen nicht fehlen werde, solchem Uebel vorzukommen und sich wöchentlich oder vierzehntäglich so zu besuchen, daß alle Lehrer, wo möglich auch mit ihren Frauen, in der Wohnung eines unter ihnen vertraulich ohne steifes Cerimoniel zusammenkommen, sich da offen mit einander unterhalten, einander rathen, aufrichten und ermuntern, und ein wechselweises Band des Friedens und der Liebe knüpfen."

Diesmal wurde in Tübingen eingekehrt, und in dem Hause, wo Zeller einst vierthalb Jahre gewohnt, fand er seinen alten Freund Professor Steudel. Er stand in gesegneter Wirksamkeit an der Universität. Es nahten schwere Zeiten für ihn. Während er mit unerschütterlicher Treue und gewissenhafter Arbeit das Panier des alten evangelischen Glaubens aufrecht hielt, mußte er sehen, wie in dem altehrwürdigen theologischen Stift die Saat eines Unglaubens ausgestreut wurde und aufwuchs, welcher gefährlicherer Art und mit größeren Kräften des Verderbens ausgerüstet war, als der ältere Rationalismus. David Strauß war 1827 schon Student; er hielt 1830 die Predigt bei Gelegenheit des Jubiläums der Augsburgischen Confession. Die Hegel'sche Lehre, von Ferdinand Baur und anderen vorgetragen, schlug bei ihm Wurzel und brachte die bittere Frucht der Christusläugnung und Menschheitsvergötterung, welche in dem bekannten Buche von Strauß (1835) gezeitigt hervorbrach. Steudel fühlte ganz besonders die Pflicht gegen die Irrlehre einzustehen, welche hier mit erschreckender Rücksichtslosigkeit auftrat. Hierfür mußte Steudel herbe Angriffe von Strauß erdulden.

Nur wer die Geistesstürme und Anfechtungen jener Jahre erlebt hat, kann ermessen, was ein Lehrer wie Steudel innerlich durchmachen mußte, als die geliebte Lehranstalt vom Feind in Besitz genommen und zu einer Hauptfestung des modernen Unglaubens gemacht wurde. Auch einzelne Fälle roher Gotteslästerung kamen damals im Stift vor. Steudel legte in verschiedenen Schriften ein treues Zeugniß ab und ließ es an väterlicher Warnung nicht fehlen. Sein Leidenskampf dauerte nicht lange.

Im November 1837 ging er ein zu seiner Ruhe. Er erlebte die besseren Zeiten, welche für Tübingen gekommen sind, nicht mehr; daß sie kommen konnten, war zum Theil wenigstens eine Nachwirkung seiner Standhaftigkeit und Treue.

Der Weg von Tübingen führte nach Hohentwiel. Diese majestätische Bergpyramide des Hegäu wurde von unsern Reisenden erklettert. „Wir setzten uns," so erzählt Zeller, „auf die hervorragende Ecke einer ehemaligen Bastei, und genossen mitten unter Thymian und andern wohlriechenden Kräutern, unter dem schönen blauen Himmel und der warmen Herbstsonne, und von reinen Himmelslüften umweht der entzückenden Aussicht. Da lag zu unsern Füßen das liebliche Hegäu. Weiter hin gegen Südosten glänzte uns der Silberspiegel des Bodensees entgegen, und noch weiter hin hoben die Eis- und Schneegipfel der Tyroler und Schweizer Alpen ihre uralten Häupter über die niedriger liegenden Berge. Gegen Westen hin sahen wir bis nach Stühlingen und über die Höhen des Schwarzwaldes bei St. Blasien. Gegen Nordosten konnte unser Auge die Landschaften an der Donau erblicken. Die Nordseite war uns durch die Felsen der oberen Festung verdeckt. Ich muß gestehen, als ich die Trümmer dieser, einst für unbezwinglich gehaltenen Felsenburg so wild übereinander gestürzt sah, an der mein Stammvater von 300 Jahren als Steinhauer mühsam gearbeitet, so überfiel mich ein Unwille gegen die Franzosen, welche diese Festung 1796 zerstört haben. Wir nahmen den Weg zu der oberen Festung und sahen da einen ähnlichen Gräuel der Verwüstung, wie weiter unten. Ich fragte nach dem Stein, auf welchem der Name des Steinmetzen eingehauen sein soll, und unser Führer zeigte uns einen Thurm und über dessen Eingang einen rothen Stein, auf welchem Namen eingehauen seien; allein der Stein war zu hoch oben, als daß ich seine Schrift hätte lesen können. Endlich standen wir vor den Mauern des Kerkers stille, in welchem der redliche und gottselige Moser, einer der besten Staatsbeamten Würtembergs, durch ein ungerechtes Urtheil des vorstorbenen Herzogs Karl hieher verbannt, so manches Jahr hindurch hat schmachten müssen. Auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich verstand die Gerechtigkeit Gottes, der dieses Felsennest durch die Hand der Franzosen hat zerstören lassen, damit kein Unschuldiger mehr in diesen Mauern sein Leben verseufzen und die Ketten ungerechter Willkür darin schleppen müßte. Der Wind flüsterte durch die zerfallenen Mauern; mir war es als ob ich Mosers Seufzer hörte. Ein

Schauer durchbebte meine Nerven, und wir verließen diesen Ort trauriger Rückerinnerungen als ein Denkmal der gerechten Gerichte Gottes."

Der erste schweizerische Ort, den unsere Reisenden erreichten, war Thayingen im Canton Schaffhausen. „Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß wir uns auf dem Boden der freien Schweiz befanden, so hätten wir es doch müssen merken, denn das gedrückte, kummerhafte, gebeugte Wesen in den Gesichtern der Landleute und die geringe Kleidung war auf einmal verschwunden, und fast das gerade Gegentheil, besonders in der ganzen Haltung der Männer und jungen Burschen, stellte sich an unsern Weg; die Hüte und Kappen schienen angenagelt zu sein."

Besonders erquickend war der Aufenthalt in Schaffhausen. Zeller wohnte im Freudenfels bei dem alten Herrn Keller und seinem Schwiegersohn Georg von Mandach. Hier lernte Zeller ein anderes Basel kennen. Hier blühte noch die altschweizerische Einfalt und Biederkeit. Unter Geistlichen und Laien fanden sich Ehrenmänner, wie der Antistes Veith und der Bürgermeister von Maienburg. Die größte Sorgfalt war dem Schulwesen, der Erziehung und Armenpflege gewidmet. Zeller besuchte das Spital, die Strafanstalt und das Waisenhaus, auch die Anstalt der Jungfrau Lang für Mädchenerziehung. Im Rosengarten, dem Stammhaus der Familie von Peyr, hielt er des Abends eine Erbauungsstunde über 1. Tim. 2, 1—4. Aber der höchste Genuß war ihm bei seinem Freund Professor Spleiß, dem Pfarrer von Buch, beschieden.

Hier bestand seit einem Jahre eine Anstalt für arme Kinder, von Spleiß gegründet, und von Herder, einem Schüler Zeller's, als Hausvater geleitet. Soeben sollte am 20. September das Jahresfest dieser Anstalt gefeiert werden, zu welchem Zeller mit zahlreichen Schaffhauser Freunden sich einfand. Man versammelte sich im Pfarrhaus. Die Hälfte desselben hatte Spleiß, der keine eigenen Kinder hatte, den armen Kindern eingeräumt. Man zog mit den Kindern und der ganzen Pfarrgemeinde in die Kirche, wo Spleiß mit einer eindringlichen Rede begann über die Worte Psalm 109, 30. 31: „Ich will dem HErrn sehr danken mit meinem Munde, und Ihn rühmen unter Vielen; denn Er stehet dem Armen zur Rechten, daß Er ihm helfe von denen, die sein Leben verurtheilen." Nachdem auch Herder, Georg von Mandach und Pfarrer Hurter von Thayingen gesprochen, kam die Reihe an Zeller. Er knüpfte an die Worte an: „Was seid Ihr hinausgegangen zu sehen?" und sagte, daß er hier und in den acht andern Rettungsanstalten, die er auf seiner

Reise besucht, ein Dreifaches gesehen hätte, nämlich einen göttlichen Rettungswillen, eine ausgestreckte Rettungshand, und eine durch den Erfolg bewährte Rettungsmacht. Er fügte aus seiner Erfahrung die Warnung hinzu, ja nicht das Leben der Armen und auch der armen Kinder dadurch zu verurtheilen, daß man die Hoffnung ihrer Rettung aufgebe und an ihrer Besserung verzweifle. Nach dem Schlußgesang wurden im Pfarrhaus die Kinder und die Gäste bewirthet. Spleiß fragte die Kinder, ob sie jetzt mit den Gästen oder die Gäste mit ihnen äßen? Eines der Kinder antwortete: „Ich glaube die Gäste essen mit uns." So war es wirklich. Alles freute sich mit den Kindern über die Güte Gottes, die sich an ihnen offenbarte. Diese innige christliche Freude war auf allen Gesichtern zu lesen. Man sah lauter herzlich vergnügte Menschen, und alles war anständig, ordentlich und bescheiden.

Als Zeller am 21. September heimkehrte, wurde die Freude des Wiedersehens durch manches Betrübende, das in seiner Abwesenheit vorgefallen war, gemindert. Das Jahr 1827 war überhaupt ein schweres Kampfjahr für die meisten Armen-Anstalten. „Von den Armen-Colonieen in Holland bis auf die kleinsten Anstalten für verwahrloste Kinder in Deutschland und der Schweiz ließen sich Klagen und Seufzer hören und es schien Vielen nicht anders, als wäre ein vereinter feindlicher Angriff auf alle gemacht worden." Jahresbericht 1828, S. 5.

Hier ist der Ort, um über den merkwürdigen Freund, welchen Zeller in Buch bei Schaffhausen besuchte, einiges einzuschalten. Das Leben von Spleiß hat sein geliebter Schüler C. Stokar geschildert (Basel 1858) in einem Buche, das von den Wunderwegen Gottes Zeugniß giebt.

David Spleiß war 7 Jahr jünger als Zeller, geboren in Schaffhausen 1786. Er hatte eine schwere Jugend, als er gegen seine Neigung zum Kaufmanns-Stande bestimmt wurde. Aber das glühende Verlangen seines Herzens, ein Verkündiger des Christenthums zu werden, fand Erhörung. Johann Georg Müller, der jüngere Bruder des großen Historikers Johannes v. Müller, wurde durch eine merkwürdige Fügung auf den Jüngling aufmerksam und half ihm zum Studium der Theologie. Er kam auf die Universität Tübingen und hörte daselbst die letzten Theologen der alten supranaturalistischen Schule. Zugleich widmete er sich aus besonderer Neigung der Mathematik und Physik. Schleiermacher's Reden über die Religion nahm er mit unklarem Enthusiasmus auf. Im

Verkehr mit Daub in Heidelberg wurde er auf Schelling's Naturphilosophie hingewiesen, und meinte in dieser das Kleinod zu finden. Er hatte noch nicht die Unterscheidung der Geister, um den Pfad, der zu den Abgründen des Pantheismus führt, zu erkennen.

In seinem Herzen lebte schwärmerische Begeisterung für Freundschaft, wie sie auch Zeller auf jener Lebensstufe in sich trug, nur äußerte sie sich bei Spleiß noch weit lebhafter und phantasiereicher. Er besaß eine ungewöhnliche Kraft der Anschauung, und er lebte fast beständig in jener Stimmung, welche nach Plato das Eigenthümliche des Philosophen ist, nämlich in dem Affect der Bewunderung. Die Werke Gottes in der Natur, die idealen Wahrheiten des Christenthums und der Umgang mit edlen Menschen erfüllten ihn mit Entzücken. Von seiner Kindheit her war ihm eine christliche Frömmigkeit geblieben, und so viel wir wissen, hat er sich niemals des Gebetes entwöhnt. Aber auch auf ihn stürmte der kalte Wind des Zeitgeistes, des Zweifels und der Verneinung ein. Als er nach Vollendung seiner Universitätsstudien Hauslehrer in Holland war, hatte er mit den Schrecken des Nihilismus zu kämpfen. Es war ihm zweifelhaft, ob Gott, und ob überhaupt Etwas existire. Da wurde ihm einmal in einer angstvollen Stunde der Nacht beim Anblick eines Sternes auf's neue die beglückende Gewißheit geschenkt von der Wirklichkeit des Daseins also auch des Urgrundes aller Dinge, der Gottheit. Von frühester Jugend an trug er diesen Durst nach Wahrheit und zwar nach der erhebenden, befreienden und beseligenden Wahrheit in sich. Schon als Kind hatte er, gestützt auf die Verheißungs-Worte Christi, Gott um den Geist der Wahrheit gebeten. Dieses Dürsten wurde gestillt.

Im Jahre 1813 wurde ihm das Pfarramt in der kleinen Gemeinde Buch, mit 300 Seelen und 333 fl. Einkommen, anvertraut. Die Vorsehung schenkte ihm einen väterlichen Freund in dem benachbarten Pfarrer Alexander Kirchhofer von Schleitheim, den er wie seinen geistlichen Vater und Bischof betrachtete. Ein gleichgesinnter Freund und Amtsgenosse war ihm Pfarrer Vetter in Beggingen. Unter dem Einfluß dieser Männer, und indem er sich mit aller Treue seinem Amte widmete, machte Spleiß rasche Fortschritte in der christlichen Erkenntniß. „Nun endlich," schrieb er 1813 einem Freund, „ist die Zeit, wo ich finde das Ewige und Untrügliche und die tiefsten Bekümmernisse des Lebens Befriedigende, wo die allersehnlichsten und andringendsten Gebete meiner Jugend, meines Lebens und meines Herzens Erhörung finden." Damals

widerfuhr ihm Etwas wunderbares auf einer Fußwanderung durch das Toggenburger Thal. Auf einem sonnigen Hügel stand vor ihm ein hohes Kreuz, und beim Anblick desselben leuchtete auf einmal ein Licht in sein Herz hinein: Was Du Dein Leben lang gesucht, Wahrheit und Liebe in Einem, hier ist es, in dem Gottes Sohne, der sich für die Welt hat kreuzigen lassen. „Es ergriff mich die Sehnsucht nach Ihm, und mein Schmerz, daß ich Ihn, obgleich mit dem besten Willen für die Wahrheit, doch bisher so ganz ignorirt und vergessen; und von neu erwachtem Ringen nach dem Allerheiligsten hingerissen, umschlang ich inbrünstig das Kreuz und weinte bitterlich, verloren in Hingebung und Liebe und Bitten und Flehen zu dem Gekreuzigten." Von da an entfaltete sich in seinen Predigten, Katechesen und Gebeten eine wunderbare Begabung. Er konnte an Kirchhofer schreiben: „Im Vertrauen gesagt, ich glaube bereits, daß wer Christi ist und bleibt, dem offenbart Er sich innerlich und unmittelbar und hilft auch so mit Gaben der Sprache und des Geistes, ähnlich wie unserm Vorgänger Paulus." So war es wirklich. Oft waren seine Worte von übernatürlicher Kraft begleitet. In seinen Predigten leuchteten Inspirationen wie Blitze und es ging Leben von ihm auf die Zuhörer aus.

Seiner Neigung für die Naturwissenschaft entsprechend bekam er das Amt eines Professors der Physik an dem Collegium Humanitatis in Schaffhausen. Gewöhnlich brachte er die Woche in der Stadt, im Fulacher Bürgli, den Sonntag auf dem Pfarrdorfe zu. Es wurde ihm gegeben die Symbolik der Natur mehr und mehr zu erkennen. Der Parallelismus der sichtbaren und unsichtbaren Dinge schloß sich ihm auf. Er bekam einen Tiefblick nach dem andern in die Geheimnisse der heiligen Schrift. Es war ganz eigentlich eine prophetische Anlage, die sich in ihm entwickelte. Er lernte einen Geistes-Verwandten kennen in dem alten Theologen Oetinger, dessen Werk Theologia ex idea vitae deducta sein Lieblingsbuch wurde. Außerordentlich wie seine Begabung war nun auch seine pfarramtliche Wirksamkeit. Durch die schweren Zeiten von 1816 und 1817 wurden auch in seiner Umgebung die Gemüther empfänglich für die göttliche Wahrheit gestimmt. Frau von Krüdener hielt sich in jener Gegend auf und brachte, wiewohl verspottet und angefeindet, einen heilsamen Eindruck auf das Volk hervor. Nun geschah es, daß in seinem Religions-Unterricht die Kinder, in seinen Predigten die Erwachsenen der Gemeinde von dem Geist, in dem er redete, mächtig ergriffen wurden. Sie bekamen ein überwältigendes Gefühl ihrer Unwürdigkeit und dann

eine beseligende Gewißheit der göttlichen Liebe. Den Kindern war es zu Muth, als hätten sie den Heiland gesehen, und in einem Zustand von Entzückung wurden sie getrieben Ihm zu lobsingen. Diese Bewegung verbreitete sich auch in Pfarrer Vetters Gemeinde und in den umliegenden Orten. Sie blieb nicht frei von Gefahren, aber sie bewährte sich als ein Wehen des göttlichen Geistes. Spleiß blieb bei den Erschütterungen, die um ihn vorkamen, vollkommen ruhig und nüchtern. Er stand fest gegründet in der Gnade und Kraft seines geistlichen Amtes, und wußte die Seelen, die ihm als ihrem geistlichen Vater ihre Sünden bekannten, mit sicherer Hand zu leiten. Allezeit stand ihm Pfarrer Kirchhofer mit weisem Rath zur Seite. Die Früchte dienten zum Beweise der Aechtheit der Sache. Alte Streitigkeiten in der Gemeinde wurden geschlichtet, Friede kehrte in den Familien ein, Zanken, Fluchen und Schwören verschwand. Des Abends beim Gebetläuten versammelten sich die Gemeindeglieder bei dem Richter Veit Brütsch zum gemeinsamen Gesang und Gebet. Oft geschah es, daß Neugierige und Spötter in den Predigten des Pfarrers durch Worte, die ihr Inneres aufdeckten, getroffen und gedemüthigt wurden. Die Gesundheit des Glaubens, die in Spleiß lebte, bewährte sich darin, daß er die Sacramente und die kirchliche Ordnung heilig hielt und mit unerschütterlicher Treue sich an das geschriebene Wort Gottes anklammerte und darunter beugte.

Ein solches Werk Gottes mußte, wie die Welt nun einmal ist, leidenschaftlichen Widerspruch hervorrufen. Spleiß hatte sich vor dem Antistes und dem Kirchenrathe zu verantworten. Die Sache kam auch vor die weltliche Obrigkeit; aber die schützende Hand des HErrn waltete über Seinem Diener. Die kirchliche Commission sprach sich unter dem Einfluß von Johann Georg Müller wohlwollend aus, und auch der Regierungsrath beobachtete in einem Mandat, das im Juni 1819 von den Kanzeln verlesen wurde, weise Mäßigung. Stokar S. 132. 133. Es erhielt sich in den Gemeinden eine bleibende Frucht; in manchen Seelen war ein Licht der Erkenntniß, ein Feuer der Liebe zum Heiland und der Freude an Seinem Worte angezündet, welches sie nicht wieder verloren. Es war ein Sonnenblick aus der ersten apostolischen Kirche, der damals in jenen Gemeinden aufging. Fast in allen Pfarreien des Cantons bildete sich ein Stamm lebendiger und erleuchteter Christen, ohne Absonderung von den kirchlichen Ordnungen. Es trat seit jener Zeit ein Umschwung

zum Bessern in der Geistlichkeit und in dem kirchlichen Leben des Cantons Schaffhausen ein.

Verschiedene Wege waren Zeller und Spleiß geführt worden. Wie mag es ihnen gewesen sein, als sie sich das erste Mal zusammen fanden und der Einheit des Geistes, in der sie standen, bewußt wurden! Spleiß lernte die Anstalt in Beuggen nicht lange nach ihrer Stiftung kennen, und Zeller's Vorgang war ihm Aufmunterung, in seinem Pfarrhause etwas ähnliches zu unternehmen.

Wohin Spleiß auf seinen Ferienreisen kam, sei es nach Tübingen oder zu seinem Freunde Schubert nach München, nach Basel oder nach Beuggen, überall hinterließ er belebende Einwirkungen und Spuren des Segens. Seine ganze Weise war eigenthümlich. Die neuere Zeit, die alles verflacht, bringt keine solche Originalien mehr hervor. Nur in der guten alten Schweiz und unter den patriarchalen Verhältnissen Schaffhausens konnte ein so volksthümlicher, eigenartiger und kraftvoller Geist sich entwickeln. In seinem Wesen war nichts von leeren Redensarten, kein hohles Pathos, kein Modechristenthum, keine Schultheologie, nichts gemachtes und erkünsteltes. Es war wohlthuend einen Mann kennen zu lernen, der im Gegensatz zur modernen Einförmigkeit und Oberflächlichkeit seine Individualität in Sprache, Bewegung und Schreibart bis zur Sonderbarkeit steigerte. In seiner Gemeinde ließ er seiner ganzen Lebhaftigkeit Raum und sprach zum Herzen des Volkes (wie es auf anderem Boden Klaus Harms gethan hat) im heimathlichen Volksdialekt, in der rauhen und doch so gemüthlichen Schaffhauser Sprache. Als er in der protestantischen Kirche zu München, wo man wohlgesetzte Rede und abgemessene Bewegung gewohnt war, eine Gastpredigt hielt über den Gnadenbund Gottes, da zog er auf der Kanzel seine Uhr aus der Tasche und zeigte sie der Gemeinde um ihr zu sagen, so oft er auf dieser Uhr nachsehe, wie viel Zeit wieder dahin geschwunden sei, müsse er sich des ewig währenden Gnadenbundes und der unwandelbaren Liebe, Treue und Barmherzigkeit Gottes mit entzückender Freude erinnern. In Basel hielt er an einem Missionsfest die Predigt in der Martinskirche. Da unten saßen die wohlhabenden Herren und Frauen, die so schöne Summen für das Missionshaus gaben. Als Spleiß die Kanzel betreten, beugte er sich über die Brustwehr hinunter und sah sich mit seinen hellen Augen die Versammlung nach allen Seiten an. Dabei machte er mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine Bewegung wie beim Geldzählen, ohne

ein Wort zu sagen. Bange Erwartung bemächtigte sich der Zusehenden; endlich brach er sein Schweigen und rief: „Ihr Basler, damit ist's nicht gethan!“ Er zeigte ihnen in ergreifender Rede, wie die Missionsfreunde durch Hingebung an den HErrn, durch ein Leben im Geist, durch gläubiges Gebet das Missionswerk unterstützen müssen, wenn die irdischen Gaben einen Werth vor Gott haben und mit Segen begleitet sein sollen.

Seine Besuche in Beuggen, seine Reden an den Jahresfesten brachten Freude. Doch ging unter den Kindern in Beuggen die Sage, dieser merkwürdige kleine Mann mit dem klaren durchdringenden Blick sehe einem alles an, was man je Böses gethan habe. Es gab Kinder, die ihm deshalb ängstlich auswichen.

Am 9. April 1826 sollte Zeller's zweites Söhnlein getauft werden. Spleiß kam mit seiner Frau, die zu Gevatter gebeten war, nach Beuggen. Noch im letzten Augenblick, vor dem Beginn der heiligen Handlung waren die Aeltern darüber unschlüssig, wie der Kleine heißen solle. Da zog sich Spleiß in sein Gastzimmer zurück und ließ die Gesellschaft warten. Plötzlich trat er mit einem Freudensprung wieder hervor und rief: „Der Knabe soll Reinhard heißen!“ Der HErr giebt ihm ein reines Herz — dies wollte Spleiß damit andeuten.

Einst wollte Spleiß die Vatergüte Gottes zur Anschauung bringen, der die Vögel unter dem Himmel ernährt und für die Armen sorgt. Da rechnete er den Beuggener Kindern vor, wie viel Sperlinge es in Frankreich gebe und wie viel ein jeder von ihnen jährlich verzehre, um zu beweisen, daß der König von Frankreich zum armen Manne werden müßte, wenn er alle Sperlinge seines Reichs aus eignen Mitteln zu füttern hätte.

Spleiß besuchte in Beuggen auch die Griechenanstalt. Sein Herz wallte von Mitgefühl für diese unglücklichen Kinder. Aber er konnte kein Wort Neugriechisch und sie verstanden noch kein Deutsch. Da hielt er ihnen eine Predigt eigener Art. Er stellte auf einen Tisch einen Stuhl, auf den Stuhl einen großen Schemel, und auf diesen einen kleinen Schemel, und stieg dann zuerst auf den Tisch, von da auf den Stuhl, vom Stuhl auf den großen Schemel, und endlich unter Angst und Schrecken der für ihn zitternden Zuschauer auf den obersten Schemel, so daß er beinahe bis an die Decke reichte. Das ganze Gerüst sammt dem

Manne schwankte, und nach kurzer Frist mußte er den noch gefahrvollern Rückweg antreten.

Christoph Möhrlen gab in griechischer Sprache die Deutung dieser symbolischen Handlung. Die Knaben werden es verstanden und wohl nie vergessen haben, daß es eine Warnung war vor dem Hauptfehler ihrer Nation, dem Stolze, und eine Mahnung auf den rechten Grund Jesus Christus und auf keinen andern zu bauen. M. Bl. 1866, S. 8.

Spleiß hat keine Schriften hinterlassen, das discursive Denken, das systematische Lehren und Ausarbeiten war nicht seine Sache. Nachdem Antistes Hurter sein Amt niedergelegt und sich der römischen Kirche angeschlossen hatte, wurde Spleiß 1841 von der Geistlichkeit zum Antistes erwählt. Zeller sprach ihm seine Wünsche in einem Gedichte aus. Ohne Zweifel war Spleiß, was die Macht und Tiefe des geistigen Lebens betrifft, der würdigste für diese Stelle. Aber die Gabe der Leitung und die Lust zu einer gleichförmigen pünktlichen Führung der Geschäfte fehlte ihm; so mochte es geschehen, daß er zu spät in die Sitzung kam, einen Krystall aus der Tasche zog und seiner Freude und Bewunderung über denselben Luft machte.

Wäre es nicht so gewesen, so hätte er nicht können ein so ganz eigenthümlich angelegtes und in seiner Eigenthümlichkeit so gesegnetes Werkzeug Gottes sein. Ganz anders war in dieser Hinsicht Zeller ausgestattet, ein Mann der größten Ordnung und Pünktlichkeit, voll Ruhe, Festigkeit, und mit beständig klarem Ueberblick bei der Leitung aller ihm anvertrauten Personen und Geschäfte; lehrhaftig, voll Ueberlegung, frei von Paradoxieen, klar in jedem Worte, das er sprach; höchst praktisch in den Dingen des irdischen und alltäglichen Lebens. Welche Verschiedenheit der Gaben und doch welche Einheit des Geistes zwischen diesen Männern: Zeller und Spleiß! In verschiedenem Glanze leuchteten diese beiden Edelsteine, doch war es die Klarheit des Einen HErrn, die sich in ihnen spiegelte. Preisen wir die göttliche Güte und Weisheit, die uns Beide geschenkt hat, von denen der Eine begabt war als Diakon, als Hirte und Lehrer, der Andere als ein Prophet des HErrn. —

Zeller hatte im Jahr 1829 eine gefährliche Anfeindung zu bestehen. Aus der Gemeinde vor dem Wald, in welcher Zeller früher den Religions-Unterricht ertheilt hatte, kam auf Ostern 1829 ein Lehrer Namens Zimmerlin zum Besuch nach Beuggen. Er hielt am Ostermontag eine Ansprache, worin er die Kinder ernstlich ermahnte den Heiland zu suchen,

und dies brachte auf mehrere Mädchen einen heilsamen Eindruck hervor. Die Gehülfin Verena Sandmann nahm sich derselben herzlich an; es war ihre Aufgabe mit den Mädchen auf ihrem Zimmer das Morgen- und Abendgebet zu halten. Eines dieser Kinder, Lisette O., welches schon früher an Kopfweh und Congestionen gelitten hatte, erkrankte an der Gehirnentzündung und starb unter der Behandlung des Hausarztes Dr. Wieland von Rheinfelden. Wie dieser in seinem ärztlichen Zeugniß bestätigt, fand sich bei der Section seröse Ausschwitzung in der Gehirnhöhle. Die bedauernswerthe Mutter dieses Kindes kam nach Beuggen und gab sich unverständiger Weise dem Wahne hin, ihr Kind sei „zu Tod gebetet" worden. Sie verbreitete diese und ähnliche Unwahrheiten, und nach einiger Zeit erschien in der Appenzeller Zeitung ein Artikel, worin Zeller als Mörder angeklagt wurde. Hiemit wurde der Bericht verbunden, es bestehe in Beuggen unter dem Namen „das stille Zimmer" eine Art geistiger Folterkammer, in welcher die Kinder durch Geistercitationen und Beschwörungen geängstigt würden. Zahlreiche Erkrankungen seien in Folge dessen eingetreten; in Wirklichkeit waren es Fälle von dem damals herrschenden katarrhalischen Fieber. Diese Beschuldigungen, die in anderen radicalen Blättern wiederholt wurden, waren keine Kleinigkeit. Das Comite berieth über eine Abwehr, und schon hatte Zeller eine scharfe Erwiederung entworfen, die er im Monatsblatt zu veröffentlichen gedachte. Der alte von Brunn sah diesen Aufsatz, und sagte zu Zeller das wahre Wort: „Du mußt deine Feder nicht in des Teufels Tinte tunken!" So unterblieb die Erwiederung, und als nun der Oberamtmann Eichrodt von Säckingen aus Anlaß jener Verleumdungen von Zeller Bericht forderte, hatte dieser die schönste Gelegenheit, der Behörde wahrheitsgetreue Auskunft über die Einrichtung und Führung der Anstalt, sowie über die vorgekommenen Krankheitsfälle zu geben. Das Oberamt fand diese Darlegung vollkommen befriedigend und übernahm, selbst eine officielle Erklärung zu Gunsten der Anstalt in die badische Landeszeitung einrücken zu lassen. Zugleich wurde vom Staatsministerium in Karlsruhe verfügt, daß Beuggen, wie alle andern Lehranstalten des Landes unter die Aufsicht des betreffenden Oberamtes und Dekanats zu stellen sei. Zeller hieß diese Anordnung willkommen, der zufolge von 1831 an jährlich eine öffentliche Prüfung in Gegenwart des Oberamtmanns von Säckingen und des Dekans von Lörrach gehalten wurde. Es knüpfte sich zwischen Zeller und diesen Herren das Verhältniß eines herzlichen Vertrauens, und der An-

stalt wurde die Anerkennung zu Theil, daß das Oberamt selbst einige von den Bettelkindern des Bezirks ihr zur Erziehung anvertraute.

Was jener bösartige Angriff des „Appenzeller“ Blattes zu bedeuten habe, und was er daraus lernen solle, dieß legte sich Zeller auf humoristische Weise aus. „Abe Zeller, abe Zeller!“ — herunter von deiner hohen Meinung von dir selbst und deinen Leistungen — dieß sei ihm damit zugerufen worden.

In seiner eigenen Familie hatte Zeller in diesem Jahr ein schweres Leiden. Eines seiner Kinder verfiel in eine räthselhafte und unheimliche Krankheit. In einem Kreislauf von 5 bis 6 Stunden wiederholten sich die Anfälle: Starrkrampf, Klopfen und Wälzen auf dem Bauch; Schreien; Entfliehen aus dem Bette und im Ringe Herumlaufen. Die ruhigen und lichten Zwischenräume wurden immer kürzer; es trat Stummheit ein, und man befürchtete Wahnsinn. Dabei hörte und sah das Kind. Wenn man etwas weltliches erzählte oder sang, so lachte es widerlich, wenn man etwas aus der Bibel las oder ein geistliches Lied sang, so wurde es aufgeregt, schrie, schlug und kratzte. Die Eltern, Geschwister und Hausgenossen trugen dieses entsetzliche Leiden 6 Wochen lang in der Stille und mit unablässigem Gebet um die göttliche Hülfe. Die Mutter blieb Tag und Nacht an dem Krankenbette; man harrete auf die Hülfe des HErrn wie das kananäische Weib, das Ihn für ihre Tochter anflehte. Und wie damals, so kam auch hier diese Hülfe in einem Augenblick. Es war am letzten Tage des Jahres 1830, während Zeller mit den Hausgenossen im alten Lehrsaal den Morgensegen hielt, da wich mit einem Mal die Krankheit und die feindliche Macht. Das Kind bekam die Sprache wieder und rief aus: „Mutter ich bin gesund!“ Der Vater wurde gerufen und sah was der HErr gethan hatte. Nach einer Viertelstunde kehrte er in den Lehrsaal zurück und sagte: Brüder und Kinder! danket mit mir dem HErrn, unser Kind ist gerettet. Er stimmte mit der ganzen Hausgemeinde das Lied an: Womit soll ich Dich wohl loben, mächtiger HErr Zebaoth.

Es war die Zeit, da zum ersten Mal in Deutschland die Cholera einbrach, und es ging ein panischer Schrecken vor ihr her. Hierüber sprach Zeller ein männliches und christliches Wort. Ein Freund hatte von ihm ein Universalmittel gegen die Cholerafurcht verlangt, weil alle Aerzte befehlen, daß man sich nur nicht fürchten solle, keiner aber ein Mittel angiebt, das diese Furcht vertreibt. Hierauf antwortete er in dem Rund-

schreiben an die auswärtigen Zöglinge und Kinder vom Januar 1832: „Die Cholerafurcht ist eigentlich nichts anderes als die Todesfurcht. Frage ich mein Herz, und die Stimme der Erfahrung, woher diese komme, so muß ich mit jenem alten Weisen antworten: „„Daß einer so verzagt ist, das machet seine eigene Bosheit, die ihn überzeuget und verdammet; und ein erschrocken Gewissen versiehet sich immer des Aergsten. Denn Furcht kommt daher, daß einer sich nicht trauet zu verantworten, noch keine Hülfe weiß. Wo aber wenig Trost ist, da machet dasselbige Verzagen bänger, denn die Plage selbst."" Weisheit Salomonis 17, 10—13. Die Todesfurcht ist eine Wirkung des tödtenden Giftes der Sünde, die noch in uns wohnet, und die uns wie ein Stachel ängstiget, erschreckt und verzagt macht, bis wir eine Hülfe dagegen nicht nur wissen, sondern auch haben. Denn durch die in uns wohnende Sünde haben die finsteren Kräfte der Hölle eine schreckende, niederschlagende und verwirrende Einwirkung auf unser Gemüth, ohne daß wir, bei unserem bösen Gewissen und bei dem Mangel eines erlösenden Bürgen, den wir entweder nicht wissen oder uns nicht anzunehmen getrauen, oder nicht annehmen wollen, dieser Stachelwirkungen los werden. Die Hauptursache unserer Beängstigung bleibt die Sünde, der Todesstachel. Giebt es nun ein Mittel gegen die Sünde und das böse Gewissen, so giebt es auch ein Mittel gegen die Todesfurcht. Gott sei Lob, es giebt ein solches. Es ist aber kein Mittel der falschberühmten Kunst; es ist überhaupt kein menschliches Kunstmittel, auch nicht künstliche Zerstreuung. Alle Weltweisheit, aller Zauber, aller Leichtsinn wird an den Schrecken des Todes zu Schanden, wie es dort in Aegypten bei den schauerlichen Plagen geschah. „„Denn die sich unterwanden, die Furcht und Schrecknis von den kranken Seelen zu treiben, wurden selbst krank, daß man ihrer Furcht spottete."" Weish. Sal. 17, 8. Das Mittel gegen die Todesfurcht ist eine Erfindung der ewigen Liebe Gottes, ein göttliches von Gott selbst verordnetes Mittel. Es ist ein von Gott für uns eröffneter Born wider alle Sünde und Unreinigkeit, wider den Tod und die Todesfurcht. Trinke daraus, kranker verzagter Bruder, und du wirst die Kraft dieses Heilmittels erfahren und genesen. Höre die göttliche Vorschrift: Blicke auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Sieh Ihn dort am Kreuze. Da machte der, welchen alle Engel Gottes anbeten, deine Schuld zu der Seinigen, deine Angst zu der Seinigen, deine Strafe zu der Seinigen, deinen Tod zu dem Seinigen. Da ist die Ursache deiner Todesfurcht, da ist deine Sünde

versöhnt, und die ewige Gerechtigkeit, vor der du schauderst, rechtsgültig und auf ewig befriedigt worden. Bist du noch nicht beruhigt, so thue was Er dir und mir ausdrücklich zuruft: „„Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken."" Kommet auch ihr, die ihr mit der Cholerafurcht, mit Todesangst beladen seid, mit Sünden aller Art, und könnet nicht ruhig werden, nicht ruhig sterben. Saget Ihm, wie es euch ist, allen euren Kummer; beichtet Ihm alles, entladet gegen Ihn euer beschwertes Gewissen. Thut es auf Sein Wort, und es wird euch leichter werden; ihr werdet eine Erquickung empfinden. Höret aber, Er sagt uns noch etwas: „„Nehmet auf euch Mein Joch und lernet von Mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen."" Hast du bei Ihm Erquickung gefunden, so wird es dir leichter werden, das schändliche Joch, das dir bisher der Weltverführer und Menschenverderber auferlegt hat, gegen Jesu sanftes Joch zu vertauschen. Ja du wirst es gerne aufnehmen, in Jesu Schule mit Lust gehen, und mit Freuden alle Tage von Ihm lernen, lernen leben und lernen sterben. Bei deinem neuen Meister wirst du die verlorene Ruhe für deine Seele finden, und dich freuen, wenn du nach deinem Verscheiden bei Ihm sein darfst alle Zeit. Ein besseres Universalmittel gegen die Cholerafurcht und alle übrige Todesfurcht weiß ich nicht." M. Bl. 1832, S. 1. 2.

Um jene Zeit bekam Zeller einen neuen und merkwürdigen Freund, einen christlichen Arzt aus Thüringen, der nach Basel übersiedelte, Dr. Ernst Joseph Gustav de Valenti.

Es war Spittler, der auch diesen merkwürdigen Mann 1829 nach Basel berief, als Mitarbeiter an den Unternehmungen zur Förderung des Reiches Gottes. De Valenti's Vater, den er früh verlor, war von italienischer Herkunft, und Lector der italienischen Sprache in Jena. Die Mutter war eine Deutsche, geborene von Göchhausen. In dem Knaben (geboren 1794) offenbarten sich jene außerordentlichen Talente, welche nicht selten bei Kindern von halb deutscher, halb französischer oder italienischer Abkunft hervortreten: eine bei uns Deutschen sonst nicht vorkommende Beweglichkeit des Geistes, Raschheit der Auffassung, Leichtigkeit der Production, feuriges Temperament, kühner Unternehmungsgeist. Ein solcher Charakter war de Valenti. Er studirte die Medicin nnd besaß alle Anlagen, um ein beliebter und gefeierter Arzt zu werden. Er war begeistert

für Poesie und Musik und für das deutsche Vaterland. Er machte als Freiwilliger in einem schlesischen Cavallerieregiment den Feldzug von 1813 und 1814 mit. Er wirkte als Arzt seit 1818 in Sulza, verheirathet mit Ernestine von Trebsdorf aus Gotha, einer zarten und geistreichen Dame. Im Rationalismus erzogen und von lauter Rationalisten umgeben, war er ein völliger Weltmensch; aber er litt dabei an einer unverstandenen Unruhe und Seelenangst. „Wie oft," so erzählt er 1822 in seinem „Feierabendbüchlein für alle, die sich nach der wahren Ruhe sehnen," „wie oft, wenn ich aus dem frohen Kreise meiner Jugendfreunde in mein Kämmerlein zurückkehrte, ist mir das ungeheure Nichts dieser Welt wie ein Alp auf das Herz gefallen, wie oft habe ich da im Gefühl meines Elends eingesehen, wie weit ich von Gott und der wahren Seelenruhe entfernt war! Manche Mitternacht ist da der Zeuge meiner Thränen gewesen. Aber ach, wie sollte ich ohne Christum zum Vater gelangen? Es ging auch mir wie allen Andern. Diese heilsamen Bewegungen dauerten gewöhnlich nur so lange, bis sich die Weltlust wieder eingefunden und sich die erschöpfte Kraft wieder erholt hatte. Gottes Wort war damals im Lande theuer. Ich ging in katholische, lutherische und reformirte Kirchen, suchte Gott und mit ihm den wahren Frieden, aber ich fand ihn nicht. Wie oft habe ich damals manches alte Mütterchen um ihren Aberglauben beneidet, das ich vor ihrem Heiligenbilde knieen und beten sah. Ach, seufzte ich, sie hat doch wenigstens ihren Götzen; du bist zwar ohne Götzen, aber auch ohne Gott in der Welt!" In solchem Zustand war de Valenti, als er einmal einem kranken Geistlichen bis gegen Mitternacht allerlei weltliche Lieder mit Begleitung der Guitarre vorsang. Da hörte er auf dem Weg nach Hause den Nachtwächter das alte Lied singen:

Seele, geh auf Golgatha,
Setz dich unter Jesu Kreuze,
Und bedenke, was dich da
Für ein Trieb zur Buße reize;
Willst du unempfindlich sein,
O, so bist du mehr als Stein.

Diese Worte waren es, die wie ein Schwert durch seine Seele drangen. Wundersame Führung Gottes, daß in einem Lande, wo auf den Kanzeln und an den Altären das Evangelium verstummt war, durch die Stimme des Nachtwächters das Wort von der Versöhnung an jenes nach Ruhe dürstende Herz gelangen mußte!

Es war damals eine Zeit wunderbarer Erweckungen, und auch an de Valenti offenbarte sich der Geist Gottes auf eine ganz außerordentliche Weise. Durch die beseligende Erkenntniß des Erlösers umgewandelt zu einem neuen Menschen, fing er alsbald an, Andern zu predigen. Er unternahm einen freiwilligen und reich gesegneten Religionsunterricht für die Schuljugend. Seine Worte zündeten. In jener, durch den Rationalismus geistig ausgedörrten Gegend erwachte ein Durst nach dem Evangelium. Schaaren strömten herbei zu de Valenti's Versammlungen, welche er des Sonntags während des Sommers unter freiem Himmel im Walde hielt. Er konnte es sich nicht versagen, selbst auf der Straße dem HErrn Loblieder zu singen und Choralmelodien auf der Violine zu spielen.

Bei einem solchen Auftreten konnte Verfolgung nicht ausbleiben. Zwar die gegen de Valenti ausgesandten Gensdarmen thaten ihm nichts; sie kehrten gerührt und ergriffen zurück. Aber der Generalsuperintendent Röhr und ein Staatsminister in Weimar ruhten nicht, bis de Valenti und andere Erweckte vor Gericht gestellt wurden. Sie legten ein freudiges Bekenntniß ab und man konnte sie nicht als Verbrecher verurtheilen. Doch wurde de Valenti für verrückt erklärt und längere Zeit in einer Zelle gefangen gehalten. In dieser Einsamkeit konnte er der Anfechtung nicht entgehen: „Bin ich vielleicht wirklich verrückt, da mich alle Welt dafür erklärt?“ Endlich sagte er zu sich selbst: „Gut, wenn ich ein Narr bin, so bin ich doch ein seliger Narr,“ und damit war Zweifel und Traurigkeit verschwunden. Im Gefängniß studirte er die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, und labte sich an der Einfalt, Klarheit und Kraft derselben. Dieses Studium in der ersten Jugendfrische seines neuen Lebens war offenbar von dem größten Einfluß auf seine ganze spätere Geistesrichtung. Er gewann dadurch jene Schärfe der Unterscheidung zwischen gesunder und ungesunder Lehre, die man als eine besondere Gabe bei ihm bemerken mußte. Aber es mag dieser Entwicklungsgang auch jene Schroffheit im Urtheilen befördert haben, durch die er sich in späteren Lebensjahren verfehlt hat.

Neben den Verfolgungen traf ihn ein anderes Leiden und zwar von schwererer Art. Seine Gattin wurde geisteskrank; es hieß, er habe sie durch gewaltsame Bekehrungsversuche verrückt gemacht. Sie lebte von ihm viele Jahre getrennt bis an ihren Tod 1842. Das Mitleid mit ihr verschärfte die Abneigung der Leute und die bösen Nachreden gegen

ihn, die in seinem Vaterlande Thüringen, auch nachdem er dasselbe verlassen hatte, fortdauerten. De Valenti gab 1823 seine Stelle in Sulza auf. Er ging nach Halle und nach Berlin, wo damals Schleiermacher in höchster Blüthe stand. De Valenti war einer der Wenigen, der Schleiermacher's Irrlehren und ihren schädlichen Einfluß auf das geistliche Amt und das christliche Leben durchschauten. Schon in einer der ersten Predigten Schleiermacher's, die er hörte, spürte er: hier ist ein fremder Geist.

Während seines Aufenthalts bei dem Grafen von der Recke, als Hausarzt der Düsselthaler Anstalten, entwarf er das gediegenste seiner Werke, die „Medicina clerica, oder Handbuch der klerikalen Medicin" (Leipzig I. II. 1831. 1832.) — eine Schrift, die in der neueren Literatur als einzig in ihrer Art dasteht.

Während er in Basel an Spittler's Seite sich den christlichen Unternehmungen widmete, verfaßte er das „Wanderbüchlein für Alle, die sich nach der Heimath sehnen." (2. Ausgabe. Basel 1843), eine Nachahmung von Bunyans Pilgrim's progress und von Stillings „Heimweh." Er suchte darin mannigfaltige christliche Erfahrungen niederzulegen und Rathschläge zu ertheilen. Aber an Originalität erreichte er seine Vorgänger nicht.

In Beuggen war de Valenti stets willkommen, und er stand mit Zeller in Geisteseinheit. Während er die Schwächen und Irrthümer der Frommen mündlich und schriftlich bekämpfte, schonte er Zeller und konnte diesem seine Anerkennung nicht versagen.

In der Nähe von Beuggen, oberhalb Riedmatt, ist eine liebliche Stelle im Walde, welche de Valenti den Naturtempel nannte. Dorthin führte er öfters Zeller's Kinder, erzählte ihnen und sang mit ihnen geistliche Lieder.

Spittler und Zeller hatten den Gedanken, daß junge christliche Handwerker schriftmäßig unterrichtet und in der heilsamen Lehre gegründet werden sollten, um nachher, während sie auf ihrem Handwerk fortarbeiten, ihr Licht leuchten zu lassen, und wo sich Gelegenheit bietet, auch Versammlungen zu halten, ohne Eingriff in das Pfarramt. Diesen Gedanken suchte Pfarrer Haag in Feuerbach, ein gewaltiger Verkündiger des Wortes Gottes, auszuführen; aber die badische Regierung unterdrückte seine Anstalt. Da übernahm de Valenti die Sache und eröffnete in diesem Sinne seine „Evangelistenschule" in Riehen 1835. Im folgen-

den Jahre verlegte er die Anstalt nach Bern, wohin ihn die dortige evangelische Gesellschaft einlud. Das Unternehmen gestaltete sich zu einem Schullehrer-Seminar. Der Unterricht war gründlich und auch einige Studirende der Theologie von der Universität Bern fanden, indem sie in de Valenti's Vorträgen hospitirten, reiche Förderung und gewannen eine gediegene Grundlage für ihre Studien und ihr Amt. Es herrschte ein freudiger Geist, ein Geist der Ordnung, des Fleißes und der Bruderliebe im Hause „zur Hoffnung auf der Enge bei Bern." De Valenti stand mit Bunsen (der damals preußischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft war) und mit den Professoren Schneckenburger und Hundeshagen in freundschaftlichem Verkehr. Gleichzeitig hatte de Valenti im Verein mit Dr. Niehans eine Anstalt für Gemüths- und Nervenkranke. Beide Unternehmungen wurden von Baron Sulzer-Wart unterstützt.

In diesem Jahrzehnt 1836—1846 arbeitete de Valenti einige bedeutende Schriften aus: das Abbarufen der Kinder Gottes — die Bergpredigt — die Parabeln Christi — die Glaubenslehre. Es war die Blüthezeit seines Wirkens. Aber um das Jahr 1846 ließ sich ein anhebender Verfall spüren. Mehr und mehr hatte de Valenti an innerer Unruhe zu leiden, die endlich an Geistesstörung gränzte. Es war unheimlich um ihn her. Er hatte die Zuversicht seines Gnadenstandes verloren, er fühlte sich von Gott verlassen und brach innerlich zusammen.

Diese tiefe Demüthigung, dieses schwere Leiden eines so reich begabten Mannes Gottes konnte man nicht ohne Wehmuth und heilige Furcht wahrnehmen. Uns sind die Ursachen der Züchtigungen Gottes meist verborgen. Wir haben kein Urtheil darüber, was alles hier zu Grunde liegen mochte. Doch darf man eines erwähnen, was de Valenti selbst fühlte. Er hatte durch Selbsterhebung und durch Verletzung der Liebe gefehlt.

Das feurige Temprament, die ungewöhnliche Menschenkenntniß, das Gefühl der Ueberlegenheit und der Eifer für die reine Lehre wirkten zusammen und bereiteten ihm eine geistige Versuchung. Er ließ sich zur Härte in der Beurtheilung der Brüder, ihrer Absichten und Leistungen verleiten. Er erhob sich über die Mitknechte und setzte sich auf einen Richterstuhl, der ihm nicht von Gott angewiesen war. Zwar hatte er Recht, wenn er Warnungen und Rügen im Hinblick auf den Hegel'schen und Schleiermacher'schen Sauerteig, welcher die moderne protestantische

Theologie durchdringt, aussprach, und wenn er auf die Schwächen und Gefahren, denen die Gläubigen ausgesetzt sind, hinwies. Aber die Art, wie er es that, der Geist, in dem er urtheilte, und die Stellung, die er sich anmaßte, war nicht richtig.

In der kleinen Zeitschrift: „Licht und Recht," die schon durch ihren Titel die Ueberhebung anzeigt, in die er gerathen war, forderte er die verschiedenen Vereine und einzelnen Diener des HErrn, welche sich christlicher Thätigkeit widmeten, der Reihe nach vor seinen Richterstuhl, und theilte die schärfsten Verweise aus. Diese Verirrung konnte nicht ohne traurige Rückwirkung auf sein Inneres bleiben. Denn wer hart gegen die Brüder ist, muß erfahren, daß Gott hart gegen ihn ist. Denn der HErr sagt nicht umsonst: „Mit welchem Maaß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden."

De Valenti war sich seiner traurigen Lage bewußt. Er bat mündlich und schriftlich Mehrere, gegen die er zu weit gegangen war, um Verzeihung. Dabei aber erlaubte ihm sein Gewissen nicht, das zu widerrufen, was er über den unheilvollen Einfluß der Schleiermacher'schen und Hegel'schen Lehren gesagt hatte. Er that recht, bei seinem Zeugniß gegen die falsche Theologie zu beharren, während er es bereute, daß er seine Mitknechte so geschlagen hatte.

Geraume Zeit konnte der Leidende nicht an die Vergebung Gottes und nicht an die Vergebung der Menschen glauben. Zeller suchte in brüderlicher Liebe ihn auf, bemühte sich ihn zu trösten, legte ihm die Bibel vor und fragte: „Glaubst du noch an das Wort Gottes?" „Ja," sagte de Valenti, „sofern es mich verdammt." Lange Jahre legte er sich Schweigen auf und lebte in Verborgenheit in Klein-Basel (seit 1851) mit seiner zweiten Gattin Jukunde, geborene von Brunn, die in Treue und Heldenmuth während seiner langen Leiden bei ihm aushielt. Endlich ließ ihm der HErr Sein Licht wiederum leuchten. Er blieb in einem Stillleben der Betrachtung und des Gebetes. Er war mit den Brüdern versöhnt, und demüthig sagte er: „Ich verstehe meine eigenen Schriften nicht mehr." Er entschlief friedlich im 77. Jahr, am 8. Februar 1871. In den Basler Sammlungen, deren Mitarbeiter er in früheren Jahren gewesen, ist eine kleine Biographie de Valenti's von Herrn Pfarrer Arnstein enthalten.

Die Juli-Revolution des Jahres 1830 hatte in Paris das seit

1815 wiederhergestellte Bourbonische Königthum gestürzt. Louis Philipp, der Bürgerkönig, hatte den neuen mit demokratischen Institutionen umgebenen Thron bestiegen. Von dem Erdbeben erzitterten auch die Nachbarstaaten. Mit den berechtigten Wünschen der Völker erhoben sich zugleich die Forderungen eines respectlosen und gesetzlosen Radikalismus. Die meisten Regierungen verloren den Muth und das Vertrauen auf die Sache, die sie zu vertreten hatten. Insbesondere wurde die Schweiz erschüttert. Bei der Neugestaltung Europas im Jahre 1815 war die alte Eidgenossenschaft und in den meisten Cantonen das Uebergewicht der Städte und der alten vornehmen Geschlechter, wenn auch in ermäßigter Weise, neu aufgerichtet worden. Man kann nicht sagen, daß die alte conservative und aristokratische Partei in diesen 15 Jahren keinen Fehler gemacht und ihr Haushalteramt tadellos verwaltet hätte. In Luzern mißbrauchten die herrschenden Familien ihre Gewalt. Müßige Pflastertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten auf Kosten des fleißigen Volkes. Die Patricier von Bern und von Zürich besaßen noch Würde und staatsmännisches Geschick, doch geschah in Bern, so lang alle hohen Stellen allein mit den Söhnen der regierenden Familien besetzt wurden, viel zu wenig, um der Armuth und Unwissenheit des Volkes abzuhelfen. Die Landschaft von Basel hatte wohl am wenigsten Grund sich zu beklagen. Die Basler Regierung glich mehr einem schwachen Vater, als einem Tyrannen. Die Rechtspflege wenigstens war in ganz guter Ordnung. Ueberhaupt wäre in der Schweiz nicht eine völlige Umgestaltung, sondern eine weise Vertretung der verschiedenen Interessen zu wünschen gewesen. Aber der schroffe Gegensatz der Parteien duldete keine sanften Uebergänge.

Als die Neuerer ihren Sturmlauf unternahmen, fiel die Aristokratie in den großen Cantonen Zürich und Bern nach kurzem Widerstand. In den kleineren war sie ohnehin unmächtig. Die Urcantone blieben conservativ; unter den protestantischen zeigte die Stadt Basel die meiste Entschlossenheit zur Behauptung ihrer alten Rechte. Es dauerte nicht lange, so spürte man die Erschütterung auch in Beuggen. Im Januar 1831 wurde in Liestal, dem Hauptort der Landschaft, von den Radicalen eine provisorische Regierung errichtet. Pfarrer Jacob von Brunn von Bubendorf wurde verhaftet, und schon damals kamen Flüchtlinge, die vor den Radicalen entwichen, nach Beuggen.

Durch ein entschlossenes Vorgehen der Basler unter Oberst Wieland

wurde die Erhebung in Liestal bereits am 15. Januar niedergeschlagen. Der große Rath entwarf eine neue Verfassung, in welcher der Landschaft bedeutende Zugeständnisse gemacht wurden, und diese wurde bei der Volksabstimmung am 28. Februar 1831 in der Stadt fast einstimmig, auf dem Lande mit großer Mehrheit angenommen, und sogar durch einen Beschluß der Tagsatzung garantirt. Hiemit hätte fürwahr die Bewegungspartei zufrieden sein können und sollen. Aber die Radicalen ruhten nicht; sie wollten das allgemeine Stimmrecht, Wahlen und Beschlüsse nach der Kopfzahl, ohne alle Rücksicht auf Unterschiede des Standes, des Besitzes und der Bildung; sie verlangten unbedingte Amnestie für die Unruhestifter. So begannen die Kämpfe, welche nach zwei Jahren mit der völligen Trennung der Landschaft von der Stadt endigten. Andreas Heusler, Professor der Rechte und lange Zeit Mitglied der Regierung von Basel, hat mit der Kunst eines Historikers und der Einsicht eines Staatsmannes diese Kämpfe beschrieben: „Die Trennung des Kanton's Basel." (I. Zürich 1839. II. 1842.) Wiewohl es nur ein kleines Gebiet war, auf welchem die Gegensätze ausgefochten wurden, ist doch die Geschichte höchst lehrreich und interessant.

Die Lage wurde dadurch so schwierig und verwickelt, daß elf von den Gemeinden der Landschaft den Radicalen abhold und der rechtmäßigen Autorität treu und ergeben waren, und zwar gerade die Gemeinden der oberen Thäler, welche von der Stadt Basel durch das dazwischen liegende von den Radicalen beherrschte Gebiet örtlich getrennt waren. Ungefähr eben so viel Gemeinden waren schwankend, in ihrer Stimmung getheilt, und von den Radicalen terrorisirt. Eine Hauptstütze der Ordnungspartei bildeten die reformirten Pfarrer der Landschaft. Diese waren fast alle Bürger der Stadt, und manche gehörten wohlhabenden und hochgestellten Familien an. Sie waren fast ohne Ausnahme streng gläubige Männer und der Herrnhutischen Richtung zugeneigt. Auf diese Pfarrer warf sich natürlicher Weise der ganze Haß der Radicalen. Nun hatten die städtischen Obrigkeiten die schwierige und peinliche Aufgabe, die Beamten und Pfarrer und insbesondere jene elf treuen Gemeinden gegen die Gewaltthätigkeit der Widersacher zu schützen. Dazu war militärische Machtentfaltung nothwendig. Der Weg durch das badische Gebiet zu dem oberen Theil des Cantons war verschlossen. Unter diesen Umständen wagte Oberst Wieland, am 21. August 1831, einen zweiten Zug nach Liestal, nahm den Ort in Besitz, zog sich aber räthselhafter Weise sogleich wieder

zurück, so daß hiemit kein Erfolg erzielt, aber die Leidenschaft aufs höchste entflammt und die Stadt Basel von den Radicalen der ganzen Schweiz als Mördergrube verschrieen wurde. Die Tagsatzung schritt ein; sie sandte Repräsentanten oder Civilcommissäre und eidgenössische Truppen in die Landschaft. Sie begnügte sich mit halben Maßregeln. Sie wollte vermitteln, und zwar mit unverkennbarer Sympathie für die Radicalen, deren Verlangen nach Trennung und Bildung eines selbstständigen Cantons immer mehr Gehör fand.

Die conservative Ortschaft Gelterkinden wurde von den Radicalen im April 1832 beschossen. Diese Herausforderung war so schwer, daß die Regierung von Basel sich nicht enthalten konnte Truppen durch das badische Gebiet hinzuschicken, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Endlich beschloß die Tagsatzung am 14. September 1832 die Trennung. Der Kampf nahm solche Dimensionen an, daß die Einheit der Schweiz gefährdet wurde, indem die radicalen Cantone das Siebener Concordat, die conservativen den Sarner Bund schlossen. Basel protestirte gegen den Beschluß der Tagsatzung, und die Cantone der Sarner Conferenz weigerten sich, die Tagsatzung zu beschicken, in welcher ein Vertreter der Landschaft Basel Aufnahme gefunden hatte.

In Schwyz bestanden ähnliche Verhältnisse, indem der äußere Theil des Cantons sich gegen den innern aufgelehnt hatte. So war denn jene Spaltung, welche 1845 und 46 den Bürgerkrieg in der Schweiz herbeiführte, damals schon vorhanden.

Unter diesen Verhältnissen wurde die Spannung im Canton Basel immer gefährlicher. Die Gemeinde Diepflingen, welche sich der radicalen Regierung nicht unterwerfen wollte, wurde von den Gegnern überfallen. Die Feuerzeichen, welche auf den Bergen angezündet wurden, meldeten den geschehenen Friedensbruch am 2. August 1833. Da hielten es die Obrigkeiten der Stadt für ihre höchste Pflicht einen entscheidenden Schlag zu führen. Das Gleiche hatte ein paar Tage vorher die Regierung von Schwyz gethan, indem sie durch den Oberst Abyberg Küßnacht besetzen ließ. So rückten denn die Baseler Truppen unter Oberstlieutenant Burkhardt in die Landschaft ein und drangen bis Prattelen vor. Aber die Streitkräfte waren viel zu gering, um ein im Aufstand befindliches Land, dessen Bevölkerung bewaffnet und im höchsten Grade erregt war, überdies zum großen Theil aus Scharfschützen bestand, zu bewältigen. Nach herben Verlusten, von ihrer Reserve nicht unterstützt und in Gefahr abgeschnitten

zu werden, zogen sich die Basler zurück; 4 Offiziere und 58 Mann der kleinen Truppe waren gefallen; die liegen gebliebenen Verwundeten wurden ermordet. Diese Rückkehr nach Basel war schrecklich; es waren meistens Basler Bürger und Söhne aus angesehenen Familien, die umkamen oder verwundet waren. Bei großen Schlachten mäht der Tod die Schaaren dahin, und niemand weiß, wer die Verderben bringenden Geschosse abgefeuert hat. Bei diesen kleinen Kämpfen wußte man in vielen Fällen mit Namen zu sagen, wer diesen oder jenen erschossen hatte.

Das gleichzeitige Vorgehen von Schwyz und Basel machte den Eindruck eines gemeinsamen verabredeten Reaktionsplans, und rief einen ungeheuern Sturm des Unwillens hervor. Die Tagsatzung ließ eidgenössische Truppen in Schwyz und in die Stadt Basel einrücken. Basel gab seinen Widerstand auf, die Landschaft wurde mit Einschluß der treuen Gemeinden von der Stadt endgültig getrennt und das Staatsgut getheilt.

Während dieser Unruhen waren die Geistlichen der Landschaft in einer gefährlichen Lage. Sobald einmal Blut geflossen und die Unthat ungestraft geblieben ist, werden die wildesten Leidenschaften rege, während der Schutz der Obrigkeit verschwindet. Der hervorragendste unter den Pfarrern war der Dekan Linder von Zyfen. Durch sein unerschrockenes Auftreten hatte er die Aufständischen des Reigoldswyler Thales zur Niederlegung der Waffen bewogen, und dieses Thal der Regierung erhalten. Auf ihn warf sich vor allem der Grimm der Radicalen. Der erste, der aus seiner Pfarrei vertrieben wurde, war Pfarrer Hoch von Buus und Maisprach. Von der provisorischen Regierung bekamen die Pfarrer den Befehl, durch ein kirchliches Dankfest die für die Radicalen siegreichen Gefechte zu verherrlichen. Sie führten den Befehl nicht aus. An Drohungen gegen die „schwarzen Vögel“ und an Mißhandlungen fehlte es nicht. Mit dem 21. Sept. 1832 begannen die Entlassungen. In mehrere der erledigten Stellen wurden unwürdige Nachfolger eingeschoben. Endlich im August 1833 erfolgte die schließliche Vertreibung der noch vorhandenen Beamten und Geistlichen; der letzteren waren achtundzwanzig.

Als im nächstfolgenden Sommer das Beuggener Jahresfest wiederkehrte, sprach Zeller im Rückblick auf jene Ereignisse Folgendes: „Ruhig, heiter und froh feierten wir vor einem Jahre in diesem Garten den Schluß der gesegneten Tage, an denen wir in Gemeinschaft mit so vielen lieben Mitchristen zusammenkamen, um dem HErrn zu danken um seine

Güte und um seine Wunder, die Er an den Menschen-Kindern thut, durch die mündliche und schriftliche Ausbreitung seines Wortes unter allen Völkern, durch die Erweckung und Bekehrung so vieler Seelen unter Christen und Juden, Türken und Heiden, durch die liebreiche Einladung und Einführung so vieler armen und verwahrloseten Seelen an die gedeckten Tische seines Hauses. Da kam der dritte August sammt seinem Gefolge über Basel und die ihm treu gebliebenen Landgemeinden, plötzlich und unerwartet, wie so Vieles, das jetzt geschieht. In dieser verhängnißvollen Zeit hatten wir die Gnade, nicht wenigen geflüchteten Bekannten und Unbekannten unser Herz und Haus zu öffnen, und mit geringen Dienstleistungen unsern Dank zu bezeugen für so viele Gutthaten, die aus Stadt und Landschaft Basel uns und unsern Kindern zugeflossen sind, und einem der vertriebenen Prediger, einem vieljährigen Freunde dieses Hauses, mit seiner ganzen Familie nicht nur Zuflucht, sondern auch eine Stätte zu bereiten, da er wohnen konnte, und seitdem einen lieblichen Wirkungskreis gefunden hat. So ist kein Mensch so arm, so gering, daß er nicht auch wieder, besonders in Tagen der Noth, helfen, dienen, und sich thätig dankbar erzeigen könnte, selbst gegen Menschen, da es nie den Anschein hatte, daß er ihnen je würde Gutes thun können." M. Bl. 1834, S. 59.

Es war Pfarrer Hoch, der zuerst nach Beuggen kam. Er gründete daselbst in einem Hause neben der Post eine Erziehungsanstalt für Knaben, welche Zeller empfahl. M. Bl. 1834, S. 23. Nach ihm kam Pfarrer Jacob von Brunn, des Nicolaus Sohn, mit Familie um Zuflucht in Beuggen zu suchen. Ebendamals wurde daselbst von Spittler eine Taubstummenanstalt errichtet, an welcher von Brunn mitwirkte. Fünf Jahre hindurch blieben diese beiden Geistlichen treue und innig verbundene Nachbarn für Zeller. Beide halfen ihm aus mit Predigten und Katechesen; Pfarrer Hoch fungirte als Seelsorger der Anstalt; bis im Jahre 1838 sowohl die Erziehungs- als die Taubstummenanstalt nach Riehen verlegt wurde.

Was Zeller in jenen Tagen, da der gesetzlose und widerchristliche Geist sich so gewaltig regte, für sein Volk empfand, wie er die Gesammtschuld fühlte und die Noth aller auf dem Herzen trug, das hat er in den Jahresberichten ausgesprochen und besonders in jenem Gebet, womit er seine Ansprache am 1. Juli 1836 schloß: „Am Schlusse dieser festlichen

Tage, in dieser feierlichen Stunde treten wir, HErr! vor Dich hin, gedrückt von dem Gefühle eigener Schuld, und der Schuld unseres Volkes, einer großen, gehäuften Schuld und mancherlei Elendes, aber auch mit dem Glauben an Deine heilige, hülfreiche Nähe, und im Glauben an Dein großes Herz, das da will, daß Allen, Allen, auch uns und unsern Kindern, geholfen werden soll. HErr, du hast durch Deine Gerechtigkeit als ein wahrer Mensch in den Tagen deines Fleisches die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gebracht, und ihnen eine Gnade erworben, die alle Sünden und alles Elend der Sünde übersteigt! HErr, laß aus diesem überschwänglichen Schatze neues Heil, neues Leben, neuen Segen auf alle Menschen, auf unser Volk, auch auf uns und unsere Kinder fließen! Heile die blutenden Wunden, daran die Völker sich jetzt zu verbluten in Gefahr stehen, und laß den Balsam deiner heilsamen Gnade darein traufen! Steure dem furchtbaren Verderben, und schilt den Geist der Verführung durch den Geist Deines Mundes! Lösche das Feuer des Hasses, womit die Völker entflammt sind, und zünde allenthalben das Feuer Deiner Liebe an! Zünde es auch in unsern Herzen aufs Neue an, und wehre dadurch der gefährlichen Erschlaffung und Lauigkeit, welche überhand nehmen will. Laß Deine Gerichte, womit Du das Erdreich der Völker in unsern Tagen in tiefen Furchen bepflügest, dazu gesegnet sein, daß die tödtliche und unfruchtbare Sicherheit erschüttert, und der Boden unserer Herzen für die Samenkörner Deines Reiches wieder empfänglicher werde. Lege auch einen reichen Segen auf die Samenkörner, welche in diesen Tagen ausgestreut worden sind, und laß sie dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht bringen. O wie groß ist das Feld Deiner Saat und Deiner Ernte! Darum sende immer mehr Arbeiter in Deine Ernte! Und ob Berge weichen und Hügel hinfallen: so laß nur Deine Gnade nicht von uns weichen, und Deinen ewigen Friedensbund nicht hinfallen! Nimm uns Alle darin auf, und bestätige den Bund Deiner Gnade über uns Alle, HErr, unser Erbarmer! Amen!" M. Bl. 1836, S. 69.

Die nächsten Jahre flossen für Zeller ruhig dahin; nur die Aufregung im Canton Zürich, wo David Friedrich Strauß als Professor der Theologie berufen und in Folge dessen die Regierung durch den Putsch vom 6. September 1839 gestürzt wurde, ließ auch unsern Zeller nicht unberührt. Um jene Zeit, ehe die radicale Regierung von ihrem wohlverdienten Schicksal erreicht wurde, beklagte sich ein Zürcherischer Freund bei Zeller bitterlich über die schädlichen Menschen, welche dort die hohen

Stellen inne hatten und ihre Macht zum Schaden der christlichen Kirche und der Jugenderziehung ausbeuteten. Zeller, der die Lage im rechten Licht betrachtete, erwiederte ihm:

„Ihr schreibet, daß noch immer die Aufregung sehr groß bei Euch sei, und dasselbe berichten ja auch alle Zeitungen. Aber ist sie auch rechter Art? Das ist eine wichtige Frage; ich bitte Euch, sie scharf und gründlich zu beantworten, und Euch fern zu halten, nicht nur von ungesetzlichen Schritten, sondern auch von aller falschen Aufregung. Ich halte alle Aufregung für falsch, nicht nur die sich hinreißen läßt zu ungesetzlichen Schritten, sondern auch die nur auf Einer Seite den Fehler sieht und bekennt, und nicht getrieben ist von dem Geiste der Mäßigung, der Demuth, der Liebe und des entschiedensten Festhaltens an dem HErrn und seinem Worte."

„Ich frage Euch: Wäre es wohl möglich gewesen, daß solche Wahlen bei Euch hätten geschehen können, worüber sich alle evangelische Christen in der Nähe und Ferne schämen und betrüben, wenn der Fehler nur auf Einer Seite läge? Wenn nicht auch auf Seiten des Volkes, das jetzt so aufgeregt ist, große, schwere Versündigungen vorausgegangen wären? Waren denn nicht Zeichen genug vorhanden von einer fast allgemeinen Gleichgültigkeit und Erschlaffung in Hinsicht auf das Wort Gottes? War nicht der Sinn des Volkes fast nur auf das Zeitliche gerichtet? Konnte man früher nicht von sehr Vielen aus Euerm Volke sagen, was Paulus an die Korinther schreibet: Ihr vertraget gerne die Narren, dieweil ihr klug seid. Ihr vertraget, so euch Jemand zu Knechten macht, so euch Jemand schindet, so euch Jemand nimmt, so euch Jemand in das Angesicht streichet. Denn so, der da zu euch kommt, einen andern Jesum predigte, den wir nicht gepredigt haben, oder ihr einen andern Geist empfinget, den ihr nicht empfangen habt, oder ein anderes Evangelium, das ihr nicht angenommen habt: so vertrüget ihr es billig. 2. Kor. 11, 19. 20. 4."

„Ist diese grundfalsche Vertragsamkeit nicht schon lange her zu datiren? Wird erst seit einigen Monaten ein anderer Jesus gepredigt? Ist erst in neuester Zeit ein anderes Evangelium aufgekommen? Ist der Geist von Uster nicht ein anderer Geist gewesen, als der Pfingstgeist, und doch vom Volk ganz leicht empfangen worden? Und wer hat denn die Männer gewählt, über die das Volk jetzt so unwillig ist? Hat nicht das Volk sie gewählt? Soll ein christliches Volk nicht christliche Männer zu seinen

Oberen erwählen? Sind leichtsinnige, gewissenlose Wahlen keine Sünden? — O die Wahlsünden unseres Volkes, wie viele Züchtigungen und Gerichte Gottes haben sie schon herbeigeführt! Wie kann daher das aufgeregte Volk jetzt thun, als ob es an Allem unschuldig wäre, als ob es keine Sünden zu bekennen und abzubitten hätte? Ein einziges aufrichtiges, öffentliches Sündenbekenntniß von Seiten des Volkes, eine einzige vereinigte, gemeinschaftliche Anrufung Jesu Christi, des Oberhauptes seiner Kirche, würde eine größere, durchgreifendere und gesegnetere Wirkung thun, als alles Toben, Schreien und Schimpfen ganze Wochen und Monate hindurch nicht haben kann. Darum ist alle falsche Aufregung, gleichwie sie nicht aus dem rechten Geiste kommt, auch nicht von rechter, nachhaltiger Kraft, sondern mit einem Strohfeuer zu vergleichen, das bald niedergebrannt ist, und erlischt."

„Ist es aber, wie wir hoffen, Euerm Volke ein wahrer und heiliger Ernst, sich und seinen Kindern die theuern Güter für Kirche und Schule, die vor 300 Jahren unsern Vätern so viele Thränen, Arbeiten, Nachtwachen, Opfer und Blut gekostet haben, mit entschiedener Entschlossenheit zu bewahren: so wird dieser Ernst nach 3 Jahren noch eben so entschieden und kräftig anhalten, als jetzt, und die Reformation wird dann ein schöneres Denkmal haben, als das steinerne auf dem Schlachtfelde bei Kappel." M. Bl. 1839, S. 31. 32.

Von dem weiteren Kreise des öffentlichen Lebens muß sich nun die Erzählung wieder in die bescheidenen Räume der Familie und der Anstalt zurückziehen. Wir lassen eine kleine Chronik der häuslichen Erlebnisse von 1833 bis 1840 folgen.

Die beiden ältesten Töchter Zeller's, Helene und Maria, verweilten von 1828—1831 zu ihrer Ausbildung in Locle, Canton Neuchatel, bei der Jungfrau Calame. Nach ihrer Rückkehr hatte Zeller die Freude, daß drei seiner Töchter in den Hausgeschäften, sowie durch Lehren und Aufsichtführen die Mutter treulich unterstützten und sich in der Arbeit der Liebe an den armen Kindern übten.

Am 9. April 1834 wurde der jüngste Sohn Samuel geboren.

Bald darauf durfte Zeller eine seiner Töchter vermählt sehen, und zwar mit einem Diener Gottes, mit dem ihn die innigste Hochachtung und Geistesgemeinschaft verband, Samuel Gobat. Seine Jugendgeschichte, auf

die wir hier zurückblicken, ist in den Bibelblättern der Basler Bibelgesellschaft 1869 Nr. 1 erzählt.

In einem Seitenthal des bernischen Jura, nicht weit von Moutier, liegt das Dörfchen Cremine. Dort wurde in einer ländlichen Hütte Samuel Gobat den 26. Januar 1799 geboren. Die Gegend gehörte damals zur französischen Republik. Gobat's Eltern waren in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, verloren aber in Folge der Revolution bald nach ihrer Verheirathung den größten Theil ihres Vermögens, und brachten ihr Leben an jenem abgelegenen und unfruchtbaren Orte in Armuth und harter Arbeit zu, so daß sie für die Erziehung ihrer Kinder nur wenig thun konnten. Aber ein köstliches Gut war in der Familie vorhanden: die alte, einfache, reformirte Frömmigkeit, das häusliche Gebet und die Liebe zum Worte Gottes. Unter der Obhut solcher Eltern entfaltete sich in dem kleinen Samuel die Taufgnade. Er war ein gottseliges Kind und bereits in seinem siebenten Jahr mit der Bibel vertraut. Aber schon im Knabenalter war er feindlichen Einflüssen ausgesetzt. Der Geist, der in der Luft herrscht und sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, brachte ihm Zweifel am Wort Gottes und an allen göttlichen Wahrheiten bei. Weltliche Kameraden verleiteten ihn zur Sonntagsentheiligung, zur Arbeitsscheu, zum Kartenspiel und Tanz. Vom elften bis in's zwanzigste Jahr lebte er in Weltsinn und Unglauben dahin. Doch suchte er seinen Eltern seinen Herzenszustand zu verbergen, um sie nicht zu sehr zu betrüben. Dabei ließ ihn Gott nicht ganz aus Seiner Hand; der Jüngling fühlte noch edle Regungen und hohe Achtung vor den wahrhaft Frommen. Ein Mann Gottes, der die Familie besuchte, der Prediger August Bost, hinterließ durch seine herzliche Theilnahme und durch stille Thränen einen tiefen Eindruck in Samuels Herz. (Juli 1818). Endlich am Abend eines Sonntags, den er entweiht hatte (20. Oktober 1818), überfiel den Jüngling ein überwältigendes Gefühl der Gegenwart Gottes. Er empfand den ganzen Unwillen des Allmächtigen und flüchtete sich in seine Kammer. Er fiel auf seine Kniee, bekannte seine Sünden und betete um Rettung seiner Seele. „Da," so bezeugt er, „ward es Licht in mir, und ich konnte glauben, daß Jesus mein Gott und mein Heiland sei, und daß Er auch mich mit seinem Blut gewaschen und zu seinem ewigen Eigenthum gemacht habe." Auch die Eltern, die bis dahin dem HErrn mehr in gesetzlicher und ängstlicher Weise gedient hatten, und die Geschwister wurden bald darauf zur lebendigen Erkenntniß des Heils und in das

Reich Gottes, welches Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist ist, eingeführt. Es waren die gesegneten Jahre, da man auch in Schaffhausen, in Zofingen und an manchen Orten den Lebensodem des Geistes Christi mächtig spürte.

Samuel hatte den stillen Wunsch Missionar zu werden; er stellte die Sache dem HErrn anheim und betete um Seine Leitung. Die Antwort kam; er empfing ohne sein Zuthun die Aufforderung, in das Missionshaus zu Basel einzutreten. (Frühling 1821). Er hatte als Knabe nur die dürftige Dorfschule, die bloß vier Monate lang des Jahres gehalten wurde, besucht, und später war für seine Ausbildung gar nichts geschehen. Aber die Liebe zum HErrn, die schönen natürlichen Anlagen, und die ungeschwächte Kraft, die er mitbrachte, dienten seinen Studien zur Förderung. Im Herbst 1823 sandte man ihn nach Paris, wo er den Unterricht des ehrwürdigen Sylvester de Sacy, des trefflichsten Lehrers der arabischen Sprache genoß. Im Jahre 1825 ging er in das Missionshaus nach Islington über, und von dort wurde er durch die kirchliche Missionsgesellschaft nach Abyssinien gesandt. Was er daselbst erlebt und was der HErr durch ihn gewirkt hat, ist in seinem Journal of a three years residence in Abyssinia (London 1834) erzählt.

Gobat war aus Abyssinien zurückgekehrt, verweilte zu seiner Erholung in Basel, und verlobte sich mit Zeller's zweiter Tochter, Maria. Als am 6. Juni 1834 die Vermählung in Beuggen gefeiert wurde, da wußten die Glücklichen nicht, welche Leiden ihrer im Morgenlande, wohin Gobat zum zweitenmal gesandt wurde, warteten. Im März 1835 kamen sie in Abyssinien an. Das Monatsblatt enthält eine Reihe von Briefen, die von jener Reise aus in die Heimath gelangten. Gobat litt an einer schweren, unerklärlichen Krankheit; achtzehn Monate lang mußte seine Gattin ihn unter unsäglichen Beschwerden, und während sie selbst mehrmals von der Cholera überfallen wurde, wie einen Sterbenden verpflegen. Endlich brachte man ihn (September 1836) auf einer Tragbahre aus Abyssinien an die Küste des rothen Meeres, zur Heimfahrt. So verließ er das Land, in welchem er höchst segensreich gewirkt hatte, und betrat es nicht wieder.

Welchen der HErr lieb hat, den züchtigt Er. Er verhängt harte Prüfungen über Seine Diener, und manchmal muß Er es thun, um sie vor Ueberhebung zu bewahren, wenn sie von den Menschen zu sehr gelobt werden. Nichts gefährlicheres, nichts schädlicheres können die Freunde

eines Mannes Gottes thun, als wenn sie seinen Ruhm ausposaunen, den Menschen und seine Gaben bewundern und auf ihn etwas von der Ehre übertragen, die dem HErrn allein gehört, vor dem wir alle nur Staub und Asche sind.

Gobat's erstes Kind starb während der Seefahrt auf dem rothen Meer. In Kairo wurde Benoni, ein Sohn der Schmerzen, geboren und getauft. Sein Pathe war Gotthilf Heinrich von Schubert, der sich damals auf seiner Reise im Morgenlande befand.

Am 13. Mai 1837 hatte Zeller die große Freude, Gobats wiederzusehen und in Beuggen aufzunehmen. Doch war Gobat noch unaussprechlich leidend und bedurfte einige Jahre zur Erholung im Vaterland, bis er 1839 eine neue Stelle in Malta antreten konnte.

Zeller hatte, wenn gleich durch Länder und Meer von seinen Kindern getrennt, im Geist Alles mit ihnen durchlebt und gelitten. „Sie waren mir," so sagte er, „damals, als sie in Abyssinien verweilten, sogar näher als jetzt, da sie bei mir im Nebenzimmer wohnen."

Mit Gobats kamen ein abyssinischer Jüngling, Hadara aus Tigre, der ein inniger, lebendiger Christ war, und dessen Verlobte Walada Mariam nach Beuggen. Hadara wurde zum Lehrer ausgebildet und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen auf eine Wirksamkeit als Lehrer und Prediger des Evangeliums in seinem Vaterlande. Aber, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn solche, die in den Tropenländern aufgewachsen sind, in unser Klima versetzt werden, so wirkte auch hier die rauhe Luft zerstörend auf die Lungen. Hadara starb am 23. December 1838, Mariam am 23. April 1839.

Hadara's Lebensgeschichte hat Zeller im Monatsblatt erzählt, und von seinem Ende giebt er einen rührenden Bericht. „Als er am Tage vor seinem Verscheiden in einer großen Nervenaufregung und mit beständigem Flockenzupfen mit seinen Händen beunruhigt war, rieth mir Gobat: Lassen Sie die Brüder einen sanften harmonischen Gesang anstimmen. Das geschah von allen mit einem liebenden, theilnehmenden Herzen an dem Sterbebette des abyssinischen Jünglings, und siehe, die Aufregung und Unruhe hörte bald gänzlich auf, und der Kranke konnte wieder glaubig beten und im Glauben selig sterben." M. Bl. 1853, S. 86.

Der 7. October 1836 war ein besonders freudiger Tag für alle Hausgenossen, ein Lichtpunkt in der Erinnerung der Kinder. Es war Zeller's silberne Hochzeit. Die Töchter durften mitwirken zu der Ueber-

raschung, welche der hochbejahrte Nicolaus von Brunn und die anderen Vorsteher den Eltern bereiteten. Der große Lehrsaal wurde in nächtlicher Stille festlich geschmückt. Am frühen Morgen des Ehrentages wurden die Eltern mit Instrumentalmusik und dem Gesang eines Festgedichtes begrüßt. Um 9 Uhr Vormittags erwartete sie die Hausgemeinde vor dem Eingang des Saales. Sie wurden durch von Brunn und die anderen Freunde eingeführt. Ein Clavier und zwei Tische voll Geschenke waren Zeichen der Liebe und Dankbarkeit von nahen und fernen Angehörigen und Freunden. Tief gerührt durch das Alles empfingen die Eltern nach einer Anrede des alten Pfarrers seinen Segen. Auch für Bewirthung und gesellige Erheiterung war vorgesorgt. Zöglingen und Kindern wurde der Nachmittag freigegeben. Das ganze Dankfest wurde ungetrübt in Friede und Freude gefeiert.

Zeller selbst äußerte sich über seine Empfindungen an diesem Tage wie folgt:

„In meinen jüngeren Jahren dachte ich wohl manchmal, ich trüge wie Albrecht Dürers heiliger Christoph den kleinen heiligen Christ auf meinen Schultern durch's Wasser. Aber jetzt, da ich alt werde, merke ich wohl, daß der heilige Christ mich trägt durch Feuer und Wasser, durch gute und böse Gerüchte, durch Ehre und Schande, durch Leiden und Freuden, und ich bete zu Ihm, daß Er mich tragen wolle bis in's Alter, und bis ich grau und schwach werde, und daß Er Seinen heiligen Geist nicht von mir nehmen wolle, damit ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde. O meine Freunde! In Leiden und Trübsalen und Demüthigungen lernt man erst merken, wie nöthig wir den heiligen Christ haben, und wie sogar wir Ihm eine Last, wir aber nichts sind, wenn Er uns nicht hebt und trägt und durchhilft." M. Bl. 1837, S. 61.

Der Winter von 1836 auf 37 war schwer. Nach und nach erkrankten zwei Drittel der Hausgenossen, und die Mutter selbst lag an einem gefährlichen Nervenfieber darnieder. Auf diese trüben Tage folgte Sonnenschein, indem wieder eine seiner Töchter, Therese, eine für Zeller und seine Familie beglückende Verbindung schloß, 2. Februar 1837. Der neue Eidam war Pfarrer Werner von Effringen.

Karl Friedrich Werner, geboren in Stuttgart den 14. Februar 1804, war der Sohn des Oberpräceptor Georg Andreas Werner, dessen ausgezeichnete Lehrbücher der lateinischen Sprache und Verskunst vor fünfzig Jahren im Gebrauche waren, gegenwärtig aber, bei dem Sinken des Ge-

schmacks und der zunehmenden Verflachung des klassischen Unterrichts, aus den Schulen durch weit geringere Lehrmittel verdrängt sind. Karl Werner hat den Seinigen eine köstliche handschriftliche Aufzeichnung seines innern und äußern Lebensganges hinterlassen. Sein Vater war ebenso treu als Christ wie als Schulmann. Karls gottselige Mutter Johanna, geborene Hartmann, pflanzte frühzeitig durch Gottes Wort und Gebet heilige Eindrücke in die Herzen ihrer Kinder. Karl hatte schon frühzeitig ein waches Gewissen. Ebenso gesegnet wie die älterliche Aufsicht und Ermahnung, war für ihn der Religionsunterricht und die Confirmation durch den ehrwürdigen Prälaten von Flatt. Die kräftigsten Antriebe zum Lernen empfing der Knabe durch die gründliche Methode und die strenge Zucht von Ludwig Roth, der damals noch ein junger Mann, später in Nürnberg, Schönthal, Stuttgart und Tübingen, als den ausgezeichnetsten Gymnasialpädagogen unserer Zeit sich bewährt hat. Unter der Leitung der Professoren Klaiber, Osiander und Gustav Schwab, sog Karl Werner eine feurige Begeisterung für die griechischen und römischen Schriftsteller ein. Zugleich schwärmte er für die deutschen Dichter. Aber bei dem Allen war er in einem unklaren und unbefriedigenden Herzenszustand. Der Unterschied zwischen der altheidnischen Weisheit und dem Evangelium war ihm verborgen, und die Hinweisungen der Mutter auf Jesum, den rechten Freund der Seelen, verstand er noch nicht. Während seines Aufenthalts im Stift zu Tübingen wurde er mit einem Lehrer der englichen Sprache, Greves, bekannt, der mit einer außerordentlichen Willensstärke es in der Ueberwindung seiner natürlichen Neigungen weit gebracht hatte (er lebte fast nur von Kartoffeln) und in seltenem Maaß auf den Willen Anderer zu wirken vermochte. Das Evangelium des Friedens war diesem Manne unbekannt; er meinte Menschen durch die höchste Anspannung ihrer natürlichen Kräfte, besonders der Denkkraft, zur Vollkommenheit heranbilden zu können. „Wo ein Wille ist," sagt er, „da ist auch ein Weg." Eine Zeit lang mühte sich auch Karl Werner auf diesem steilen Pfade ab, der nicht zum Frieden führt. Erst nach und nach wurde Karl durch seinen älteren Bruder Ludwig Werner (später Pfarrer in Korb und Klein Aspach, jetzt in Affalterbach) und durch seine Lehrer, die gläubigen Theologen Steudel und Schmid, in die christliche Wahrheit eingeführt. Doch fehlte es noch an dem neuen Leben. Bei aller äußerlichen Ehrbarkeit fühlte er inneres Elend und konnte sich über die Leere seines Herzens nicht täuschen.

Er wurde Vikar in Schwenningen, wo er mehr Gesetz als Evangelium predigte, sodann Repetent an dem niedern Seminar in Blaubeuern. Körperliche Leiden dienten von Zeit zu Zeit als Mittel, sein Gewissen zu erwecken; aber er fand, daß das menschliche Herz einer Stahlfeder gleiche, die unter einem heftigen Druck sich zusammenzieht, aber so wie der Druck nachläßt, zur völligen Schlaffheit zurückkehrt. Stilling's Lebensgeschichte war ihm eine Mahnung den lebendigen Gott zu suchen. Sein älterer College, Pfleiderer, wurde ihm ein Führer zu Christo, und die Gebete und Ermahnungen der Mutter zeitigten in ihm endlich die köstliche Frucht einer lebendigen und beseligenden Erkenntniß des Heilandes. Er lernte das Lied verstehen, das sie ihm einmal zuschickte:

Höchster Priester, der Du Dich,
Selbst geopfert hast für mich,
Laß doch, bitt' ich, noch auf Erden
Auch mein Herz Dein Opfer werden.

Um jene Zeit, da die theure Mutter heimging (21. Febr. 1828), wurde ihr Sohn durch die Lebensbeschreibungen des Missionars Henry Martin und des „Predigers der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt," Martin Boos, vollends zur Klarheit des rechtfertigenden Glaubens an Jesum und in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes eingeführt. In demselben Jahre lernte er zu seiner Freude und Erbauung das Missionshaus in Basel kennen. Bald darauf wurden ihm die Mittel zur einer theologischen Rundreise gewährt, die ihm reichen Segen eintrug, indem er die Hauptstätten des christlichen Lebens in Deutschland besuchte, und die bedeutendsten theologischen Professoren und Prediger kennen lernte.

Am Anfang dieser Reise verweilte er mit seinem jüngeren Bruder, dem Arzte Hermann Werner, vier Monate in München, wo er sich mit philologischen und archäologischen Studien beschäftigte. Er hospitirte bei Friedrich Thiersch, der seine Zuhörer, die jungen Philologen, aufforderte, es solle sich jeder einen alten Autor wählen, um mit Daransetzung seiner ganzen Kraft in das vollkommene Verständniß desselben einzudringen. Karl Werner nahm sich dies zu Herzen und sagte zu sich selbst: mein Autor ist die heilige Schrift.

Er empfing nach seiner Rückkehr einen erfreulichen Ruf, als Lehrer am Missionshaus in Basel einzutreten, April 1831, wo er drei glückliche Jahre zubrachte, sich durch die Gemeinschaft mit vielen wahren Jüngern des HErrn reichlich gesegnet fühlte und mit aller Treue und

Gründlichkeit das prophetische Schriftwort studirte. Dreißig Jahre alt, wurde er Pfarrer in Effringen im würtembergischen Schwarzwald. Während seiner Amtsführung begleitete ihn stets ein tiefes Gefühl seiner Unwürdigkeit. Aber er stützte sich mit ganzer Kraft des Glaubens auf die Worte des HErrn im Jeremias (15, 19—20): „Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten und sollst mein Prediger bleiben. Und wo du die Frommen lehrest, sich sondern von den bösen Leuten, so sollst du mein Lehrer sein. Und ehe du solltest zu ihnen fallen, müssen sie eher zu dir fallen. Denn ich habe dich wider dies Volk zur festen ehernen Mauer gemacht. Ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben; denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette, spricht der HErr."

Wirklich war die Kraft Gottes bei ihm. Das Wort fand Eingang bei den Frommen und bei den Sündern, bei den Großen und den Kleinen. Werner predigte das Evangelium von Christus, der unsere Gerechtigkeit ist, mit einer seltenen Reinheit, Weihe und Kraft. Als ein treuer Schüler der großen würtembergischen Theologen suchte er die mannigfaltige Schriftwahrheit in ihrer Fülle darzulegen. Die würtembergische Herzlichkeit und Brüderlichkeit hielt er hoch und übte sie treulich und redlich. Das christliche Leben in den Gemeinschaften zu fördern und zu pflegen, war ihm ein heiliges Anliegen. Mit seinem Nachbar, Doctor Barth in Calw, stand er in Herzensgemeinschaft und war gleich diesem für die Missionssache unermüdlich thätig. Barth war scherzhaft im Verkehr; Werner bewahrte stets eine ruhige Würde, die mit seiner hohen kräftigen Gestalt in schönem Einklang stand. Er blickte schon länger mit besonderer Liebe und Verehrung auf Zeller, den er von Basel aus kennen gelernt hatte, und erkannte es für en hohes Glück, daß er 1837 Therese Zeller als Gattin nach Effringen heimführen durfte.

Er wurde 1841 als Pfarrer nach Großheppach versetzt, 1849 nach Fellbach in das Pfarrhaus, wo einst Zeller als Knabe bei den Großeltern einkehrte. Einen Ruf nach Basel, zur Leitung des Missionshauses, wozu er in hohem Grade vom HErrn ausgerüstet gewesen wäre, lehnte er nicht ohne schwere Kämpfe ab. Er blieb in seiner bescheidenen Stellung. Er gab viele Jahre (1839—62) die Basler Sammlungen heraus. Er unternahm zur Förderung des Gemeinschaftslebens in Würtemberg ein eigenes Blatt, die „Erbaulichen Mittheilungen", 1858. Er schrieb in drei Bänden die Lebensgeschichte seines geliebten Freundes Barth.

Wie in seinem Amt, so war er auch in seinem Hausstand reich gesegnet, und sah zu seiner Freude vier Söhne und vier Töchter heranwachsen, und zwei der Söhne in das geistliche Amt eintreten. Er selbst durfte sie als seine Gehülfen in dasselbe einführen. Ein Herzübel bereitete ihm schwere Leiden, doch legte er bis zuletzt herrliche Zeugnisse von Christo dem Versöhner, und von der Hoffnung auf Seine baldige Wiederkunft ab. Sonntag den 21. April 1872 vollzog er noch einmal die Confirmation an 58 Kindern, die er unterrichtet hatte. Dienstag den 23. hielt er eine Hochzeitpredigt, in welcher er seine Zuhörer mit besonderer Wärme auf den Weg des Glaubens hinwies. Gegen Mitternacht überfiel ihn Athmungsnoth; es war ein tödtlicher Herzkrampf. Seine sterbenden Lippen bezeugten noch einmal den Glauben an den HErrn Jesum; so entschlief er den 24. April 1872 im 69. Lebensjahre.

Karl Werner war nach seinem geistlichen Charakter durch und durch würtembergischer Pietist. Wie jede Abtheilung der Kirche, so hat auch die würtembergische ihre Schwächen, und jede Gestaltung des christlichen Lebens hat ihre Gränze, auch der Pietismus. Was innerhalb dieser Gränzen mit Treue gegen den HErrn und gegen die erkannte Wahrheit geleistet, welch' köstliche Frucht auf solchem Wege geschafft werden kann, das haben wir an diesem theuern Manne gesehen und Gott dafür gepriesen. —

Das Jahr 1839 brachte abermals ein erfreuliches Familienereigniß. Zeller's Nichte, Henriette Bertschinger, (s. oben S. 121) wurde mit Pfarrer Haller vermählt, den wir bereits in seiner Vaterstadt Zofingen als Zeller's dankbaren Schüler kennen gelernt haben. Oben S. 102—116.

Johann Friedrich Haller besuchte nach seinem Abgang aus Zeller's Schule das Pädagogium und die Universität in Basel. Er studirte Philosophie und Theologie. Unter seinen Lehrern daselbst war es Professor Vinet, zu dem er sich am meisten hingezogen fühlte. Neunzehnjährig ging er 1822 von Basel nach Heidelberg über, wo er sich der Burschenschaft anschloß. Von Professor Daub, dem bedeutendsten unter allen Theologen der Hegel'schen Schule, fühlte er sich angezogen, von Professor Paulus abgestoßen. „Ich konnte," so erzählt er, „manchmal fast nicht mehr zuhören, und war im Begriff mein Heft zuzuschlagen und mit Geräusch den Saal zu verlassen; dann dauerte mich der alte Mann; ich biß die Zähne zusammen und blieb sitzen." In den Jahren 1824 und 25 hatte Haller das Glück, in Berlin zu den Füßen der ausgezeichnetsten Lehrer zu sitzen. Er hörte den Philologen Böckh, den Geographen Karl Ritter;

unter den Theologen zog ihn am meisten Schleiermacher an; aber mehr als diese alle wirkte Hegel auf ihn. Dieser würdigte den jungen strebsamen Schweizer seiner persönlichen Freundschaft und Haller hing mit Liebe und bleibender Verehrung an ihm. Es war die Zeit, wo manche unserer besten Männer in Deutschland Hegel's Lehre für die wissenschaftliche und endgültige Begründung des christlichen Glaubens hielten. Wir könnten einen hochbegabten jungen Mathematiker nennen, der als Atheist auf die Universität kam und durch Hegel's Vorlesungen „über die Beweise für das Dasein Gottes" zum Glauben geführt und für die christliche Theologie gewonnen wurde. Johannes Goßner war damals der Seelsorger für Hegel's Familie, und legte das Zeugniß ab: „Hegel ist ein wackerer Christ." Auch Hegel's Gattin, eine geborne von Tucher, wußte nicht anders, und hielt als Wittwe mit unwandelbarer Treue diese Ueberzeugung von ihrem Manne fest. Hätte Hegel das Auftreten von Strauß und die dem Christenthum feindliche Richtung der sogenannten Hegel'schen Linken erlebt, so würde er sich (dies versicherte uns Haller) mit der höchsten Entrüstung gegen solchen Mißbrauch seiner Lehre ausgesprochen haben. Gleichzeitig studierte Haller mit wissenschaftlichem Ernst die großen Dichter, besonders Shakespeare und Goethe, und erwarb sich ein Verständniß der Kunstgeschichte.

Auf Grund einer so gediegenen Bildung wäre er zur akademischen Laufbahn befähigt gewesen und hätte zu einer schönen Wirksamkeit als Professor der Theologie gelangen können. Was ihn dazu bestimmte, diesen Wünschen zu entsagen, war die Rücksicht auf seine Mutter, deren Herz daran hing, ihn einst als Pfarrer zu sehen. Er bestand die Prüfungen in seiner Heimath und ging nach Empfang der Ordination zunächst nach Lausanne, veranlaßt durch seinen Freund Druey. Dort war er Hauslehrer in einer edlen christlichen Familie de Mollin. Im December 1828 trat er als Vikar bei dem Pfarrer von Veltheim im Aargau ein.

Mit dem Jahr 1830 brachen die heftigen politischen Zerwürfnisse im schweizerischen Vaterlande ein. Haller war ein feuriger Gegner der Mißbräuche, mit denen das alte Regime behaftet war; aber er war nicht Revolutionär, und als sein Freund Druey zu den äußersten Radikalen überging und eine verderbliche Rolle im Waadtland übernahm, schrieb ihm Haller einen ernsten Brief, auf welchen keine Antwort erfolgte. Als die Basler Revolution jeden zur Entscheidung aufforderte, stand Haller auf der Seite der Conservativen, wie sein Freund Andreas Heusler, je-

doch ohne jemals einseitiger Parteimann zu werden. In den Jahren 1837 und 38 schloß er eine innige Freundschaft mit Professor Tobias Beck in Basel, dessen Umgang und dessen geistvolle „christliche Lehrwissenschaft“ ihn in Beziehung auf christliche Erkenntniß und Gesinnung mächtig förderte. Damals wurde manches, das ihm schon längst als Lehrsatz und Begriff fest stand, in seinem Herzen und in seiner Wirksamkeit wahrhaft lebendig.

Im Anfang des Jahres 1838 wurde er zum Pfarrer von Veltheim und Oberflachs gewählt, und nun konnte er seine verwittwete Mutter zu sich nehmen. Seine Werbung um Henriette Bertschinger, die durch christliche Bildung seiner würdig war, brachte er (October 1838) in Beuggen, wo sie damals sich aufhielt, an, und sein alter Lehrer Zeller unterstützte diesen Antrag mit Freuden. Als am 8. August 1839 die Hochzeit in Veltheim stattfand, war der sechzigjährige Vater Zeller der Brautführer. Sein munteres Wesen wirkte erfrischend auf alle Theilnehmer des Familienfestes, und seine heiteren Gespräche bildeten die Würze des Hochzeitmahles. Im folgenden Sommer kam Zeller wieder nach Veltheim und zwar als Pathe des Erstgebornen, Theodor — jetzt Fürsprech und Nationalrath in Brugg.

Es war ein seltenes Pfarrhaus, das in Veltheim; so viel geistige Lebendigkeit, so viel wissenschaftlicher Sinn, verbunden mit einer gesegneten geistlichen Wirksamkeit war dort zu finden, und mancher Gast, der dort eingekehrt ist, bewahrt eine dankbare Erinnerung. Haller that sein äußerstes, um den Kindern, die zu seiner Freude heranwuchsen, eine gediegene Erziehung zu verschaffen. Aber auch bittere Leiden kehrten dort ein. Das jüngste, besonders geliebte Töchterlein starb mit 9 Jahren, 1865, und durch eine Reihe von schweren Krankheiten wurde Haller's riesige Kraft aufgerieben. Manchmal hat er noch in seiner Kirche, auf einem Stuhle sitzend, gepredigt, und auf seinem Schmerzenslager den Confirmandenunterricht gegeben. Das göttliche Wort war sein Stab auf diesem Gang durch das lange dunkle Thal, und fortwährend erquickte er sich an den Schriften der alten Freunde Vinet und Beck. Endlich kam in seinem siebzigsten Lebensjahre der Tag der Befreiung von seinen Leiden und des Heimgangs zu seinem HErrn und Meister, den 26. März 1873.

Karl August Zeller, der preußische Schulrath (s. oben S. 92), kam im Jahre 1838 zum erstenmal nach Beuggen, blieb aber nur einmal über Nacht.

Die beiden Brüder, die sich viele Jahre nicht gesehen hatten, redeten mit einander bis Mitternacht. Heinrich erzählte viel von seinen Erlebnissen und bezeugte seinen Glauben. Karl wünschte alle Beuggener Jahresberichte seit 1820 zu lesen und nahm sie mit in sein Schlafzimmer. Er fing an zu lesen und konnte nicht aufhören, bis er damit zu Ende war. Unterdessen war es Morgen geworden. Bei der Morgenbegrüßung rief er seinem Bruder zu: „O Heinrich, Du bist glücklicher als ich!“

Damals nahm Karl Zeller aus Beuggen den Wunsch mit, eine ähnliche Anstalt zu gründen, und bald wurde dieser Wunsch zum Entschluß und zur That. Er erwarb die Gebäude des alten Cisterzienserklosters Lichtenstern bei Weinsberg, und traf dort dieselben Einrichtungen, die ihm in Beuggen so wohl gefallen hatten. Auch in Lichtenstern wurden arme Kinder erzogen, Schullehrer herangebildet, und zugleich ein großer Theil der Lebensbedürfnisse durch Landwirthschaft aufgebracht. Zum geistlichen Hausvater und Inspector von Lichtenstern wurde Pfarrer Ludwig Völter berufen.

Ludwig Völter wurde am 16. Februar 1809 in Metzingen, Oberamts Urach geboren; seine Eltern waren Christian Erhard Michael Völter und Justine Katharina eine geborene Barner. Der Vater wartete über fünfzig Jahre seines bescheidenen Amtes als Mädchenschulmeister in Metzingen. Es wurden ihm zwanzig Kinder geboren, unter denen Ludwig das neunte war. Acht Söhne und sechs Töchter zog er groß und sah sie versorgt. Wiewohl er in den beschränkten Verhältnissen eines altwürtembergischen Schullehrers lebte, setzte er es durch, fünf von seinen Söhnen studieren zu lassen; einer von ihnen war der Geograph Daniel Völter.

Ludwig besuchte die Schulen in Blaubeuern und Urach, wo er noch den unverkümmerten alten gediegenen Unterricht in den alten Sprachen genoß, und studierte in Tübingen die Theologie 1826—1830. Aus dem Vaterhause, welches ein Mittelpunkt der Bestrebungen für Mission war, brachte er das Köstlichste mit, was eine wahrhaft christliche Erziehung zu geben vermag. Neben der Theologie widmete er sich mit Liebe dem Schulfach. In Winnenden führte er seit 1833 die Aufsicht über die von Stadtpfarrer Heim errichteten Anstalten, zur Ausbildung von Schullehrern, zur Erziehung von armen Kindern und von Taubstummen. Er gab einen Theil des Unterrichts, während er zugleich 1835—1839 als Pfarrverweser wirkte. Indem man ihn zum Vorsteher der neuen Lichtensterner Anstalt

ausersah, wählte man einen Geistesverwandten unseres Christian Heinrich Zeller. Diesem, dem bewährten Pädagogen, war er lange schon mit Verehrung zugethan; nun wurde er durch ein noch innigeres Band mit ihm verknüpft. Im Mai 1840 führte er Zeller's älteste Tochter Helene heim. Die Hochzeit fand zu Metzingen im patriarchalen Hause des alten Völter statt (er starb 77 Jahre alt 1849).

Bei der Vermählungsfeier waren die Eltern Zeller beide zugegen. Die junge Frau fand in Lichtenstern eine ähnliche Aufgabe, wie sie ihre Mutter in Beuggen angetreten hatte.

Völter gab seit 1842 den süddeutschen Schulboten heraus (bis 1871) und später sind die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen gesammelt erschienen: „Pädagogische Früchte". I. II. Stuttg. 1872.

Zeller schenkte ihm das vollste Vertrauen, und übergab ihm seinen Sohn Nathanael, den bis dahin er selbst unterrichtet hatte, zur weiteren Ausbildung für das Lehrfach. Noch eines seiner Kinder verließ in demselben Jahre das Vaterhaus. Am 22. September verheirathete sich die fünfte Tochter Bertha mit einem jungen Docenten der Theologie in Erlangen, welcher, wie vor ihm Karl Werner, Lehrer am Missionshaus in Basel gewesen war, und dadurch das Glück hatte, Zeller und seine Familie kennen zu lernen. So waren denn in wenigen Jahren fünf von den zehn Kindern aus dem Elternhause entlassen, und wohl mochte der Vater darüber klagen, daß er sich einsam fühle und daß es in den früher so belebten Räumen der Familie leer geworden sei.

Werfen wir noch einen Blick auf die Erlebnisse der Anstalt in der zweiten Hälfte der achtzehnhundertunddreißiger Jahre.

Der alte billige Miethvertrag für Beuggen war abgelaufen. Die Vorsteher hatten unter der Zeit aus Privatmitteln das verwüstete Schloß in guten Stand gesetzt und darin erhalten. Da steigerte 1837 die badische Finanzkammer die Miethe der Domaine von 60 auf 400 Gulden. Zeller reiste selbst nach Karlsruh, diesmal von Pfarrer Wilhelm Legrand und Missionar Gobat begleitet, um sich eine Audienz bei dem Großherzog Leopold zu erbitten, und wo möglich eine solche Belastung von der Armenanstalt abzuwenden. In Karlsruh wurde zuerst der Professor Stern, der Director des Schullehrerseminars begrüßt. Am 17. November 1837 erhielten die Drei die nachgesuchte Audienz. Der Empfang war freundlich. Der dienstthuende Kammerherr sagte zu Zeller, er möge seine

Brille nur anbehalten: „Sie sollen ja das Angesicht unseres Großherzogs sehen können.“ Der Fürst erkundigte sich nach der Einrichtung, der Verwaltung und dem Personalstand der Anstalt, und ließ sich deutlich machen, daß sie nicht wie die Waisenanstalt Lichtenthal bei Baden einen eigenen Fond besitze, noch eine Unterstützung aus Staatsmitteln beziehe; dagegen habe sie auch keinen Kreuzer Schulden. Er richtete einige Fragen an Gobat über Abyssinien und konnte sich eines Lächeln nicht enthalten, als ihm dieser die Verlegenheit vortrug, in die ihn das badische Oberamt versetzte, indem es gebieterisch verlangte, es solle der Heimathschein des abyssinischen Mädchens Walada Mariam vorgelegt werden.

Der Fürst verwies die Petenten auf den Weg der schriftlichen Eingabe, mit der Versicherung: „Ich werde mich im Staatsministerium für Ihre Anstalt verwenden. Sie sollen so billig als möglich gehalten werden. Ich weiß wohl, wie es solche Anstalten haben, und daß man dabei auf jeden Kreuzer zu sehen hat.“ Auch bei der Markgräfin Elisabeth, Schwägerin des Großherzogs, Tochter der Herzogin Henriette von Würtemberg, Schwester der Königin Pauline (oben S. 278) hatten Zeller und Gobat Audienz, und diese Dame, welche die gleiche christliche Gesinnung hegte wie ihre Mutter, hörte mit herzlicher Theilnahme die Jugendgeschichte Gobat's, welche dieser auf ihr Verlangen erzählte. Sie hätte gerne für ihr Töchterchen eine von Zeller's Töchtern als Pflegerin gehabt.

So wohlwollend die Aeußerungen und gewiß auch die Absichten des Großherzogs waren, so wenig entsprach der Erfolg den dadurch geweckten Hoffnungen. Als im März 1838 der Termin zur neuen Verpachtung kam, wurde die Anstalt von der Finanzkammer mit der Miethe bis auf 400 fl. hinaufgeschraubt. So viel vermochte die Beamtenschaft, so wenig die „Verwendung“ des Landesherrn bei seinen Dienern!

Zeller knüpfte von Zeit zu Zeit Verbindungen mit ähnlichen Anstalten des Auslandes an. Wichern in Hamburg theilte ihm den Plan des rauhen Hauses mit und empfing aus Beuggen seinen treuen Gehilfen Baumgartner. Wilh. Vilmar und Ferd. Vilmar in Hessen traten mit Zeller in Verkehr. Besonderes Vertrauen schenkten die Behörden des Cantons Graubündten der Anstalt, und bezogen von ihr mehrere Lehrer für arme Gemeinden.

Die tägliche Arbeit in der Anstalt ging ihren regelmäßigen geräuschlosen Gang, und Zeller wurde durch manchen schönen Erfolg an Leh-

ausersah, wählte man einen Geistesverwandten unseres Christian Heinrich Zeller. Diesem, dem bewährten Pädagogen, war er lange schon mit Verehrung zugethan; nun wurde er durch ein noch innigeres Band mit ihm verknüpft. Im Mai 1840 führte er Zeller's älteste Tochter Helene heim. Die Hochzeit fand zu Metzingen im patriarchalen Hause des alten Völter statt (er starb 77 Jahre alt 1849).

Bei der Vermählungsfeier waren die Eltern Zeller beide zugegen. Die junge Frau fand in Lichtenstern eine ähnliche Aufgabe, wie sie ihre Mutter in Beuggen angetreten hatte.

Völter gab seit 1842 den süddeutschen Schulboten heraus (bis 1871) und später sind die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen gesammelt erschienen: „Pädagogische Früchte". I. II. Stuttg. 1872.

Zeller schenkte ihm das vollste Vertrauen, und übergab ihm seinen Sohn Nathanael, den bis dahin er selbst unterrichtet hatte, zur weiteren Ausbildung für das Lehrfach. Noch eines seiner Kinder verließ in demselben Jahre das Vaterhaus. Am 22. September verheirathete sich die fünfte Tochter Bertha mit einem jungen Docenten der Theologie in Erlangen, welcher, wie vor ihm Karl Werner, Lehrer am Missionshaus in Basel gewesen war, und dadurch das Glück hatte, Zeller und seine Familie kennen zu lernen. So waren denn in wenigen Jahren fünf von den zehn Kindern aus dem Elternhause entlassen, und wohl mochte der Vater darüber klagen, daß er sich einsam fühle und daß es in den früher so belebten Räumen der Familie leer geworden sei.

Werfen wir noch einen Blick auf die Erlebnisse der Anstalt in der zweiten Hälfte der achtzehnhundertunddreißiger Jahre.

Der alte billige Miethvertrag für Beuggen war abgelaufen. Die Vorsteher hatten unter der Zeit aus Privatmitteln das verwüstete Schloß in guten Stand gesetzt und darin erhalten. Da steigerte 1837 die badische Finanzkammer die Miethe der Domaine von 60 auf 400 Gulden. Zeller reiste selbst nach Karlsruh, diesmal von Pfarrer Wilhelm Legrand und Missionar Gobat begleitet, um sich eine Audienz bei dem Großherzog Leopold zu erbitten, und wo möglich eine solche Belastung von der Armenanstalt abzuwenden. In Karlsruh wurde zuerst der Professor Stern, der Director des Schullehrerseminars begrüßt. Am 17. November 1837 erhielten die Drei die nachgesuchte Audienz. Der Empfang war freundlich. Der dienstthuende Kammerherr sagte zu Zeller, er möge seine

Brille nur anbehalten: „Sie sollen ja das Angesicht unseres Großherzogs sehen können.“ Der Fürst erkundigte sich nach der Einrichtung, der Verwaltung und dem Personalstand der Anstalt, und ließ sich deutlich machen, daß sie nicht wie die Waisenanstalt Lichtenthal bei Baden einen eigenen Fond besitze, noch eine Unterstützung aus Staatsmitteln beziehe; dagegen habe sie auch keinen Kreuzer Schulden. Er richtete einige Fragen an Gobat über Abyssinien und konnte sich eines Lächeln nicht enthalten, als ihm dieser die Verlegenheit vortrug, in die ihn das badische Oberamt versetzte, indem es gebieterisch verlangte, es solle der Heimathschein des abyssinischen Mädchens Walada Mariam vorgelegt werden.

Der Fürst verwies die Petenten auf den Weg der schriftlichen Eingabe, mit der Versicherung: „Ich werde mich im Staatsministerium für Ihre Anstalt verwenden. Sie sollen so billig als möglich gehalten werden. Ich weiß wohl, wie es solche Anstalten haben, und daß man dabei auf jeden Kreuzer zu sehen hat.“ Auch bei der Markgräfin Elisabeth, Schwägerin des Großherzogs, Tochter der Herzogin Henriette von Würtemberg, Schwester der Königin Pauline (oben S. 278) hatten Zeller und Gobat Audienz, und diese Dame, welche die gleiche christliche Gesinnung hegte wie ihre Mutter, hörte mit herzlicher Theilnahme die Jugendgeschichte Gobat's, welche dieser auf ihr Verlangen erzählte. Sie hätte gerne für ihr Töchterchen eine von Zeller's Töchtern als Pflegerin gehabt.

So wohlwollend die Aeußerungen und gewiß auch die Absichten des Großherzogs waren, so wenig entsprach der Erfolg den dadurch geweckten Hoffnungen. Als im März 1838 der Termin zur neuen Verpachtung kam, wurde die Anstalt von der Finanzkammer mit der Miethe bis auf 400 fl. hinaufgeschraubt. So viel vermochte die Beamtenschaft, so wenig die „Verwendung“ des Landesherrn bei seinen Dienern!

Zeller knüpfte von Zeit zu Zeit Verbindungen mit ähnlichen Anstalten des Auslandes an. Wichern in Hamburg theilte ihm den Plan des rauhen Hauses mit und empfing aus Beuggen seinen treuen Gehilfen Baumgartner. Wilh. Vilmar und Ferd. Vilmar in Hessen traten mit Zeller in Verkehr. Besonderes Vertrauen schenkten die Behörden des Cantons Graubündten der Anstalt, und bezogen von ihr mehrere Lehrer für arme Gemeinden.

Die tägliche Arbeit in der Anstalt ging ihren regelmäßigen geräuschlosen Gang, und Zeller wurde durch manchen schönen Erfolg an Leh-

rern und Kindern erfreut. Dennoch fehlte es auch nicht an herben Erfahrungen.

Im Februar 1837 mußte ein Zögling H. wegen grober Schwärmerei und Verrücktheit entlassen werden. Im Mai desselben Jahres wurde ein anderer L. als Päderast und Verführer entlarvt und fortgeschickt. Ein junger Neger, den ein Missionar von Cap Mount in Westafrika mitgebracht hatte, wurde von Zeller wie ein eigenes Kind erzogen, zum Lehrer ausgebildet und 1837 an das Missionshaus abgegeben. Man sandte ihn in sein Vaterland, um die armen Schwarzen zu bekehren, und dort fiel er selbst in die Sünden des Heidenthums zurück.

Ein anderes Uebel kam damals gar nicht zu Zeller's Kenntniß. Ein gewisser B., welchem man das Vertrauen geschenkt hatte, ihn als Arbeitsaufseher für die Knaben anzustellen, mißhandelte diese wegen der geringsten Versehen mit grausamen Züchtigungen, so daß die Knaben gereizt wurden, ihm im Stillen alles Böse anzuwünschen. Es ist traurig, zu bemerken, daß jener häßliche Mißbrauch der Strafgewalt Jahre lang fortdauern konnte, daß nicht einmal die eignen Familienglieder es wagten, Anzeige zu machen und Abhülfe bei dem Vater zu suchen. So sehr wurde das kindliche Vertrauen von der Ehrfucht und Scheu überwogen.

Es geschieht im Sinne des bescheidenen und demüthigen Mannes, es geschieht zugleich im Dienste der Wahrheit und Aufrichtigkeit, daß wir solche Vorkommnisse nicht verschweigen. Sie mögen einem Jeden, der dies liest, ein Anlaß zur Demüthigung und zur Furcht vor Gott sein. Auch bei einem Manne, der so sorgfältig wandelte, so treulich wachte, so viel betete, eine so reiche Erfahrung und Menschenkenntniß besaß, wie Zeller, konnte solches vorkommen! Es ist uns eine Aufforderung, gering von uns selbst und von allen unsern Leistungen zu denken. Wir sehen darin eine Bestätigung des Wortes: „Wenn der HErr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Wenn der HErr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Wir lernen, bei aller Pietät und Dankbarkeit gegen unsere Väter und Lehrer, die uns das Wort Gottes gesagt haben, daß wir für alles Gute, das ihnen gelungen ist und uns gelingen mag, Gott allein die Ehre geben, und es Seiner Barmherzigkeit alein zuschreiben müssen.

Zeller stand im zweiundsechzigsten Jahre — gewiß ein seltenes Beispiel — noch in der Fülle seiner körperlichen und geistigen Kraft. Dies

war die segensreiche Folge einer unentweihten Jugend, einer mäßigen und höchst geordneten Lebensweise, der Seelenruhe und des innern Friedens, welcher im Mannesalter ihm zu Theil geworden war und der ihn bis in's höchste Alter begleitete. Es kam wohl einmal die Sprache auf seine bescheidene Stellung und auf die einförmige Lebensweise im Kreise seiner Zöglinge und Kinder, an einem von der Welt, ihren Zerstreuungen und Ergötzungen so abgelegenen Orte. Da fragte er die Freunde: „Wisset ihr auch welchen Gehalt ich für diese meine Arbeit beziehe? — Ich will es euch sagen: eine gute Gesundheit und einen immer freudigen Geist."

Wie es gewöhnlich bei einer normalen Entwicklung der Fall ist, so trat auch bei ihm die Milde und Freundlichkeit im Alter mehr und mehr hervor, wodurch seine Kinder, seine Schwiegersöhne und seine Enkel sich beglückt fühlten.

Nach Aristoteles nimmt mit 39 Jahren die körperliche Kraft, mit 49 auch die geistige Kraft schon ab. Hier war eine schöne Ausnahme. Auf einer Lebensstufe, wo uns andern die Arbeitsfähigkeit schwindet, stand Zeller wie ein grünender und fruchtbarer Baum noch in voller Lebensfrische, ja er befand sich ganz eigentlich auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Darum wird hier wohl der richtige Ort sein, um die Erzählung zu unterbrechen und einen Bericht über seine Leistungen auf dem geistlichen Gebiet einzuflechten. Es ist der Mühe werth, aus seinen im Monatsblatt zerstreuten Aufsätzen und sonstigen Schriften eine Uebersicht dessen zusammenzustellen, was er als ein demüthiger Schüler des göttlichen Wortes, als ein von Gott gelehrter Mann, über die höchsten Wahrheiten gelernt und den Seinigen vorgetragen hat.

Druck von Felix Schneider in Basel.

Christian Heinrich Zeller's Leben.

Von

Heinrich W. J. Thiersch.

Zweiter Band.

1841—1860.

Basel 1876.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

Inhalt des zweiten Bandes.

XI.

Zeller's Behandlung der heiligen Schrift und der christlichen Heilslehre.

XII.

Zeller's Verhalten zur Kirche und den kirchlichen Fragen.

XIII.

Zeller's prophetische Forschungen.

XIV.

Beuggen.

1840—1850.

Stürmische Zeiten.

XII.

Zeller's Verhalten zur Kirche und den kirchlichen Fragen.

XIII.

Zeller's prophetische Forschungen.

XIV.

Beuggen.

1840—1850.

Stürmische Zeiten.

XV.

Zeller's Urtheile über die Weltbegebenheiten, insbesondere über die Revolutionen seiner Zeit.

Zeller's Befähigung zur Beurtheilung der Zeitereignisse. — Uebersicht des Zeitalters der Revolutionen. — In denselben vollziehen sich Gerichte Gottes. — Sie beruhen auf einer Gesammtschuld. — Reformation und Revolution.

Die Obrigkeit, eine Dienerin Gottes, zum Besten des Volkes. Röm. 13. — Ihre Stellung verkannt von ihren Trägern und von den Völkern. — Untergrabung der Autorität durch falsche Lehren. — Unvollkommenheit aller menschlichen Souveränität.

Psalm 101 als Spiegel für die Regenten. — Gottesfurcht ist die erhaltende Kraft der Staaten. — Die heilige Allianz. — Ursachen des Verfalls der Staaten. — Unterdrückung der Armen. — Nachgiebigkeit gegen widerchristliche Grundsätze. — Der Wahn, als könnte man Alles machen ohne Christum. — Die Leidenschaft der Herrschsucht. — Die Blutschuld des Eroberers. — Das eigne Interesse, ein Grundsatz babylonischer Regierungskunst. — Der Erfolg entscheidet nicht über Recht oder Unrecht.

Vermeintliche Wiedergeburt der Völker durch Verfassungen. — Krankheitszustand der Gesammtheit. — Der Werth der politischen Freiheit bedingt durch die Tüchtigkeit des Volkes. — Fortschritt, ein trügerisches Losungswort. — Keine Rechte ohne Pflichten. — Die öffentliche Meinung keine Autorität. — Der Nationalstolz keine Tugend.

Charakter der Revolutionsmänner. — Der Aufruhr Korah. — Die Empörung des Demetrius in Ephesus. — Die Freiheitsverheißungen. — Kennzeichen der falschen Propheten: Verachtung der Herrschaften und stolze Worte, da nichts hinter ist. — Die Propheten des HErrn in alter Zeit waren die rechten Volksführer. — Das Vorbild des HErrn selbst, der in den Schranken Seines Berufes blieb.

Die Sünde der Revolution: Selbstrache. — Bauen mit Unrecht. — Untreue und Eidbruch. — Kein Revolutionsrecht. — Das Evangelium vom Zinsgroschen. — Die Steuerverweigerung. — Die Erhebung der Griechen gegen die Türken und Eynard's Rundschreiben. — Handhabung der Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken.

Zusammenfassung: Der 2. Psalm — Der Richter steht vor der Thür. — Warnung an das christliche Europa: „Sei nicht stolz sondern fürchte dich.“ S. 238—297.

XVI.

Beuggen.

1850—1860.

Zeller's Lebensabend und Heimgang.

Sieben Jahre der Thätigkeit. — Die Jahresberichte: Zeller, über die politische Stille. — Die theure Zeit. — Die Pacht des Schlosses Beuggen. — Mangel an großen Erfolgen im Reiche Gottes. — Zeller's Vorschläge zur Förderung des Reiches Gottes. — Familienereignisse. — Louis Schmuziger und Aaron Wizen-

Anhang.

Aphorismen von Zeller.

XI.

Zeller's Behandlung der heiligen Schrift und der christlichen Heilslehre.

Wer die Bibel nur im Lichte der Studierlampe betrachtet, wird nie zu einem lebendigen Verständniß, und nie zum Genuß der Schätze gelangen, die in ihr liegen. Zeller hatte gelernt die heilige Schrift unter einer besseren und helleren Beleuchtung zu lesen und auszulegen, in jenem Lichte, das von dem himmlischen Heiligthum ausstrahlt. Er durchforschte sie mit dem glühenden Verlangen nach Wahrheit und Heiligung. Er unterwarf sich dem Worte Gottes und suchte nach demselben seinen Character zu bilden. Während seiner unermüdlichen Bemühung, Andere, deren Erziehung ihm anvertraut war, zu rechten Christen heranzubilden, machte er fortwährend die Erfahrung, wie unerschöpflich reich das göttliche Wort ist an Lebenskräften und an Heilmitteln für alle Krankheiten der Seele. Die Anfechtung lehrte ihn auf das Wort merken und ließ ihn die süßen Tröstungen, welche Gott in demselben darbietet, und die Kräfte der zukünftigen Welt erfahren. „Deine Rechte sind mein Lied im Hause meiner Wallfahrt" — so konnte Zeller mit dem Psalmisten sagen.

Tria faciunt theologum: oratio, meditatio, tentatio. „Drei Dinge sind es, die einen zum Theologen machen: das Gebet, die Betrachtung und die Anfechtung." So beschreibt Luther die Schule der wahren Theologie, und diese Schule ist es, in welcher unser Zeller, der keine academischen Vorlesungen über Theologie gehört und kein theologisches

Examen durchgemacht hatte, zum Gottesgelehrten heranreifte. Eben darum waren seine Auslegungen der Bibel so eigenthümlich, so zum Herzen sprechend, so erquickend und oft so überraschend. Sie glichen nicht den hergebrachten, abgeleierten und salzlosen Umschreibungen der gewöhnlichen Schriftgelehrten.

Heben wir einiges hervor, was Zeller zum Preise des göttlichen Wortes, was er gegen die Verwässerung und Verläugnung der Bibel und gegen den Unglauben überhaupt gesagt hat.

„Ich kann mich nicht erinnern," so sagte er im Jahresbericht 1823, S. 10, „daß ich jemals so viel Genuß und Belehrung empfangen habe, als seitdem ich mit dieser zahlreichen Familie gemeinschaftlich die Bibel lese und betrachte. Als ich noch Schuldirector war, las ich mit meinen ehemaligen Schülern mit großem Interesse die Meisterwerke griechischer und römischer Schriftsteller; ich lernte und genoß mit meinen jungen Freunden. Aber ich sage es laut, daß der Genuß bei dem Lesen dieser heidnischen Schriftsteller in keine Vergleichung kommen könne mit dem, was das wahrheitsdurstige Lesen der heiligen Schrift, besonders wenn sie in Gesellschaft mit wahrheitsdurstigen, angefaßten und empfänglichen Gemüthern und unter einer Schaar armer Kinder betrachtet wird, dem Verstande und Herzen gewährt. Das Allerbeste der Classiker ist wie Mondenlicht gegen das sanft erwärmende, durchdringende und hellerleuchtende Sonnenlicht der heiligen Schrift."

Mit gleicher Freudigkeit konnte er 30 Jahre später von derselben Erfahrung Zeugniß ablegen. „Gleichwie wenn ein Mensch Morgens erwachet, und in der gefangenen und verdorbenen Schlafzimmerluft sich erschlaffet fühlend, an das Fenster tritt, es öffnet, und die frische, balsamische Morgenluft eines heitern Tages einathmend, sich wie verjüngt fühlt, oder auf hoher Alp, in der reinen Alpenluft lebend und athmend, Stärkung, Erfrischung und Genesung empfängt, und einer Erfrischung und Erneuerung seines ganzen Blut- und Nervenlebens sich erfreut: eben so gehet aus dem Worte Gottes, wenn es der Geist, aus dem es geflossen ist, dem suchenden und verlangenden Leser oder Hörer lebendig und kräftig macht, eine Verneuerung und Erfrischung seiner christlichen Gesinnung aus und in das Herz ein. O wie Schade ist es, daß so viele Menschen das Fenster ihres Herzens nicht der balsamischen Morgenluft des Wortes

Gottes öffnen, und die Herzen und Sinne erfrischende Kraft desselben Wochen-, Monate- und Jahrelang nie erfahren! Was für ein Opfer an Zeit und Geld lässet man sich es kosten, um eine angegriffene Brust zu stärken und zu heilen! Aber an eine Herzens- und Sinnes-Erneuerung durch das belebende Wort Gottes denken so viele arme Geistig-Kranke — nicht!" M. Bl. 1853, S. 31.

An den Ausspruch Jesu: „Forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget," knüpft Zeller folgende Betrachtung.

„Ein Zeuge Jesu ist als ein solcher kein Seligmacher, Retter, Heiland. Aber er kann uns zu dem Seligmacher führen, und wenn der, so sein Zeugniß hört, zu dem Seligmacher kommt und bei ihm bleibt, so findet und hat er bei ihm Leben und Seligkeit. So ist es auch mit der Schrift. Sie ist nicht der Seligmacher selbst, sie ist nicht das ewige Leben selber; aber sie zeuget von Ihm, weiset auf Ihn, führt zu Ihm wie ein Erzieher ein Kind führt. In der Schrift suchen und forschen ist noch nicht das ewige Leben haben; sonst müßten alle Schriftleser, alle Schriftforscher, alle Schriftgelehrten und Schriftausleger das ewige Leben haben. Aber wie manche haben es nicht! Von wie manchen gilt das Wort Jesu: Wehe euch Schriftgelehrten, die ihr den Schlüssel der Erkenntniß habet. Ihr kommet nicht hinein und wehret denen, so hinein wollen. Lucas 11, 52. In der Bibel lesen und forschen ist noch nicht ihr glauben, und einen Schlüssel zu einem Hause haben ist noch nicht hineingehen." M. Bl. 1844, S. 93.

Die heilige Schrift ist nicht nur Licht und Labsal für die einzelne Seele; sie ist der große Brief Gottes an die Menschheit, das Zeugniß gegen alle Irrthümer der Welt, die Unterweisung, nach der alle Lebensverhältnisse der Menschheit geordnet werden sollen.

Der christlichen Kirche ist ein Siegesmittel anvertraut. „Es ist das schriftlich gegebene, und durch mündliche Predigt und Lehre zu verkündigende Wort Gottes, dessen wichtigsten Theil, das Evangelium von Jesu Christo, der Apostel ausdrücklich eine Kraft Gottes nennet, selig zu machen, alle die daran glauben. Röm. 1, 16. Wie das persönliche Wort Gottes, Jesus Christus, ein Fels der Aergerniß ist und des Heiles, an dem sich stößt, fällt und zerbricht Alles, was Ihm entgegen ist, an dem sich aber auch aufrichten, halten und retten kann Alles, was sich an Ihn anklammert und fest bleibet: eben so ist es auch das schriftliche

Wort, der Ausfluß seines Geistes und Herzens, durch Schrift gleichsam stereotypirt zum bleibenden Gebrauch für alle Völker. Wenn es vielleicht wenige unter den bedeutenderen Irrthümern und Irrlehren gibt, die sich nicht auf irgend ein abgerissenes Wort Gottes zu stützen und damit zu blenden versucht haben: so gibt es dagegen keinen Irrthum in Lehre und Leben, der nicht durch das verbundene, im Zusammenhange lebendig erfaßte Wort Gottes gestraft, enthüllt, entlarvt, und so durch den Geist des Mundes Gottes umgebracht werden kann. Das göttliche Gesammtwort in heiliger Schrift ist kräftiger, als alle Lügen der ganzen Welt. Es ist schärfer, denn kein zweischneidiges Schwert, haut nach oben und nach unten, zur Rechten und zur Linken, scheidet Mark und Bein, Seele und Geist, und ist ein Richter der verborgenen Sinne und Gedanken des Herzens. Mit diesem Worte besiegte der HErr den Versucher in der Wüste; mit ihm stand Er fest in Gethsemane, im Richthaus und am Kreuze; mit demselben siegten die Märtyrer, mit demselben die Reformatoren, mit eben demselben siegen auch in unserer Zeit die Heidenboten; mit ihm wird auch das Antichristenthum der letzten Zeit besiegt werden. Es enthält die festen Grundlagen aller wahren Gottes- und Menschenkenntniß, ertheilt die sichere Antwort auf alle wichtigen Lebensfragen, gibt zuverläßigen Aufschluß über die theuersten Aufgaben, Ahnungen und Hoffnungen der Menschheit, vermittelt und bestätigt die gründlichsten Forschungen des menschlichen Geistes, regelt mit Weisheit und Gerechtigkeit die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, und ist das unvergleichliche und unübertreffliche Lehrbuch nach Geschichte, Lehre und Weissagung für alle Völker und Stämme unsers Geschlechtes." M. Bl. 1837, S. 5.

Zeller's besonderes Anliegen war die Wiedereinführung der heiligen Schrift in die Haushaltungen und Schulen, und ihr rechter Gebrauch im Volksunterricht. Hiemit stand er im äußersten Gegensatz zu dem Zeitgeiste. Dieser hatte sich den Canton Zürich zur Versuchsstätte ausersehen. Dort gedachte man mit Hülfe von David Strauß und Johannes Scherr Christum aus der Kirche und aus der Schule auszurotten. Der Wetterschlag des 6. September 1839 that dem frevelhaften Unterfangen Einhalt, wiewohl nur auf kurze Zeit. Damals erschien von einem Genossen der zurückgedrängten widerchristlichen Partei eine Schmähschrift gegen die Bibel: „Ein Aufruf zum Widerstande gegen die Verbreitung jüdischer Lebensansichten und jüdischer Religionsbegriffe" (Zürich 1840). Dieser Ausfall gab Zeller Anlaß zu einem Aufsatz über die Bibelfurcht und zu

einer eingehenden Darlegung, wie die Bibel eingeführt und behandelt werden sollte. Hier weist er auch den Einwand zurück, der von den anstößigen Stellen der heiligen Schrift hergenommen ist.

„In der heiligen Schrift werden die Sünden der Unzucht allerdings mit dem rechten Namen genannt, aber dieß geschieht mit richtendem Ernst, das Böse wird entlarvt und gestraft. Wer daran Anlaß zur Sünde nimmt, muß schon vorher verdorben sein. Ist die Sünde bei einem Kinde noch nicht in's Bewußtsein eingegangen, ob sie wohl in ihm wohnt, so ist ihm auch eine Bibelstelle, worin dieselbe verboten oder beschrieben wird, noch nicht so verständlich, daß es sie mißbrauchen oder unrecht auffassen wird. Ist aber ein Kind schon mit solchen Sünden auf irgend eine Weise bekannt oder es ahnet sie, wie nöthig ist ihm dann eine beschreibende Warnung vor derselben mit den heiligen, einfachen und nüchternen Worten der Schrift! Ja, sie ist ihm dann um so nöthiger, je mehr die Verkehrtheit der Menschen, die das Kind umgeben, gerade die häßlichsten und schädlichsten Sünden, bald mit schönen und lieblichen, bald mit nichtssagenden oder gar falschen und irrthümlichen Namen bezeichnet." M. Bl. 1840, S. 35

„Was ist besser," so fragt Zeller an einem andern Orte, „die Sünde kennen zu lernen aus dem Munde der Propheten und Apostel, die das Zeugniß Gottes haben, oder aber aus dem Munde von Verführern oder Verführerinnen, aus dem Munde verdorbener, unzüchtiger und leichtsinniger Menschen, auf dem Wege des Verderbens unter den schändlichsten Umgebungen und Beispielen? Kann man die Kinder vor solchen Menschen immer bewahren? oder will man es darauf ankommen lassen und die Kinder solchem auf sie wartenden Unterrichte, dem unseligsten, Preis geben, ohne alle Vorbereitung und Warnung aus der Schrift, die da, wo sie die Sünde in ihren verschiedenen Gestalten und Ausbrüchen enthüllt, es nie ohne den heiligen Ernst thut, der aus der ganzen Schrift zu uns redet?" M. Bl. 1830, S. 37.

Die Wiedereinführung der Bibel muß mit Weisheit und Bedacht geschehen. „Gleichwie einst die Bundeslade, als sie aus dem Lande der Philister zurückkam, um geschehener Mißbräuche und Mißgriffe willen nur nach und nach, zuerst nach Beth Semes, dann nach Kiriath Jearim in das Haus Obed-Edoms, und als dieses so auffallend gesegnet wurde, endlich erst nach Jerusalem gebracht wurde: so möchte wohl auch in unserer Zeit die Bibel zuerst durch freiwillige Einführung in einzelnen

Haushaltungen und Schulen, und bei dem sichtbaren Segen des glaubig-freiwilligen Gebrauches in denselben, endlich auch zu einer öffentlichen und allgemeinen Einführung gelangen." M. Bl. 1840, S. 37.

„Man erzählt von Alcibiades, daß er einst in eine Schule gekommen sei und den Schullehrer nach dem Homer gefragt, und als ihm dieser geantwortet, er habe keinen, ihm eine Ohrfeige gegeben habe. O wie viele Ohrfeigen müßte er austheilen, und wem? wenn er in unsere schweizerischen Schulen käme, und nach der Bibel fragte, und die Schullehrer sagen würden, sie hätten keine, oder gar, sie dürften keine haben?" M. Bl. 1837, S. 54.

Der Unglaube unseres Jahrhunderts hat seine Entwicklungsgeschichte, und Zeller sah während eines vieljährigen Wirkens verschiedene Phasen des Unglaubens und der Bibelmißhandlung nach einander erscheinen. Wiewohl er es nicht für seinen Beruf hielt, in einen Streitschriftenwechsel mit den ungläubigen Theologen einzutreten, beobachtete er doch die Zeichen der Zeit, prüfte die Geister und sprach sich über Wesen und Tragweite jener Meinungen aus.

Zu der Zeit, da Zeller auftrat, herrschte in den Schulen der Rationalismus eines Dr. Paulus und Dinter, welche alles Uebernatürliche und Wunderbare durch Verdrehung und Verflachung des Bibelwortes aus demselben wegzuschaffen suchten, daneben aber noch die Moral der Bibel empfahlen, und für sich selbst den Ruhm christlicher Gesinnung und Lehre beibehalten wollten. Dabei ließ man die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften noch unangefochten. Jedoch bei diesem völlig unhaltbaren Standpunkt konnte es nicht sein Bewenden haben.

Wirklich sah Zeller in seiner Nähe eine zweite und dritte Gestalt des Rationalismus hervortreten. Die natürlichen Erklärungen der Wunder kamen aus der Mode, man sah die Geschmacklosigkeit und Unvernunft derselben ein. Der Rationalismus, welcher bis dahin höchst prosaisch gewesen war, wurde poetisch. Nun erklärte man das Wunderbare und Uebernatürliche in der heiligen Schrift als Dichtung, als Sage und sinnbildliche Darstellung. Da aber die heiligen Schriftsteller die wunderbaren Ereignisse mit allem Ernst als Thatsachen hinstellen, mußte eine andere Ausflucht gefunden werden, um das Gewicht dieses Zeugnisses zu entkräften. Somit verfiel man darauf zu sagen: diese Schriften sind unächt, sie sind nicht von denen verfaßt, deren Namen sie tragen, sie sind

nicht von Zeugen der Ereignisse geschrieben, sondern späteren Ursprungs und untergeschoben.

Schleiermacher, de Wette und andere, welche die ersten Schritte auf dieser Bahn thaten, hielten sich dabei noch für christliche Theologen und für Vertheidiger des Glaubens. Sie gingen mit Bedachtsamkeit zu Werke und sprachen sich mit Mäßigung aus. Doch hiebei blieb die Bewegung nicht stehen. Die neue Methode gestaltete sich immermehr zur Willkür und zur Bibelmißhandlung, und diese wurde endlich bis zum äußersten getrieben durch Ferdinand Christian Baur und seine Schüler in Tübingen, welche die heiligen Schriften des neuen Bundes (wenige ausgenommen) für eine „Unterschiebung in Masse" erklärten, und zur offenen Christusläugnung fortschritten.

Zeller erkannte ein Vorbild des traurigen Entwicklungsganges der „Bibelkritik" in jener Geschichte, die bei dem Propheten Jeremias K. 36 erzählt ist. Man las vor dem König Jojakim, der in seinem Winterhause am Feuer saß, das Buch der Reden des Jeremias, welche Baruch niedergeschrieben hatte. „Als aber Judi drei oder vier Blatt gelesen hatte, zerschnitt er es mit einem Schreibmesser und warf es in das Feuer, das auf dem Kaminherde war, bis das Buch ganz verbrannte im Feuer; und Niemand entsetzte sich, noch zerriß seine Kleider, weder der König noch seine Knechte, so doch alle diese Rede gehört hatten."

„Die Christusläugnung", sagt Zeller, „beginnt wie im Paradiese mit den Worten: Ja, sollte Gott gesagt haben? — sachte und flüsternd mit Erweckung von Zweifeln, ob das, was uns bisher als Wort Gottes bekannt und angenommen war, auch mehr als Menschenwort, ob es denn wirklich Gotteswort sei; ob es den Sinn habe, den man bisher allgemein darunter verstanden, ob es so wahr und gewiß sei, als man bisher allgemein geglaubt hat? Sie sucht auf eine listige Weise diesen Ursprung, diese Aechtheit, diesen Sinn, diese Wahrheit und Gewißheit zu verdächtigen und den Glauben daran zu erschüttern. Denn das Wort Gottes ist bekanntlich unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege. Wie kann die Verführung ihr Netz auswerfen und fischen, so lange uns dieses helle Wort leuchtet? Im Trüben ist gut fischen."

„Ist es ihr gelungen, dieses reine Licht zu trüben, dieses gute Wort zu verdächtigen, so spricht sie, wie im Paradiese, schon freier und offener: Mit nichten! Sie läugnet nun, wo sie früher nur bezweifelt und verdächtigt hat. Sie läugnet zuerst einzelnes, dann mehreres, dann das

alttestamentliche Gotteswort, endlich auch das neutestamentliche, das Evangelium Gottes, wie zuvor das Gesetz Gottes, die darin enthaltenen Thatsachen, wie die darin enthaltenen Lehren, die Geschichten wie die Weissagungen. Und nachdem sie damit begonnen, das Wort Gottes mit dem Federmesser ihrer Kritik, wie dort Judi mit dem seinigen, zu zerschneiden und zu zerstückeln, endigt sie damit, es wie jener in das Kaminfeuer, ebenso in das Feuer der rohen Verachtung und des Gespöttes zu werfen, ja zu verwerfen, und zwar, wie dort Judi vor den Augen des Königs, so auch nun vor den Augen unserer Könige, Fürsten und Obrigkeiten und Aufsichtsbehörden, welche wie dort dazu schweigen." M. Bl. 1833, S. 82.

Zeller eröffnete den ersten Jahrgang seines Monatsblattes mit einer ernsten Warnung an seine Schüler vor der Dinterischen Bibelverwässerung. „Ich höre, daß die Dinterische Schullehrerbibel den Weg auch in einige eurer Hütten gefunden habe, und daß der Eine oder der Andere unter euch Geschmack an dieser Kost finde. Also esset ihr auch gerne Ungesalzenes, Fades? Merket ihr denn nicht, was der Mann thut? Er läßt den köstlichen aber unrein aufgefaßten Wein des göttlichen Wortes durch das Sieb laufen, streuet auf den Bodensatz von Sand, Steinchen und Hefen, der im Sieb liegen geblieben ist, einige Finger voll Zucker und Weihrauch und spricht: Sehet, das ist alles! Brüder! ich halte es mit dem Wein, aufgefaßt in ein neues, reines Gefäß, und lasse den Bodensatz-Liebhabern ihr Sieb. Oder was haltet ihr von einem Dudelsackpfeifer, der neben einer herrlichen Vocal- und Instrumentalmusik steht und zwischen die schönsten Accorde mit seiner Sackpfeife hineindudelt, und spricht: die Musik stimmt nicht gut! Die Zeit dieser Schulbibeln, Kinderbibeln, Schullehrerbibeln, Bibeln für Denkende, Bibeln für gebildete Stände und Bibeln für Bauersleute ist vorbei. Lasset uns den heiligen Brief des himmlischen Vaters an seine Menschenkinder unverstümmelt, unverdreht, in seiner heiligen, ungekünstelten Einfalt, Hoheit und Kraft, mit Verlangen und Bitte um Licht und Unterricht, nehmen, lesen, betrachten, behalten und bewahren und unser Leben darnach einrichten und uns nicht mit Drehen und Deuteln daran versündigen, und Gottes Wort durch Gottes Wort verstehen lernen; das ist unserm Herzen heilsamer, als das Lecken jenes Zuckers. Brüder! Wenn wir das Wort, dem Gott Zeugniß gegeben hat mit Zeichen, Wundern und mancherlei Kräften, und mit Austheilung des heiligen Geistes nach seinem Wohlgefallen, nicht mit

festem, unverrücktem Glauben annehmen, so verlieren wir den Grund und Boden unter unsern Füßen, kommen in den schwebenden Zustand jener armen Menschen, die vor lauter Ansichten keine Einsicht, vor lauter Verstand keinen Glauben, vor lauter Meinungen keine Gewißheit mehr haben, und werden aus Christen wieder — Juden, oder Griechen, oder gar — Scythen."

„Ich glaube, diese Warnung ist nicht eine Warnung von mir, sondern gehört zu dem Worte des HErrn: „„Hütet euch vor dem Sauerteig der Schriftgelehrten und Pharisäer!"" Von dem Pharisäer-Sauerteige vielleicht ein anderes Mal. Uebrigens lieben Brüder! Wer einen Rationalisten im Leibe hat, dem ist nicht so geschwind geholfen. Diese Art fähret nicht aus, denn gemeiniglich durch schmerzliche Demüthigungen, die uns und andern Leuten zeigen, was wir sind, — arme gefallene, finstere, ohnmächtige Menschen, und — Sünder." M. Bl. 1829, S. 1. 2.

Ueber die vielgerühmte Aufklärung jener Zeit schrieb Zeller in demselben Jahre einem Freunde: „Es ist so viel Aufklärung in eurer Gegend, daß ich fürchte, manche Leute dort werden bald den Mond für die Sonne ansehen und diejenige Weisheit erlangen, welche die Nachteule zum Wahrzeichen hat." M. Bl. 1829, S. 69.

Gegen das gewöhnliche Geschwätz derjenigen, die unsern göttlichen Erlöser den Weisen von Nazareth nennen und mit Sokrates auf Eine Stufe stellen, bemerkt Zeller, anknüpfend an die acht Seligpreisungen, mit welchen die Bergpredigt beginnt:

„Wenn wir von unserm HErrn nichts mehr wüßten als diese acht Aussprüche, so würden sie allein schon jedem nachdenkenden Geiste beweisen, daß in Ihm eine höhere Weisheit und Einsicht, ein höherer Geist wohnte, als in allen Weisen Griechenlands, ja in allen Weisheitslehrern aller Völker und Heiden, deren bekannte und gefeierte Sinnsprüche neben diesen göttlichen Zeugnissen dastehen, wie Menschenweisheit neben der Gottesweisheit, wie die seichte Oberfläche neben unergründlicher Tiefe." M. Bl. 1839, S. 69.

Die sogenannte höhere Kritik ist die falschberühmte Kunst, welche von ihren Verehrern auf unsern protestantischen Hochschulen anstatt der göttlichen Wahrheit und der heilsamen Lehre den jungen Theologen vorgetragen wird, ganz geeignet, dieselben für ihr künftiges heiliges Amt zu verderben. Solche Professoren schonte Zeller nicht, sondern deckte mit freimüthiger Rede ihr Treiben auf. „Eine Verfälschung des Wortes

Gottes besteht darin, daß man Menschenlehre und Menschenwort dem Worte Gottes gleich setzet, und die Gewissen daran binden will, als an Etwas zur Seligkeit Nothwendiges. Beides ist Vergötterung des Menschlichen und Verfälschung des Göttlichen. Eine andere Verfälschung des Wortes Gottes ist der Münzverfälschung der Kipper und Wipper ähnlich, welche die guten Münzen beschneiden und befeilen. Dieß geschieht, wenn die theologischen Kipper und Wipper mit der Gänsefeder ihrer falschberühmten Kunst, der von ihnen sogenannten höheren Kritik, hie ein Kapitel, da ein Kapitel, hie ein Buch, dort ein Buch der heiligen Schrift, hie ein wenig, da ein wenig als unächt durchstreichen, oder einen fremden Sinn in die Schrift hineintragen, oder den göttlichen Sinn, der darin liegt, herausnehmen und ausleeren, und die heilige Schrift nicht sagen lassen, was sie sagt, sondern was sie wollen, daß sie sagen soll.“ M. Bl. 1844, S. 21.

Zeller verbarg sich nicht die ungeheure Tragweite dieser Verdächtigung der heiligen Schrift, die erst in der theologischen, dann in der populären Literatur um sich gegriffen hat. Er vergleicht die sogenannten Kritiker mit Feinden, die einen Bau durch unterirdische Arbeit unterminiren. „Die Verdächtigung, Verdrehung, Verläugnung und Verwerfung der heiligen Schrift ist dieses elende Minirerhandwerk. Die Schrift enthält das Zeugniß Gottes von seinem Sohne. Kein anderes ist so hoch, so heilig, so lebenskräftig, so tausendfältig übereinstimmend durch Geist, Wasser und Blut in allen Jahrhunderten bestätigt; denn es giebt kein wichtigeres und größeres Zeugniß, keines, auf dessen Verwerfung ein so unendlicher Verlust erfolgte. Denn wer es verwirft, verliert nicht nur Grund und Boden ewiger, seliger Wahrheit, der geräth nicht nur in einen kräftigen Irrthum nach dem andern, der wird nicht nur von der geraden Richtung nach dem ewigen Mittelpunkte alles Lichtes, aller Liebe und alles Lebens weggeschleudert und in ewiger Kreisbewegung herumgewirbelt, sondern er benimmt sich auch durch die Verwerfung des heiligsten Zeugnisses mehr und mehr allen Sinn für göttlichbeglaubigte Wahrheit, alle Glaubensfähigkeit für dieselbe; er tödtet endlich den Glauben, in welchem der Mensch allein gerettet werden kann. So verliert er dann seinen lebendigen Antheil an dem Retter und der Rettungsgnade; er verliert sein Bürgerrecht mit den Heiligen und Hausgenossen Gottes, er verliert den Sohn, den Vater, das Vaterhaus, den Himmel, die Heimath. So wird er grund-, boden- und heimathlos. Und diese Verwerfung des göttlichen

Zeugnisses lassen sich Menschen zu Schulden kommen, die es sehr übel nehmen würden, wenn man sich Aehnliches erlaubte gegen ihr eigenes menschliches Zeugniß." M. Bl. 1830, S. 39.

In der Apostelgeschichte Kap. 19 kommen jene Beschwörer zu Ephesus vor, welche den Namen Jesu im Munde führten und doch selbst keinen Glauben an Jesum und keine Liebe zu Ihm hatten. Sie trieben das Beschwören als eine Art Handwerk, sei es aus Ehrgeiz, sei es des Geldgewinnes wegen. Sie hatten gesehen und gehört was Paulus that, der im Namen Jesu die Kranken heilte und die bösen Geister austrieb. Dies versuchten sie nachzumachen, aber es ist ihnen übel bekommen. In diesen jüdischen Priestersöhnen sieht Zeller mit Recht ein Bild unserer Rationalisten und Unglaubigen, welche christliche Prediger und Seelsorger sein wollen.

„Wie viele Kameraden haben diese Beschwörer! Ihnen gleichen alle moralischen Schwätzer, die mit der Sittenlehre Kranke heilen wollen, ohne an Jesum zu glauben. Ihnen gleichen alle Maulbraucher, alle Schönredner, die von rednerischen Floskeln Wirkungen erwarten, welche nur vom Geiste der Kraft ausgehen, der ihnen fehlt, weil sie nicht glauben an Jesum, ob sie gleich Seinen Namen im Munde führen. Ihnen gleichen alle Weihnachtsprediger, die den HErrn des Lebens für einen Sohn Joseph's halten, alle Passionsprediger, welche das Blut der Versöhnung für unrein achten, alle Osterprediger, welche die Auferstehung ein Erwachen aus der Ohnmacht, und die Himmelfahrt des Tiefernieodrigten und Hocherhabenen ein lykurgisches Verschwinden heißen; alle Pfingstprediger, welche von einer heiligen Begeisterung faseln, aber an keinen heiligen Geist glauben und dessen Einwirkungen läugnen. Ihnen gleichen endlich die Aarons und Jerobeams aller Zeiten, die selbstgemachte goldene Kälber aufrichten und dann sprechen: Sehet, das sind die Götter, die euch aus Aegypten geführt haben!" M. Bl. 1830, S. 89.

Die Gestalten, Farben und Redensarten des Unglaubens und Abfalls sind mannigfaltig und veränderlich. Es kommt darauf an, den Grund und die Wurzel des Uebels zu erkennen, um es dann auf die rechte Weise und mit den rechten Waffen zu bekämpfen.

Die Bezweifler der Bibel geben vor, daß der Fortschritt der Erkenntniß und die wissenschaftliche Aufrichtigkeit sie zu der Haltung, die sie einnehmen, bestimmen. Aber der Quell ihres Irrthums ist ein ganz anderer. „Wer sich noch an dem HErrn und seinen Worten ärgern kann,

wer nur so viel von seinen Worten annimmt und gelten lässet, als er davon versteht, der glaubt eigentlich noch nicht an die Person des HErrn, sondern nur an sich, und setzet sein Ich neben den HErrn oder gar über Ihn. Solche Kritiker und Kritikaster glauben nicht an den Namen des HErrn Jesu, haben also auch nicht das Leben in diesem Glauben. Sie haben vielleicht einen Glauben an seine Macht, die sie sehen, aber keinen Glauben an seine Wahrheit und wahre Persönlichkeit, die sie bekritteln, keinen Glauben an das Herz Jesu, von dem sie sich mehr abgestoßen, als zu demselben hingezogen fühlen. Es fehlt an der glaubigen Liebe und an dem liebenden Glauben an den reinen, heiligen und hochehrwürdigen Charakter Jesu." M. Bl. 1848, S. 12.

Die tiefsten Blicke in die Gründe und Ursprünge des Unglaubens eröffnet uns Christus in jenem Gespräch mit den widerspänstigen Juden bei Johannes im 5. Kapitel. „Ich kenne euch," sagt Er, „daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt." „Wer das Menschenherz kennt, der weiß wohl, daß man bei eigengerechten Menschen keine Liebe Gottes voraussetzen, ja kein Gefühl für diese Liebe erwarten kann. Der HErr kennet diese Gefühllosigkeit wohl, sie ist jene traurige Voraussetzungslosigkeit, welche nicht nur den Sinn für das Göttliche entbehrt, ihn nicht nur nicht aufkommen lässet, sondern ihn auch tödtet, während sie den Menschen dahin bringt, von einem Heuchler oder Großsprecher dergestalt eingenommen und bezaubert zu werden, daß er denket und spricht: Der ist die Kraft Gottes, die da groß ist. (Apostg. 8, 9. 10.) Wo man keinen Sinn und kein Gefühl der Liebe Gottes voraussetzen kann, da ist auch nichts Anderes zu erwarten, als Verkennung und Verachtung des Göttlichen, dagegen Ueberschätzung und Ueberhebung des Menschlichen und Creatürlichen, folglich die Hinneigung zum Antichristenthum."

Abermal sagte der HErr: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet, und die Ehre die von Gott allein ist, suchet ihr nicht."

„Es ist ein sehr tiefer Wink, den uns der HErr hier über den geheimen Wurzelgrund des Unglaubens giebt. Es ist der Hochmuth und der eitle Ehrgeiz. Wie die Wahrheit aus der Offenbarung Gottes hervorgeht, so gehet die wahre Ehre oder Schande aus dem Urtheil Gottes hervor. Wie der Allwissende dich beurtheilt, so bist du. Aber gleichwie der Hochmuth die gegebene Offenbarung Gottes verachtet, und seine eigenen Gedanken und Fündlein vorziehet: so verachtet der Ehrgeiz das Urtheil

Gottes, des souveränen Richters, und ziehet ihm das eigene und das beschränkte, kurzsichtige und bestechliche Urtheil der Menschen vor. Nicht wie Gott über ihn urtheilt, sondern was Menschen von ihm urtheilen, ist dem eiteln Ehrgeize das Höchste. Das ist verkehrt. Die höchste Offenbarung der Wahrheit liegt in der Offenbarung des Vaters im Sohne, in der Offenbarung Gottes im Fleische. Darin liegen für den Wahrheitssinn verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. Aber gerade diese höchste Offenbarung Gottes ist dem menschlichen Hochmuthe und Ehrgeize, dieser Grundverkehrtheit, von jeher die anstößigste gewesen, den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit, und da diese Verkehrtheit überall die Mehrheit bildet: so gehört auch überall eine Selbstverläugnung, eine Verläugnung des Hochmuthes und des Ehrgeizes dazu, um an diese Offenbarung zu glauben, und sie durch den Glauben zu erkennen. Die Weigerung gegen diese Selbstverläugnung ist die geheime Schuld des Unglaubens. Die andere Schuld ist die Liebe zur Ungerechtigkeit; denn auch dadurch wird die Wahrheit aufgehalten, wie sie durch jenen Widerwillen gegen die Verläugnung des Hochmuthes und Ehrgeizes und des Menschenlobes aufgehalten wird. Im Grunde aber ist dieser Widerwille selbst schon eine Ungerechtigkeit. Wo sie herrschet im Herzen, kann der Glaube nicht aufkommen." M. Bl. 1844, S. 44. 45.

Es ist nichts gebräuchlicher, aber auch nichts trüglicher und gefährlicher, als daß man sich bei den ungläubigen Ansichten und Neigungen des eigenen Herzens auf die Autorität der Gelehrten, der „Männer der Wissenschaft" stützt. „Auch Gelehrte sind bei aller vermeinten Voraussetzungslosigkeit sehr oft nicht frei von Vorurtheilen und vorgefaßten oder nur nachgesprochenen Meinungen. Und wie schnell ist der Sprung von einem widrigen Vorurtheil gegen eine Person zu einer Verwerfung derselben!" M. Bl. 1852, S. 68.

Sollte es ohne Grund sein, daß im Evangelium gerade die Gelehrten in Israel als die Blinden und Vorurtheilsvollen erscheinen, als die allerletzten, deren Urtheil und Rath man in Sachen der Seligkeit sich anvertrauen sollte!

Verhält es sich so mit mit dem Glauben und mit dem Unglauben, daß sie beide aus dem Herzen kommen und dem Zustand des Herzens entsprechen, so ergiebt sich daraus, auf welche Art man den Unglauben bekämpfen soll und auf welche Art nicht.

„Ihr wollet Ungläubige und solche, welche Denker sein wollen, auf dem Weg der Schlüsse, der Gründe und logischer Beweise für den HErrn gewinnen? Das wird euch nicht gelingen!“ So schrieb Zeller 1831 an einen unerfahrenen Freund. „Die Meisten werden ungläubig bleiben. Denn das sind Leute, welche die Sonne und den Mond mit der Hand begreifen wollen. Sie haben nur für das Begreifliche Sinn. Es ist aber leicht begreiflich, daß das Begreifliche nicht das Höchste sondern das Niedrigste ist. Der Stein wird begriffen, aber die Sonne nicht. Das Meiste, was ich auf dem Wege der Beweise in Glaubenssachen ausgerichtet zu haben mich erinnere, ist das Geständniß gewesen: Sie haben meinen Verstand überzeugt, aber mein Herz kann sich's nicht aneignen. Die Apostel bekennen dem HErrn: wir haben geglaubt und erkannt; sie sagen aber nicht: wir haben erkannt und geglaubt. Der Glaube geht der rechten heiligen Erkenntniß voran. Ich weiß aber auf Gottes Welt nichts, was dem Glauben so sehr den Weg bahnt als Armuth, Noth und Elend. Darum ist eine so vornehme, reiche und satte Person dem Glauben wie verschlossen. Wartet daher bis sie recht arm wird, und dann gebet ihr Gottes Wort und Verheißung.“ M. Bl. 1831, S. 68.

Der rettende Glaube kömmt auf ganz andere Weise zu Stande. „Er ist nicht ein Product logischer Schlußfolgerungen und Beweise, kein Product begrifflicher Verstandesthätigkeit, auch nicht ein Product von eigener Willenskraft und Willensanstrengung, sondern er ist die Wirkung eines von Gott gegebenen geistigen Lichtes, das durch das Evangelium von dem Heiland aller Menschen, wie ein Lichtstrahl in die Finsterniß fällt, auf ähnliche Weise einen hellen Schein in das Herz gibt, woraus eine Erleuchtung entsteht, durch welche die Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Jesu, des Messias, erkannt wird.“ (2. Kor. 4, 6.)

„Da geschiehet etwas Aehnliches, was mit jenem Schaffhauser Jüngling, einem Blindgeborenen, geschah, als ihm der selige Jung-Stilling den grauen Staar operirte, und der sehende Jüngling ausrief: Ich sehe die Herrlichkeit Gottes! — Es fällt Einem wie Schuppen von den Augen; es gehet Einem ein Licht auf über das Geheimniß der Persönlichkeit Gottes in Christo; der Mensch lernt seinen Heiland kennen, der gleichsam vor ihm steht, und an sein Herz tritt. Ein unvergeßlicher und seliger Augenblick voll Herzensfreude!“

„Da wird Einem der Sinn gegeben, zu erkennen den Wahrhaftigen

und zu sein in dem Wahrhaftigen. Da braucht der Mensch keine sogenannte höhere Kritik, welche diesen schönen Namen mit Unrecht führt, und eigentlich die erbärmliche Kritik heißen sollte. Denn nun erkennt der Mensch die Wahrheit an der eigenthümlichen Kraft der Wahrheit und an der erleuchtenden Kraft ihres Zusammenhanges; er erkennt den Hirten an seiner Stimme, und den Geist der Wahrheit an der Uebereinstimmung seines Zeugnisses, das Harmonische an seiner Consonanz, oder daß ich es kurz sage, man erkennt die Wahrheit an ihrer Wahrheit, und den Wahrhaftigen an seiner Wahrhaftigkeit." M. Bl. 1843, S. 89.

Der lebendige Glaube ist eine Sache des Herzens. Ein Beispiel aus der Schrift, wie er zu Stande kommt, ist Nathanael, der zwar anfangs fragte: Was kann aus Nazareth gutes kommen? — dann aber bei der ersten Begegnung mit Jesu so weit kam, daß er ausrief: „Rabbi, Du bist Gottes Sohn, Du bist der König Israels!" „Sehet wie bald ein aufrichtiges Herz ohne Falsch, wenn auch gleich der Kopf zweifelt und Vorurtheile hat, zum Glauben an Jesum gebracht ist! Der lebendige Glaube ist eine Sache des Herzens. Muß also nicht der Fehler im Herzen liegen, muß nicht Falschheit, Unaufrichtigkeit, Unredlichkeit des Herzens, geheime Sünden- und Weltliebe, Hang zur Ungerechtigkeit sein was die Wahrheit in denjenigen aufhält, die schon so vieles von Jesu wissen, und doch noch nicht, seit vielen Jahren nicht an Ihn glauben? Leider, während das Wachs im Sonnenstrahle schmilzt, verhärtet sich die Erdscholle an demselben. Das ist die Sünde, daß sie nicht glauben an Jesum, den der redliche Nathanael so schnell in seiner göttlichen Hoheit erfaßte. Verschwendet daher doch keine Beweise an die, so immerdar lernen und doch nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen; solchen Leuten fehlt es ja nicht an Verstand, sondern am Herzen, das gestraft, erschüttert und entlarvt werden muß." M. Bl. 1832, S. 76.

So muß denn auf eine andere und bessere Weise der Unglaube bekämpft und der Glaube empfohlen werden.

„Viele Lehrer wenden sich mehr an die Phantasie der Zuhörer, andere mehr an die Gefühle derselben, andere mehr an den Verstand, je nachdem sie mehr in blühender oder prächtiger, oder mehr in empfindsamer, auf die Schnupftücher berechneter, oder mehr in logisch geordneter Begriffssprache zu denselben reden. Die rechte Methode aber ist die, nach welcher man sich vornehmlich an das Gewissen der Menschen hält und durch das Gewissen an sie und in sie spricht. Das Gewissen des Men-

schen ist diejenige Thüre des Herzens, an welcher der heilige Thürhüter (vgl. Joh. 10, 3.) am längsten Wache steht, und welche der Satan am spätesten, wann er Phantasie, Gefühl und Verstand schon längst eingenommen hat, oder vielleicht nie ganz in Besitz nehmen darf. Daher rechtfertigt und empfiehlt sich die Wahrheit noch am Gewissen, wenn sie auch nicht mehr die Phantasie, noch das Gefühl, noch den Verstand, noch den Willen beweget, und thut es, so lange der Mensch noch nicht die unseligste aller Künste gelernt hat, nämlich die, sein Gewissen zu übertäuben. Nur ist es erforderlich und unerläßlich, daß die Wahrheit freimüthig, rein und lauter, mit Vermeidung der Hauptfehler, und recht einfältig und herzlich geoffenbaret werde. Dieß geschiehet immer am besten, wenn man sie vor Gott offenbaret, das ist, im tiefgefühlten Bewußtsein der Gegenwart des HErrn und der Erscheinung vor seinem Richterstuhle. Dieß tiefgefühlte Bewußtsein spricht der Apostel aus, (2. Kor. 5, 11) wenn er sagt: Dieweil wir wissen, daß der HErr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten (suchen wir die Leute mit Ernst und Milde zu überzeugen); aber Gott sind wir offenbar. Ich hoffe aber, daß wir auch in euerm Gewissen offenbar sind. — Es ist auch gut und recht zu denken, daß in der Stunde, da der Lehrer zu den Menschen redet, ein oder der andere Zuhörer die zu offenbarende Wahrheit zum ersten Male, oder ein anderer sie zum letzten Male höret, und daß einst beide, der Lehrer und der Zuhörer, und die Art wie geredet, sammt der Art, wie gehört worden ist, vor dem Richterstuhle Christi offenbar werden wird. O das treibet an, sich wohl zu beweisen an der Zuhörer Gewissen! Das verleidet Einem alle Schnörkel, Zierrathen und Blümchen, die das unmittelbare Eindringen ins Gewissen nur hemmen und aufhalten! Das verleidet Einem das Ermahnen Anderer, ohne sich selbst am meisten zu ermahnen und zu richten!" M. Bl. 1844, S. 21.

Das Wirksame zur Hervorbringung des Glaubens bei den Zuhörern ist ein freimüthiges und entschlossenes Bekenntniß, das aus einem glaubenden Herzen hervorgeht. „Nur ein glaubiges Herz kann zeugen, und nur glaubige Zeugnisse hat die Welt, die gelehrte, wie die ungelehrte, nöthig; denn die gründlichsten Beweisführungen, die beredtesten Vertheidigungen sind fast immer nur den Glaubigen nützlich, selten den Unglaubigen, wovon weit die meisten nicht durch gelehrte Wissenschaftlichkeit, sondern durch herzliches Zeugniß, durch die Lebenskraft der Wahrheit in demselben, überzeugt und zum Gehorsam des Glaubens gebracht worden sind. Die

Macht der Ueberzeugung ist eigentlich nichts anders als die auswirkende Kraft des innern Lebens; denn Leben wirkt Leben."

„Ein solches freimüthiges Zeugniß wird und muß entschlossen sein, und so ist es, wenn der Bekenner alle Verantwortlichkeit seines Bekenntnisses übernimmt, und so dazu steht, daß er sich alle Folgen desselben gefallen zu lassen bereit und willig ist. Daher fehlt denjenigen Bekenntnissen, bei welchen sich der Verfasser scheut, seinen Namen beizusetzen, eine bedeutende Erforderniß, die Entschlossenheit. O welch eine Summe von herrlichen Wahrheiten verdanken wir solcher Entschlossenheit ihrer Bekenner! Wie liebenswürdig finden wir den theuren Kurfürsten von Sachsen, der lieber seinen Kopf hergeben wollte, als das Augsburgische Bekenntniß zurücknehmen! Wie bewegt uns Luther das Herz, wenn er vor dem Reichstage spricht: Hier stehe ich; ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!" M. Bl. 1834, S. 84.

Darum ist es etwas so klägliches, wenn diejenigen, die zur Verkündigung der Wahrheit berufen sind und diesen Beruf auch gerne erfüllen möchten, dabei kleinmüthig und zaghaft zu Werke gehen und sich verlegen benehmen. „Wenn man bemerkt, wie frei, öffentlich und ohne Rückhalt der Irrthum und die Lüge von jeher und besonders in unsern Tagen auftritt und sich ausspricht: wie widerlich und betrübend muß es da einem Freunde der göttlichen Wahrheit sein, wenn er sehen muß, daß Männer, die berufen sind das Wort Gottes zu verkündigen, wie auf Kohlen zu stehen scheinen, wenn sie dasselbe vor einer gemischten Versammlung, namentlich auch vor angesehenen Ungläubigen freimüthig predigen sollen! Wie sie da hinter dem Berge halten; wie sie so leise auftreten; wie sie so unbestimmt und schwebend reden; wie schüchtern sie verhüllen; wie zart sie winken; wie süß und verzuckert sie die Geistesspeise darreichen; wie sehr sie sich bemühen, doch ja an keiner Ecke anzustoßen, Niemand unangenehm zu werden; wie sie's allen recht machen wollen! Seid klug wie die Schlangen — das ist ihr Losungswort, womit sie aber oft nur ihre Menschenfurcht, ihren Eigennutz oder ihr Trachten nach Menschenlob vor ihrem eigenen Gewissen zu rechtfertigen suchen." M. Bl. 1830, S. 81.

Doch freilich mit der Freimüthigkeit allein ist es auch nicht gethan. Es gehört Weisheit und zwar nicht bloß menschliche Weisheit, sondern Weisheit von oben dazu, um im Verkehr mit Ungläubigen und Wider-

fachern der christlichen Wahrheit und gegenüber ihren Angriffen und Ausfällen allezeit das Rechte zu treffen.

„Wie soll sich ein christlicher Schullehrer gegen ungläubige Amtsgenossen verhalten?“ — Ueber diese Frage hat Zeller im December 1837 ein Rundschreiben an seine Schüler erlassen, welches werthvolle Winke enthält. „Wenn ihr mit solchen zu thun habt, so wollet vor allen Dingen dem HErrn von Herzen danken, daß Er sich eurer angenommen und euch durch unverdiente Gnade zum Glauben gebracht und erleuchtet hat. Sodann habt ein herzliches Mitleiden mit den armen Menschen, die im hellen Sonnenscheine des göttlichen Wortes nichts sehen, weil der Gott dieser Welt ihre Sinne verblendet hat, so daß sie die ungeheure Verblendung für Aufklärung halten. Lasset uns auch bedenken, welch eine flache, vernachläßigte und heillose Vorbereitung viele unserer Schullehrer genossen haben, und lasset uns mit dem alten Pestalozzi sagen: Wie kann man Grasmückeneier aus einem Neste nehmen, wenn man nur Kukukseier hineingelegt hat? Ferner laßt uns unterscheiden, ob der Unglaube herkomme aus einem geheimen Sündendienste, oder ob er nur von einem schlechten Unterrichte und Unwissenheit herrühre. Aus langer Erfahrung habe ich mich überzeugt, daß die Unwissenheit und eine schlechte Erziehung eine häufige, hingegen geheimer Sündendienst die häufigste Ursache des Unglaubens sei. Stille Ungläubige, die sich vielleicht ihres Unglaubens schämen, verdienen eine ganz andere Behandlung, als diejenigen, die ihn laut bekennen und lehren. Freche Lästerer und Spötter gehören zu den Menschen, von denen der Apostel sagt: Einen ketzerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnet ist, und wisse, daß ein solcher verkehrt ist, als der sich selbst verurtheilet hat.“ Tit. 3, 10—11.

„Habt Ihr das Unglück, von solchen frechen und unnützen Schwätzern und Verführern umgeben zu sein, die da ganze Häuser (und Schulen) verkehren und lehren, das nicht tauget, um schändlichen Gewinnes willen: so könnet Ihr, wo sie Solches in Eurer Gegenwart thun, nicht mit unmännlicher Feigheit stille dazu schweigen, sondern Ihr müsset ihnen ihr Maul, besonders ihr Lästermaul stopfen. (Tit. 1, 10—16.) Dazu bedarf es keines Disputirens, sondern oft nur einer kurzen Frage, eines kurzen ernsten Zeugnisses, einer ernsten, festen, strafenden Mißbilligung. Fraget sie z. B., ihnen fest und ruhig ins Auge blickend: Woher wissen Sie das? — Oder: Was verstehen Sie darunter? — Oder: Sind

Sie Ihrer Meinung auch gewiß, gewiß für Zeit und Ewigkeit? — Oder: Wie? Wenn das, was Sie da läugnen, doch wahr wäre?"

„Spricht ein Ungläubiger verächtlich von der Person Jesu: so ist ein kurzes Zeugniß am rechten Platze, wie folgendes: „„Hören Sie! Wer Jesum verachtet, der verachtet nicht Ihn, sondern den, der Ihn gesandt hat."" (Luk. 10, 16.) Oder: „„Wer Jesum verachtet, und nimmt sein Wort nicht auf, der hat schon, der ihn richtet."" (Joh. 12, 48.) — Auch möchte ein kurzes Zeugniß der Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit, ein kurzes Zeugniß der tiefsten Hochachtung und Ehrerbietung gegen die Person Jesu von Seiten eines Glaubigen, in so fern es mit Innigkeit und Wahrheit abgelegt werden kann, ganz der Pflicht gemäß sein. Denn gegenüber der Lüge und Verleumdung hat nur Wahrheit, tiefgefühlte Wahrheit ohne Heuchelei und Ziererei, ein kräftiges Gewicht."

„Lästert ein solcher Mensch die Bibel oder eine Hauptlehre des Evangeliums: so halte man ihm die zeugende Frage entgegen: „„Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten, welche, nachdem sie erstlich gepredigt ist durch den HErrn, ist sie auf uns gekommen durch die, so es gehöret haben; und Gott hat ihr Zeugniß gegeben mit Zeichen, Wundern und mancherlei Kräften, und mit Austheilung des heiligen Geistes nach seinem Willen."" (Ebr. 2, 3—4.) Oder auch diese ernste Frage: „„Was für eine arge Strafe, meinet ihr, wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen tritt, und das Blut des Testamentes unrein achtet, durch welches er geheiligt ist, und den Geist der Gnade schmähet?"" (Ebr. 10, 29.)

„Ich rathe, solche Zeugnisse am liebsten mit den Worten heiliger Schrift zu geben, und, wenn man sie nicht wortgetreu aus dem Gedächtnisse anführen kann, sie in Gegenwart der Lästerer, Spötter und Verächter in der Bibel aufzuschlagen, und sie solchen Menschen mit ruhigem Ernste und nachdrücklicher Langsamkeit vorzulesen. Kein Wort in der Welt hat größere Kraft als ein geglaubtes Bibelwort. Auch möchte ich rathen, dabei den unglaubigen Gegner ins Auge zu fassen, und Achtung zu geben, ob er den Blick eines glaubigen Mannes aushält, oder seitwärts blicket."

„Auch eine strafende Mißbilligung darf bisweilen nicht unterlassen werden; denn es stehet geschrieben: „„Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern du sollst deinen Nächsten strafen, auf daß du nicht seinetwegen Schuld tragen müssest."" (3. Mos. 19, 17.) Eine

solche strafende Mißbilligung braucht ganz und gar nicht eine Abhandlung zu sein; sie sei lieber kurz, ernst und kräftig. Z. B. „„Sie werden von diesem unnützen Worte an einem sehr ernsten Tage Rechenschaft geben müssen!““ Oder: „„Gott verzeihe Ihnen diese Sünde, und gebe Ihnen Gnade, sie zu bereuen, ehe Sie weggerafft werden!““ Oder: „„Irren Sie sich nicht! Gott lässet seiner nicht spotten!““ Und dgl.“

„Endlich bitte ich Euch herzlich, liebe Brüder! Ihr wollet Euch vor keinem ungläubigen Schullehrer, sei er auch noch so wissenschaftlich gebildet, fürchten. Es steht jeder bodenlos da, und ist er noch dazu ein Lästerer oder Spötter, so ist er schon innerlich abgesetzt und geschlagen. Wie gewisse Leute, die sich vor Gespenstern fürchten, und doch furchtlos scheinen wollen, ihre Gespensterfurcht durch lautes Lachen, Schreien, Pfeifen und Bramarbasiren offenbaren, so offenbaren manche Ungläubige ihre innere Bodenlosigkeit, die sie heimlich fühlen, aber nicht gestehen wollen, durch lautes Lästern, Spotten und Witzeln. Sie fühlen den innern Richter und ahnen das unsichtbare Absetzungsdekret, welches sie vom Amte gesetzt hat. Ebensowenig, ich bitte Euch, wollet Ihr Euch der ungegründeten Meinung hingeben, als ob ein unstudirter, nicht wissenschaftlich gebildeter Glaubiger einem gelehrten Ungläubigen nichts geben, ihm nicht zum Glauben förderlich und dienlich sein könne. Die Erfahrung beweiset häufig das gerade Gegentheil. Glaube, wirklicher lebendiger Glaube wecket Glauben, wie Zeugniß, kräftiges Zeugniß Ueberzeugung wecket, es mag ausgehen von einem Gelehrten oder Ungelehrten.“ M. Bl. 1837, S. 66—69.

Versuchen wir nun zu zeigen, wie Zeller, erfüllt von dieser Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort, seine Schüler in das innere Heiligthum des christlichen Glaubens einzuführen suchte. Hören wir zuvörderst einige seiner Zeugnisse für Christus.

Christus lebt — Er ist Gott und Mensch — Er ist wahrhaftiger Mensch — Er ist die Versöhnung für unsere Sünde. Dies sind gleichsam die verschiedenen Seiten, welche das Geheimniß der Gottseligkeit der Betrachtung darbietet. Sehen wir wie Zeller dasselbe von diesen verschiedenen Seiten beleuchtet.

Christus der da lebt; Christus, welcher denen, die Ihn suchen, nahe, denen, die an Ihn glauben, gegenwärtig ist, war der Stern, der unserm Freunde, nachdem er ihm einmal aufgegangen war, sein Leben lang leuchtete bis in seine letzte Stunde.

„Was ist das helle Licht des Evangeliums? Es sind nicht sowohl die Sittenlehren desselben, welche so manche blinde Blindenleiter fast allein noch gelten lassen, und uns und sich selbst dabei bereden, diese Sittenlehre, aus ihrer innigen Verbindung mit der Person, dem Leben und den Thaten Jesu herausgerissen, predigen, sei soviel als das Evangelium predigen. Das Licht des Evangeliums ist vielmehr die Klarheit Christi; es ist die lichtreiche und trostreiche Erscheinung der allerheiligsten Person, die je auf Erden erschienen ist. Es ist der Stern, der in der Person Jesu Christi der verfinsterten, von dem Gotte dieser Welt unterjochten Menschheit aufgeht. Es ist der himmlische, herzerquickende Glanz, der aus der Geburt, dem Leben, den Thaten, den Worten, aus dem ganzen Charakter, am meisten aber aus dem Leiden und Sterben des heiligen Ebenbildes Gottes, genannt Jesus von Nazareth, hervorleuchtet und in die Herzen hineinstrahlet, die nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden schmachten, während sie in sich und um sich so viel Irrthum, Sünde und Zwiespalt erblicken." M. Bl. 1832, S. 94.

Wie oft haben solche, die dem HErrn anhangen, jene Leute glücklich gepriesen, die damals im heiligen Lande lebten, als Er auf Erden wandelte! „Man kann das Glück eines lehrreichen Umgangs mit dem sanftmüthigsten und demüthigsten Meister nicht hoch genug anschlagen; aber man muß es auch nicht undankbar überschätzen, noch viel weniger beneiden. Gewiß ist es, daß die Jünger und Jüngerinnen unsrer Zeit nicht verkürzt sind in Vergleichung mit denjenigen, die Ihn gekannt haben nach dem Fleische und im Fleische. Ich berufe mich auf diejenigen unter uns, welche seine Nähe erfahren haben, die in einem innigen Gebets- und Bibelumgange mit Ihm stehen, und bald im häuslichen Still-Leben, bald in großer und öffentlicher Versammlung seine Stimme gehört, seinen Unterricht empfangen, und von Ihm gelernt haben, und dieses Glückes noch immer von Zeit zu Zeit genießen. Wenn wir von keinen solchen Stunden zu sagen wissen, für die Ewigkeit gelebt, und so selig als die seligsten, welche jene Jünger und Jüngerinnen im Umgang mit Jesu erlebt haben: so liegt die Schuld an uns, und nicht an dem, daß wir Ihn nicht mit den Händen betastet haben, und Ihn nicht kennen nach dem Fleische. O kommet, Freunde und Freundinnen! und erfahret es, wie selig wahr es ist, was der HErr sagt: Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." M. Bl. 1837, S. 77.

Wir lassen einige Aussprüche über die Gottheit Christi folgen. Wir

erinnern uns, welche Geistesarbeit es unserm Freunde gekostet hat, bis er von den traurigen Irrthümern des Rationalismus frei wurde. Unvermerkt war ihm auf der Universität, und vielleicht schon früher, der Glaube seiner Kindheit, der ihm durch das würtembergische Confirmationsbüchlein eingeprägt worden, abhanden gekommen. Er hatte sich gewöhnt in dem Erlöser nur den edelsten und besten der Menschen zu sehen. Während er in die Redeweise seiner Zeitgenossen einstimmte, scheint er kaum ein Bewußtsein von den furchtbaren Folgen dieses Abfalls von der altchristlichen Lehre in sich getragen zu haben. Als er nun aber nach langem Suchen und Forschen endlich zur lebendigen Erkenntniß der göttlichen Würde Jesu gelangte, da war das Licht um so heller und die Freude um so entzückender. In der frischen Erinnerung an die Gnade, welche ihm widerfahren war, ist folgende Betrachtung über die Buße, und über den Glauben an Jesum, daß Er Christus sei, niedergeschrieben:

„Die Sinnesänderung giebt noch keinen Trost der Vergebung; sie weckt nur das Bedürfniß derselben, die Sehnsucht darnach, sie giebt dem Herzen nicht den Gottesfrieden, nicht die Gewissensruhe; sie läßt vielmehr den Mangel daran tief empfinden. Sie erfüllt das Herz auch nicht mit Freude, mit heiliger Geistesfreude, sondern sie stimmt gewöhnlich zu einer mehr oder minder tiefen Wehmuth und Traurigkeit. Solcher Trost, solcher Friede, solche Freude kommt erst, wenn man an den glaubt, der nach Johannes kam und doch eher war denn er, das ist an Jesum, daß Er der Gesalbte ist."

„Wie geht denn das zu? — Das geht so zu. Du wirst auf das innigste überzeugt und dessen ganz gewiß in deinem Herzen versichert, daß der Gott, der den Vätern erschienen ist, der das Volk Israel aus Aegypten führte, und es auf Adlersflügeln durch das Meer, die Wüste, den Jordan in das Land der Verheißung trug, dessen Schmach Moses allen Freuden des Hofes vorzog, den die Seher Gottes sahen und von Ihm ihre Aufträge empfingen, und der Heilige, der in Gethsemane als Mensch für die Menschheit gerungen und auf Golgatha sich verblutet hat, ein und dasselbe Wesen ist."

„Du erstaunst? Ja erstaune! denn es ist zum Erstaunen. Der Gott, der in der ganzen heiligen Geschichte erscheint, und der Mensch Jesus ist ein und dasselbe Wesen! Gott hat als Mensch unsere Versöhnung und Erlösung rechtlich vollbracht, und wird sie in der Herrlichkeit auf dem Stuhl der Weltregierung nach und nach factisch vollbringen. Hallelujah!"

„Kannst du das mit fester inniger Gewißheit und Zuversicht glauben, so glaubst du an Jesum, daß Er Christus sei; wo nicht, so glaubst du nicht an Ihn. Das glaubte der Kämmerer, als er im Wagen das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesajas las und nicht wußte, von wem der Prophet redete, bis es ihm Philippus bezeugte. Das glaubte Paulus, als ihm der HErr, den er unwissend verfolgt hatte, auf der Landstraße erschien, das glaubte Cornelius, als es ihm Petrus bezeugte."

„Das glaube ich, seitdem Er mir im Garten (Gethsemane) vor mein Herz getreten ist, und mich die Macht der Uebereinstimmung des Schriftwortes mit Seiner sanften Gewalt übermannt hat."

„O, des seligen Glaubens! O, des theuern süßen Geschenkes! besonders nach langer Finsterniß, nach langem Suchen, nach langer Traurigkeit und Dürre." M. Bl. 1830, S. 76.

Die ältesten christlichen Lehrer legen ein vielstimmiges und doch einstimmiges Zeugniß dafür ab, daß der Engel des HErrn, der im alten Bunde erschien, der göttliche Namen trägt, der Jehovah genannt wird und sich selbst so nennt, und doch auch wieder von Jehovah unterschieden wird, Niemand anders war, als der eingeborene Sohn Gottes selbst, der in des Vaters Schooß ist. Der erscheinende Gott war das ewige Wort, welches von Anfang bei Gott war und selbst Gott ist, durch welches alle Dinge geschaffen sind, und alle Offenbarung Gottes vermittelt wird. Es ist der Logos, die ewige Weisheit, es ist derselbe, der, da die Zeit erfüllt war, vom Himmel herabgestiegen und wahrhaftiger Mensch geworden ist zu unserm Heil. Es ist Jesus, der Menschensohn, der von sich sagen konnte: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen; Niemand kennet den Sohn denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn, und wem der Sohn Ihn will offenbaren." Die alten christlichen Lehrer wußten noch nichts von der künstlichen Umdeutung Augustins, daß der Engel des HErrn im alten Bunde ein geschaffener Engel, durch den Gott geredet habe, gewesen sei. Auch Zeller wußte von einer solchen Auslegung nichts. Mit kindlicher Einfalt und mit der größten Freudigkeit des Glaubens bekannte und lehrte er, daß Jehovah, nämlich der zu den Menschen sich herablassende, ihnen erscheinende, mit ihnen redende Jehovah, derselbe ist, der als Jesus von Nazareth unter uns gewandelt und den Tod für uns geschmeckt hat. Dieser Ueberzeugung gab er Ausdruck in dem Brief an eine ungenannte

Freundin mit der Ueberschrift: „Jehovah der Gott Israels und Jesus Christus ist eine und eben dieselbe Person.“ M. Bl. 1833, N. 3.

Er stützt sich unter anderm auf die Stelle des Propheten Sacharja 12, 10, welche lautet: „Sie werden Mich ansehen, in welchen sie gestochen haben und werden Ihn klagen, wie man klaget ein einiges Kind,“ verglichen mit Johannes 19, 32—37. „Von wem redet der Prophet? lesen Sie nur den 1. Vers des Kapitels, so werden sie mit Erstaunen bemerken, daß der HErr selbst, das ist Jehovah, hier spreche: Ja, theure Freundin: der HErr, der den Himmel ausbreitet und die Erde gründet und den Odem der Menschen machet, also der Schöpfer Himmels und der Erde und des Menschen, der in dem nämlichen Kapitel und an sehr vielen Stellen der HErr oder Jehovah, der Gott Israels genannt wird, der spricht hier: Sie werden Mich ansehen, in welchen sie gestochen haben. Also ist der Schöpfer Himmels und der Erde, der dieses hier redet, und der Sohn Gottes, das Wort, durch welches Alles gemacht ist, was gemacht ist, und welches Fleisch ward, und der große Todte, der dort durchstochen worden ist — Eine und eben dieselbe heilige geheimnißvolle Person, die in das Fleisch gekommen ist, und auf Golgatha da hing zwischen Himmel und Erde, Jesus Christus!“ — Den gleichen Beweis führt Zeller aus den Worten des Paulus 1. Korinther 10, 4: „Der geistliche Fels, der mitfolgte, war Christus.“ — „Laßt uns Christum nicht versuchen, wie etliche von jenen Ihn versuchten,“ — nämlich die Israeliten in der Wüste. Ebend. V. 9. Endlich aus der Offenbarung 1, 9. 17. 18; 4, 11; 22, 16. „Die erste Person in der Gottheit ist also nie erschienen und gesehen worden, sondern von Anfang bis zu Ende ist es immer die zweite Person der Gottheit gewesen, der ewige Sohn des ewigen Vaters; der ist erschienen, der hat gesprochen, der ist in Zeit und Welt eingetreten, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit war. Er ist das wesentliche Ebenbild des Vaters, das Angesicht des Unsichtbaren, Ewigen, der Abglanz der Gottheit, der unerschaffene, eingeborene Sohn des Unendlichen, durch welchen der Unendliche mit der Schöpfung vermittelt und ihr geoffenbart wird. Diese Offenbarung ist eine Geschichte geworden, weil sie in Zeit und Welt geschehen ist, und zwar wohl geläugnet, aber nicht ungeschehen gemacht werden kann, und ist die einzigste, denkwürdigste, größte, erhabenste und heiligste aller Geschichten, ja die Geschichte aller Geschichten. Der also offenbar gewordene Gott ist der Lebendige, im Gegensatz von dem Idealischen, aus menschlichen Ge-

danken, Ideen, Abstraktionen und Schlüssen gemachten und todten Gott, dem Geschöpfe menschlicher Vernunft, vor dem sie aber gleichwohl, vergessend, daß er nur ihr Geschöpf und Machwerk ist, niederfällt und es anbetet. Nun dieser geoffenbarte und erschienene Gott, geschichtlich unter uns geoffenbaret und erschienen, der ist — Fleisch — ein sterblicher Mensch geworden, und hat unter uns gewohnet und hat als ein sterblicher Mensch, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan, das Gesetz und die Propheten erfüllet und den Fluch und die Strafe des Gesetzes auf sich genommen und uns davon erlöset, auf daß wir die Kindschaft empfingen. In Ihm und durch Ihn ist dem Uebertreten gewehret, die Sünde zugesiegelt, die Missethat versöhnet, die ewige Gerechtigkeit gebracht und die Gesichte und Weissagung zugesiegelt, und der Allerheiligste gesalbet worden. Er ist Jesus Christus."

„Theure Freundin! seitdem ich dies geglaubt, und erkannt, und im klaren übereinstimmenden Lichte der ganzen heiligen Schrift von dem 1. Kapitel des 1. Buches Mose bis zum letzten Kapitel der Offenbarung Johannes mit der freudigsten Ueberzeugung so erkannt habe, daß mir das Herz im Leibe brannte, und ich die Hände voll Erstaunens zusammenschlug, seit dem kniee ich mit Thomas vor Ihm nieder, bete Ihn an und spreche: Mein HErr und mein Gott!" M. Bl. 1833, S. 17—22.

Gesetzt, Christus wäre nur ein sündloser Mensch, erfüllt mit dem Geiste Gottes in reicherem Maaße als die Propheten, die vor Ihm gekommen waren, nicht eine göttliche Persönlichkeit, nicht das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, nicht Eines Wesens mit dem Vater, was wäre dann die Folge? — Nichts zu sagen von allen andern schrecklichen und den Grund unseres Heils zerstörenden Folgerungen, müßten wir wehklagen: Wir haben Gott nie gesehen noch erkannt, wir kennen Ihn nur vom Hörensagen; Er ist uns nie persönlich kund geworden und Seine Liebe ist uns nie erschienen. Denn daß Gott einen unschuldigen Menschen für die schuldigen Menschen leiden ließe, wäre das die Offenbarung der göttlichen Liebe? — Nein. Anders lautet das Evangelium: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber." 2 Cor. 5, 19. „Groß ist das Geheimniß der Gottseligkeit. Gott ist geoffenbaret im Fleisch." 1 Tim. 3, 16. „Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist?" Joh. 14, 10.

Freundin mit der Ueberschrift: „Jehovah der Gott Israels und Jesus Christus ist eine und eben dieselbe Person.“ M. Bl. 1833, N. 3.

Er stützt sich unter anderm auf die Stelle des Propheten Sacharja 12, 10, welche lautet: „Sie werden Mich ansehen, in welchen sie gestochen haben und werden Ihn klagen, wie man klaget ein einiges Kind,“ verglichen mit Johannes 19, 32—37. „Von wem redet der Prophet? lesen Sie nur den 1. Vers des Kapitels, so werden sie mit Erstaunen bemerken, daß der HErr selbst, das ist Jehovah, hier spreche: Ja, theure Freundin: der HErr, der den Himmel ausbreitet und die Erde gründet und den Odem der Menschen machet, also der Schöpfer Himmels und der Erde und des Menschen, der in dem nämlichen Kapitel und an sehr vielen Stellen der HErr oder Jehovah, der Gott Israels genannt wird, der spricht hier: Sie werden Mich ansehen, in welchen sie gestochen haben. Also ist der Schöpfer Himmels und der Erde, der dieses hier redet, und der Sohn Gottes, das Wort, durch welches Alles gemacht ist, was gemacht ist, und welches Fleisch ward, und der große Todte, der dort durchstochen worden ist — Eine und eben dieselbe heilige geheimnißvolle Person, die in das Fleisch gekommen ist, und auf Golgatha da hing zwischen Himmel und Erde, Jesus Christus!“ — Den gleichen Beweis führt Zeller aus den Worten des Paulus 1. Korinther 10, 4: „Der geistliche Fels, der mitfolgte, war Christus.“ — „Laßt uns Christum nicht versuchen, wie etliche von jenen Ihn versuchten,“ — nämlich die Israeliten in der Wüste. Ebend. V. 9. Endlich aus der Offenbarung 1, 9. 17. 18; 4, 11; 22, 16. „Die erste Person in der Gottheit ist also nie erschienen und gesehen worden, sondern von Anfang bis zu Ende ist es immer die zweite Person der Gottheit gewesen, der ewige Sohn des ewigen Vaters; der ist erschienen, der hat gesprochen, der ist in Zeit und Welt eingetreten, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit war. Er ist das wesentliche Ebenbild des Vaters, das Angesicht des Unsichtbaren, Ewigen, der Abglanz der Gottheit, der unerschaffene, eingeborene Sohn des Unendlichen, durch welchen der Unendliche mit der Schöpfung vermittelt und ihr geoffenbart wird. Diese Offenbarung ist eine Geschichte geworden, weil sie in Zeit und Welt geschehen ist, und zwar wohl geläugnet, aber nicht ungeschehen gemacht werden kann, und ist die einzigste, denkwürdigste, größte, erhabenste und heiligste aller Geschichten, ja die Geschichte aller Geschichten. Der also offenbar gewordene Gott ist der Lebendige, im Gegensatz von dem Idealischen, aus menschlichen Ge-

danken, Ideen, Abstraktionen und Schlüssen gemachten und todten Gott, dem Geschöpfe menschlicher Vernunft, vor dem sie aber gleichwohl, vergessend, daß er nur ihr Geschöpf und Machwerk ist, niederfällt und es anbetet. Nun dieser geoffenbarte und erschienene Gott, geschichtlich unter uns geoffenbaret und erschienen, der ist — Fleisch — ein sterblicher Mensch geworden, und hat unter uns gewohnet und hat als ein sterblicher Mensch, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan, das Gesetz und die Propheten erfüllet und den Fluch und die Strafe des Gesetzes auf sich genommen und uns davon erlöset, auf daß wir die Kindschaft empfingen. In Ihm und durch Ihn ist dem Uebertreten gewehret, die Sünde zugesiegelt, die Missethat versöhnet, die ewige Gerechtigkeit gebracht und die Gesichte und Weissagung zugesiegelt, und der Allerheiligste gesalbet worden. Er ist Jesus Christus."

„Theure Freundin! seitdem ich dies geglaubt, und erkannt, und im klaren übereinstimmenden Lichte der ganzen heiligen Schrift von dem 1. Kapitel des 1. Buches Mose bis zum letzten Kapitel der Offenbarung Johannes mit der freudigsten Ueberzeugung so erkannt habe, daß mir das Herz im Leibe brannte, und ich die Hände voll Erstaunens zusammenschlug, seit dem kniee ich mit Thomas vor Ihm nieder, bete Ihn an und spreche: Mein HErr und mein Gott!" M. Bl. 1833, S. 17—22.

Gesetzt, Christus wäre nur ein sündloser Mensch, erfüllt mit dem Geiste Gottes in reicherem Maaße als die Propheten, die vor Ihm gekommen waren, nicht eine göttliche Persönlichkeit, nicht das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, nicht Eines Wesens mit dem Vater, was wäre dann die Folge? — Nichts zu sagen von allen andern schrecklichen und den Grund unseres Heils zerstörenden Folgerungen, müßten wir weheklagen: Wir haben Gott nie gesehen noch erkannt, wir kennen Ihn nur vom Hörensagen; Er ist uns nie persönlich kund geworden und Seine Liebe ist uns nie erschienen. Denn daß Gott einen unschuldigen Menschen für die schuldigen Menschen leiden ließe, wäre das die Offenbarung der göttlichen Liebe? — Nein. Anders lautet das Evangelium: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber." 2 Cor. 5, 19. „Groß ist das Geheimniß der Gottseligkeit. Gott ist geoffenbaret im Fleisch." 1 Tim. 3, 16. „Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist?" Joh. 14, 10.

Eines Tages war ein Candidat der Theologie, ein wohlmeinender junger Mann, der aber keinen andern als den rationalistischen Unterricht empfangen hatte, und in der mit dieser Richtung gewöhnlich verbundenen Unwissenheit befangen war, zu Gast bei Zeller. Dieser behandelte ihn mit Vertrauen, und ließ ihn auch bei dem Abendgebet der Familie gegenwärtig sein. Hierauf, als er mit Zeller allein war, sagte der Candidat mit dem Ausdruck der größten Verwunderung: „Wie, Herr Inspector, Sie beten zu Jesu?" So etwas war ihm noch nie vorgekommen, und es scheint, er wußte gar nicht, daß es Leute giebt, die ihr Gebet an den Heiland richten. Andere Rationalisten, welche dies wußten, haben sich erfrecht, ein solches Gebet Christolatrie und Götzendienst zu nennen. So Uhlich und die berüchtigten Lichtfreunde in Magdeburg. Solche Erfahrungen mögen Zeller veranlaßt haben, im Jahre 1842 jenen gehaltvollen Aufsatz über „Die Anbetung Christi" zu schreiben. Er gründet dieselbe auf die Lehre der heilgen Schrift, auf die Befehle, die uns in ihr gegeben und auf die Verheißungen, welche an die Anbetung Christi geknüpft sind.

„Christus der Sohn Gottes (1. Kor. 10, 1—11.) ist das sichtbare, erscheinende und redende Wesen Gottes, das ewige Wort und der ewige Sohn dessen, den Niemand je gesehen hat, (Joh. 1, 18. Joh. 6, 46.) noch sehen kann, (1. Tim. 6, 16.) das ausgehende, der Geschöpfwelt sich offenbarende Wesen Gottes, dessen Ausgang von dem Unendlichen von Anfang und von Ewigkeit gewesen ist, (Micha, 5, 1.) das redende Wesen oder das Wort Gottes, das im Anfang bei Gott und Gott selbst war, und ohne welches nichts gemacht ist, was gemacht ist, durch welches nicht nur alle Dinge, sondern auch zu welchem sie alle geschaffen sind. (Kol. 1, 16.) Ist aber Christus der erscheinende und redende Jehovah, ist Er Abrahams und Israels Gott, der Heilige in Israel, neben welchem das Volk Gottes keine anderen Götter haben soll, ist der Vater wesentlich in Ihm und Er wesentlich im Vater, und das Ebenbild des Wesens des Vaters, also daß, wer den Sohn siehet, der siehet den Vater, ist der Vater und der Sohn Ein und dasselbe Wesen in Einem Geiste, (Joh. 10, 30. Joh. 14, 7—14.) wie kann denn die Anbetung Christi ein Götzendienst sein? Muß man nicht vielmehr sagen: Wer nicht Christum als das wesentliche Ebenbild Gottes anbetet, der muß sich aus Gott ein selbstgemachtes Ideal, ein selbstgemachtes Bild gemacht haben, und betet also, wenn er dies sein Ideal, das Werk seiner Gedanken, anbetet, und das geoffenbarte Eben-

bild Gottes verwirft, ein Götzenbild an, und ist also ein Götzendiener?" M. Bl. 1842, S. 21.

Christus sagte zu Seinen Jüngern: „Was ihr bitten werdet in meinen Namen, das will ich thun;" und abermal: „Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen." Joh. 14, 13; 16, 24. Was bedeuten diese Worte: in Jesu Namen? Nach einer sehr gewöhnlichen Auffassung bedeuten sie nichts anders als: auf Seinen Befehl. Aber diese Deutung ist dürftig und unzureichend. Zum Gebet im Namen Jesu gehört jene Einheit mit dem HErrn, in welcher die Jünger damals noch nicht standen. Mit Recht bemerkt Zeller gegen jene ungenügende Auslegung, daß der HErr den Jüngern schon lange vorher Befehl und Anweisung zum Gebet gegeben hatte. Matthäus 6, 11, Lukas 11, 1—4. Wie kann man also der Meinung sein, die Jünger hätten bis zum Charfreitag noch nie auf Jesu Befehl gebetet? Zeller zieht hieraus einen kühnen Schluß. „Im Namen Jesu beten heißt also: sein Gebet an die Person Jesu richten, mit dem Glauben, daß die Person Jesu die wesentliche und persönliche Offenbarung Gottes sei, und daß in dieser Person die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohne." M. Bl. 1841, S. 30.

„Im Namen Jesu bitten heißt: Gott in der Person Jesu anrufen, weil Er im Namen Jesu persönlich sich geoffenbart hat und erschienen ist." M. Bl. 1851, S. 45.

Es ist nicht anzunehmen, daß Zeller jedes Gebet ohne Ausnahme an den Sohn gerichtet wissen wollte, daß er es nicht für christlich gehalten hätte, den Vater im Gebet anzureden. Man müßte sonst gegen die Liturgieen der alten Kirche und selbst gegen das Vaterunser Einsprache erheben, was gewiß unserem Zeller nie in den Sinn kam. Aber allerdings überwog bei ihm, wie in der Brüdergemeinde, die Gewohnheit, im Gebet den Heiland anzureden.

Ein ungünstiger Beurtheiler könnte aus einigen der angeführten Aeußerungen die Folgerung ziehen, daß Zeller in der Lehre von der hochheiligen Dreieinigkeit nicht ganz gesund gewesen sei, sondern sich zum Irrthum jener Christen hingeneigt habe, welche den Vater und den Sohn für Eine Person hielten, wie jener Praxeas, gegen den Tertullian geschrieben hat. So lauten einige Ausdrücke z. B. „der Sohn ist das sichtbare Wesen Gottes, das ausgehende sich offenbarende Wesen Gottes." In seinem Katechismus: „Göttliche Antworten auf menschliche Fragen"

ist nie von drei göttlichen Personen die Rede; das Wort Person kömmt gar nicht vor. Doch hat dies seinen Grund einzig darin, weil eben dies Wort in der Bibel nicht gebraucht wird. Zeller hatte keineswegs die Absicht, die alte, ächte christliche Lehre, wie sie von Athanasius und Augustin vorgetragen, wie sie im nicenischen und athanasianischen Glaubensbekenntniß niedergelegt ist, in Zweifel zu ziehen. Nicht allein im Sinn der altchristlichen Lehre, sondern auch in ihren Worten und gemäß ihrer Form spricht Zeller sich aus, wenn er sagt an einer andern Stelle: „Dieser Beweis der göttlichen Liebe wird noch erstaunlicher, wenn du bedenkst, wer der eingeborne Sohn ist, den Er für die Welt gegeben hat. Er ist die zweite Persönlichkeit Seines unsichtbaren Wesens, in welcher Er sichtbar erscheinend und redend Seiner Geschöpfwelt sich offenbart. Es ist Sein anderes, Sein gottmenschliches Ich, in welchem Er sich selbst erkennt und liebet. Das hat Er für die verlorene Welt hingegeben." M. Bl. 1849, S. 29.

Ueber das Geheimniß der Menschwerdung und über die wunderbare Aufnahme der menschlichen Natur in die Einheit der Person des Sohnes Gottes spricht Zeller sich in tiefer und geisterfüllter Weise aus, im Anschluß an die Worte „Nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut haben, ist Er es gleichermaßen theilhaftig geworden" (Hebr. 2, 14). „Weil die Kinder, nämlich die Menschenkinder, Fleisch und Blut, irdische, schwache und sterbliche Natur mit einander gemein haben, so hat der, welcher ihr Herzog zur Seligkeit, ja ihr Führer zur Herrlichkeit sein sollte, nach dem höheren Willen Gottes und unseres Vaters solche Natur mit ihnen getheilt und gemein gehabt, damit Er in dieser gemeinschaftlichen Natur ihnen ähnlich und gleich und in Wahrheit und Wirklichkeit Einer aus ihnen, und ihr Mitbruder als ein wahrer und wirklicher Mensch sein und sie auch mit Wahrheit, ihrer sich nicht schämend, Brüder heißen möchte. Es ist bei dieser tiefen Herablassung des HErrn und Schöpfers nicht sowohl die Möglichkeit, als vielmehr die Tröstlichkeit solches Theilhaftigwerdens und An-sich-Nehmens menschlicher Natur anbetend zu bewundern. Denn wie sollte man an der Möglichkeit zweifeln können, da bei Gott alle Dinge möglich sind? Und wir Menschen sind ja auch ein wunderbares Beispiel von der Möglichkeit einer Vereinigung von zwei sehr verschiedenen Naturen zu Einer Person. Sind wir nicht eine geistige Natur, auf das innigste mit einer körperlich-irdischen, viel niedrigern und geringern Natur, vereinigt zu Einem Ich? Wie sollte es nun dem Schöpfer, der bei dem

Menschen zwei so verschiedene Naturen zu Einer Person verbunden hat, nicht möglich sein, eine auch viel geringere Natur an sich zu nehmen, wie die menschliche in Vergleichung mit der göttlichen Natur ist, und in solcher Vereinigung Eine gott-menschliche Person zu sein? Aber viel bewunderns- und anbetenswürdiger ist die Tröstlichkeit dieser Thatsache. Es ist da Etwas geschehen, das nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Es ist eine Einverleibung göttlicher in menschliche Natur geschehen, durch welche es möglich ist, daß Er in uns und wir in dem HErrn und Gott sein können, und die von den wichtigsten Folgen ist. Es ist ein edler, heiliger Zweig in den Baum der Menschheit eingepflanzt worden, welcher nicht aufhört, veredelnd und wiederherstellend auf alle empfänglichen Aeste und Zweige des Baumes einzuwirken. Es ist eine Gotteskraft in die menschliche Schwachheit, ein ewiges Leben in unsern Tod, eine göttliche Wahrheit in unsern Irrthum, ein göttliches Licht in unsere Finsterniß, eine Versöhnungs- und Reinigungskraft in unser ungeheures Verderben, eine heilsame Gnade in unser Gericht gebracht worden, welche nicht nur überschwänglich alles entgegengesetzte Unheil übertrifft, sondern auch schlechterdings nicht mehr wieder hinausgebracht werden kann.“ M. Bl. 1837, S. 25. 26.

Es ist die wahre und wirkliche Menschennatur, die der Sohn Gottes angenommen hat. Sie ist das verlorene Schaf, das der gute Hirte gesucht, gefunden, als eine schwere Bürde auf Seine Schultern genommen und also gerettet und heimgebracht hat. Dies ist der Grund unserer Hoffnung, und darauf beruht unser Friede, darauf beruht auch unsere Heiligung. Hierüber spricht sich Zeller folgendermaßen aus: „Es kann dem Menschen Niemand so ganz helfen, als sein Schöpfer; es will ihm Niemand so ganz helfen, als der ihn gemacht hat; es darf ihm aber auch Niemand helfen, als ein Mensch, der, für Alle sich hingebend, den Starken menschlich überwunden, und sich das Recht menschlich erworben, und sich dieser herrlichen Macht, uns armen Menschen zu helfen, menschlich würdig gemacht hat. Darum ist der Schöpfer, das ewige Wort, Mensch geworden, hat unsere sterbliche Natur unsündig, wie Adam einst war, an sich genommen, sie dadurch geheiligt, und, unsere Stelle vertretend, durch seinen Tod dem Tode die Macht genommen, und, der Menschheit sich wesentlich einverleibend, das Leben und unvergängliches Wesen nicht nur an's Licht gebracht, sondern auch mittheilbar gemacht dem sterblichen Menschen durch den Glauben an seinen Namen, und mittheilbar gemacht dem sündigen Menschen durch

den Glauben an sein Blut, das vergossen ist, als das Blut des neuen Bundes, zur Vergebung der Sünden für Viele. Jesus ist der Christ, der Mensch-gewordene Schöpfer. Er ist der Heiland der gefallenen Menschheit; seine mittheilbare Menschen-Natur ist das Heilmittel derselben. Er ist ihr Hirte, Bischof, Arzt, Erzieher und Erretter. Er allein!" M. Bl. 1836, S. 5.

Ueber die Worte des Apostels Römer 8, V. 3. „Gott sandte Seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und als Sündopfer, und richtete die Sünde im Fleisch," spricht sich Zeller folgendermaßen aus: „Worin bestand diese Aehnlichkeit? Sie bestand in der — Schwachheit und Sterblichkeit der menschlichen Natur, worin Er nicht nur ein wahrer und wirklicher Mensch, sondern auch ein schwacher und sterblicher Mensch wurde, und auch in seinem Aeußerlichen an Geberden als ein wahrer und wirklicher Mensch erfunden, und allerdinge uns gleich und allenthalben versucht wurde, gleichwie wir, doch ohne Sünde. Und wer Ihn nicht nur in seiner Knechtsgestalt, sondern auch in seiner Martergestalt erblickte, worin Er nicht nur wie ein Verbrecher und Uebelthäter aussah, sondern auch unter die Uebelthäter gerechnet und von Hunderten oder Tausenden dafür gehalten wurde: wie mußte der heilige Menschensohn einem solchen Zuschauer nicht nur in der Aehnlichkeit, sondern gar in der Gleichheit des sündlichen Fleisches erscheinen! Ja, diese Martergestalt im Garten, im Richthause und am Kreuze, die ist wohl die allerniedrigste Gestalt des sündlichen Fleisches, die tiefste Aehnlichkeit der gefallenen Menschen-Natur in den Augen der Zuschauer gewesen. Eine Gestalt, so unähnlich dem edlen, heiligen, innern Charakter und Wesen des Sohnes Gottes, so unähnlich Seiner innern Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, daß ich wenigstens mich nicht darüber verwundere, wenn das geschah, was der Heiland vorher gesagt hat, als Er sprach: „„In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern."" Was würden wir gethan haben, wenn wir dabei gewesen wären?" M. Bl. 1848, S. 93.

Es ist eine beseligende Wahrheit, daß der Sohn Gottes uns vorangegangen ist, unsere Prüfungen und Anfechtungen erfahren und siegreich bestanden hat. Er ist uns vorangegangen als der Durchbrecher, Er hat wirklich Bahn gemacht, daß wir sollen nachfolgen Seinen Fußtapfen. Er hat nicht Seine göttliche Allmacht und Allwissenheit zu Hülfe genommen, um den schweren Kampf, der Ihm verordnet war, zum Siege hinauszuführen; Er wandelte nicht im Schauen, sondern, wie wir zu wandeln

berufen sind, im Glauben. Auch für diese Wahrheit legt Zeller sein Zeugniß ab.

„Als Mensch und im Stande Seiner Erniedrigung und Entäußerung, war Er ein Mensch, wie wir, die Sünde ausgenommen. Er war versuchungsfähig, wie wir, und allenthalben versucht, wie wir; Er war sterblich, wie wir, und der Schwachheit unterworfen, wie wir, also daß Er Schmerz empfinden, hungrig und durstig sein konnte, wie wir, daß Er müde, schläfrig, matt werden konnte, wie wir; Er mußte lernen und zunehmen, wie wir, z. B. Gehorsam lernen und zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade, wie wir; und ob Er gleich, als ein Seher Gottes, Vieles sah, was wir nicht sehen, und Vieles wußte, was wir nicht wissen, und zu Nikodemus sagen konnte: „„Wir reden, das wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben:““ so ist es doch gewiß, daß Er in Seiner Niedrigkeit nicht Alles wußte, und auch im Glauben und durch Glauben geübt werden konnte, wie wir; daher wir auch mit Recht singen:“

Glaubiger Jesu! auf Vertrauen
Wollt'st Du Dein Reich allein erbauen,
Das Dir der Vater zugesagt.
Von Außen, Innen ganz beraubet,
Hast Du doch stille fortgeglaubet,
Und bliebst im Zagen unverzagt.
HErr, ich vertraue Dir!
Nur bitt' ich: Schenke mir
Deinen Glauben!
Jesu, Jesu! Hilf mir dazu,
Daß ich so glaubig sei, wie Du!

„Aber, obgleich von Kindheit auf und sein Leben lang unter das Gesetz gethan, hat Er es dennoch, weder in Gedanken und Begierden, noch in Worten und Werken, nie übertreten, sondern es durch sein ganzes Leben vollkommen erfüllet, sein Herz und Leben von allen Befleckungen und Antastungen unter allen Versuchungen rein erhalten, und Seine Sendung so untadelig und gänzlich ausgerichtet, daß Er sagen konnte: „„Ich habe Dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, daß Du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.““ (Joh. 17, 4.) — Sein ganzes Leben und jeder Tag desselben, ja jeglicher Gang und Schritt eines jeglichen Tages war eine vollkommene Erfüllung des Willens Gottes in aller Wahrheit, Liebe, Demuth, Geduld und der unerschütterlichsten Standhaftigkeit, ein fortgesetzter, zusammenhangender, nie unterbrochener Gehorsam bis zum

Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, ohne daß Er sich auch nur ein einziges Mal Etwas herausgenommen oder angemaßt hätte, das Ihm der Vater nicht gegeben. Also hat Er unsere sterbliche Natur an Sich geheiliget, der ewigen Gerechtigkeit durch Sein ganzes Leben völlige Genüge geleistet, ja alle Gerechtigkeit erfüllet, und ist auch dadurch die Versöhnung unserer und der ganzen Welt Sünde um so mehr geworden, weil Er, als der wahre Mittler zwischen Gott und den Menschen, und als unser einzig wahrer Hohepriester und Stellvertreter, im Namen Aller, im Namen seines ganzen Volkes, d. i. an unserer Statt, vor Gott lebte und wandelte bis in den Tod.“ M. Bl. 1839, S. 6.

Die schöne Strophe, welche hier angeführt wird, ist aus dem Liede des mystischen Theologen Gottfried Arnold: Heiligster Jesu, Heiligungsquelle. Nach diesem hat auch Philipp Matthäus Hahn in seinen Predigten mit tiefer Erleuchtung über den Wandel Jesu im Glauben gesprochen.

Es trat an Zeller die gefährliche Frage heran: ob denn der Heiland, der versucht wurde in allen Stücken, gleichwie wir, doch ohne Sünde, auch hätte fallen können? Zeller hätte hierauf getrost mit einem offenen und entschiedenen Nein antworten dürfen. Er beantwortete diese Frage in einer für ihn bezeichnenden bescheidenen Weise.

„Ihr wünschet, lieber Bruder, meine Gedanken über die Frage zu vernehmen: ob unser Heiland im Fleische versuchungsfähig gewesen sei, ob eine Möglichkeit bei Ihm stattgefunden habe, zu irgend einer Sünde versucht und gereizt zu werden und dem Reize der Sünde zu folgen? Ich gestehe euch, daß ich mich nicht schäme, etwas von meinem Schwiegersohne Samuel Gobat gelernt zu haben, der, wenn die abyssinischen Priester ihm Fragen vorlegten, die er mit deutlichen Worten heiliger Schrift nicht beantworten konnte, keinen Anstand nahm, zu sagen: Ich weiß es nicht. Oder: Die heilige Schrift sagt uns darüber nichts. Es kommt mir überhaupt vor, daß, wenn unsere Schriftgelehrten in ähnlichen Fällen, ähnliche Antworten geben würden, oder gegeben hätten, manches Schulgezänk, das nur Streit gebar, nicht aufgekommen wäre. Ich bekenne euch also meine Unwissenheit, und thue es um so mehr, weil euch mit Vermuthungen doch nicht geholfen ist. Mir genügte bis jetzt vollkommen meine doppelte ungezweifelte Gewißheit: 1) Unser Heiland ist allenthalben versucht worden, gleichwie wir, doch ohne Sünde; (Hebr. 4, 15—16.) aber Gott hat Ihn, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir

würden in Ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." (2.Kor. 5, 21.) — 2) „Darinnen Er (unser Heiland) gelitten hat und versucht ist, kann Er helfen denen, die versucht werden." Diese zwei ungezweifelten Wahrheiten sind bei Weitem das Wichtigste und Tröstlichste, was wir über die Versuchungen unsers HErrn zu wissen nöthig haben. Uebrigens scheint es mir ganz unrichtig oder wenigstens unnöthig zu sein, das Verdienst unseres HErrn dadurch erhöhen zu wollen, daß wir annehmen, Er habe in seinem vollkommenen Gehorsam eine Selbstüberwindung, oder einen Sieg im Kampf mit sich selbst nöthig gehabt. Diese Selbstüberwindung im Gehorsam ist nur da nöthig, wo in dem Selbst ein Streit, also eine Disharmonie, eine Entzweiung, wie bei uns gefallenen Sündern, schon vorhanden ist. Ich glaube aber, daß in dem Innern unsers HErrn die schönste Harmonie obgewaltet habe, und die Disharmonie, die Entzweiung und der Kampf bei Ihm stets außer Ihm war, und von Außen an Ihn kam, aber nie aus Ihm oder aus Seinem Innern, noch in Sein Inneres." M. Bl. 1840, S. 23. 24.

Ueber die Versöhnungslehre erschien 1839 ein besonderer gediegener Aufsatz. Im Anschluß an die Worte (1 Joh. 2, 2.): „Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden," wird gesagt: „Man beachte und erwäge diesen merkwürdigen Ausdruck wohl. Der Apostel sagt nicht: und derselbe hat uns versöhnt, unerachtet auch das eine theure und gewisse Wahrheit ist und auch sonst gesagt wird; sondern er spricht: derselbe *ist* die Versöhnung. Dadurch wird bezeichnet, daß nicht nur das, was der HErr gethan, versöhnend gewesen, sondern daß auch Sein ganzes Sein versöhnend war und fortwährend versöhnend ist. Denn gleichwie Er nicht nur der Wegweiser und Führer zum Vater ist, sondern auch der Weg; gleichwie Er nicht nur der wahrhaftige und treue Zeuge der Wahrheit, sondern auch die Wahrheit selber ist; gleichwie Er nicht nur der Lebendige, sondern auch das Leben, nicht nur der Auferstandene, sondern auch die Auferstehung, nicht nur der Gerechte, sondern auch die Gerechtigkeit und namentlich unsere Gerechtigkeit ist: also ist Er auch nicht nur der Versöhner, sondern die Versöhnung selber, um damit anzudeuten, daß die Versöhnung nicht außer Ihm, sondern nur in Ihm, in der innigen und herzlichen Verbindung mit Ihm als der allein versöhnenden Person zu haben und zu finden ist. Wer also die Versöhnung in etwas anderem sucht, als in dem, was Jesus Christ ist, that und thut, der findet sie nicht; wer aber Ihn hat, der hat nicht nur das Leben, sondern auch die

Versöhnung. Denn Er ist die Versöhnung — durch Seine eigenthümliche Persönlichkeit (denn in Jesu Christo ist Gott und Mensch Eine Person) — durch Sein ganzes heiliges Leben im Fleische — durch Sein Leiden und Sterben — durch Seine Auferstehung, wie durch das, was Er erhöht zur Rechten Gottes unsichtbar vor unsern Augen vor dem Vater für uns thut."

„Die Verklärung der menschlichen Natur unseres HErrn setzt Ihn in den Stand, allen, die durch Ihn zu Gott kommen, dasjenige mitzutheilen, was Er ihnen in Seiner tiefen Erniedrigung, Selbstverleugnung und Entäußerung rechtmäßig erworben hat. Diese Mittheilung ist eben so göttlich rechtmäßig als die Erwerbung, so daß, wenn einem armen Menschen, der durch Jesum zu Gott kommt, die größeste und in Absicht auf den Sünder unverdienteste Gnade geschenkt wird, diese Gnade in Hinsicht auf den HErrn, der sie erwarb, nur Gerechtigkeit, göttliche Gerechtigkeit gegen das wohlerworbene Verdienst des Gottmenschen ist; daher man ganz richtig sagen kann, daß die größte Gnade die größte Gerechtigkeit sei. Eine wunderbare, ewig dankenswerthe Erfindung der göttlichen Liebe: Gnade und Recht in Einklang zu bringen; und es gibt wohl keinen höheren Stoff des gotterleuchteten Gesanges in Zeit und Ewigkeit, als von Gnade und Recht zu singen, und dabei dem HErrn Lob zu sagen, der es möglich gemacht hat, daß Gnade Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit Gnade sein kann. Wenn tausend und tausend Lieder der gefeiertsten Sänger längst verklungen und vergessen sind, werden die Lieder von Gnade und Recht noch gesungen werden." M. Bl. 1839, S. 4. 5. 7.

Was Zeller von einer „Erfindung" der göttlichen Liebe sagt, schließt sich an die Worte des Apostels Hebräer 9, 12 an: „Er hat eine ewige Erlösung erfunden." Hievon handelte Zeller in einem eigenen Aufsatz: „Die große Erfindung", worin er unter anderm sagt:

„Gott selbst hat die Erlösung in Seiner ewigen Liebe und Erbarmung zu eurer Rettung erfunden. Es gibt nichts Erfinderisches, als diese erfinderische Liebe Gottes. Sie ist in Christo persönlich erschienen, und durch sein Kommen und Gehen ist die größeste und unverdienteste Gnade das größeste und allerverdienteste Recht geworden. Denn unsere Begnadigung hat Christus auf die allerrechtlichste Art erworben und verdient, und die ewige Gerechtigkeit vollkommen versöhnet. Ein anderes Recht zum Eingang in das ewige Leben hat kein Sterblicher, weder im Leben noch im Sterben, vorzuweisen, als diese theuer erworbene Gnade.

die durch die hohenpriesterliche Handlung der Besprengung in deinem innersten Bewußtsein dir gewiß gemacht, und durch die Sakramente dir versiegelt wird.“ M. Bl. 1840, S. 96.

„Die Thatsache dieser erstaunlichen Aufopferung des Richters aller Menschen, ja aller Welt, wie sie in Gethsemane und auf Golgatha erscheinet, stehet da zur Anschauung für alle Menschen, und spricht in ihrer stillen, blutigen Sprache von Herzen zu Herzen derer, die mit ähnlichen Gefühlen zu dem Sohne Gottes an Sein Kreuz hinaufblicken, wie jene von Schlangen Gebissenen und tödtlich Verwundeten zu dem verheißenen Heilmittel hinschauten, und heil wurden, nicht vernünftelnd und grübelnd, sondern heilsbegierig und glaubend. So gehet von dem zitternden, verwundeten und sterbenden Mittler eine unaussprechlich anziehende Liebeskraft aus, die stark genug ist, eine unsterbliche Gegenliebe zu erwecken.“ Seelenlehre S. 175.

Solcher Art ist das Zeugniß, welches Zeller ablegt für Christus und Sein Versöhnungswerk. Vernehmen wir nun einiges über den Weg des Heils, den wir zu betreten haben, damit Christus und Seine Versöhnung uns zugeeignet werde. Hier soll zuerst die Rede sein von dem Zustand des gefallenen und in die Knechtschaft der Sünde gerathenen Menschen; dann von der Bekehrung und dem Hergang bei derselben, hiernach von unserer Rechtfertigung und Heiligung; endlich von dem Kampf, der uns verordnet ist.

„Die Sünde,“ sagt Zeller, „ist theils als ein Zustand, theils als Gesinnung, theils als Handlung und als eine Gesammtheit von Handlungen zu betrachten. Als Zustand ist sie das Nichtsein in Gott, der Zustand des von dem Leben aus Gott, und von dem Sein in Gott abgefallenen Menschen, also der dem göttlichen Willen und der göttlichen Lebensordnung und dem göttlichen Rechte ungemäße, folglich unrechte Zustand (ἀνομία), die Ungesetzlichkeit unsers ganzen leiblichen, seelischen und geistigen Wesens, womit wir, wenn sie in Handlungen übergehet, sowohl Gott, unserm Schöpfer, als auch unserm Nächsten, und uns selbst ein großes Unrecht anthun (1 Joh. 3, 4.). Dieser ganze Zustand sowohl als die daraus hervorgehenden Handlungen, folglich die Sünde, ist Anfangs, da es dem Kinde noch an dem Selbstbewußtsein fehlet, und auch noch später, da nach dem erwachten Selbstbewußtsein noch kein Bewußtsein des Gesetzes, sowohl des Gebotes als des Verbotes, sich gebildet hat, unbe-

wußt in dem Kinde, so lange es etwa ohne Gesetz lebet, und ist wie todt in ihm (Röm. 7, 8. 9.). Aber deßwegen ist sie doch in ihm, wie noch so vieles Andere, das auch unbewußt in ihm schlummert, und doch in ihm ist, und sich erst nachher entwickelt und lebendig wird."

„Die Sünde als Gesinnung und zwar von Kindheit an, heißt in der Schrift Fleischlichgesinntsein, und ist als solche fleischliche Gesinnung dem Gesetze Gottes nicht unterthan, vermag es auch nicht zu sein, und ist sogar eine innere Feindschaft wider Gott (Röm. 8, 7.). Sie offenbaret sich nehmlich als Selbstsucht, und ist als solche der Gesinnung Gottes, welche wesentlich Liebe ist, gerade entgegengesetzt. In diesem Gegensatze verträgt sich die Selbstsucht weder mit dem wahren Leben noch mit dem wahren Frieden. Darum ist sie der geistliche Tod (Röm. 8, 6.). Die Sünde, als Selbstsucht, offenbaret sich schon sehr frühe, bald als Eigensinn, bald als Eigenwille, bald als Eigendünkel, wird auch oft mit Einem Wort Eigenliebe genannt, und bewegt sich insonderheit in drei selbstsüchtigen Begierden, der Begierde nach fleischlichem Vergnügen, nach vergänglichem Besitze, und nach eitler Ehre und Hoheit, und kann sich in diesen, einst so edeln und seit dem Sündenfalle so verkehrt gewordenen Grundtrieben nicht in Liebe für Andere hingeben, nicht suchen und schaffen mit Aufopferung des Eigennutzes, was Andern nützlich und heilsam ist, noch wahrhaft demüthig sein. Nur die Gnade Gottes und die Wiedergeburt aus dem Geiste überwindet und heilet diese Grundgesinnung, wenn das ewige Leben in unserm Innern, und mit ihm Licht von Oben, und die Liebe Gottes ausgegossen wird durch den heiligen Geist in das Herz des Menschen."

„Endlich ist auch die Sünde als eine Handlung und als eine Gesammtheit von Handlungen in's Auge zu fassen, da sie als solche auch die wirkliche Sünde heißet. Denn wie aus einer Wurzel Stengel, Blätter, Blüthen und Früchte hervorwachsen, also brechen aus der angeborenen Sündlichkeit, als Zustand und Gesinnung, die wirklichen Sünden in Gedanken, Geberden, Worten und Werken hervor, treten aus der innern Welt des Herzens in die äußere Welt der Erscheinung, und richten in beiden Gebieten Verwüstung und Verderben an."

„Die Sünde mit ihrer Wirkung, dem leiblichen und dem geistlichen Tode, mag man sie nun als Zustand oder als Gesinnung und Handlung oder als Gesammtheit von beiden betrachten, gehört zwar allerdings zu den Krankheiten unsers seelischen und geistigen Lebens, und ist eigentlich

die Krankheit aller unserer Krankheiten, unnatürlich, ja widernatürlich, wenn man die ursprüngliche, aus der heiligen Hand des Schöpfers gekommene Natur des Menschen in's Auge faßt, natürlich aber, wenn man die abstämmliche Menschennatur, wie wir sie seit dem Fall unserer Stammeltern jetzt haben, und sie jetzt allgemein erscheint, in Betrachtung ziehet. In beiden Fällen ist sie die tödtliche Krankheit. Dennoch würde die Sünde bei weitem nicht genau und gründlich genug als solche erkannt, wenn man sie nur als Krankheit darstellen wollte; denn sie ist auch die große Schuld. Wäre sie nur unsere Krankheit, so hätten wir nur einen Sündenarzt nöthig, und Heilung durch denselben; da sie aber auch unsere Schuld ist, so genüget ein Arzt und die ärztliche Heilung nicht, sondern wir haben auch einen Versühner nöthig, und Versühnung durch denselben; denn eben die zu sühnende Schuld ist unsere Sünde. Ohne Heilung keine Gesundheit, ohne Sühnung keine Gewissensruhe und kein Frieden."

„Daß die Sünde unsere Schuld ist, das sagt uns nicht nur das schriftliche Wort Gottes, sondern auch das in's Herz geschriebene durch das Gewissen. Daß die Sünde Ursache und Anlaß nimmt an dem Gebote, und in uns allerlei Lust und Begierde wider dasselbe, ja im Widerspruch mit demselben, erreget, und dadurch in uns lebendig wird, nachdem sie früher, ehe das Gebot kam, wie todt oder schlafend in uns lag, und wir uns von solcher eigenen Lust und Begierde so reizen und locken lassen, daß wir dieselbe empfangen, das ist unsere Schuld. Selbst wenn wir von Außen dazu verführet und verleitet werden, spricht uns weder das Gesetz noch unser Gewissen von Schuld frei; denn das Gewissen sagt uns, daß wir uns haben verführen und verleiten lassen. Auch ist das unsere Schuld, daß uns so viel heilende, versühnende, helfende und überwindende Gnade angeboten ist, und wir einen Widerwillen gegen sie haben, und dieselbe so ungern oder so träge, so schwach und ungenügend ergreifen und benützen."

„Ist nun die Sünde eine tödtliche Krankheit, deren äußere Wirkung der leibliche Tod, und deren innere Wirkung, die Ursache dieses leiblichen Todes, der Verlust des Lebens aus Gott, das ist der geistliche Tod, genannt wird und wirklich ist, so muß, wenn keine Heilung geschieht und die Seele nach dem leiblichen Sterben aus dem Leibe in die Ewigkeit übergeht, ein ewiger Tod, als der andere Tod erfolgen, und der Verlust des Lebens aus Gott muß ein ewiger Verlust sein; denn was man aus

der Zeit in die Ewigkeit hinübernimmt, das ist dort, wo keine Zeit mehr ist, zeitlos und ewig."

„Ist aber die Sünde nicht nur eine tödtliche Krankheit, sondern auch eine große Schuld des Menschen, die nicht nur innerlich in dem Gewissen und von dem Gewissen verurtheilt, sondern auch äußerlich von dem ewigen Gesetze und Gebote Gottes, welches das ewige Recht und die ewige Lebensordnung Gottes in Seiner großen Haushaltung bildet, gerichtet und verdammt wird, so muß, wenn keine Sühnung geschieht und die Seele ihre Selbstverurtheilung im Gewissen bei dem Sterben in die Ewigkeit hinübernimmt, dort, wo das ewige Gesetz ebenso gilt wie in der Zeit, die Verurtheilung des Gewissens und die verdammende Bestrafung des Gesetzes — dort, wo alle Bücher aufgethan werden, darin die Werke der Menschen beschrieben sind — eine ewige sein." Seelenlehre S. 91—98.

„Es ist zu unterscheiden Willkür und Willensfreiheit. Jene besteht in dem Vermögen, nach irgend einem Belieben zu wählen (zu küren), nach Antrieben der Lust oder der Unlust, nach Vorstellungen des Angenehmen oder des Unangenehmen, des Guten oder des Bösen, des Rechtes oder des Unrechtes, des Heils oder des Verderbens zu wählen, oder sich zu bestimmen zum Thun und zum Handeln. Die Willensfreiheit aber besteht in dem Vermögen, frei von selbstsüchtigen Trieben und Vorstellungen, das Gute, das Rechte, das Wohlgefällige und Heilige zu wollen und zu thun."

„Ein fleischlich gesinnter Mensch ist ein Unfreier; denn er wird so sehr von den fleischlichen Lüsten der Wollust, des Geizes oder des Hochmuthes beherrscht, daß sein Wille nicht mehr frei das Gute, das Wohlgefällige und das Vollkommene, das Gott will, prüfen, wählen und thun kann, sondern seine Willensfreiheit ist unterdrückt unter der Herrschaft der selbstsüchtigen Begierden und Lüste, und er wird so der Sünde Knecht, und todt in Sünden, und feindselig gegen Gott, welcher das gute Wesen selber ist (Röm. 8, 7.)"

„Ein geistlich gesinnter Mensch ist ein Freier. Nicht, daß in ihm nicht mehr Sünde wohne, sondern daß die vorherrschende Freude am Himmlischen und Geistlichen, also auch Ewigen, und das in dem Begehrungsvermögen vorherrschende Trachten nach diesen ewigen Gütern die Freude am Irdischen, Fleischlichen und Zeitlichen nicht mehr obenaufkommen läßt. Er hat jetzt etwas Besseres gefunden, das ihm das Schlechtere verleidet und verächtlich macht; er hat die Lust des gelobten

Landes eingeathmet, die ihm die Sumpf- und Pestluft Aegyptens widerlich und eckelhaft macht. Darum kann er jetzt mit freier Besonnenheit, Ueberlegung und Ueberzeugung das Bessere begehren und wählen, während der Fleischlichgesinnte, wie ein Thier, von seinen fleischlichen Begierden und Trieben so hingerissen wird, daß er nicht nur unwissentlich, sondern auch wissentlich das Schlechtere begehret und wählet." Ebendas. S. 65—68.

Auch der unbekehrte und der tiefgesunkene Mensch hat noch ein Gewissen. Dies bezeugt uns Christus in der Erzählung von dem reichen Prasser und von seinem elenden Zustand an dem Orte der Pein. Er hat weder sein Selbstbewußtsein noch sein Gedächtniß verloren, und das Gewissen, welches er hienieden betäubte, ist erwacht. Hieran knüpft Zeller folgende Betrachtung über das Gewissen und die schrecklichen Folgen, wenn dasselbe durch unser Thun und Lassen verletzt wird. „Das Gewissen ist unser innigstes Bewußtsein von Gut und Bös, von Recht und Unrecht, von Billigkeit und Unbilligkeit, von Wahrheit und Falschheit, von Schönheit und Häßlichkeit. Es wird verletzt, dieses mit unserm Wesen innigst verbundene Gewissen, so oft wir wissentlich und gegen unser besseres Wissen etwas denken, begehren, reden und thun, das nicht gut, nicht recht, nicht billig, nicht wahr und nicht schön ist, so oft dasselbe bös, unrecht, unbillig, falsch und häßlich ist. Es wird ferner verletzt, so oft wir wissentlich und gegen unser besseres Wissen unterlassen, was gut, recht, billig, wahr oder schön ist, und was wir hätten denken, begehren, reden oder thun sollen und können. So oft aber das Gewissen verletzt wird, so oft bekommt unser inneres Geistesleben einen Stoß, daß es kränkelt, und wenn diese Stöße sich wiederholen, so stirbt es unter diesen gefährlichen Stößen, und wir sind — todt in Sünden; ein Zustand, der sich mit der Fortdauer unserer Seele in der Ewigkeit fortsetzt, und beim Uebergang in dieselbe bleibend wird. Man kann zwar im Leibesleben Vieles vergessen, und die Vergeßlichkeit nimmt zu mit der Schwäche des Leibes, weil das Gedächtniß als etwas Seelisches so innig mit dem Leibesleben verbunden ist. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man sich vorstellte, das Gedächtniß höre auf, wenn die Seele beim Sterben aus dem Leibe scheidet. Eben durch die Entbindung der Seele vom Leibe, die beim Sterben Statt findet, höret auch die Gebundenheit des Gedächtnisses auf, es wird frei und erwacht in seiner ganzen Stärke. Dasselbe ist mit dem Gewissen der Fall, das ja noch geistiger ist, als das Gedächtniß. Darum heißt es bei der Beschreibung des jüngsten Gerichtes: „„Und die Bücher

wurden aufgethan. Und die Todten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken."" (Offenb. 20, 12.) Wir werden schwerlich irren, wenn wir unter den Büchern, darin eines Jeglichen Werke geschrieben stehen, und die dann aufgethan werden, die Gewissen verstehen, deren Inhalt dann lesbar ist, nicht nur für die Betreffenden sondern auch für Andere. O, was wird dann Alles an das Tageslicht kommen, und offenbar werden!" M. Bl. 1839, S. 39.

Der Mensch in seinem gottentfremdeten Zustand bethört so gern sich selbst. Zeitweise wird er zwar unruhig über das, was er Unrechtes gethan oder Pflichtmäßiges versäumt hat, aber bald schlägt er es sich wieder aus dem Sinn und giebt sich dem Wahne hin, als wären die Sünden, die er vergessen hat, darum auch vergeben. „Das verwechseln viele Menschen und beruhigen sich darüber mit einem falschen Troste. Aber das Schriftwort lautet also: Die Sünde Juda ist geschrieben mit eisernen Griffeln und mit spitzigen Diamanten, und auf die Tafel ihres Herzens gegraben und auf die Hörner an ihren Altären. Jeremia 17, 1. 2. Es ist mit ganzen Völkern wie mit einzelnen Menschen. Unerkannte, unbereute Sünden sind nicht nur einzelner Leute Verderben, sondern auch das Verderben eines ganzen Volkes. Wenn Gottes Gerichte nicht sogleich folgen, wenn ruhige Zwischenräume eintreten, so wähnen die Menschen, die Zeit heile sie oder habe sie schon geheilt (als ob die Zeit Sünden heilen könnte!). Aber gegenüber dem Leichtsinn und der Frechheit, die da meint, die Sünden sich aus dem Sinne schlagen zu können, wie man sich Fliegen aus dem Gesicht schlagen kann, und wähnt der Sünde los zu sein, wenn man sie vergessen hat, mußte der Prophet die obigen Worte aussprechen. Sie sind mit eisernen Griffeln, mit dem Griffel unseres innersten Bewußtseins in die Tafel unseres Herzens eingeschrieben, und an alle die Oerter, wo wir sie einst begangen haben. Da hilft kein Schwamm und keine Kunst des Vergessens. Von Zeit zu Zeit taucht die Schrift immer wieder auf und wird lesbar. In der Ewigkeit taucht alles wieder auf und wird offenbar." M. Bl. 1845, S. 9—11.

Der Mensch giebt sich allerhand Täuschungen über seinen Zustand hin. Er sucht sich die größten Gefahren, in denen seine Seele schwebt, auszureden, nur um sich nicht mit allem Ernste zu Gott bekehren zu müssen. In unserer Zeit ganz besonders ist der Selbstbetrug eines lauen, laodicäischen Christenthums verbreitet, und es ist, um sich nicht dadurch bethören zu lassen, eine doppelte Ueberwindungskraft erforderlich. „Und

da fürchte ich fast, der Uebergang von dem lauen Scheinchristenthum zu der Wärme des entschiedenen Jüngerlebens Christi sei schwerer und erfordere eine größere Kraft der Ueberwindung, als der Uebergang von jener Kälte zu der christlichen Lebenswärme. Es verhält sich mit dem lauen, weltsinnigen Formen-Christenthum auf eine ähnliche Weise, wie mit dem Geize, von welchem ein berühmter katholischer Geistlicher gesagt hat, daß ihm in 20 Jahren, so oft er auch Beicht gehöret, nicht ein einziges Mal die Sünde des Geizes gebeichtet worden sei. Fast alle Geizigen halten sich für sparsame und für vorsichtige Haushalter, und die meisten lauen Christen halten ihre Lauigkeit, weil sie noch keine abgefallene feindselige Kälte spüren, und einen gewissen Eifer für äußern Schein und Formen haben, in falscher Sicherheit für ein lebendiges, treues und warmes Christenthum." M. Bl. 1848, S. 71.

Das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner ist uns als ein Spiegel zu dienen bestimmt, um das Ungenügende aller menschlichen Gerechtigkeit und das Gefährliche eines trägen, selbstzufriedenen Herzenszustandes zu erkennen. „Viele tausend Menschen mag es geben, die nie bei sich selbst innerlich mit Gott reden, und es wenigstens nicht mit Bewußtsein thun. Sie stehen in keinem wissentlichen Verkehr, in keinem geistigen Umgang, in keiner persönlichen Herzensverbindung mit Dem, der allen Menschen so nahe ist, wie kein Mensch dem andern so nahe sein kann, der sie durch und durch kennet, wie kein Mensch, auch der Vertrauteste nicht, den andern kennet. Sie haben dem Schöpfer, dem Erlöser, dem Führer ihres Lebens, dessen Aufsicht ihren Odem und jeden Pulsschlag ihres Herzens bewahret, und aus dessen Hand sie täglich leben, das ganze Jahr hindurch nie einen Gedanken mitzutheilen, nie eine Empfindung auszusprechen, nie einen Wunsch oder eine Bitte ihres Herzens vorzutragen. Sie thun, als wenn Er sie gar nichts anginge, als wenn sie nicht für Ihn, und Er nicht für sie da wäre. Kurz, sie haben keinen persönlichen Umgang mit ihrem ersten und besten und größesten Wohlthäter. Wie wird aber der Herzenszustand dieser Menschen beschaffen sein? Wird es nicht der Zustand gänzlicher Unbekanntschaft mit Gott, oder gänzlicher Gleichgültigkeit gegen Ihn, gänzlicher Trennung und Entfremdung von Ihm sein? Wie soll man aber solchen Zustand eines Herzens nennen? Kann man ihn anders nennen, als den Zustand der — Gottlosigkeit? — Ja, wer Jahr aus Jahr ein nie mit Gott redet, auch kein Bedürfniß fühlt, mit Gott zu reden, der ist in seinem Herzen los von Gott, der ist gottlos. Kürzer, bedeut-

samer und richtiger kann man den Herzenszustand eines Menschen, welcher nie zu Gott betet, nicht bezeichnen, obgleich dieser Zustand oft auch bei großer Weltbildung, bei bürgerlicher, wissenschaftlicher und Kunstbildung vorkommen kann, wenn dieselbe nichts ist als eine — Spreuerbildung, ohne allen Kern eines höhern Lebens aus Gott.“ M. Bl. 1850, S. 73.

Es sind Unerfahrene, die eine Hülfe von dem göttlichen Gesetz, von den Geboten und von der Sittenlehre erwarten. Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, kommt nicht aus dem Gesetz und kann nicht aus der Sittenlehre kommen. „Sie kommt bei uns Menschen nicht aus dem Gesetz Gottes, wie so Viele meinen; denn das Gesetz Gottes ist zwar unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege, ein dankenswerthes Licht für Alle, die es haben; denn es zeigt uns, so wir uns darnach richten und prüfen, nicht nur die Richtung unsers Weges, sondern auch die Abwege; aber es hat, wie jede Leuchte, wie jede Richtschnur, keinen Wind, der uns treibet; es hat wohl eine Leuchtkraft, aber keine Triebkraft. Gleichwie der Polarstern oder die Magnetnadel den Seefahrern auf dem Weltmeere wohl die Richtung und jede Abweichung davon anzeiget, aber das Schiff keinen Schritt vorwärts bringt, wenn nicht ein günstiger Wind die Segel schwellt, oder nicht die Dampfkraft anstatt des Windes das Schiff in Bewegung setzt: so ist auch das Gesetz wohl eine leuchtende, eine richtende und eine verdammende Kraft; aber die treibende, bewegende Kraft fehlt ihm; denn es ist durch das Fleisch, durch das Verderben der gefallenen Menschennatur, geschwächt, daß es uns nicht zu dem Ziel unserer Wallfahrt, zu dem Heil unserer Seele und zur Seligkeit bringen kann.“ M. Bl. 1854, S. 33.

So läßt uns denn selbst die christliche Sittenlehre und zwar gerade dann, wenn sie mit dem höchsten Ernste getrieben wird, in einem hülflosen und trostlosen Zustande. Einen andern Weg hat uns die göttliche Weisheit und Liebe bereitet, auf dem wir zum Frieden gelangen. Buße zu Gott und Glaube an Jesus Christus, das ist der Weg der Rettung.

„Die Buße beginnt mit einem Erwachen des Menschen, der vorher in Sicherheit dahin gegangen ist. Da wird er plötzlich oder nach und nach wie aus einem Schlaf oder Traum aufgeweckt; es fällt ein heller Schein in seine Seele, ein Lebenseindruck ergreift sein Herz; die Augen gehen ihm auf über sich selbst; er sieht sich, wie ihn Gott sieht; er sieht sich in seiner Lebensgefahr, in seiner geistigen Armuth, in seiner Verlorenheit. Nun hat seine Sicherheit und Selbsttäuschung ein Ende; eine heil-

same Reue und Unruhe erfüllt sein Gemüth, und sein Gewissen redet unaufhörlich. Er erinnert sich, daß er ein Mensch ist und kein Thier, er erinnert sich, daß Gott sein Vater ist, daß es ein Vaterhaus giebt für die Kinder Gottes, wo sie bei Ihm sein dürfen allezeit. Es ergreift ihn eine Sehnsucht nach demselben, ein Verlangen nach Rettung, Heilung, Seligkeit; eine Sehnsucht nach Frieden, den er sich selbst nicht geben kann, ein Verlangen nach Vergebung. Endlich reift der Entschluß in ihm: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und Ihm alles sagen und bekennen."

„Und diesen Entschluß führt er aus. Das ist die Abkehr von der Sünde und die Umkehr zu Gott. Das ist die rechte Buße zu Gott."

„Aber leider kommt es bei Vielen nicht dazu. Bei Vielen kommt es nur zu einer oberflächlichen Erkenntniß ihres Zustandes, und sie sehen sich nur durch ihre eigene gefärbte Brille. Manche erkennen nur die leiblichen und zeitlichen Folgen ihrer Sünden, und merken wenig oder nichts von den geistlichen und ewigen. Viele bereuen nur ihre Strafen, aber nicht ihre Sünden. Manche bekennen nur etwelche Zinsen ihrer Untugenden und Uebertretungen; aber das Kapital behalten und verschweigen sie. Manche wünschen nur wieder bei Menschen, die sie verletzt haben, wohl daran zu sein, und fühlen wenig oder kein Bedürfniß, mit Gott versöhnet zu werden und den Frieden Gottes zu empfangen. Ueberhaupt ist es bei allzuvielen Menschen der Fall, daß sie bei ihrer Buße nur zu Menschen sich kehren, nur Menschen, die ihnen nicht ins Herz sehen können und selber oft heimliche Sünder sind, ihre Sünden bekennen, um von ihnen absolvirt zu werden; aber sich aufzumachen und zu ihrem Vater selbst zu gehen und von Ihm selbst wieder angenommen zu werden, das begehren sie nicht; daran denken sie nicht. — So ist die Buße bei Vielen nur eine halbe, eine äußerliche, und keine gründliche Aenderung ihrer Gesinnung. Es kommt bei Vielen nur zu einem: Rechts um! aber nicht zu einem: Rechts um kehrt euch! nur zu einer halben Wendung, statt zu einer ganzen. Endlich scheinen Viele nichts davon zu wissen, daß man auch nach einer gründlichen Sinnesänderung wieder in schwere Sünden fallen kann, und dann einer neuen Abkehr von der Sünde weg und einer neuen Umkehr zu Gott hin auf das Ernstlichste bedarf, wenn der letzte Betrug nicht ärger werden soll, als der erste. „„Wer seine Missethat läugnet, dem wird es nicht gelingen; wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen."" (Sprüchw. 28, 15.) Aber gerade zu

diesem Lassen und Aufgeben der Missethat und Sünde gehört noch mehr, als Abkehr von der Sünde und Umkehr zu Gott hin; es gehört auch noch eine Einkehr in die heilende Gnade Gottes dazu." M. Bl. 1851, S. 91.

„Ergreifen, ja ergreifen, das heißt glauben. Ich kann ein Seil, das zu mir herabgelassen ist, lange ansehen; aber damit bin ich nicht gerettet, damit kann ich doch versinken und zu Grunde gehen. Hingegen, wenn ich es ergreife, wenn ich's mit beiden Händen festhalte, dann kann ich damit aus dem Abgrunde des Verderbens herausgezogen werden. Die erbarmende Gnade Jesu ist das Seil. Ich kann einen Weg lange ansehen, der mir verirrtem Wanderer gezeigt wird; aber damit komme ich noch nicht aus meiner Verirrung heraus. Hingegen wenn ich ihn ergreife, wenn ich auf ihm fortgehe, dann kann ich an meinen Bestimmungsort gelangen. Jesus ist dieser Weg. Ich kann eine Wahrheit lange ansehen und betrachten; aber damit ist sie noch nicht mein, sondern wie ein fremdes Kleinod, das einem Andern gehört. Hingegen wenn ich sie ergreife und festhalte, als mir persönlich gesagt, gegeben und geschenkt, dann wird sie mein, dann habe ich sie als ein ewiges Gut. Jesus und sein Wort ist diese Wahrheit. So kann ich auch das Leben eines Lebendigen wohl ansehen, mitten unter so vielen Todten es bewundernd betrachten, meine tödtliche Krankheit fühlend, mich sogar darnach sehnend; aber wenn der Lebendige an mir vorübergeht und mich in meinem Blute daliegen sieht und zu mir spricht: „„Du sollst leben und nicht sterben!"" und ich dieß Wort nicht ergreife, daß eine neue Lebenskraft mein ganzes Wesen durchdringt: so habe ich das Leben nicht, sondern ich muß sterben. Hingegen wenn ich ergreife das ewige Leben, zu welchem ich berufen bin, dann habe ich es, dann ist es mein. Nun Jesus ist dieser Lebendige; Jesus und sein Geist ist das Leben. So ist also glauben — ergreifen." Ebendas. S. 94.

In dem Gleichniß vom verlorenen Sohn hat uns der, der allein den Vater kennt, das Vaterherz Gottes geoffenbart, und Er, Jesus Christus, ist selbst der Weg zum Vater. Ueber dies Gleichniß giebt Zeller folgende Auslegung.

„Wie gehet es denn nun zu, daß Einer selig gemacht wird? — Antwort: Wenn ein verlorener Mensch sich bekehret hat, und also wieder gefunden ist: so gehet ihm die rettende Gnade Gottes, die ihm vorher auf seinen Sündenwegen, wiewohl unsichtbar, nachgegangen ist, nunmehr sichtbar entgegen." (Luk. 15, 20.)

„Da lässet ihn diese entgegenkommende rettende Gnade Gottes, und das ist Niemand anderes, als der Heiland, die persönliche Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes (vgl. Tit. 2, 11—14.), wie vorher in seinem verlorenen Zustande das Elend, das Darben und den Jammer der Sünde, so nunmehr mit väterlichem Erbarmen die herzliche Vaterliebe Gottes fühlen." (Vgl. Luk. 15, 20.)

„Das erweichet und zerschmelzet vollends das Sünderherz des Wiedergefundenen, daß er dem Vater Alles bekennen kann." (Vgl. Luk. 15, 21.)

„Jetzt erst wird der Wiedergefundene der gänzlichen Vergebung aller seiner Sünden, seiner Wiederannahme als Kind Gottes fest versichert und zum Wandel in einem neuen Leben tüchtig gemacht. Das ist das beste Kleid, der Fingerreif an seine Hand, das sind die neuen Schuhe an seinen Füßen, mit Einem Worte, oder mit zwei Worten, seine Rechtfertigung und Heiligung. (Vgl. Luk. 15, 22.) Das ist die Wiedergeburt."

„Darüber ist Freude die Fülle im ganzen Vaterhause, eine Festfreude über den geretteten Sünder, der auch daran Antheil nehmen darf. Das ist eine selige, fröhliche Geistesausgießung, ein Vorschmack des Himmels." (Vgl. Luk. 15, 23—24.)

„Nur Pharisäer-Seelen, die in ihrer vermeinten Selbstgerechtigkeit und Selbstheiligung nie so etwas erfahren haben, noch erfahren konnten, ärgern sich daran und werden zornig über diese Seligkeit und Freude, und wollen sich nicht darüber freuen, daß der HErr, der allein Gerechte, durch sein Erkenntniß, und nicht durch Werke, Gottlose gerecht macht, und ihre Sünden auf sich nimmt, und sie dadurch los davon macht. Denn sie sind so voll von ihrer vermeinten Gerechtigkeit und Heiligkeit, daß sie überlaufen, und Jesus sie nicht mit der seinigen, allein gültigen, füllen kann. So gehen sie leer aus, und alle bewahrende Gnade, womit sie Gott vor groben Sünden bewahret hat, dünket sie nicht einmal so viel werth, als — ein Bock." (Vgl. Luk. 15, 25—32.) M. Bl. 1845, S. 96.

Die Deutung der Geschenke, die der begnadigte Sohn empfängt, hat Zeller bei einer andern Gelegenheit in folgender Weise gegeben: „Es sind vier Erweisungen der Liebe des Vaters, vier Siegel und Bestätigungen der Wiederannahme in die Sohnschaft. Das beste Kleid: das Zeichen und Siegel der Rechtfertigung, der zugerechneten Gerechtigkeit, wodurch die Schmach und Schande seines frühern Sündendienstes bedeckt wird.

der Fingerreif an seiner Hand: das Zeichen und Siegel des heiligen Geistes zur Kindschaft des freigewordenen, des wiedergeborenen Gehülfen des Vaters in des Vaters Geschäften, wie Pharao dem Joseph einen goldenen Ring an seine Hand gab, als er ihn zum Minister erhob. Die Schuhe an seinen Füßen als Zeichen und Siegel des neuen Wandels im Geiste, und nicht mehr in dem barfußen Gange nach dem Fleisch. Die Theilnahme am Freudenmahl des Vaterhauses mit den Hausgenossen desselben und an der Freude des Vaters. Diese Gnadenerweisungen sind eben so viele Siegel und Befestigungen in der neu geschenkten Gnade und Wiedergeburt. Sie sind aber auch Zeichen und Erinnerungen an dieselbe, nicht nur für den Sohn, der bei der Erinnerung an seinen früheren Sündenstand, welche immer demüthigend ist, solcher erhebenden und trostreichen Zeichen des neuen Gnadenstandes bedarf, sondern auch für die Hausgenossen, worunter selbst die Engel Gottes gehören." M. Bl. 1849, S. 46.

Eine abermalige Beschreibung des Hergangs bei der Bekehrung des Sünders ist uns im Evangelium in der Geschichte des Zöllners Zachäus gegeben. Als der HErr bei ihm eingekehrt war, sprach Zachäus zu Ihm: „Siehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." — „Zachäus handelte als ein begnadigter Sünder, nicht damit ihm viel vergeben werden möchte, sondern weil ihm viel vergeben war, und er die freudigste Gewißheit hatte, daß des Menschensohn Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben. Und wie hätte der Mann das Wort „„betrogen,"" aussprechen können, wenn er seiner Begnadigung nicht gewiß gewesen wäre? Ja, ein wahrhaft reumüthiges, gründlich bekehrtes und selig begnadigtes Herz hasset seine Sünde, nennet sie bei ihrem rechten Namen und bekennet sie. Wo man dies alles noch nicht recht thun kann, da ist zu fürchten, daß man noch, und wäre es auch nur an einem Faden, mit seiner Sünde heimlich zusammen hält." M. Bl. 1845, S. 93.

Wenn ein Christ seine besondere, wunderbare Führung, durch die er den HErrn kennen gelernt hat und mit Ihm vereinigt worden ist, zum Vorbild und zum Maßstab erhebt, wonach sich die innere Lebensgeschichte eines jeden Andern richten soll, der ein lebendiger Christ sein will, so hat solches Verfahren schädliche Folgen. Das besondere Gepräge des Einzelnen wird Andern aufgenöthigt, der Gesichtskreis wird beschränkt, und man geräth in eine Verengerung des Herzens. Das Erlebniß, das bei dem

Einen volle Wahrheit war, ist bei den Andern, die sich gleichsam mit Gewalt hineinarbeiten, nur noch eine halbe Wahrheit; an die Stelle der Wirklichkeit tritt die Nachahmung, und zuletzt hat man anstatt der Kraft der Gottseligkeit nur noch Redensarten. Aufrichtige Seelen werden abgestoßen oder geängstigt, und die Nachahmer werden zur Sekte; der menschliche Meister, der als ein Typus des Vollkommenen angeschaut wird, steht als Sektenhaupt da. Von solchen Verirrungen hielt Zeller sich fern. Er war kein Neuling, als er Andere lehrte, er hatte eine reiche Erfahrung von den wunderbaren Wegen Gottes und eine ausgebreitete Menschenkenntniß. Dies Alles und der Gehorsam gegen das göttliche Wort half ihm dazu, sich und seine Zuhörer frei zu halten von einem einseitigen Methodismus. Es sind goldene Worte, die er hierüber sagte in dem Aufsatz: „Die fünf ersten Christen," über Johannes 1, 35—51. Er stellt seine Betrachtung darüber an, wie die ersten Jünger zu Jesu kamen, mit Ihm bekannt wurden und zum Glauben an Ihn, als den Sohn Gottes gelangten. „Wie hast du den Heiland gefunden? — Welche interessanten Antworten würde man hören, wenn man Gelegenheit hätte, viele Jünger und Jüngerinnen des HErrn also zu fragen, und wie vielerlei Antworten! Vielleicht so vielerlei als es Jünger, Charaktere und Herzen giebt. Mancher würde wohl auch roth werden, wenn er die obige Frage aufrichtig beantworten sollte, und nicht einem Jeden würde der HErr sagen können wie dem Nathanael, daß Er ihn unter einem Feigenbaum gesehen habe. Ja selbst die Antwort würde zum Vorschein kommen: Ich weiß es nicht und kann es nicht sagen, wie ich den HErrn gefunden habe. Denn wie weit und tief in das Dunkel unserer ersten Jahre und über die Gränzen unseres klaren Bewußtseins hinaus verlieren sich oft die Spuren, die Züge und Eindrücke, womit die vorlaufende Gnade Jesu, des Herzogs unserer Seligkeit, uns zuvorkommt! Wenn ein Timotheus von Kind auf die heilige Schrift weiß, muß der Kerkermeister zu Philippi zitternd und bebend mit zum Selbstmord gezücktem Schwerte fragen: Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

„Immerhin aber würde sich das aus den vielerlei Antworten der also Gefragten ergeben, daß sich der Heiland auf sehr verschiedene Weise, zu sehr verschiedenen Zeiten, an sehr verschiedenen Orten und bei sehr verschiedenen Anlässen finden lasse, und daß der Einzigste, Originellste, Individuellste, den es im Himmel und auf Erden giebt, auch nur individuell nach eines jeden Eigenthümlichkeit gefunden werden will und soll; daß es

also eben deswegen keine allgemeine Regel und Methode hierüber geben könne, wenigstens keine schulgerechte, weil der HErr Jesus, der Originellste und Individuellste, auch der Vielseitigste und auf die verschiedenste Weise Erfaßbarste ist, und eines Jeglichen der Seinigen allgenugsames und persönliches Eigenthum sein kann."

„Komm und siehe! — Das wird also in drei Worten die beste Methodologie christlicher Seelenführung bleiben, damit jede einzelne Seele denjenigen Eindruck von Jesu empfange, der ihr der angemessenste ist, um ein persönliches Verhältniß mit dem Heilande zu gründen, das in der Zeit angefangen, in die Ewigkeiten der Ewigkeiten fortbestehe. Zu Jesu kommen, an Ihn selbst sich wenden und von Ihm selbst denjenigen Lebenseindruck in unser Herz empfangen, der da bleibet, das begründet noch immer, wie am Anfang, ein persönliches Verhältniß mit dem HErrn, ohne welches kein lebendiges Christenthum stattfinden mag." M. Bl. 1832, S. 65.

Es ist ein Mißverständniß, wenn man die Bekehrung als gleichbedeutend mit Vollendung faßt. Von dieser irrigen Voraussetzung ging ein ungenannter Freund aus, welcher daran Anstoß nahm, daß man bei dem Beuggener Jahresfeste von Bekehrten sprach und sich zu den Bekehrten rechnete. Er wendete sich deshalb schriftlich an Zeller und erhielt von diesem eine eingehende Antwort. „Wenn Petrus den Glaubigen schreibt: „„Ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen"" (1. Petri 2, 25.), so will er gewiß nicht zu ihnen sagen: ihr seid nun vollendet. Einen solchen Irrthum will er ihnen nicht beibringen; aber ebensowenig will er sie über ihre Bekehrung in Ungewißheit lassen, sondern sie aufmuntern und stärken. Die Schrift stellt die Bekehrung als ein Erstes zur Seligkeit, nicht als ein Letztes, als einen Anfang, nicht als ein Ziel der Vollendung dar. Ich weiß, daß ich verirrt war, und daß ich den rechten Weg wiedergefunden habe und auf denselben umgekehrt bin; aber damit ist meine Reise noch nicht vollendet und ich habe meine Vaterstadt, das Ziel meiner Reise, noch nicht erreicht, sondern ich bin noch immer auf dem Wege dahin. Aber wie kann ich meinen traurigen Irrweg vergessen und der Freude, die ich empfand, als ich den rechten Weg wiederfand und glücklich dahin umkehrte?" M. Bl. 1852, S. 76. 77.

Die Rechtfertigung des Sünders geht voran; die Heiligung folgt. Diese von Gott gesetzte Ordnung des Heils darf nicht verkannt und ver-

wirrt werden. Rechtfertigung und Heiligung sind mit einander auf's innigste verbunden, und was Gott zusammengefügt hat, darf der Mensch nicht trennen. Dennoch müssen, damit unser Glaubensleben gesund bleibe, diese beiden Werke der Gnade unterschieden werden. „Wenn das Licht aus dem Evangelium nicht nur helle und klar in das Herz hineinleuchtet und einen kräftigen Lebenseindruck darin hervorbringt, sondern auch die Person des Heilandes und sein Heil dem Gewissen des Menschen durch den Geist des Glaubens zugeeignet wird: so entsteht in dem Herzen eines solchen Menschen die freudige Gewißheit der Vergebung aller seiner Sünden, die trostreiche Freisprechung von Schuld und Strafe für Zeit und Ewigkeit. Das ist das Gotteswerk der Rechtfertigung, durch welches ein ganz neues Geistesleben in dem Menschen geboren wird, und eine gänzliche Lebensumwandlung in ihm beginnt. Ich sage: beginnt. Denn sie wird fortgesetzt durch eine Reihe von geistigen Wirkungen, die sich durch das ganze Leben eines Menschen fortziehen, und in ihrer Gesammtheit das Werk der Heiligung ausmachen. Wie ein frisch gekelterter Wein nicht auf Ein Mal hell und lauter wird, sondern durch eine Reihe chemischer Einwirkungen die Stufen der Läuterung durchgeht; wie eine Gold- oder Silberstufe, wenn sie aus der Erde herausgehoben wird, durch die allmäligen Wirkungen des Schmelzfeuers nach und nach so gereiniget wird, bis in dem Moment des Silberblicks der Schmelzer sein Bild in dem ganz gereinigten flüssigen Metall erblickt; wie auch ein neugeborenes Kind erst durch allmäliges Wachsthum, mannigfache Uebung und öftere Erneuerung nach und nach das vollkommene Mannesalter erreicht: so gehet es auch mit dem geistigen Werke der Heiligung. Am meisten und besten geht es durch das, was unser Fleischessinn so sehr fürchtet, nämlich durch das Feuer der Trübsal, in der Schule des heiligen Kreuzes und der Leiden, und durch eine Kette von Demüthigungen, bis es vollendet wird in dem Werke der Erlösung. Da gehet es, um es kurz und gut zu sagen, wie es der Apostel am Ende seiner Laufbahn sagen konnte: Der HErr wird mich erlösen von allem Uebel, und mir aushelfen in Sein himmlisches Reich. 2. Tim. 4, 18." M. Bl. 1851, S. 4.

Durch unsere eigenen Gedanken und Anstrengungen können wir nie zu einer Gewißheit, ob wir bei Gott in Gnaden seien, gelangen. Diese beseligende Versicherung kann nur der Geist Gottes uns geben.

„Was helfen mir alle meine klare Gedanken von Gnade, wenn mein

also eben deswegen keine allgemeine Regel und Methode hierüber geben könne, wenigstens keine schulgerechte, weil der HErr Jesus, der Originellste und Individuellste, auch der Vielseitigste und auf die verschiedenste Weise Erfaßbarste ist, und eines Jeglichen der Seinigen allgenugsames und persönliches Eigenthum sein kann."

„Komm und siehe! — Das wird also in drei Worten die beste Methodologie christlicher Seelenführung bleiben, damit jede einzelne Seele denjenigen Eindruck von Jesu empfange, der ihr der angemessenste ist, um ein persönliches Verhältniß mit dem Heilande zu gründen, das in der Zeit angefangen, in die Ewigkeiten der Ewigkeiten fortbestehe. Zu Jesu kommen, an Ihn selbst sich wenden und von Ihm selbst denjenigen Lebenseindruck in unser Herz empfangen, der da bleibet, das begründet noch immer, wie am Anfang, ein persönliches Verhältniß mit dem HErrn, ohne welches kein lebendiges Christenthum stattfinden mag." M. Bl. 1832, S. 65.

Es ist ein Mißverständniß, wenn man die Bekehrung als gleichbedeutend mit Vollendung faßt. Von dieser irrigen Voraussetzung ging ein ungenannter Freund aus, welcher daran Anstoß nahm, daß man bei dem Beuggener Jahresfeste von Bekehrten sprach und sich zu den Bekehrten rechnete. Er wendete sich deshalb schriftlich an Zeller und erhielt von diesem eine eingehende Antwort. „Wenn Petrus den Glaubigen schreibt: „„Ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen"" (1. Petri 2, 25.), so will er gewiß nicht zu ihnen sagen: ihr seid nun vollendet. Einen solchen Irrthum will er ihnen nicht beibringen; aber ebensowenig will er sie über ihre Bekehrung in Ungewißheit lassen, sondern sie aufmuntern und stärken. Die Schrift stellt die Bekehrung als ein Erstes zur Seligkeit, nicht als ein Letztes, als einen Anfang, nicht als ein Ziel der Vollendung dar. Ich weiß, daß ich verirrt war, und daß ich den rechten Weg wiedergefunden habe und auf denselben umgekehrt bin; aber damit ist meine Reise noch nicht vollendet und ich habe meine Vaterstadt, das Ziel meiner Reise, noch nicht erreicht, sondern ich bin noch immer auf dem Wege dahin. Aber wie kann ich meinen traurigen Irrweg vergessen und der Freude, die ich empfand, als ich den rechten Weg wiederfand und glücklich dahin umkehrte?" M. Bl. 1852, S. 76. 77.

Die Rechtfertigung des Sünders geht voran; die Heiligung folgt. Diese von Gott gesetzte Ordnung des Heils darf nicht verkannt und ver-

wirrt werden. Rechtfertigung und Heiligung sind mit einander auf's innigste verbunden, und was Gott zusammengefügt hat, darf der Mensch nicht trennen. Dennoch müssen, damit unser Glaubensleben gesund bleibe, diese beiden Werke der Gnade unterschieden werden. „Wenn das Licht aus dem Evangelium nicht nur helle und klar in das Herz hineinleuchtet und einen kräftigen Lebenseindruck darin hervorbringt, sondern auch die Person des Heilandes und sein Heil dem Gewissen des Menschen durch den Geist des Glaubens zugeeignet wird: so entsteht in dem Herzen eines solchen Menschen die freudige Gewißheit der Vergebung aller seiner Sünden, die trostreiche Freisprechung von Schuld und Strafe für Zeit und Ewigkeit. Das ist das Gotteswerk der Rechtfertigung, durch welches ein ganz neues Geistesleben in dem Menschen geboren wird, und eine gänzliche Lebensumwandlung in ihm beginnt. Ich sage: beginnt. Denn sie wird fortgesetzt durch eine Reihe von geistigen Wirkungen, die sich durch das ganze Leben eines Menschen fortziehen, und in ihrer Gesammtheit das Werk der Heiligung ausmachen. Wie ein frisch gekelterter Wein nicht auf Ein Mal hell und lauter wird, sondern durch eine Reihe chemischer Einwirkungen die Stufen der Läuterung durchgeht; wie eine Gold- oder Silberstufe, wenn sie aus der Erde herausgehoben wird, durch die allmäligen Wirkungen des Schmelzfeuers nach und nach so gereiniget wird, bis in dem Moment des Silberblicks der Schmelzer sein Bild in dem ganz gereinigten flüssigen Metall erblickt; wie auch ein neugeborenes Kind erst durch allmäliges Wachsthum, mannigfache Uebung und öftere Erneuerung nach und nach das vollkommene Mannesalter erreicht: so gehet es auch mit dem geistigen Werke der Heiligung. Am meisten und besten geht es durch das, was unser Fleischessinn so sehr fürchtet, nämlich durch das Feuer der Trübsal, in der Schule des heiligen Kreuzes und der Leiden, und durch eine Kette von Demüthigungen, bis es vollendet wird in dem Werke der Erlösung. Da gehet es, um es kurz und gut zu sagen, wie es der Apostel am Ende seiner Laufbahn sagen konnte: Der HErr wird mich erlösen von allem Uebel, und mir aushelfen in Sein himmlisches Reich. 2. Tim. 4, 18." M. Bl. 1851, S. 4.

Durch unsere eigenen Gedanken und Anstrengungen können wir nie zu einer Gewißheit, ob wir bei Gott in Gnaden seien, gelangen. Diese beseligende Versicherung kann nur der Geist Gottes uns geben.

„Was helfen mir alle meine klare Gedanken von Gnade, wenn mein

Gewissen, mein innerstes und tiefstes Bewußtsein immer dazu sagt: Du hast sie nicht; sie gehet wohl Andere, aber dich geht sie nichts an."

„Das Gewissen ist ein Zeugniß unseres Geistes, das durch seelische Gedanken nicht beschwichtiget werden kann. Nur ein Zeugniß des Geistes Gottes in unserm Geiste, das uns innerlich bezeuget, daß, wie einst der verlorene Sohn vom Vater wieder als Kind auf- und angenommen wurde, so auch wir Gottes wieder angenommene Kinder seien, gibt uns die Gewißheit, die unser Gewissen beruhigt und stillet. „„Derselbige Geist giebt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind."" (Röm. 8, 16.) Denn derselbige Geist ist es, der unserm Geiste alles das im Glauben zueignet, was der Mittler zwischen Gott und den Menschen für uns gethan, was der große, heilige Bürge für unsere Schuld bezahlet hat, und daß Er, der Gerechte, unser Fürsprecher bei dem Vater ist, und für uns bittet. Was mir sein Geist im Glauben zueignet und versiegelt, das ist mein, das ist ewig mein, mein auf ewig. Amen!" M. Bl. 1850, S. 78.

Wo man Aufschluß bekommen hat über die Rechtfertigung des Sünders ohne Verdienst der Werke aus freier Gnade, da kömmt man leicht, vermöge der Verkehrtheit des menschlichen Herzens, in Gefahr, die andere Seite der göttlichen Wahrheit zu übersehen oder gar zu leugnen, nämlich die: Der HErr wird vergelten einem jeglichen nach seinen Werken. Beide Wahrheiten sind im Worte Gottes bezeugt, beide müssen wir glaubensvoll festhalten. „Die Vergeltung geschieht nach den Werken, die Rechtfertigung aber durch den Glauben. Auch unter den Gerechtfertigten und Seligen finden manche Unterschiede statt, denn es giebt unter ihnen Erstgeborne und Nachgeborne, es giebt unter ihnen Fürsten und Untergebene; es giebt unter ihnen Herrliche und Selige, Mächtige und Mindermächtige; es giebt unter ihnen heller leuchtende Sterne und minder leuchtende. Es giebt eine unselige Ewigkeit, darinnen es die einen erträglicher haben als die andern. Der HErr wird einem jeglichen vergelten nach seinen Werken, aber der HErr wird nicht einen jeglichen rechtfertigen." M. Bl. 1840, S. 7.

Die heilige Schrift redet von Auserwählten und von einer Erwählung, die stattgefunden hat vor Grundlegung der Welt. Auch dieser Bestandtheil der geoffenbarten Lehre muß verkündigt werden, zur Verherrlichung der Liebe und Treue Gottes und zum Trost für Seine Kinder. Aber Weisheit und Salbung ist hiezu nöthig, um die gefährlichen Miß-

deutungen und Entstellungen dieser Lehre zu vermeiden. Denn die Folgerungen, welche der stolze menschliche Verstand gar zu gerne aus der göttlichen Vorherbestimmung zieht, sind schädlich für das christliche Leben und das Heil der Seelen. Die Verirrungen des Calvinismus traten auch unserm Zeller nahe. Es wurden Fragen über die Prädestination an ihn gerichtet. Cäsar Malan in Genf erregte Aufsehen durch seine überspannten Behauptungen und durch die kecke Frage, die er an jeden richtete: Êtes vous des élus? êtes vous sûr de votre salut? Er brachte seinen Anhängern den verderblichen Satz bei: Wer einmal zur Gewißheit seines Gnadenstandes gelangt sei, der könne nimmermehr abfallen und verloren gehen. Sehen wir, wie Zeller diesen Irrthümern entgegentrat. Einer Dame, welche ihm Fragen über die Gnadenwahl vorgelegt hatte, erwiederte er Folgendes: „Es wäre kein Fehler, wenn wir in Sachen der göttlichen Regierung und der Gerichte Gottes öfter das Wort aussprächen: Ich weiß es nicht. Die Abneigung gegen dieses Geständniß und die Begierde, weiter zu wissen als wir können, hat schon mehr Behauptungen, ja vielleicht Lehrgebäude hervorgebracht, als man sich vorstellt. O, wie oft wäre es besser gewesen, mit dem Apostel auszurufen: Wie gar unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege! Wie viel besser wäre es, so staunend und anbetend zu rufen, als die Lücken unserer Erkenntniß mit gewagten Behauptungen und Vernunftschlüssen auszufüllen! Wir haben die im Worte Gottes verheißene Aussicht, daß einst die verkannte Ehre der Regierung Gottes vor aller Augen, an aller Gewissen werde gerechtfertigt und die Räthsel derselben auf das deutlichste gelöset werden. So laßt uns deß warten in Geduld."

„Zu diesen Räthseln der Regierung und Gerichte Gottes gehört auch die Erwählung der einen und die Verwerfung und Verstockung der andern Menschen. Da fährt nun gar so gerne der Verstand zu und bauet darüber ein Lehrgebäude, wobei er aber die Lücken, welche uns weislich die Offenbarung gelassen hat, mit Bausteinen ausfüllt, die nicht von Gott gegeben, sondern theils aus Vorstellungen von der Regierung und den Gesetzen der Körperwelt, theils aus Grundsätzen des Denkens, die sich auf die Erfahrungen aus dieser Sinnenwelt beziehen, hergenommen und zusammengesetzt werden. Die Gesetze der Nothwendigkeit, die wir bei der Regierung der körperlichen Schöpfungen Gottes wahrnehmen, lassen sich nicht anwenden auf die Regierung der Geister, welche Gott nach Gesetzen der Freiheit leitet. Werden diese zweierlei Regierungen und Welten mit-

einander vermengt, werden die Gesetze der einen auf die Gesetze der andern übertragen, wird von der einen auf die andre gefolgert, so entstehen entsetzliche Fehlschlüsse, die in dieser Mißgestalt nichts weniger als biblisch sind."

„Es ist unwidersprechlich, daß die heilige Schrift eine Gnadenwahl lehrt, aber die Thatsache wie die Lehre von der Gnadenwahl gehört in das Gebiet des geistlichen Lebens und der Regierung der Geisterwelt, muß daher mit großer Behutsamkeit aufgefaßt und nicht über die Worte der göttlichen Schriftwahrheit ausgedehnt werden, sonst bekommt diese Lehre nicht nur eine einseitige Schroffheit, sondern auch eine gefährliche Unrichtigkeit." M. Bl. 1830, S. 17. 18.

Judas Ischarioth war mit den andern Aposteln vom HErrn erwählt, und doch fiel er ab und ging verloren. Hieran knüpft Zeller folgende zutreffende Belehrung:

„Eine Erwählung ist kein Willens-Zwang. Es kann also ein Erwählter seinen Beruf und seine Erwählung so fest machen, daß er nicht strauchelt und ihm reichlich dargereicht wird der Eingang zu dem ewigen Reich unsers Heilandes. Es kann aber auch Einer faul und unfruchtbar werden in der Erkenntniß unsers HErrn Jesu, als des Christus, und blind werden, und tappen mit der Hand, und vergessen der Reinigung seiner vorigen Sünden. (2. Petr. 1, 5—11.) Ja, es kann Einer entflohen sein dem Unflath der Welt durch die Erkenntniß des HErrn und Heilandes Jesu Christi, und doch wiederum so in denselben geflochten und überwunden werden, daß mit ihm das Letzte ärger wird, denn das Erste, und daß es ihm besser wäre, er hätte den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt, denn daß er ihn erkennet, und sich kehret von dem heiligen Gebot, das ihm gegeben ist. (2. Petr. 2, 20—22.)"

„Es giebt überdieß mancherlei Erwählung, und jegliche kann aus Gnaden geschehen und also eine Gnadenwahl sein. Es giebt eine Erwählung zu zeitlichen, und eine zu ewigen Vorzügen, also daß man von jener noch keinen Schluß auf diese machen kann. Der Stamm Levi war vom HErrn vor allen übrigen Stämmen Israels zu dem Vorzug des Priesteramtes und des Tempeldienstes erwählet; aber daraus folgte noch nicht, daß ein Levit ewig selig und auch noch in der Ewigkeit des Tempeldienstes theilhaftig sein werde. Der König Saul war vom HErrn zum ersten König Israels erwählet, aber daraus folgte nicht, daß er nicht verloren gehen, oder auch noch in der Ewigkeit königlich regieren werde. Es

giebt Fürstenthümer, Gewalten, Mächte und Herrschaften nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. (Eph. 1, 21.) Es kann aber Selige genug geben, ja es können ihrer unzählige sein, ohne daß sie in der zukünftigen Welt königlich regieren, und in derselben Fürsten, Gewaltige, Mächtige und Herren sein werden. In dieser Beziehung giebt es einen Unterschied zwischen einer Erwählung zur Seligkeit und zur Herrlichkeit. Wenn die Apostel des HErrn in der Wiedergeburt, wann des Menschen Sohn sitzen wird auf dem Thron seiner Herrlichkeit, sitzen werden auf zwölf Thronen, und richten werden die zwölf Geschlechter Israels (Matth. 19, 28), so folgt daraus nicht, daß nur die Apostel auf ihren zwölf Thronen selig, die Israeliten aber aus den zwölf Geschlechtern, als Regierte, unselig sein werden, sondern es wird in der Wiedergeburt und im himmlischen Jerusalem selige Regenten und selige Regierte geben; es werden selige Erste und selige Letzte sein, und alle Herrlichen im Himmelreiche selig, aber nicht alle Seligen im Himmelreiche deßwegen auch Herrliche oder Regenten sein. Wer des ewigen Lebens theilhaftig ist, der ist selig, wenn er auch im Himmelreiche der letzte wäre; wer aber des ewigen Lebens theilhaftig und dabei noch im Himmelreiche gesetzet ist über fünf, oder über zehn Städte (Luk. 19, 17—19.), der ist nicht nur selig, sondern auch als Einer, der über Viel und über Viele gesetzt ist, selig und herrlich. Man kann zu Jenem und zu Diesem erwählet und berufen sein; man kann aber auch nur zu Einem von diesen berufen und erwählet sein."

„Es giebt also Stufen und Grade in der Erwählung. Es war daher eine unbestimmte Frage, wenn ein gewisser Geistlicher glaubige Christen, die zu ihm kamen, zu fragen pflegte: Seid Ihr erwählet? — Die Gefragten hätten wieder fragen können: Wozu erwählet? — Und wenn er den armen Judas Ischarioth gefragt hätte: Bist du erwählt? so hätte derselbe mit gutem Gewissen antworten können: Ja ich bin aus Gnaden erwählet worden. Ist er nicht vor Tausenden, ja vor Millionen erwählt worden? Sind deswegen diese Tausende für Unselige zu achten? Oder ist er, der Unglückliche, der Verräther, vor allen diesen Tausenden gerettet und selig geworden? Nein." M. Bl. 1848, S. 10—12.

Ist man durch die enge Pforte der Bekehrung hindurch gedrungen und der Rechtfertigung aus Gnaden theilhaftig geworden, so gilt es auf dem schmalen Wege voranzuschreiten und dem Ziel der himmlischen Be-

rufung entgegenzuwandeln. Ueber den Lauf, der uns verordnet ist, den Kampf, den wir zu kämpfen, und das Kreuz, das wir zu tragen haben, sind in Zeller's Schriften manche heilsame Winke gegeben.

Jene erste Freude, welche dem verlornen Sohn bei seiner Heimkehr in's Vaterhaus zu Theil wurde, dauert nicht immer mit gleicher Lebendigkeit fort. „Die frische Morgenluft der ersten Freiheit, die ersten seligen Gefühle der Gnade hören nach und nach auf; die Hitze kommt und steigt; die Schafe werden müde, dürre, trocken, der Durst stellt sich ein. Da wollen die einen dahinten bleiben, die andern sich verlaufen. Denn auch die evangelische Freiheit hat ihre Prüfungen, ihre Abwechslung und ihre Gefahren. Aber der gute Hirte bleibt bei Seinen Schafen, begleitet und pfleget sie, führet sie bald in einen Schatten, bald unter einen vorhangenden Felsen, bald an eine Quelle. Und auch am Abend verläßt Er sie nicht, bleibet bei ihnen über Nacht im Freien, und harret mit ihnen, bis der ewige Morgen aufgeht in seiner Herrlichkeit." M. Bl. 1832, S. 87.

Solcher Art ist gewöhnlich die göttliche Führung, daß Seine Kinder nach der Zeit der ersten Freudigkeit in eine Periode innerer Demüthigungen hineingeführt werden, so sehr, daß sie eine viel tiefere Einsicht in ihre Unwürdigkeit und Untüchtigkeit bekommen müssen als sie bei ihrer ersten Begnadigung und Erleuchtung hatten.

„Wenn bei der Erweckung und Bekehrung ein neues Leben aus Gott erzeugt und geboren wird, und eine geistliche Gesinnung in dem wiedergeborenen Menschen sich ausbildet und auspräget: da fühlt der neue Christ, zumal, wenn die schönen Frühlingszeiten der ersten Liebe vorübergeschwunden sind, und nun die Sommerhitze eintritt, und Kämpfe, Widerstände, Versuchungen, Verfolgungen und die mancherlei Läuterungs-Leiden herbeikommen, wie schwach noch sein inwendiger Mensch ist, und wie derselbe an Erkenntniß und Glauben, an Liebe und Hoffnung, besonders aber an Willenskraft und Charakterfestigkeit gestärket und gekräftiget werden muß, um nicht nur ertragen, sondern auch überwinden zu können! Ach, ein junger Christ und ein Ueberwinder sind nicht so häufige Erscheinungen, als sich Manche vorstellen! Wo sind die Jünglinge, von denen ein betagter Knecht Gottes sagen konnte: Ihr habt den Bösewicht überwunden?" M. Bl. 1853, S. 76.

Früher oder später stellt sich für alle Gläubigen eine Gefahr ein, an welcher die meisten scheitern, nämlich die erste Liebe fahren zu lassen. „Ich weiß deine Werke und deine Geduld; um meines Namens willen

arbeitest du und bist nicht müde geworden; aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest." Offenbarung 2, 2—4. Das ist das Wort des HErrn, der Herzen und Nieren erforschet, an den Engel und an die Gemeinde von Ephesus. Nach diesem Wort sich zu prüfen, durch dieses Wort sich züchtigen und läutern zu lassen, ist nothwendige Arznei für uns alle, bei denen die Lauheit, Trägheit und Gleichgültigkeit sich so leicht wieder einstellt. Was heißt die erste Liebe verlassen?

„Wie verlässest du denn deine erste Liebe?"

„Du verlässest sie nicht sowohl dadurch, daß die süßen, seligen Empfindungen, die man bei der ersten Liebe hat, allmälig nachlassen; denn in diesem Leibe des Todes und in diesem wechselvollen Erdenleben wechseln auch unsere Gefühle, und dauern selten lange in gleicher Stärke fort; auch sind ja unsere Gefühle bei unserer ersten Liebe nicht diese Liebe selber, sondern nur ihre ersten Begleiter, und sie kann fortdauern, wenn auch die Begleiter nicht mehr folgen, gleichwie die Sonne fortscheinen kann, wenn auch der Himmel nicht mehr blau, sondern wolkig und trübe wird. Sondern du verlässest vielmehr deine erste Liebe, wenn du deine erste Bekehrung verlässest. Da verlässest du deinen ersten Glauben, deine erste Hoffnung, deine erste Dankbarkeit, deine erste Treue; denn dieß hängt alles zusammen. Da wird dir die Liebe Christi zu dir nicht mehr so gewiß, und nicht mehr so groß; da wird auch deine Liebe zu Ihm nicht mehr so dankbar; da nimmt deine Treue ab, und du erlaubst dir nach und nach eine Untreue um die andere; da wirst du verstimmter und reizbarer; da ändert sich auch deine Liebe zu deinen Mitbrüdern und Mitmenschen; sie nimmt mehr und mehr ab, und wenn du gleich fortarbeitest, und verträgst, und Geduld hast, und nicht müde wirst: so geschieht es doch nicht mehr aus der ersten Liebe; es ist nicht mehr die Liebe, wie am Anfang deiner Bekehrung, weil deine Bekehrung nicht mehr ist, wie am Anfang."

„Siehe, das hat dein allergetreuster HErr, Freund und Heiland wider dich. Das betrübet Ihn an dir; es thut Ihm wehe an dir; denn Er hat es nicht um dich verdient, und es thut Ihm um so weher an dir, weil deine Zeit bald abgelaufen ist, weil Er dir bälder, als du weißest und meinest, kommen, und dich in die Ewigkeit abrufen wird." M. Bl. 1841, S. 46. 47.

Im christlichen Leben ist uns eine zweifache Aufgabe gestellt. Wir sollen dem HErrn dienen durch rastlose treue Erfüllung unseres äußeren

Beruf's, wir sollen Ihm aber auch dienen in dem inneren Heiligthum, indem wir von Herzen Ihn suchen, Ihm anhangen, im Stillen Ihn anbeten und ein verborgenes Leben mit Christo in Gott führen. Die Thätigkeit der Martha und die Stille der Maria sind beide zum Vorbild für die christliche Seele bestimmt. Wir müssen suchen beides zu vereinigen, und nicht das eine über dem andern zu versäumen. Dieß ist eine Wahrheit, die Zeller noch in einem anderen Texte des Evangeliums abgebildet sieht, wo man sie gewöhnlich nicht wahrnimmt. Es ist das Gleichniß von jenem Knechte, der für seinen Herrn erst draußen auf dem Felde pflüget und das Vieh weidet, und dann, wenn er Abends heim kommt, seinem Herrn im Hause zu Tische dient. Luk. 17, 7—10. Hierüber sagt Zeller:

„Es ist uns so Vieles befohlen im Felde, in unserem äußern Berufe, wie jenem Knechte befohlen war, zu pflügen, oder das Vieh zu weiden. Es ist Keiner, dem nicht etwas befohlen ist, um es draußen auf dem Felde, in der Außenwelt, täglich zu verrichten; jeder Mensch, von dem Kinde bis zum Greise, hat einen äußern Beruf in dieser Welt, darin er nach dem Willen des HErrn Etwas lernen, schaffen, arbeiten, verrichten und wirken soll. Da steht ein Jeder täglich vor den Augen des überall gegenwärtigen, überall sprechenden HErrn, der ihm sein Plätzchen angewiesen, und etwas Gutes zu verrichten befohlen hat, und thut so Vieles gar nicht, so Vieles nicht recht, so Vieles nur halb, so Vieles gar schlecht und unvollkommen, so Vieles, das ihm nicht befohlen, das ihm sogar verboten ist, und thut es im Eigenwillen, wider den Willen des HErrn, ja dem HErrn ganz Mißfälliges, Widerwärtiges, Abscheuliches und Ekelhaftes, und steht bald müßig und träg da, bald verderbt und zerbricht er dem HErrn Etwas, das demselben lieb und theuer ist, und das der HErr um den höchsten Preis gekauft und geschont hat. Und wenn nun der Knecht heim kommt von dem Felde, und kehret von der Außenwelt, von seinem äußern Berufe und Wirkungskreise nach Hause, in die Innenwelt seines Herzens, hat er da nichts zu thun, als hinzugehen, und sich zu Tische zu setzen; hat er da keinen innern Beruf, hat er da drinnen nichts für den HErrn zuzurichten, nicht auch einen innern Gottesdienst zu pflegen? Ist denn das Feld Alles, das Haus und die Kammer nichts, der innere Herzensdienst nichts? O wie leer, wie unordentlich, wie unaufgeräumt, wie verwirrt sieht es so oft in unserm Innern aus, bei allem unserm Schaffen und Wirken nach Außen! Wie lange lassen wir da unsern

HErrn warten, bis wir uns schürzen und Ihm dienen da drinnen, wo doch der HErr so gerne in uns wohnen und wandeln und Abendmahl halten möchte! Ach, wie Vieles ist uns da drinnen befohlen, und wie wenig thun wir, was wir da drinnen zu leisten schuldig sind! Wie oft halten wir es mit den Dieben und Mördern, die da drinnen versteckt sind, und nicht mit dem HErrn, dem unser Inneres so gut gehöret, wie unser Feld und Acker! Wie Viel fehlt, daß wir in diesem Innern thun, was uns befohlen ist! Und in dieser Innenwelt, die wir so oft vernachläßigen, sollen wir nach dem Tode leben!“ M. Bl. 1836, S. 90.

Zum christlichen Wandel gehört Weisheit, wie Paulus sagt: „Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.“ Epheser 5, 15.

„In einer Welt, die im Argen liegt, in welcher überall so viel Verführung thätig ist, wo es nirgends an Netzen, Fall-Stricken, Abwegen und Abgründen fehlt, ist besonders am Anfang der Reise, in der Jugend, bei den ersten Schritten in die Welt hinein, der Weg und der Gang des Menschen, besonders des jungen, unerfahrenen Menschen, ein gefährlicher Gang. Da kann, gerade am Anfang des Weges, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Unbedachtsamkeit, Unvorsichtigkeit, Uebereilung und Mangel an Ueberlegung, den Grund legen zu einem verfehlten und verkehrten Leben. Da gilt es, die Augen aufzuthun, sich vorzusehen, und zuzusehen, wie man vorsichtiglich wandele. Da gilt es, Alles wohl zu prüfen, besonders aber sich selbst zu prüfen, und es recht genau mit sich zu nehmen. Da darf man nicht sich gehen lassen, wie es eben gerade gehen will; da darf man nicht in jede Pfütze hineintappen; da darf man nicht denken und sagen: um ein Paar Fehler mehr oder weniger, um ein Paar Mißtritte herum oder hinum, das hat nichts zu sagen. Wer es nicht genau mit sich nimmt und mit seinen eigenen Fehlern; wer sich so viele Fehler erlaubt und so nachsichtig ist mit sich und seinen Mißgriffen; wer nicht streng sich selbst richtet bei aller Milde gegen Andere, wer etwa meinet, durch Milde gegen Andere auch gegen seine eigenen Fehler milde sein zu dürfen: der bringt es zu nichts rechtem, und wird kein Weiser zur Seligkeit, und wenn er auch ein Philosoph wäre. Denn nichts ist leichter angewöhnt, als Leichtsinn und Ungenauigkeit mit eigenen Fehlern und Sünden, besonders aber der Leichtsinn und die Ungenauigkeit in Benutzung der Zeit.“

Weiter sagt der Apostel:

„Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit.“ V. 16.

„Es ist ein Jammer, wie man mit der Zeit umgeht! Viele meinen, die Zeit sei ein Eigenthum, mit welchem ein Jeder schalten und walten könne nach Belieben, die man vertreiben dürfe, wie man wolle, und bedenken nicht, daß die Zeit ein uns von Gott nicht geschenktes, sondern geliehenes Gut ist, von Ihm uns zur Verwaltung anvertraut, worüber wir Ihm Rechenschaft ablegen sollen. — Beeile dich! Verliere keine Zeit! Folglich: Ergreife schnell jede dargebotene Zeit und Gelegenheit, um sie für dich und Andere zu benutzen und zum Guten wohl anzuwenden. Das heißt, die Zeit auskaufen, die Zeit gewinnen, sich in die Zeit schicken."

„Wenn die Nord-Amerikaner sagen: Zeit ist Geld! so wollen sie damit sagen: Zeit gewonnen, ist Geld gewonnen; Zeit verloren, Geld verloren! — Das Geld hat seinen Namen von gelten. Aber was gilt alles irdische Geld in der Ewigkeit? Man kann ja keinen Heller mitnehmen beim Sterben, und wenn man es auch mitnehmen könnte, so gälte es drüben gar nichts, so wenig, daß ein Reicher dort mit allen seinen Millionen Gulden oder Pfunden sich keinen Tropfen Wassers kaufen könnte. Darum wäre es besser zu sagen: Zeit ist Gnade! Zeit ist Heil! Zeit gewonnen, Gnade gewonnen; Zeit verloren, Heil verloren. Darum spricht man von einer Gnadenzeit, von einer Heilszeit. Ein einziger Tag hat 24 Stunden. Wenn man davon die Hälfte abziehet für Essen, Schlafen und die erlaubte und nöthige Erholung: so bleiben noch immer des Tages 12 Stunden. O wie viel Gnade, welch ein Heil kann ein Mensch in 12 Stunden, ja auch nur in einer Stunde empfangen!" M. Bl. 1853, S. 82.

Der HErr hat uns gelehrt zu bitten: „Führe uns nicht in Versuchung." Nimmt man es damit ernst, so liegen einem mancherlei Fragen nahe, wie sie auch an Zeller durch eine Freundin gestellt wurden. Steht nicht geschrieben: „Gott versuchet Niemand, Er ist nicht ein Versucher zum Bösen?" Wie kann es nun im Gebete des HErrn so lauten, als wenn von Ihm Versuchungen kämen? Andererseits möchte man fragen: Wie dürfen wir um Fernhaltung aller Versuchungen bitten, da doch Versuchungen zur Uebung, Förderung, Bewährung und Vollendung der Kinder Gottes unentbehrlich sind? Ueber diesen Gegenstand schrieb Zeller im December 1850: „Es sind böse Versuchungen, gegen die wir beten. Sie kommen nicht von Gott; wir haben sie bald als satanische, bald als fleischliche, bald als weltliche zu betrachten. Aber warum bitten wir denn den HErrn: führe uns nicht in Versuchung, wenn die Versuchung nicht von Ihm kommt? — Das Führen in eine Versuchung geschieht durch ein

gerechtes Gericht Gottes. Das Gerichtliche bei diesem Gericht kommt von Gott, das Böse aber bei der Versuchung kommt vom Argen. Denn obwohl Gott der HErr auch die Sünden der Menschen und die Gerichte über dieselben heilig und gerecht regiert, so ist Er doch nie die Ursache der Sünden, denn das Ziel unterscheidet die Werke. O wie viel Böses geschieht unter Gottes Regierung, aber Er ist nicht die Ursache des Bösen, das Er zulässet, aber nicht thut! Gleichwie uns der 143 Psalm beten lehrt: Gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knechte, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht, — so lehrt uns der HErr in der sechsten Bitte beten: Gehe nicht mit uns in das Gericht der Versuchung zum Bösen."

„Es giebt aber auch Versuchungen, die von Gott kommen und zum Guten, ja zur Seligkeit von Ihm gesendet werden. In unserer deutschen Sprache können wir sie — Prüfungen heißen, obgleich in der Grundsprache ein und dasselbe Wort Versuchung zum Bösen, wie Versuchung zum Guten bedeutet. So heißet es (1. Mos. 22, 1—19.): Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham, und sprach zu ihm: u. s. w. Oder 2. Mos. 15, 25, wo es heißt: Daselbst stellte Er ihnen ein Gesetz und ein Recht, und versuchte sie u. s. w. Diese göttlichen Versuchungen sind göttliche Prüfungen, göttliche Aufgaben und Gelegenheiten zum Wohlverhalten, zum Guten, zur Treue, zum Gehorsam und zur Selbsterkenntniß. Gegen solche Prüfungen sollen wir nicht beten; denn sie sind Gnadenerweisungen. Vielmehr sollen und dürfen wir sie erbitten, wie Psalm 139, 23—24 uns lehret, wo es heißet: Erforsche mich, Gott! und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ich es meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege. Ja, selig gepriesen wird der Mensch, der in solchen göttlichen Prüfungen und Anfechtungen treu, standhaft und gehorsam erfunden wird, daher auch Jacobus, der Knecht Jesu, schreibet: Selig ist der Mann, der die Anfechtung (peirasmon, Versuchung) erduldet, (mit Standhaftigkeit ausharret;) denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone (den Siegerkranz) des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die Ihn lieben." (Jac. 1, 12)

„Ja, diese göttlichen Prüfungen sind es, durch welche ein Mensch, wenn er sie wohl besteht, bewähret und auserwählt erfunden werden kann vor Tausenden, die zwar auch berufen, aber nicht auserwählt worden sind. Manche, ja nicht wenige von diesen göttlichen Prüfungen und Anfechtungen, sind Trübsale, Widerwärtigkeiten, Kreuz und Leiden, und gehören zu dem Joch Christi, das Er auflegt und nicht wir, und von dem

Er sagt: Nehmet auf Euch mein Joch, und lernet von mir! (Matth. 11, 28—30.) Das sind die göttlichen Gnadenmittel der Läuterung und Reinigung, das Schmelzfeuer, durch welches die Edelsten, Herrlichsten und Auserwähltesten unseres Geschlechtes alle gegangen sind, und worin ihr Glaube rechtschaffen und ächt und viel köstlicher erfunden wird, denn das vergängliche Gold, das durch's Feuer bewährt wird. Das wird herrlich offenbar werden, wenn nun bald Jesus Christus wird geoffenbart werden. 1. Petri 1, 3—9." M. Bl. 1850, S. 81. 82. 87. 88.

Bei der Lehre von den Versuchungen und von unserer Aufgabe, dieselben siegreich zu bestehen, ist es von Wichtigkeit, klar zu werden über den Versucher, den Feind unserer Seelen, über seine Macht und Ohnmacht. Man weiß, wie gern das betrügliche Menschenherz, wenn gesündigt worden ist, sich mit der List und Gewalt des Teufels entschuldigen möchte. In der Schrift selbst liegt ein Räthsel vor, indem der Feind bald als ein Gebundener, bald auch wieder als ein Weltbeherrscher und Gewaltiger bezeichnet wird. „Wie können Gebundene eine Gewalt haben? Man bedenke," so bemerkt Zeller hierüber, „daß der Fürst, der gefallene Engel, sammt seinen Mitgefallenen mit Ketten der Finsterniß gebunden ist. Das ist eine Gebundenheit, die seine Wirksamkeit im Lichte hemmt, aber nicht seine Wirksamkeit in der Finsterniß. In der Finsterniß ist der Satan mit seinen Engeln so wenig gebunden, daß es vielmehr Eph. 6, 12 heißt: die bösen Geister herrschen in der Finsterniß dieser Welt. Wo also Finsterniß ist, da sind sie nicht gebunden, sondern Fürsten, Gewaltige und Herren; wo aber Licht ist, da sind sie gebunden, gefesselt, ohnmächtig und blind. Zwar kann sich auch der Satan verstellen in einen Engel des Lichtes, aber wirken als ein solcher kann er nicht. Also ist hier kein Widerspruch, sondern beides ist wahr. Seine Gewalt in der Finsterniß ist wahr, und seine Gebundenheit im Lichte ist auch wahr." M. Bl. 1837, S. 26.

Eine besondere Warnung bedarf der Christ immerdar, nämlich diese: wenn er von einem Fehler hingerissen worden ist, mit der Reue, der Abbitte und Reinigung keinen Augenblick zu säumen. So nothwendig ist die Bitte „Vergieb uns unsere Schulden;" und wohl uns, daß der HErr uns dieselbe in den Mund gelegt und uns ermächtigt hat, mit dieser Bitte vor unsern himmlischen Vater zu kommen!

„O es ist gefährlich und bedenklich, mit unvergebenen Sünden und unter der Last eines gerichtlichen Bannes, in einen Beruf, in ein Amt, in eine Ehe, in irgend eine Verbindung einzutreten! Diese Last, dieser

Bann hemmet nicht nur allen wahren und bleibenden Segen, den man sonst stiften oder genießen könnte, sondern erhält auch fort und fort in dem Herzen den brennbaren Zunder, der von jedem Feuerfunken einer Versuchung entzündet werden kann, und nur zu oft entzündet wird. Darum ist es so nöthig, mit der fünften Bitte die sechste zu verbinden, deren Zusammenhang der HErr mit dem Wörtlein und andeutet." M. Bl. 1853, S. 16.

Haben wir uns eine Wunde im Gewissen zugezogen, so ist Rettung und Heilung noch möglich, und der Weg derselben ist uns in Vorbildern und Sprüchen des göttlichen Wortes beschrieben.

„Die Gewissenswunde kann geheilt werden, und der Christ kennet den Arzt, der die verwundeten Gewissen heilen kann, und Macht hat, Sünden zu vergeben auf Erden. Dieser Arzt ist sein Heiland. „„Weißt du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der HErr Zebaoth, und ist kein anderer Gott."" Zu dem geht der Christ mit seinem verwundeten Gewissen, legt dem Lamm Gottes seine Hand auf, indem er Ihm beichtet, ergreift das ewig gültige Sündopfer für seine und der ganzen Welt Sünde im bußfertigen Glauben, und der Hohepriester, der mit dem Lamme Eine und eben dieselbe Person ist, besprengt den Reumüthigen und Weinenden in seinem Gewissen, und macht ihn los von dem bösen Gewissen und von den todten Werken, und reinigt und heilet seine Wunden und stärket ihn wieder, zu dienen dem lebendigen Gott. (Vgl. Hebr. 9, 14. K. 10. 22.) Also losgesprochen und gereinigt verlieret der Gefallene freilich nicht das Bewußtsein und Gedächtniß seines Falles; aber es verbindet sich damit das Bewußtsein seiner Vergebung und Lossprechung durch die hohenpriesterliche Besprengung und Zueignung, und so bekommt er das Bewußtsein der Heilung und wird los von dem bösen Gewissen; die Verletzung ist geheilt und in's Herz kehrt der Friede Gottes zurück. Nun wandelt er wieder auf dem Wege Gottes, gewitzigt und vorsichtiglich; und die dankbare Liebe, die ihn zu dem Hohenpriester auf's Neue hinzieht, und seine Ergebenheit gegen seinen himmlischen Wohlthäter erneuert, läßt ihn nicht mehr der Sünde Knecht sein, und dieselbe kann nicht herrschen in seinem sterblichen Leibe. Er fähret fort sich zu üben, zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und gegen Menschen." M. Bl. 1839, S. 40.

Das Kreuz, welches der HErr für uns bestimmt und uns auferlegt, ist unerläßlich zu unserer Heiligung. Dies gilt nicht allein von innerlichen

Leiden und Kümmernissen aller Art. Es gilt auch von leiblichen Schmerzen und Krankheiten. Doch ist es nicht genug, im Allgemeinen festzuhalten, daß alle Krankheiten unsere Besserung zum Zwecke haben. Wir müssen mehrere Zwecke Gottes dabei unterscheiden und unsere Krankheiten danach betrachten und benützen.

„Während die Unglaubigen nichts als natürliche Zufälle darin sehen, verfehlen sich Glaubige, besonders Gemüthliche darin, daß sie in unsern Krankheiten nichts als Prüfungen der göttlichen Liebe sehen wollen, womit sie uns in der Ergebung und Geduld zu üben beabsichtiget. Wir wollen gerne zugeben, daß die Weisheit Gottes mehrere Zwecke zugleich bei einer Krankheit haben kann. Doch es ist gut, die verschiedenen Zwecke auseinanderzuhalten."

„Es giebt 1) strafgerichtliche Krankheiten, womit Gott der HErr den Trotz übermüthiger und böser Menschen und ihren Widerstand brechen, dieselben unschädlich machen, Andere vom Bösen abschrecken, und ihnen Seine Macht und Gerechtigkeit fühlbar machen will. Sehr oft ist mit solchen Krankheiten ein mehr oder minder schnelles Wegraffen verbunden. Von solcher Art waren z. B. die Krankheiten der Aegypter bei den zehn ägyptischen Plagen, (2 Mos. 9, 1—11.) und die Würmerkrankheit des Herodes. (Apostg. 12, 21—23.)"

„2) Väterlich-ernste Züchtigungs-Krankheiten, womit Gott auch Glaubige, auch Solche, denen Er sich als seinen Kindern erbietet, heimsucht und sie züchtiget, um sie von unerkannten und unbereuten Sünden und Uebertretungen herumzuholen, sie zur Erkenntniß und Bereuung derselben und zum Suchen Seiner vergebenden Gnade zu bringen, sie abzuhalten, daß sie nicht mit der Welt verdammet werden, und ihnen zur Heiligung zu verhelfen, ohne welche wird Niemand den HErrn sehen. — Solcher Art sind wohl die meisten Krankheiten der Menschen, ob es gleich nicht am meisten erkannt wird. Beispiele sind: Der Aussatz der Mirjam (4 Mos. 12, 1–15.) und die vielen Krankheiten unter der korinthischen Gemeine veranlaßt durch die unter ihr eingerissenen Streitigkeiten, Aergernisse und Mißbräuche, sonderlich auch beim h. Abendmahle. (1. Kor. 11, 28—32.)"

„3) Bewahrungs- und Rettungs-Krankheiten, wodurch Gott der HErr, indem er die betreffenden Menschen krank werden, auch wohl sterben lässet, sie vor größeren Leibes- oder Seelengefahren bewahret, und vor schweren Gottesgerichten flüchtet und rettet. Beispiele davon sind: Die Krankheit und der frühe Tod des Söhnleins Jerobeams, welches der

HErr durch dessen Kranheit und frühen Tod vor den schrecklichen Sünden und Ausrottungsgerichten des Hauses Jerobeams bewahrete, „„darum, daß etwas Gutes an ihm erfunden war vor dem HErrn, dem Gott Israels, im Hause Jerobeams,““ aus welchem dieser Knabe allein zu Grabe getragen, und von dem ganzen Volke beklaget wurde. (1 Kön. 14, 1—18.). Ein anderes Beispiel ist der Pfahl im Fleische des Apostels Paulus (sehr wahrscheinlich ein demüthigendes, körperliches Leiden), wodurch ihn der HErr bewahren wollte, damit er sich seiner Offenbarungen nicht überheben möchte, und wogegen er drei Mal vergeblich den HErrn angeflehet hatte. (2 Kor. 12, 7—9.)“

„4) Prüfungs-, Uebungs- und Läuterungs-Krankheiten. — Es sind meistens schmerzhafte, demüthigende oder langwierige Krankheiten, wodurch Gott den Glauben seiner Kinder prüfen, sie in dem Glauben, in der Liebe, in der Geduld und Ergebung, so wie in der Hoffnung des ewigen Lebens üben, auf ein seliges Sterben vorbereiten, und in dem Feuer der Trübsal von den Schlacken reinigen, läutern und auserwählet machen will. Es sind oft Gottes liebste Kinder, welche er also im Ofen der Trübsal und der Schmerzen bewähret, wie das Gold im Feuer. Das vornehmste Beispiel ist die Krankheit und Trübsal Hiobs, in welcher seine Freunde durchaus nur eine Züchtigung Gottes erkennen, ihn deßhalb allerlei Sünden beschuldigen wollten, aber nachher hören mußten, daß sie nicht recht vor Gott geredet, und eine Thorheit begangen hatten. (Hiob 42, 7—9.)“

„5) Krankheiten zur Ehre Gottes, gesendet, damit Gottes Werke offenbar würden an den Kranken, und der Sohn Gottes dadurch geehret würde. Beispiele sind: Der Blindgeborene (Joh. 9, 1—3.), und die Krankheit, ja sogar der Tod des Lazarus von Bethania. (Joh. 11, 4.).“ M. Bl. 1842, S. 9. 10.

Im Greisenalter schrieb Zeller einen Aufsatz: Mittel gegen die Ungeduld im Leiden nach Ps. 39, 1—14. Die vier verschiedenen Mittel, welche er angiebt, sind: Das Schweigen — das Bedenken der Kürze und Flüchtigkeit des zeitlichen Lebens und der Nähe seines Endes — die Hoffnung auf den HErrn — endlich der Trost der Vergebung.

Ueber das erste dieser Mittel sagt er. „Die Ungeduld will ausbrechen in klagenden Worten. Aber mit Schweigen verredet sich niemand. O wie bald verredet man sich mit Wehklagen und Murren, wie bald versündigt sich der Mensch mit seiner Zunge! Alles unnöthige Klagen und

klägliches Reden mehrt die Ungeduld und die Entzündung. Insbesondere wenn wir unter dem Drucke der Gottlosen Unrecht zu leiden haben, empfiehlt der HErr den Seinigen, lieber geduldig und still das Unrecht zu tragen, als sich zu rächen, oder Gewalt mit Gewalt abzutreiben, oder einen Rechtsstreit vor Gericht mit den Beleidigern anzufangen. Und die Erfahrung lehrt, wie merkwürdig der HErr denen, die Ihm darin im Glauben gehorsam sind, zu helfen und sich auf ihre Seite zu stellen pflegt." M. Bl. 1857, S. 25—32.

Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. So folgt denn in der von Gott festgestellten Gnadenordnung auf die Heiligung die Erlösung, das heißt die thatsächliche völlige Befreiung von allem Uebel, unsere Vollendung nach Geist, Seele und Leib. Damit wird der HErr Sein Werk in Seinen Gläubigen krönen, wie der Apostel sagt: „So nun der Geist deß, der Jesum von den Todten auferwecket hat, in euch ist, so wird Gott auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, darum daß Sein Geist in euch wohnet," Röm. 8, 11. Und abermal: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel, von dannen wir auch erwarten als Retter Jesum Christum den HErrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde Seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, damit Er kann auch alle Dinge Ihm unterthänig machen." Phil. 3, 20. 21. Diese Vollendung also wird den Kindern Gottes in der Auferstehung des Lebens bei der Zukunft des HErrn zu Theil.

Doch für alle, die vor Seiner Zukunft sterben, ist noch der dazwischen liegende Zustand verordnet, da die Seele den alten sterblichen Leib abgelegt hat und noch nicht mit dem neuen unsterblichen Leibe bekleidet ist. Hören wir zuvor einiges über den Zustand nach dem Tode, dann über das eigentliche Ziel unseres Sehnens und Hoffens, die erste Auferstehung.

Ueber den Zustand der Seelen nach dem Tode hat der HErr selbst in der Erzählung von dem reichen Manne und dem armen Lazarus, die in der That eher eine Geschichte als ein Gleichniß zu nennen ist, einen großen Aufschluß gegeben. Was wir aus diesen Worten Christi und aus den Parallelstellen der Schrift zu lernen haben, wird von Zeller in folgenden Sätzen zusammengefaßt, in dem Aufsatz: „Eine Predigt aus dem Todtenreiche."

„Die Seelen der Menschen existiren nach der Trennung von dem sterblichen Leibe fort, die Seelen der Glaubigen, wie die Seelen derer, denen die Erde Alles, die Ewigkeit nichts war. Es gibt also eine Fortdauer der Seelen nach dem Sterben.“

„Wer nach dem Sterben und Scheiden aus dem Leibe fortdauert, der ist deßwegen noch nicht auferstanden. Weder Abraham, noch Lazarus, noch der ehemalige Reiche waren damals auferstanden; denn der HErr erzählt die Sache als eine zu seiner Zeit bereits geschehene, vergangene. Es ist aber vor der Auferstehung unseres HErrn, welche damals noch nicht geschehen war, Niemand auferstanden, d. i. mit einem unsterblichen und unverweslichen Leibe bekleidet gewesen. Denn Jesus ist der Erstgeborene von den Todten.“ (1 Kor. 15, 23. — Offenb. 1, 5.)

„Die Seelen können lange nach dem Sterben existiren, ehe sie auferstehen, d. i. einen unsterblichen Leib bekommen. Denn Abraham war schon sehr lange gestorben, und doch noch nicht auferstanden. Diese lange Zeit ist aber nicht nach unsern Zeitvorstellungen zu nehmen; denn manchen Seelen kann diese lange Zeit sehr kurz vorkommen; andern Seelen eine kleine Zeit sehr lang.“ (Jesaj. 26, 19. 20. K. 57, 2. Offenb. 6, 9. 10. 11.)

„Alle Menschen, die zwar gestorben, aber noch nicht auferstanden sind, heißen, ob sie gleich forteristiren, Todte. (Jesaj. 26, 19. Offenb. 14, 13. K. 20, 12—13.) Ja, der HErr selbst redet von dem Zustande nach seinem Sterben und vor seiner Auferstehnng, und spricht: Ich war todt.“ (Offenb. 1, 17—18.)

„Es gibt selige Todte, und unselige Todte. Jene heißen auch Todte des HErrn, seine Todten, in dem HErrn Gestorbene. Die seligen Todten sind, ob sie wohl selig sind und ruhen, noch keine Vollendeten; denn sie warten auf den HErrn zu ihrer Seligkeit. (Hebr. 9, 28.) Vollendet werden will also viel mehr sagen, als sterben.“

„Die seligen Todten werden von Engeln getragen, geführt und geleitet an ihren seligen Ort. Die unseligen —?“

„Die seligen Todten kommen zu seligen Geistesverwandten, Lazarus zu Abraham; die unseligen theils in die Einsamkeit, theils zu Ihresgleichen. Der reiche Mann fürchtet, seine ihm ähnlichen, hinterlassenen Brüder möchten auch an seinen Ort kommen.“

„Die seligen Todten wohnen und ruhen in Kammern oder in Hütten, die, um sie nicht mit zeitlichen zu verwechseln, ewige Hütten heißen,

(Luk. 16, 9.) und in denen sie auch ihre ehemaligen Wohlthäter, (vielleicht besuchsweise) aufnehmen und erquicken dürfen."

„In diesen Friedenshütten haben es die Seligen und Gerechten gut, sie ruhen; sie dürfen die Frucht ihrer Werke essen; denn ihre Werke folgen ihnen nach. (Jesaj. 3, 10—11. Offenb. 14, 13.)"

Abermals giebt er einen Ueberblick der biblischen Aufschlüsse über diesen Gegenstand. „Mit dem Sterben, das ist mit dem Austritt unserer Seele aus ihrem irdisch-sterblichen Leibe hört alle ihre unmittelbare Theilnahme an der Bewegung unserer Erde, sowohl um sich selbst, als um ihre Centralsonne auf, welche Bewegung man die Zeit nennet, aber auch aller zeitliche Besitz zeitlicher Erdengüter hat ein Ende, und die Seele befindet sich in der Ewigkeit außer ihrem sterblichen Leibe und außer der Zeit, und mit Recht nennen wir sterben — aus der Zeit gehen. Was gehet da mit den unsterblichen Seelen in ihrem außerleiblichen Zustande vor?"

„1. Sie werden versammelt zu ihren Geistesverwandten, zu ihren Vätern; denn für die abgeschiedenen Seelen hat die leibliche Verwandtschaft keine Anziehungskraft mehr, sondern die Geistesverwandtschaft entscheidet."

„2. Die abgeschiedenen Seelen, die einander gekannt haben bei Leibesleben, können einander wiedersehen, ja sogar mit einander sprechen, aber zusammenkommen können die Seligen und die Unseligen nicht miteinander; denn dazu ist eine Kluft zwischen ihnen befestigt, die sie nicht überschreiten können, und die sie von einander trennt."

„3. Die abgeschiedenen Seelen haben nicht nur ein Gedächtniß von der Vergangenheit, sondern auch ein Wissen von der Zeit nach ihrem Verscheiden. Denn der sterbliche Leib, der bei Kindern und alten Leuten das Gedächtniß so schwächet, ist bei den abgeschiedenen Seelen, die außer ihrem Leibe sind, keine Schranke mehr für ihr Gedächtniß, und das Wissen von zukünftigen Dingen ist in der Ewigkeit, wo man die Schranken der Zeit nicht mehr so fühlt, und in die Zukunft freier schauet, viel weniger gebunden. So wußte Abraham von Mose und den Propheten in seiner Unterredung mit dem reichen Manne, obgleich diese Männer Gottes erst viele Jahrhunderte nach Abrahams Tod gelebt haben, und konnte zu dem reichen Manne von dessen fünf Brüdern sagen: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. (Luc. 16, 19—31.)"

„4. Dieses Wissen der Verstorbenen von Dingen und Geschichten,

die nach ihrem Sterben unter den Lebendigen und im Lande der Lebendigen oft so lange nach ihrer Zeit geschehen, läßt sich auch dadurch als möglich erklären, weil täglich so viele Menschen aus der Zeit in die Ewigkeit gehen, bei welchen, als bei späteren Ankömmlingen, die früher Verstorbenen sich nach allerlei Dingen, Menschen und Geschichten erkundigen können, die sie etwa noch interessiren."

„5. Gleichwie die abgeschiedenen Seelen nach ihrem verschiedenen Herzens- und Geisteszustande zu ihren verschiedenen Geistesverwandten gesammelt werden: so werden sie auch an verschiedene Orte in der Geisterwelt hingezogen und versammelt. So wird von Judas Ischarioth, dem Verräther, nach seinem unseligen Selbstmorde gemeldet, daß er hingegangen sei an seinen Ort. (Apostgesch. 1, 25.) Denn die Oerter in der Geisterwelt entsprechen den geistigen Herzenszuständen, womit die abgeschiedenen Seelen aus der Zeit gegangen sind. Es ist also mit diesen verschiedenen Orten in der Geisterwelt nicht beschaffen, wie mit den verschiedenen Orten in der Körperwelt; denn hier kann ein gottloser Mensch an einem sehr angenehmen Orte, und ein gottseliger Mensch an einem sehr widerlichen Orte wohnen. Weil es aber im wesentlichen Grunde nur zwei entschiedene Herzens- und Geisteszustände gibt, einen geistlich lebendigen und einen geistlich todten, oder einen bekehrten und einen unbekehrten Geisteszustand: so gibt es auch für die abgeschiedenen Seelen in der Geisterwelt nur zwei verschiedene Oerter, dahin sie versammelt werden und wohnen, bis zu ihrer Auferstehung. Der erste dieser zwei Oerter in der Geisterwelt ist das Paradies, der Ort seliger Ruhe für alle die Todten, die in dem HErrn entschlafen sind, und von denen geschrieben steht: Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach (Offenb. 14, 13). Da warten sie in seliger Ruhe auf ihre Vollendung, die da geschieht durch die Auferstehung des Lebens. Das ist der Ort, von welchem der HErr zu dem bekehrten Schächer sprach: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. (Luk. 23, 43.) Daß dieser Ort nicht der Himmel selbst, der Himmel der Auferstandenen ist, können wir daraus abnehmen, daß dieß Wort „„heute"" auf die Zeit sich bezieht, wo der HErr sterben sollte, auf die Zeit, wo sein Leib in das Grab gelegt wurde, auf die Zeit vor seiner Auferstehung, auf die Zeit vor seiner Himmelfahrt, also auf seinen Zustand außer dem sterblichen Leibe, aber auch vor seiner Auferstehung und Himmelfahrt, wie Er selbst zu der

Maria Magdalena sagte, als Er zu ihr sprach: Rühre mich nicht an! denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. (Joh. 20, 17.) Daher ist das Paradies zwar ein Ort seliger Ruhe für die selig Verstorbenen, aber doch ein Ort, wo sie noch nicht vollendet sind, sondern wo sie auf ihre Auferstehung hoffend warten, durch welche sie erst vollendet und mit unsterblichen, verklärten und himmlischen Leibern zur Wohnung im Himmel und auf der neuen Erde befähigt werden.“ M. Bl. 1858, S. 19. 20.

Schrecklich sind die Warnungen des Wortes Gottes, indem es uns zeigt, wie wir die nicht vergebenen Sünden beim Sterben in die Ewigkeit mitnehmen, und wie sie in dem gebundenen, thatenlosen und hülflosen Zustand der abgeschiedenen Geister fortwirken. Da geht in Erfüllung was Christus von der unfruchtbaren Rebe sagt: „Sie wird abgeschnitten und weggeworfen; sie verdorret, man wirft sie ins Feuer und sie muß brennen.“ Joh. 15, 6.

„Eine Seele außer dem Leibe und außer der Zeit, die nicht mehr genießet die erquickenden Einflüsse des Lichtes, nicht mehr sich zerstreuen kann mit den sinnlichen Eindrücken der körperlichen Außenwelt, nicht mehr das Wachen unterbrechen kann mit einem erholenden Schlafe, die nur noch lebet in der Innenwelt ihres öden, zerrütteten und brennenden Herzens, ist viel empfindlicher, als eine Seele im Leibe, für Alles, was in ihr vorgehet; darum fühlet sie auch ihre brennenden Leidenschaften, ungemildert durch leibliche Erquickungen, viel brennender; darum leidet sie auch viel mehr Pein in den Flammen ihrer Innenwelt, die nicht gelöschet sind durch die Kraft des Blutes Christi, nicht besieget durch die Ueberwindungskraft des Glaubens an Ihn, nicht gelöschet durch die Liebe zu Ihm, nicht erstickt durch eine lebendige Hoffnung; wie denn auch die Finsterniß dieser feurigen Innenwelt nicht erheitert ist durch das Licht eines im Innersten gepflanzten und belebten Wortes Gottes. So müssen sie denn brennen, diese unglücklichen, abgefallenen und weggeworfenen Reben in einem Feuer, das nicht verlischt, und genaget werden von dem Wurme ihres nagenden Gewissens, der nicht stirbet. Sie müssen brennen, und können nicht — verbrennen.“ M. Bl. 1836, S. 66.

„Man kann also seine Sünden in die Ewigkeit mitnehmen. — Sie stehen mit eiserner Griffelschrift eingeschrieben, ja eingegraben in die Tafel des Herzens und Gewissens. Da kann man sie wohl im Leben eine Zeit lang scheinbar auslöschen mit dem nassen Schwamm der Vergeßlichkeit,

des Leichtsinnes und der Zerstreuung. Aber im Sterben nimmt der Sünder sein innerstes und tiefstes Bewußtsein, sein Gewissen mit, und eben damit auch jene Griffelschrift. Da, in der Ewigkeit, geht das Auslöschen nicht mehr an; da wacht das Gewissen desto heftiger wieder auf, je mehr seine Stimme im Leben überhöret oder gar unterdrückt worden ist, und die eiserne Griffelschrift wird fürchterlich lesbar, lesbar für den Sünder und für — Andere. Zugleich treffen auch die Folgen seiner Sünden, der Wurm, der nicht stirbt, das Feuer, das nicht verlischt, gar empfindlich und schmerzlich ein; der Schaden, den er angerichtet, die Unglücklichen, die er verführet oder in Schaden gebracht, die edle Zeit, die er so heillos versäumet, das Alles tritt furchtbar hervor. Der Sünder möchte dann Manches wieder gut machen; aber er kann nicht; denn er hat ja in der Ewigkeit keine Zeit mehr, und hat nach dem Sterben keinen Leib mehr, sondern er ist außer demselben, und in der Hölle, dahin er gefahren ist, ist ja weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit. (Pred. 9, 10.) Wie will man ohne das Alles auch nur Etwas wieder gut machen? Die Nacht ist gekommen, da Niemand wirken kann, und das Licht scheinet nicht mehr; es ist untergegangen.“ M. Bl. 1851, S. 27. Vgl. Seelenlehre S. 103—106.

Das Ziel unsrer Hoffnung und unsres Ringens ist also nicht sowohl der Zustand nach dem Tode, als vielmehr die Auferstehung, und zwar die erste Auferstehung, von der gesagt ist: „Selig ist der und heilig, welcher Theil hat an der ersten Auferstehung, denn sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit Ihm regieren auf Erden.“ Offenb. 20, 6. Zwar wird Lazarus nach seinem Leiden erquickt, die in Christo Entschlafenen genießen Ruhe und Frieden in der Nähe des HErrn; im Vergleich mit den Trübsalen, Kämpfen und Versuchungen, die ihnen im sterblichen Fleische auferlegt waren, werden sie selig gepriesen; aber noch sind sie nicht an dem Ziele ihrer Bestimmung; sie schauen den HErrn noch nicht von Angesicht wie Er ist, denn sie sind Ihm noch nicht ähnlich gemacht in der Verklärung des Leibes, sie haben noch nicht erlangt, was der Psalmist in prophetischem Geiste ausspricht: „Ich aber will schauen Dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde.“ Ps. 17, 15. Sie haben noch nicht aus der Hand des HErrn die Krone empfangen, die Er ihnen erworben und verheißen hat, die Er ihnen aufbewahrt, und die Er, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird allen, die Seine Erscheinung lieb haben. 2. Tim. 4, 8. Den Zu-

stand der in Christo Entschlafenen, die noch auf ihre Vollendung warten, hat Zeller beschrieben im Anschluß an die Worte der Offenbarung: (14, 13.) „Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit.“

„Sie ruhen von ihrer Arbeit. Ihre Seligkeit ist eine selige Ruhe, und eine ruhende Seligkeit, nicht eine schaffende, nicht eine thätige, nicht eine regierende Seligkeit; denn zu einer solchen Seligkeit, die da schaffet und regieret, gehört ein unsterblicher Leib, auf welchen die selig Verstorbenen in seliger Ruhe zu warten haben, und welchen sie bei ihrer Auferstehung empfangen, und dann zur seligen Herrlichkeit übergehen, um mit Christo zu regieren. Sie ruhen von ihrer Arbeit, also von schaffender Thätigkeit nach Außen, wie sie in ihrem sterblichen Leibe einst thätig waren, aber auch von schaffender Mühe und Anstrengung, wie sie bei aller Arbeit im sterblichen Leibe vorkommt und damit verbunden ist. Besonders auch ruhen sie von allen körperlichen und zeitlichen Leiden und Trübsalen, und von wehthuender Verfolgung und Unterdrückung, wie sie jeder wahrhaft Bekehrte und Wiedergeborene in einer Welt, in welcher der Teufel noch Fürst ist, zu erfahren hat, sei es in kleinerem oder in größerem Maße.“

„O wie wohl wird es den Seligen sein in dieser Ruhe und Befreiung! Wir, die wir in dieser Welt und Zeit, wie sie jetzt noch ist und im Argen liegt, von Geburt an aufwachsen und wohnen, sind des vielfachen Argen, Schweren, Mühseligen und Drückenden in derselben so gewohnt, daß wir es uns nicht klar vorstellen können, was für ein Gefühl des Wohlseins in jener seligen Ruhe die Herzen der Seligverstorbenen erfüllen wird.“ (M. Bl. 1857, S. 38.

Die richtige Stellung des Christen und sein auf Gottes Wort begründetes Sehnen und Verlangen hat der Apostel ausgesprochen in den Worten 2. Corinther 5, 4.: „Dieweil wir in der Hütte sind“ (in diesem sterblichen Leibe) „sehnen wir uns und sind beschweret, sintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden mit unserer Behausung, die vom Himmel ist“ (mit dem unvergänglichen Auferstehungsleibe) „auf daß dies Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.“ Hierüber sagt Zeller in dem Aufsatz: „Das rechte Heimweh“: „Wenn der Apostel lieber nicht entkleidet zu werden wünschte, so muß sich dieser sein Wunsch auf die leibliche Entkleidung bezogen, und er folglich gewünscht haben, die Zukunft des HErrn, deren Termin ihm wie allen Aposteln unbekannt war, erleben, und dann verwandelt, und mit dem neuen ver-

klärten Leibe so überkleidet werden zu können, daß das Sterbliche augenblicklich, und ohne den Zwischenzustand einer vom Leibe abgeschiedenen Seele durchlaufen zu müssen, von dem Leben verschlungen würde. Diese Gnade der Verwandlung also war es, nicht worüber er Gewißheit hatte, sondern was er lieber wünschte. Ein Wunsch, der um so erklärlicher ist, je natürlicher es einem treuen Knechte ist, zu wünschen, ja sich zu sehnen, daß sein HErr bald kommen möge. Auch ist es unserer Natur so zuwider, ohne Leib zu sein, daß bei der Hoffnung einer baldigen Zukunft des HErrn der Wunsch, statt entkleidet, überkleidet zu werden, wohl der liebere Wunsch sein kann."

„Damit man aber nicht in den Irrthum gerathe, als ob die Ueberkleidung mit einem himmlischen und verklärten Leibe, sei es nun bei der Verwandlung (1 Kor. 15, 51—52.) oder bei der früheren Auferstehung der Erstlinge in Christo (1 Thess. 4, 16.), eine natürliche, für Gute und Böse sich von selbst verstehende Sache, also eine Naturerscheinung wäre, die bei allen Menschen ohne Unterschied durch natürliche Entwicklung vor sich gehe, (wie denn der fleischliche Mensch so gerne sich die Vorrechte der Kindschaft und Erstgeburt zuzueignen geneigt ist, und geistliche Dinge gerne fleischlich erklärt, und Gnadensachen als Schuldigkeiten anspricht,) so setzt der Apostel hinzu: V. 5. „„Der uns aber zu demselbigen bereitet, das ist Gott, der uns das Pfand, den Geist gegeben hat.""

„Es gehört also zu jener seligen Ueberkleidung eine göttliche Zubereitung, welche geschiehet durch Gnade und unter dem Kreuze Christi, welchem gar Viele sehr feind sind, die nicht mit Christo und in Christo, und um Christi willen in der Leidensschule ausharren wollen, weil der Bauch ihr Gott ist, und sie die Ehre bei Menschen lieber haben, als die Ehre bei Gott, und die zeitliche Ergötzung der Sünde, als irdisch Gesinnte, der Schmach Christi vorziehen. Diese göttliche Zubereitung beschreibt der Apostel (2 Kor. 4, 16.) mit kurzen Worten also: „„Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert."" Der äußerliche Mensch verweset und verdirbt zwar bei allen Menschen, bei Guten wie Bösen, aber der innerliche wird nicht bei allen von Tag zu Tag erneuert. Diese Erneuerung geschiehet durch das Werk der Heiligung mit Geduld und Ergebung im Leiden, besonders in Läuterungs-Leiden und im Ofen der Trübsal, worin der Glaube bewähret wird, wie Gold im Feuer, in standhafter Herzensverbindung mit dem HErrn und Heiland, und in fortwährender Uebung thätiger Liebe in

seinem Dienste. Und der Geist, der in den Kindern Gottes Zeugniß giebt ihrem Geiste, daß sie Gottes Kinder sind, und der ihnen gegeben ist, daß er in ihnen bleibe, ist das göttliche Pfand und Angeld, daß sie mit dem verklärten, dem Leibe Jesu ähnlichen Leibe überkleidet werden, eben deßwegen, weil sein Geist in ihnen ist.“ M. Bl. 1838, S. 70. 71.

So viel von dem Wege, auf dem Gott Seine Kinder zur Seligkeit und Herrlichkeit leitet. Auf diesem Pfade bietet Er ihnen Gnadenmittel dar. Ueber diese und zwar über die heiligen Sacramente wollen wir einiges von Zeller hören.

Durch jene lebendige Gemeinschaft mit Christo, in die er eingeführt worden war, wurde ihm auch ein Blick in die göttlichen Gnadenmittel eröffnet und die rechte Werthschätzung derselben in's Herz gegeben. Nach solchen Erfahrungen, wie er an sich und an andern gemacht hatte, „erscheint,“ wie er selbst sagt, „unbeschreiblich wichtig die Gnade und die Kraft der Taufe, die Gnade und die Kraft des Gebets und der Fürbitte. Ganz anders lernt man das heilige Abendmahl ansehen als vorher. Alle Gnadenmittel erscheinen in einem neuen Lichte, besonders aber das Wort Gottes, und werden auch immer mehr aus Erfahrung liebgewonnen.“ Jahresbericht 1826, S. 20.

So erkannte er denn die Vorstellung, als wären die Sacramente leere Cerimonien, wie sie allenfalls auch ein Mensch einsetzen könnte, als unchristlich und schriftwidrig. Auf Grund des Wortes Gottes und aus eigener seliger Erfahrung konnte er das Gegentheil bezeugen. Durch seinen treuen und demüthigen Gehorsam gegen das Schriftwort wurde er vor Verirrungen auf diesem Gebiete, wo es dem Menschen so nahe liegt zu irren, behütet.

Aber man erwarte nicht, von ihm etwas über den theologischen Streit, der sich wegen der Sacramente erhoben hat, zu hören. Von diesem hielt er sich fern. Nirgends in seinen Schriften kömmt auch nur der Name lutherisch oder reformirt, lutherische oder reformirte Lehre von den Sacramenten vor. Er hielt es nicht für seinen Beruf, seinen Fuß in das Labyrinth der Dogmengeschichte zu setzen. Treu seinem Grundsatz suchte er aus dem Bibelwort und aus diesem allein zu schöpfen. Die Schrift gab ihm auch über diesen Gegenstand die „göttlichen Antworten auf menschliche Fragen;“ nach weiteren Antworten verlangte er nicht, und auf Fragen, für die er in der heiligen Schrift keine Antwort fand, ließ

er sich nicht ein. Darin lag seine Stärke, aber daraus ergab sich auch, daß in Vergleich mit der reichen Entfaltung dieses Lehrstücks in den Gesängen und Communionbüchern unserer gottseligen Vorfahren seine Auffassung unentwickelt erscheint. Es ist wenig, was er über die heiligen Sacramente zu sagen hat; aber dieß wenige ist so gefaßt, daß kein schriftgläubiger Christ etwas dagegen einwenden kann.

Einen göttlichen Aufschluß, welcher über die beiden Sacramente des neuen Bundes Licht verbreitet, fand Zeller in den Worten des Apostels Johannes: „Dieser ist es der da kommt mit Wasser und Blut“ (gekommen ist durch Wasser und durch Blut) „nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut; und der Geist ist es, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist.“ 1 Joh. 5, 6.

„Jesus ist mit und durch Wasser gekommen, als Er im Wasser des Jordans sich taufen ließ, mit dem heiligen Entschlusse, sich für die Welt dahin zu geben, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, und als Er, aus dem Wasser steigend das Zeugniß vom Himmel empfing: Dieser ist mein lieber Sohn, an welchem Ich Wohlgefallen habe. Ein Zeugniß, mit welchem nicht nur die Persönlichkeit des sich Weihenden, sondern auch diese Weihe und Hingebung selbst göttlich bekräftigt und bestätigt wurde. Und von dieser Stunde an hörte der edle Täufer und Mann Gottes Johannes nicht auf, zu bezeugen, was er gesehen, was er gehört hatte, und wovon er auf das kräftigste überzeugt worden war. Und was zeugte er? Er zeugte, daß dieser ist Gottes Sohn, wies von da an mit dem Finger auf Ihn, den Jesum von Nazareth, und zeugte: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und auf sich nimmt. Durch dieses Wasser in seiner Taufe hat Jesus auch die Taufe geheiligt und gesegnet, welche seitdem, als Bundesweihe des neuen Bundes unter allen Völkern, von Ihm selbst befohlen und eingesetzt worden ist zu einem Bade der Wiedergeburt für Alle, die an seinen Namen glauben; welches Wasser nun auch uns selig macht in der Taufe, und von Ihm zu einem recht seligmachenden Wasser geheiligt worden ist, welches, gleich jenem Wasser der Sündfluth, das die alte Menschheit ersäufte, und eine neue zu einem neuen Geschlechte errettete und erhielt, uns in den versöhnenden Tod wie in das auferweckende Auferstehungsleben des Mittlers durch den zueignenden Glauben einsenket und einpflanzet, wenn anders diese Taufe uns etwas Höheres wird im Glauben an Ihn, als ein bloßes Abthun des Unflathes

am Fleische; wenn sie der Bund eines guten Gewissens wird mit Gott, durch die Auferstehung Christi. (1 Petr. 3, 21.)"

„Doch nicht allein mit Wasser, und zwar mit einem durch seine That, sein Wort und seine Einsetzung uns so kräftig Gott weihenden Wasser in seiner und unserer Taufe ist Jesus Christus gekommen, sondern auch mit Blut. Es ist das Blut des neuen Bundes, das Blut der Versöhnung und Besprengung, das Er, nachdem Er Seine Hingebung, Seinen Gehorsam, und Sein Leiden vollbracht, vergossen hat auf Golgatha zur Vergebung der Sünden für Viele. Mit diesem Blute und Opfertode krönte und vollendete Er die heilige Hingebung und Weihe, welche Er im Wasser des Jordans begonnen hatte, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Aber Er setzte es auch im heiligen Abendmahle zu einem Blute der Besprengung ein mit den Worten: Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut, das Blut des neuen Testamentes, das vergossen wird zur Vergebung der Sünden; damit der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, eine Gemeinschaft wäre Seines Blutes, des Blutes Jesu Christi, und damit Sein Blut von Ihm gegenwärtig zugeeignet würde dem Trinkenden zur Versicherung dieser gewissen Vergebung und Versöhnung."

„Auch dieses Kommen Jesu mit Blut ist durch ein göttliches Zeugniß kräftiglich bestätiget worden; dieses göttliche Zeugniß liegt in der ungezweifelten Thatsache Seiner lebensvollen Auferstehung von den Todten." M. Bl. 1836, S. 47. 48.

Wie hoch Zeller von der heiligen Taufe hielt, mag aus Folgendem entnommen werden.

Im Jahr 1830 empfing er von einer Unbekannten einen Brief, worin sie ihm ihre Unruhe über ihren Seelenzustand offenbarte. In dem Trostbrief, mit welchem er hierauf antwortete, weist er sie auf den rechten Grund. „Was die Ungewißheit oder den Mangel an Versicherung betrifft, ob man ein Kind Gottes sei oder nicht, so kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß der Blick auf uns selbst, auf die tausenderlei Fehler und Gebrechen, die wir an uns und bei uns wahrnehmen, uns wohl zu der Sehnsucht, ein Kind Gottes zu werden, treiben, aber schwerlich uns darüber Gewißheit geben kann, daß wir es sind. Wir blicken in ein Meer von Unvollkommenheiten und Sünden; da finden wir keinen Ausweg aus der Tiefe. In Gethsemane aber zittert und bebet ein Mann, und auf Golgatha am Kreuz seh' ich Ihn verbluten und verschmachten, den Mann ohne Sünde, aus dessen Hingebung, aus dessen Liebe, womit Er für mich

und Alle ein vollgültiges Sündopfer gebracht hat, mir eine köstliche Beruhigung quillt. Ja da öffnet sich mir ein Himmel voll Hoffnung, während unten in der Tiefe des Meeres meiner Sünden mein Blick schwindelt und ich nichts sehen kann, als was mich erschreckt, beschämt und beuget. Weggeblickt von den Schlangenbissen; hinaufgeschaut zum hellen lichten Kreuze! dort hängt sie, meine Gewißheit. Zur Aufmunterung und Stärkung denken Sie aber auch an Ihren Taufnamen, der Sie an Ihre Taufe und was Ihnen da versiegelt ist, erinnert, nicht bloß an Ihren Geschlechtsnamen, der Ihnen nichts sagt, als daß Sie von Adam stammen und zu dem sündigen Geschlechte gehören. Ihr Taufname erinnere Sie, daß Ihnen die Wiedergeburt durch den Glauben an Christum Jesum versichert ist zu einer Zeit, da Sie als ein kleines Kindlein, sie weder durch Uebelverhalten hemmen, noch durch Wohlverhalten fördern konnten. Denken Sie groß von Ihrer Taufe! Haben Sie noch nicht viel durch dieselbe bekommen, so können Sie unaussprechlich viel durch den Glauben an die Gnade Gottes, die Ihnen in Ihrer Taufe versiegelt ist, noch täglich empfangen. Denn, sagt Paulus, ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu, denn wie viele euer getauft sind die haben Christum angezogen. Gal. 3, 26. 27." M. Bl. 1830, S. 9. 10.

So erkannte also Zeller auf Grund der Worte des Apostels Röm. 6, 4. in der christlichen Taufe unsere Einpflanzung in den Tod und das Auferstehungsleben des Mittlers, eine Gnadenthat von Gottes Seite, eine Mittheilung des Lebens, das in Christo dem Auferstandenen ist. Indem er an dem Schriftworte festhielt, hatte er keinen Anlaß an der Rechtmäßigkeit und dem Segen der Kindertaufe zu zweifeln. Er war gesund in der Lehre von der Erbsünde und von der Nothwendigkeit der Mittheilung eines neuen Lebens, ohne welche auch das Kind unfähig ist für das Himmelreich; denn „was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch." Er hielt fest an den Worten des Heilands: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Er erkannte, daß Christus ein Kind für die Kinder geworden ist, um auch die Kinder selig und heilig zu machen. Er sah, daß für christliche Eltern, wenn sie ihre Kinder, wie jene Mütter im Evangelium, zum Heiland bringen wollen, damit Er sie segne, dieses der von dem HErrn geordnete und gewiesene Weg ist: sie sollen ihre Kinder mit Glauben und Gebet zur heiligen Taufe bringen, da will Er selbst sie segnen, wie Er jene ge-

am Fleische; wenn sie der Bund eines guten Gewissens wird mit Gott, durch die Auferstehung Christi. (1 Petr. 3, 21.)"

„Doch nicht allein mit Wasser, und zwar mit einem durch seine That, sein Wort und seine Einsetzung uns so kräftig Gott weihenden Wasser in seiner und unserer Taufe ist Jesus Christus gekommen, sondern auch mit Blut. Es ist das Blut des neuen Bundes, das Blut der Versöhnung und Besprengung, das Er, nachdem Er Seine Hingebung, Seinen Gehorsam, und Sein Leiden vollbracht, vergossen hat auf Golgatha zur Vergebung der Sünden für Viele. Mit diesem Blute und Opfertode krönte und vollendete Er die heilige Hingebung und Weihe, welche Er im Wasser des Jordans begonnen hatte, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Aber Er setzte es auch im heiligen Abendmahle zu einem Blute der Besprengung ein mit den Worten: Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut, das Blut des neuen Testamentes, das vergossen wird zur Vergebung der Sünden; damit der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, eine Gemeinschaft wäre Seines Blutes, des Blutes Jesu Christi, und damit Sein Blut von Ihm gegenwärtig zugeeignet würde dem Trinkenden zur Versicherung dieser gewissen Vergebung und Versöhnung."

„Auch dieses Kommen Jesu mit Blut ist durch ein göttliches Zeugniß kräftiglich bestätiget worden; dieses göttliche Zeugniß liegt in der ungezweifelten Thatsache Seiner lebensvollen Auferstehung von den Todten." M. Bl. 1836, S. 47. 48.

Wie hoch Zeller von der heiligen Taufe hielt, mag aus Folgendem entnommen werden.

Im Jahr 1830 empfing er von einer Unbekannten einen Brief, worin sie ihm ihre Unruhe über ihren Seelenzustand offenbarte. In dem Trostbrief, mit welchem er hierauf antwortete, weist er sie auf den rechten Grund. „Was die Ungewißheit oder den Mangel an Versicherung betrifft, ob man ein Kind Gottes sei oder nicht, so kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß der Blick auf uns selbst, auf die tausenderlei Fehler und Gebrechen, die wir an uns und bei uns wahrnehmen, uns wohl zu der Sehnsucht, ein Kind Gottes zu werden, treiben, aber schwerlich uns darüber Gewißheit geben kann, daß wir es sind. Wir blicken in ein Meer von Unvollkommenheiten und Sünden; da finden wir keinen Ausweg aus der Tiefe. In Gethsemane aber zittert und bebet ein Mann, und auf Golgatha am Kreuz seh' ich Ihn verbluten und verschmachten, den Mann ohne Sünde, aus dessen Hingebung, aus dessen Liebe, womit Er für mich

und Alle ein vollgültiges Sündopfer gebracht hat, mir eine köstliche Beruhigung quillt. Ja da öffnet sich mir ein Himmel voll Hoffnung, während unten in der Tiefe des Meeres meiner Sünden mein Blick schwindelt und ich nichts sehen kann, als was mich erschreckt, beschämt und beuget. Weggeblickt von den Schlangenbissen; hinaufgeschaut zum hellen lichten Kreuze! dort hängt sie, meine Gewißheit. Zur Aufmunterung und Stärkung denken Sie aber auch an Ihren Taufnamen, der Sie an Ihre Taufe und was Ihnen da versiegelt ist, erinnert, nicht bloß an Ihren Geschlechtsnamen, der Ihnen nichts sagt, als daß Sie von Adam stammen und zu dem sündigen Geschlechte gehören. Ihr Taufname erinnere Sie, daß Ihnen die Wiedergeburt durch den Glauben an Christum Jesum versichert ist zu einer Zeit, da Sie als ein kleines Kindlein, sie weder durch Uebelverhalten hemmen, noch durch Wohlverhalten fördern konnten. Denken Sie groß von Ihrer Taufe! Haben Sie noch nicht viel durch dieselbe bekommen, so können Sie unaussprechlich viel durch den Glauben an die Gnade Gottes, die Ihnen in Ihrer Taufe versiegelt ist, noch täglich empfangen. Denn, sagt Paulus, ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu, denn wie viele euer getauft sind die haben Christum angezogen. Gal. 3, 26. 27." M. Bl. 1830, S. 9. 10.

So erkannte also Zeller auf Grund der Worte des Apostels Röm. 6, 4. in der christlichen Taufe unsere Einpflanzung in den Tod und das Auferstehungsleben des Mittlers, eine Gnadenthat von Gottes Seite, eine Mittheilung des Lebens, das in Christo dem Auferstandenen ist. Indem er an dem Schriftworte festhielt, hatte er keinen Anlaß an der Rechtmäßigkeit und dem Segen der Kindertaufe zu zweifeln. Er war gesund in der Lehre von der Erbsünde und von der Nothwendigkeit der Mittheilung eines neuen Lebens, ohne welche auch das Kind unfähig ist für das Himmelreich; denn „was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch." Er hielt fest an den Worten des Heilands: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Er erkannte, daß Christus ein Kind für die Kinder geworden ist, um auch die Kinder selig und heilig zu machen. Er sah, daß für christliche Eltern, wenn sie ihre Kinder, wie jene Mütter im Evangelium, zum Heiland bringen wollen, damit Er sie segne, dieses der von dem HErrn geordnete und gewiesene Weg ist: sie sollen ihre Kinder mit Glauben und Gebet zur heiligen Taufe bringen, da will Er selbst sie segnen, wie Er jene ge-

segnet hat, und ihnen die Thüre des Himmelreichs aufthun. Er wußte, daß schon im zartesten Alter Einwirkungen des guten Geistes auf eines Kindes Herz stattfinden können. Oft ermahnte er christliche Mütter, ihre Kindlein auch vor der Taufe und nach der Taufe, in stillem glaubigem Gebet dem Heiland darzubringen und zu weihen, damit Er sie segne. Die Erfahrung so mancher Gläubigen, welche das Vorhandensein der Taufgnade bestätigt, war ihm nicht fremd. Er hatte über die Kindertaufe eine ähnliche Erleuchtung wie vor ihm Zinzendorf. Seinen kindlichen Glauben an den HErrn, der in der heiligen Taufe die Kinder segnet, bezeugte er auch in dem von ihm gedichteten Taufliede (Nr. 7 der Sammlung):

O Jesu, Freund der Kinder,
Du Heiland aller Sünder,
Wie hast du aufgenommen
Auch Kinder, die gekommen!

Du hast ein Wort gesprochen,
Das bleibet ungebrochen:
O laßt zu mir die Kleinen,
Und wehret nicht den Meinen.

Du willst die Kinder segnen
Und lassen auf sie regnen
Im heil'gen Wasserbade
Des neuen Bundes Gnade.

O nimm in deine Arme
Dies Kindlein, und erbarme
Dich seiner, ihm zu geben
Ein neues Geistesleben.

Sei Vater ihm im Sohne;
Dein Geist sein Herz bewohne;
Sei du sein Schutz und Führer
Und täglich sein Regierer.

Unter den Zöglingen, welche er für das Lehramt vorbereitete, war auch ein junger Mann aus einer Mennonitengemeinde. Zwischen Zeller und den Mennoniten bestand ein brüderliches Verhältniß und ein gegenseitiges Vertrauen. Er ließ sich mit diesen Brüdern nicht auf eine theologische Controverse ein, aber er sagte den Mennoniten: Wenn ihr euch nicht entschließen könnt eure Kinder taufen zu lassen, so solltet ihr doch in einer eigenen heiligen Handlung sie zu Jesu bringen und Ihn bitten, daß Er sie segne. Ihr solltet wenigstens auf solche Art Seinen Befehl: lasset die Kindlein zu mir kommen, zu erfüllen suchen.

Nach dem altchristlichen und wohlbegründeten Sprachgebrauch nennt man das Werk Gottes, das Er in der heiligen Taufe thut, die Wiedergeburt. Diesen Sprachgebrauch finden wir bei Zeller nicht. Wie es gewöhnlich (nicht immer) auf Seiten des Pietismus und Methodismus

gefaßt wird, ähnlich betrachtete Zeller die Wiedergeburt als das Ergebniß einer Bekehrung, die mit Bewußtsein geschieht. Aber er läugnete nicht jene erste Mittheilung göttlichen Lebens, welche in der Kindertaufe stattfindet. Er bemerkte, daß das griechische Wort Gennesis die Geburt, aber auch die ihr vorangehende Zeugung bezeichnen kann. Vgl. Seelenlehre S. 79. 80.

Es giebt Stellen der heiligen Schrift, in denen die wiedergebärende göttliche Wirkung mit dem Worte verknüpft ist; hiedurch mochte sich Zeller verhindert fühlen, die Taufe der Kinder, welche allerdings mit dem Verstande das Wort noch nicht auffassen können, als die Wiedergeburt zu bezeichnen. Es bleibt hier in seinem Vortrag der christlichen Lehre eine Unklarheit übrig, die wir nicht in Abrede stellen dürfen.

Ueber den Segen der Confirmation und die Entscheidung, welche durch diese heilige Handlung gewöhnlich herbeigeführt wird, sagt Zeller auf Grund der Erfahrungen, die er an den seiner Pflege Anbefohlenen gemacht hatte, Folgendes: „Das dritte Sieben im menschlichen Lebensalter ist dasjenige, in welchem unsre Pflegekinder gewöhnlich von hier austreten. Es ist aber auch dasjenige, in welchem der Charakter eines Menschen eine bleibende Richtung zu nehmen anfängt, in welchem aber auch durch die Entwicklung des Geschlechtstriebs ganz neue Versuchungen an das jugendliche Herz andringen und es anfechten. Gerade da ist es aber auch, wo der Heiland, als der gute Hirte, so viele junge Seelen zu Seiner Herde zu suchen und zu rufen pflegt, wenn sie Seiner Stimme ihre Herzen und Ohren nicht verschließen. Eines der gesegnetsten Gnadenmittel dazu ist der Confirmationsunterricht, die feierliche Taufbundserneuerung und das erstmalige heilige Abendmahl. Kinder, bei welchen diese theuern Gnadenmittel nichts wirken, und welche in dieser besonderen Gnadenzeit zu keinem Anfange einer Sinnesänderung gelangen, gerathen oft bald nach ihrem Austritte auf bedenkliche Irrwege, und es wird ihnen nach und nach genommen, was sie damals noch hatten, oder zu haben meinten. Kinder aber, welche in dieser Zeit, besonders während ihrer Unterweisungszeit und bei ihrer Taufbundserneuerung, welche hier im sechzehnten Altersjahre zu geschehen pflegt, von der Hirtentreue Jesu kräftig erweckt und angefaßt werden, und Gott und Menschen dafür dankbar sind, gerathen meistens wohl, werden auf ihren Berufswegen, manchmal unter nicht geringen Versuchungen, treulich bewahret und geleitet, und bleiben auch in der Ferne noch anhänglich.“ M. Bl. 1854, S. 52.

Ueber das heilige Abendmahl sagt Zeller in seiner Seelenlehre (S. 178): „Das persönliche Gottwort selber, in welchem das Leben erschienen ist, und das sich selbst gegeben hat für das Leben der Welt (Joh. 6, 51.), will sich selber mittheilen durch gläubige Zueignung Seines für die Menschen geopferten Leibes und Seines zu ihrer Versühnung vergossenen Blutes. Dazu ist vornehmlich das heilige Abendmahl von Ihm eingesetzt, als ein Gnaden- und Bundesmittel, in welchem der Sohn Gottes den Seinigen, durch Essen des gebrochenen Brodes und durch Trinken des an Alle dargereichten Kelches, einen persönlichen und wirklichen Antheil an Seinem geopferten Leibe und an Seinem vergossenen Blute also mittheilen und zusichern will, daß, wie Ihn gesandt hat der lebendige Vater, und Er lebet um des Vaters willen, also auch, wer Ihn isset, leben möge um Seinet willen (Joh. 6, 57.). Also soll durch das Gnadenmittel der Taufe die Gemeinschaft mit Gott in Christo angefangen, und durch das Gnadenmittel des heiligen Abendmahles diese Gemeinschaft mit Ihm und allen Mitverbundenen fortgesetzt und unterhalten werden, bis daß Er kommt."

Im Einklang hiemit steht jenes Zeugniß, das Zeller in seinem achtzigsten Lebensjahre ablegte. In dem Aufsatz: „Das lebendige Brot vom Himmel" — giebt er seine Auslegung der Rede des HErrn nach Johannes 6: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Ueber diese „erstaunlichen Worte" sagt Zeller: „Wie kann man das Fleisch des heiligsten Menschensohnes essen und Sein Blut trinken, und dadurch das ewige Leben haben? Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß der HErr, als er obige Worte sprach, und zwar geraume Zeit vor seinem allerheiligsten Opfertode und vor dem unmittelbar vorher eingesetzten heiligen Abendmahle, sie dennoch im Blick auf Beides gesprochen habe. Wenn man nun mit glaubigem Erstaunen, und mit glaubiger Dankbarkeit den Tod Jesu als einen freiwilligen Opfertod bedenken kann, womit Er sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, und zur vollkommenen Versühnung der Sünden der ganzen Welt; wenn man glaubig bedenken kann, daß Er zu diesem seinem erlösenden und versühnenden Opfertode Sein Fleisch williglich hat martern und tödten lassen, und all Sein Blut dazu vergossen hat für das Leben der Welt, und dadurch das wahre Lebensmittel geworden ist zum ewigen Leben für Alle: da kann die selige Stunde kommen, daß der Heiland durch seinen

Geist, wiewohl unsichtbar gegenwärtig, seinen Erlösungs- und Versühnungstod, als auch für dich geschehen, dir so kräftig zueignet, daß du die völlige Gewißheit in deinem Herzen empfängst, daß deine Sünden vollkommen versühnet und dir alle deine Sünden vergeben sind. Siehe da issest du dann Sein Fleisch und trinkest Sein Blut zum ewigen Leben, auch außer dem heiligen Abendmahle. Denn wer mit Gewißheit das Fleisch des Sohnes Gottes isset, und Sein Blut trinket und innigst zugeeignet empfängt, der hat das ewige Leben und wird auch einst auferweckt werden und auferstehen am jüngsten Tage."

„Aber noch persönlicher will der HErr jedem Glaubigen in dem heiligen Abendmahle Sein Fleisch und Blut zueignen, das Er in seiner Leidensnacht, in der letzten Nacht Seines Lebens im Fleische, zur Pflicht, zur Wohlthat und zum unvergeßlichen Andenken an Ihn gestiftet hat. In diesem neütestamentlichen Passahmahle will Er noch individueller jedem Glaubigen, der sich Ihm und Seinem Tische nahet, mit Brod und Wein Sein auch für jeden Einzelnen vergossenes Blut zur Versicherung der Versühnung und Vergebung aller Sünden also zueignen, daß das zu essende Brod ihm zu einer innigsten Gemeinschaft des Leibes und der zu trinkende Wein im Kelche zu einer innigsten Gemeinschaft des Blutes Christi zugeeignet und gesegnet, und dadurch der persönliche innige Antheil an dem versöhnenden Opfertode des Heilands versiegelt werde." M. Bl. 1858, S. 27.

Ueber den Segen eines glaubigen Abendmahlsgenusses ist gesagt: „Die Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch und halten es gekreuzigt — wenn sie sich durch gesegneten Gebrauch des heiligen Abendmahles in der Gemeinschaft seines Leibes und Blutes erhalten und stärken, seinen Tod sich immer wieder neu und lebendig vergegenwärtigen, und vor jedem Abendmahlsgenusse sich selbst prüfen, ob die Kennzeichen der Kinder Gottes, nämlich die oben genannten Früchte des Geistes, an ihnen, als Gliedern seines Leibes, wachsend vorhanden sind oder nicht — wenn sie am Tische des HErrn, bei dem Hören der heiligen und unvergeßlichen Einsetzungsworte, aus seinem heiligen Munde und durch seine Hand, immer wieder neu die Versicherung der Vergebung aller ihrer Sünden sich schenken lassen und annehmen." M. Bl. 1857, S. 78.

Ehe wir schließen, sei es uns noch erlaubt als Anhang Einiges wiederzugeben, was Zeller über die Psychologie vorgetragen hat in dem

Büchlein: „Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung" (Calw 1846). Die Bearbeitung dieses Gegenstandes gab ihm Anlaß, sich über einige der größten Probleme der Philosophie auszusprechen. Als ein getreuer Schüler des göttlichen Wortes, ging er in der Deutung der Räthsel des menschlichen Daseins gerade so weit und nicht weiter, als er im Lichte der göttlichen Offenbarung gehen zu können glaubte. Wo er sich von dieser Leitung verlassen fühlte, hielt er inne. Seiner Seelenlehre liegt die Dreitheilung des menschlichen Wesens nach Leib, Seele und Geist zu Grunde. Die Unterscheidung zwischen Geist und Seele und die Wichtigkeit dieses Unterschieds ist für jeden Schriftforscher über allen Zweifel erhaben. Aber keinem wird auch die Schwierigkeit entgehen, wenn es nun gilt, die Gränze zu bezeichnen, und anzugeben, was der Seele und was dem Geiste gehört? Es scheint, es sei noch Niemand gelungen, diese Unterscheidung klar und überzeugend durchzuführen. Auch die Darstellung unseres Freundes hat in dieser Hinsicht etwas Unbefriedigendes. Nachdem er der Seele bereits alle die verschiedenen Vermögen: Vorstellung, Denken, Empfinden, Begehren und Wollen, zugeschrieben hat, sagt er nun im Uebergang zu dem Geistesleben, daß dieses ein natürlich erhöhtes Leben sei und in einem höhern Grade seelischer Begabung bestehe. S. 70. 71. Also keine scharfe Gränzbestimmung. Außerordentlich gehaltvoll sind die Abschnitte, worin er von dem übernatürlichen Geistesleben, sodann von den Mängeln, Störungen und Krankheiten des geistigen und seelischen Lebens handelt. S. 78—99.

Der Gang der Untersuchung führt ihn auf die Abstammung und weiter zurück auf die Schöpfung des Menschen. Was die Abstammung und die Frage nach der Herkunft der menschlichen Seele betrifft, so spricht sich Zeller mit derselben Bestimmtheit, wie vor Zeiten Tertullian, im Sinne der traducianischen Lehre aus. „Die Zeugung ist eine Mittheilung und Fortpflanzung einer erschaffenen, aber durch den Sündenfall zerrütteten, nicht mehr normalen Natur, durch eine andere. Der Mensch wird bei seiner Erzeugung nicht erschaffen, sonst wäre er verderbt erschaffen, und sein angeborenes Verderben wäre ein anerschaffenes, welches von dem Schöpfer zu denken oder zu sagen, eine Lästerung wäre. Bei der Zeugung geschieht eine Mittheilung aus dem eigenen Geiste, der Seele und dem Blute der Eltern. Darum sind die Kinder in ihrer von den Eltern mitgetheilten Natur Bilder ihrer Eltern, gleichwie Adam vor seinem Falle in seiner anerschaffenen Natur zum Bilde Gottes erschaffen

war. Jeder von Adam und Eva natürlich abstammende Mensch, stammt nicht nur dem Leibe nach, sondern auch nach Seele und Geist von ihnen ab, und zwar von ihnen nach ihrem Falle, nachdem sie bereits von Sünde und Tod durchdrungen und von Gott abgefallen waren. Darum ist jeder von Adam und Eva abstammende, natürlich erzeugte Mensch eine gefallene Menschennatur und nach Leib, Seele und Geist ein sündliches und sterbliches Adamskind." S. 7 und 8.

Indem nun Zeller auf die Schöpfung des Menschen zurückgeht, leitet er aus dem Schriftwort mit anscheinend genauer Anschließung an dasselbe einen höchst eigenthümlichen Lehrsatz ab. „Gott, der HErr, bildete den Menschen, Staub von der Erde, und Er blies ihm ein den Geist des Lebens in seine Nase; und also ward der Mensch eine lebendige Seele." 1. Mose 2, 7. „Hier," sagt Zeller, „ist deutlich eine Dreiheit unterschieden: erstlich etwas von Gott dem HErrn, aus Staub der Erde gemachtes, der Leib; zweitens etwas von Gott nicht gemachtes, sondern aus Gott ausgehendes, in den Erdenleib des Menschen eingehauchtes, der Geist; drittens etwas durch diese Verbindung zwischen Geist und Körper gewordenes, die lebendige Seele. Der Geist des Menschen ist etwas aus dem Schöpfer ausgehendes, lebendiges und belebendes. Indem er aber den Leib belebt, und im Leibe zum Selbstbewußtsein, Selbstdenken, Selbstwollen und Selbstgefühl erwachet, wird er, dieser im Leib erwachte und ein Ich gewordene Geist, eine lebendige Seele." S. 3. 4.

Nach der christlichen Lehre ist auch die Geisterwelt so gewiß als die Körperwelt, im eigentlichen Sinne des Wortes erschaffen, das heißt aus dem Nichts in's Dasein gerufen. Gott ist „der allmächtige Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge," wie die christliche Kirche im nicenischen Symbol bekennt. Die Analogie des Glaubens leitet uns an, auch dieses Schriftwort „Gott blies dem Menschen den Hauch oder Geist des Lebens ein" von einer wahrhaft schöpferischen That zu verstehen, nicht von einer Emanation oder Ausströmung aus dem göttlichen Wesen, nicht von einer Mittheilung göttlichen Wesens, wonach die geistige Creatur nicht mehr Creatur wäre. Nur von dem ewigen eingeborenen Sohne darf ausgesagt werden, daß Er Eines Wesens mit dem Vater ist, „geboren, nicht geschaffen," wie das nicenische Glaubensbekenntniß lautet.

Von diesem wichtigen Lehrsatz scheint nun Zeller abzuweichen, mit seiner Behauptung, der eigentliche Geist im Menschen sei etwas von Gott nicht gemachtes, sondern ausgehendes. Leider hat er es an einer eingehenden

Erläuterung dieses Satzes fehlen lassen. Es entging ihm, wie es scheint, daß seine Worte, wie sie dastehen, den Irrthum des modernen Pantheismus ausdrücken. Hegel und Marheinecke sind es, die den falschen Satz vorgetragen haben: der menschliche Geist ist nicht creatürlich, sondern göttlich. Welche verderblichen Folgen an diesen Satz sich knüpfen können, hat sich mehr als einmal im Lauf der Geschichte gezeigt, bei den Gnostikern im Alterthum und bei den häretischen Mystikern des Mittelalters. Da hieß es: der Geist des Menschen, weil er gleiches Wesens sei mit dem göttlichen Geiste, sei nicht, wie sonst die Creatur, dem Verderben ausgesetzt, sondern unverwüstlich, wie das göttliche Leben unauflöslich ist.

Wie läßt sich der Schluß ferne halten, daß von der Sünde und den Folgen des Falles nur der Leib und die niederen Seelenkräfte des Menschen betroffen seien, der eigentliche Geist des Menschen sei davon unbefleckt und unberührt geblieben?

Zeller war sich dieser Tragweite jenes Satzes nicht bewußt. Die geistige Gefahr, die von Seiten des modernen Pantheismus droht, scheint ihm bei der Abfassung seiner Seelenlehre nicht gegenwärtig gewesen zu sein, denn er bekämpft zwar den alten heidnischen Pantheismus S. 166, aber eine Anspielung auf den subtilen Pantheismus unserer Zeit findet sich nicht. Im Hinblick auf diesen würde er sich gewiß veranlaßt gefühlt haben, seine Behauptung zu modificiren.

Jener Satz hat keine trübende Wirkung auf Zeller's sonstigen Lehrbegriff ausgeübt. In der That hat Zeller die schädlichen Consequenzen ferngehalten und keiner pantheistischen Irrlehre Eingang gestattet. Während sich bei allen Pantheisten, auch bei denen, welche ihre Ansichten in das Gewand der christlichen Lehre zu kleiden suchen, die Vermengung der Natur und der Gnade einschleicht, hat Zeller diesen Unterschied mit aller Sorgfalt aufrecht erhalten. „Das natürliche Geistesleben," sagt er mit Recht, „ist noch nicht das geheiligte, und es darf nicht mit diesem verwechselt werden." Er erkennt und behauptet, daß auch das innerste Geistesleben des Menschen mit dem angeborenen Verderben behaftet ist, die Erbsünde sitzt nicht im Körper allein, auch nicht nur in der Seele, sondern im Geiste, und wir können nur durch eine Wiedergeburt und Erneuerung im Geiste gerettet werden. Er lehrt vollkommen richtig: „Es kann ein Mensch viel natürliches Geistesleben haben, ohne wiedergeboren und göttlich erneuert zu sein." So schützte ihn seine Treue und kind-

liche Unterwerfung unter das Schriftwort. Selbst der bedenkliche Satz entstand ja bei ihm nur aus dem Bestreben, ganz genau bei dem Wortlaut der Bibel zu verharren, und das Mangelhafte seines Ausdrucks entsprang nur daraus, daß er bei seiner Auslegung des Schriftwortes auf die kirchliche Lehre, auf die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Denkens und auf die daraus entspringenden Warnungen zu wenig Rücksicht nahm.

XII.

Zeller's Verhalten zur Kirche und den kirchlichen Fragen.

Während Zeller sich einer freien Thätigkeit widmete, ohne Auftrag von den kirchlichen Behörden, hielt er sich doch frei von Geringschätzung der kirchlichen Ordnungen. So sehr auch die Kirche als Anstalt, die Landeskirche oder Staatskirche, verweltlicht war und in vieler Hinsicht des geistlichen Lebens ermangelte, blieb er doch fern von dem Gedanken an Absonderung oder an eigenmächtige Ausübung geistlicher Funktionen. Während er das leblose und geistlose Wesen, das in den Landeskirchen überhand genommen hat, schmerzlich empfand, bewahrte er die Ehrfurcht gegen das kirchliche Amt und den Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen.

Ueber das Verhältniß eines Schullehrers zu seinem Pfarrer kann man sich nicht richtiger, bescheidener und schöner aussprechen als Zeller in der Anweisung, die er seinen Schülern gab.

„Der christliche Schullehrer betrachtet seinen Pfarrer als ein Werkzeug, das Gott über ihn gesetzt hat, und ehret seinen Pfarrer als ein solches. Er ehrt ihn aber auch als seinen Aufseher, dem der HErr die Aufsicht und Pflege, wie über die ganze Gemeinde, also auch über die Schule, als die Erziehungsanstalt der heranwachsenden Nachkommenschaft anvertraut hat, und der dem HErrn dafür verantwortlich ist. Diese Aufsicht sucht der Schullehrer seinem Pfarrer auf alle mögliche Art z[…]

erleichtern und alles beizutragen, was er kann, daß der Pfarrer sein Aufsichtsamt mit Freuden führen möge und nicht mit Seufzen, und daß derselbe stets mit dem wahren Zustand der Schule und dem Gange des Unterrichts und der Erziehung in derselben genau bekannt bleibe. Nur kein Verdecken und Verstecken, kein Schmücken und kein Prahlen; aber auch keine unnöthige Mühe, keinen unnöthigen Verdruß einem Manne gemacht, der als Pfarrer schon Mühe und Arbeit genug hat. — Der Lehrer drohe den Kindern nie mit dem Pfarrer, wie etwa eine schwache Mutter ihren Kindern mit dem Vater droht; wohl aber muntere er die Kinder manchmal auch damit auf, daß sie dem lieben Pfarrer mit diesem oder jenem eine große Freude machen könnten. Er rede so mit seinen Kindern vom Pfarrer, wie ein Vater mit seinen Kindern von ihrem Großvater redet. Denn, wenn der Schullehrer Vater ist an seinen Schulkindern, und der Pfarrer Großvater, dann steht es gut. Uebrigens sind beide Mitarbeiter an Einem Weinberg. Keiner soll die Arbeit des andern eigensinnig hindern; jeder mit Rath und That dem andern an die Hand gehen. Nur keine Eifersucht, kein heimliches Entgegenarbeiten aus Eigenliebe! Jeder baue nur auf den rechten Grund. — Der Schullehrer ist untergebener Mitarbeiter seines Pfarrers. Darum komme er demselben mit Ehrerbietung zuvor und leiste ihm Gehorsam in allen Stücken, die nicht wider das Gewissen und das Wort Gottes streiten, und gebe in diesem ehrerbietigen Gehorsam gegen seine Vorgesetzten ein gesegnetes Beispiel, damit seine Kinder auch gegen ihn ehrerbietig und gehorsam werden.“ Lehren der Erfahrung I. S. 214—216.

Was Zeller hier darlegt, ist das rechte und gesunde Verhältniß der Schule zur Kirche. Mit dieser Unterweisung stimmte sein eigenes Verhalten überein. So reich seine Begabung war, blieb er doch der Geistlichkeit gegenüber in seiner rechten Stellung. Er sah auf Christus das Haupt; er hielt im Glauben fest daran, daß Christi Auftrag auf den Geistlichen ruht und daß sie dem Erzhirten verantwortlich sind. Dieser Glaube erfüllte ihn mit Hochachtung vor dem geistlichen Amte und lehrte ihn zarte Rücksicht auf die Träger desselben.

Wiewohl er in einem engen Kreise seinen Lebensberuf gefunden hatte, fast das ganze Jahr sich innerhalb einer kleinen Hausgemeinde bewegte und nur selten in eine öffentliche kirchliche Versammlung kam, so verlor er doch nicht den Blick auf das Ganze der Kirche. Er erkannte in ihr die große

herrliche Stiftung Gottes auf Erden. Sein Auge hatte einen weiten Horizont und sein Herz glühte für die Gemeinschaft der Heiligen.

„Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des HErrn Haus ist, höher sein denn alle Berge und es werden alle Heiden herzu strömen.“ Jes. 2, 2. Ueber diesen Seherblick des Propheten in die Zukunft des Reiches Gottes sagt er: „Was ist dieß Reich anderes, als die Herrschaft des Geistes Jesu Christi zur Wiedergeburt und Wiederherstellung der gefallenen Menschheit, in seinen Wirkungen und Lebenserscheinungen nach Innen und Außen, durch alle Lebensverhältnisse des Einzelnen und der Menschheit bis zur vollendeten harmonischen Darstellung der seligsten Lebensordnung? Es ist wohlgethan, die Wirkungen dieser Geistesherrschaft in den Lebensverhältnissen des einzelnen Menschen besonders fleißig darzustellen; aber es ist nicht wohl gethan, sich darauf allein zu beschränken. Der Israelit wohnte allerdings den größesten Theil des Jahres in seinem Stamme, und in seiner Hütte, und saß da unter seinem Feigenbaume und Weinstocke; aber er sollte auch zu den Jahresfesten hinaufgehen nach Jerusalem, auf den Berg Gottes wallen, und sich als ein lebendiges Glied eines großen, schön geordneten, heiligen Ganzen fühlen, seine Blicke erweitern, den Tempel als ein Bethaus für alle Völker betrachten, und sich als Genossen eines Reiches Gottes ansehen und fühlen lernen. Der Bethlehemite, der Nazarener, der Gileadite muß auch lernen, ein Israelite zu sein. Der Thalbewohner muß auch von Zeit zu Zeit seine Hütte und Scheuer im Thale verlassen, auf den Gipfel des Carmel, des Pisga und des Oelberges steigen, die herrliche Aussicht über das gelobte Land genießen, und merken, daß hinter dem Berge seines Thales auch noch Leute wohnen. Gestärkt durch die Festfreude am HErrn, gelabt durch die großen, weiten Aussichten, steigt er dann wieder hinab nach Nazareth, in die Alltäglichkeit des einzelnen Bürgerlebens; er sieht sich wieder als Dorf- und Stadtbürger an; aber der Stadtbürger hat sich auch als Reichsbürger fühlen und freuen gelernt. Das ist auch wohl gethan. Darum wollen auch wir von Zeit zu Zeit hinaufsteigen zu den heiligen Seher-Höhen der Propheten, und uns an ihren großen, weiten Seherblicken in das Reich Gottes weiden und stärken, und in dieser reinen Himmelsluft Kraft sammeln für den Kampf und die Arbeit unten im Thale, und Licht für unser Fürbitten.“ M. Bl. 1839, S. 82.

So soll also auch der Christ als ein Glied der einen heiligen Kirche sich fühlen, welche die Kinder Gottes aller Lande und aller Zeiten um-

faßt. „Auch uns, wie den Israeliten, ist es nöthig, solches Bewußtsein in uns zu wecken und in uns zu pflegen. Wir sind Eine Familie! Aber wo bliebe das — Gemeinde-Bewußtsein, wenn wir uns nur so häuslich abschließen wollten? — Das Bewußtsein: Wir sind auch Eine Gemeinde, eine christliche Gemeinde; würde nicht aufkommen, oder erlöschen, wenn wir nicht an unsern Sonn- und Festtagen auch mit unsern Gemeindegenossen uns versammeln, die Verkündigung und Auslegung des Wortes, das der Geist zu den Gemeinen sagt, nicht gemeinschaftlich mit ihnen hören, nicht gemeinschaftlich mit ihnen die gemeinschaftlichen Anliegen betend auf den HErrn werfen, die Sakramente nicht auch gemeinschaftlich mit unsern Gemeindegenossen feiern und genießen, nicht auch in den Gesang der Gemeinde einstimmen, nicht auch an die gemeinschaftliche Handreichung und Liebessteuer für die Armen und Bedürftigen der Gemeinde uns anschließen würden. Der christliche Gemeingeist muß genährt und unterhalten werden, wenn christliche Gemeinden sollen fortbestehen, wenn diese Pflanzschulen des Reiches Gottes nicht durch Vereinzelung sollen zersplittert, zerrissen und durch Auflösung zertrümmert werden. Darum ist es nöthig, daß wir nicht verlassen unsere christlichen Gemeindeversammlungen. Aber, meine Freunde! wir Christen sind nicht nur Familienglieder; wir sind nicht nur Gemeindegenossen; wir sind auch Reichsgenossen. Das Reich Gottes ist größer, als eine einzelne Gemeinde Gottes; es ist auch größer, als ein einzelnes Volk Gottes. Es umfasset viele Haushaltungen, viele Gemeinden, viele Völker, und es kommt durch viele und vielseitige Thätigkeiten. Darum ist es nöthig, und wird je länger je wichtiger, daß auch in uns das große, Herz erhebende, Herz und Blick erweiternde Reiches-Gottes-Bewußtsein geweckt, gehoben, gestärkt und erneuert werde." M. Bl. 1841, S. 50.

Was uns in Beziehung auf die christliche Kirche geziemt, ist nicht nur das Gefühl einer beglückenden Gemeinschaft der Heiligen; es gebührt uns ebenso sehr die dankbare Anhänglichkeit an die Kirche als die göttliche Anstalt, in welcher wir und unsre Kinder Bewahrung und Förderung unseres geistlichen Lebens finden. Zur christlichen Erziehung der Verwahrlosten und Verkommenen bedarf es nicht nur eines christlichen Hauswesens, sondern auch eines christlichen Kirchenwesens.

„So nothwendig aber und so wohlthätig auch dieß persönliche Hereinführen der Verwahrloseten ist, die in gottlosen, sittlich versunkenen, allem christlichen Leben und aller christlichen Ordnung entfremdeten, und fast

heidnisch gewordenen Haushaltungen aufgewachsen, und so blind und unwissend sind, daß sie von dem Geheimniß der Gottseligkeit, und sogar von dem Namen Jesu nie etwas gehört haben: so kann doch dieß Hereinführen in ein christliches Hausleben nicht genügen. Unsere verwahrlosete Gassenbevölkerung bedarf auch noch des liebenden Hereinführens in ein christlich-kirchliches Gemeinleben, dem sie gewöhnlich noch entfremdeter ist, als sie es einem christlichen Hausleben ist. Der kirchliche Gemeinsinn ist in vielen Herzen, besonders wo die politischen Wühlereien und das politische Partheitreiben alle höheren, geistigen Belange ganz verschlungen haben, unglaublich erloschen. Eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche, besonders gegen alles kirchliche Bekenntniß, eine gänzliche Unwissenheit in demselben und in der geschichtlichen Entwicklung desselben, und noch mehr in der schriftmäßigen Begründung alles ächt christlichen Kirchenglaubens ist weit und breit anzutreffen. Viele Väter und Mütter wären in der größten Verlegenheit, was sie antworten sollten, wenn sie heute oder morgen, wie dort in Israel, von einem Kinde gefragt würden: Was habt ihr da für einen Dienst? Was ist das? Warum thut ihr Solches? (2 Mos. 12, 26—27. Kap. 13, 14.) Oder wenn sie gefragt würden, wie einst ein zwölfjähriger, aus der französischen Schweiz zu uns gebrachter Knabe, der niemals etwas von Jesu gehört hatte, einen unserer Brüder fragte: Wer ist denn der Jesus? Die Erfahrungen, die wir bei dem jährlichen christlich-kirchlichen Confirmations-Unterrichte gemacht haben, in welchem schon so manches Kind kräftig ergriffen worden ist, daß es sobald nicht vergessen kann die Frage: Wie warest du damals so selig? — die beweisen es uns, wie nöthig und wohlthätig es ist, die armen Kinder nicht nur in die Gemeinschaft eines christlichen Hauses, sondern auch in die Gemeinschaft der christlichen Kirche hereinzuführen.“ M. Bl. 1852, S. 55.

Die kirchlichen Entzweiungen und die Trennungen unter den Gläubigen erkannte Zeller als ein Werk des Feindes, und erinnerte an die Pflicht, zusammenzuhalten und die brüderliche Gemeinschaft zu pflegen; so in dem Aufsatz: „Göttliche Verheißung und Ermunterung zum Eineswerden im Bitten und zum Beisammensein in Jesu Namen,“ den er im neunundsiebzigsten Lebensjahr schrieb.

„Zwei Dinge sind in unserer gegenwärtigen ernsten, versuchungsvollen und gottesgerichtlichen Zeit sehr bedenklich und gefährlich: Erstlich die vielen Entzweiungen und Trennungen, wo das Zusammenhalten so sehr nöthig wäre. Ueberall, im Großen wie im Kleinen, in der Nähe wie in

der Ferne, sehen wir Entzweiungen und Trennungen, politische, kirchliche, häusliche sich erheben und sich mehren; überall erblickt der Tiefersehende die Spuren und die geschäftigen Thätigkeiten eines unsichtbaren Feindes, der durch Entzweiungen und Trennungen herrschen will nach dem Grundsatze: Divide et impera!"

„Die zweite Gefahr ist die Vereinzelung, das isolirte Dastehen in einer so bedenklichen Zeit. Wo sie nicht eine Wirkung der Furcht, der Schüchternheit und der Verzagtheit ist, da ist sie nicht selten, ja sogar häufiger als man denken möchte, eine Frucht des Eigenwillens, Eigensinnes, Eigendünkels, ja des Eigennutzes und des Geizes. Gegen eine solche eitle Vereinzelung zeuget schon der Prediger Salomo 4, 7—12." M. Bl. 1857, S. 65.

Es läßt sich erwarten, daß es Zeller nicht fehlen ließ an Zeugnissen gegen eine todte und weltförmige Kirchlichkeit. Die Kirche ist der Leib Christi, aber in diesem mystischen Leibe soll nicht Tod oder ein bloßer Schein des Lebens, sondern die Fülle des Lebens gefunden werden. Wo Paulus über die Kirche und ihre Erbauung Aufschluß giebt, da sagt er uns auch, daß der Aufbau des Leibes Christi nicht anders als in der Liebe geschehen soll und kann. Die Anwendung von Gewalt und Zwang ist gegen den Sinn des HErrn und wirkt verderblich für Seine heilige Sache. In dem Aufsatz „über den Bau und Fortbau der Kirche Jesu" (nach Ephes. 4, 11—16) sagt Zeller:

„Die Zusammenfügung und Verbindung muß also aus Christo und in Liebe geschehen, und eben so muß auch das also zusammengefügte und verbundene Ganze aus Christo und in Liebe als ein Leib Christi wachsen. Wer aus Christo Leben empfangen hat, der kann und soll auch aus Christo zusammengefüget werden, und in dieser Zusammenfügung wachsen. Wer aus Christo noch kein Leben empfangen hat, und doch zusammengefügt wird, der ist kein lebendiges Glied des Leibes, sondern nur ein äußerliches Anhängsel desselben, wie z. B. ein Ohrenring, ein Fingerring, oder ein Kleidungsstück nur am Leibe eines Menschen ist, aber nicht aus ihm ist, noch an ihm wächset. Gäbe es also irgendwo eine christliche Gemeine, in welcher noch kein einziges Glied ein Leben aus Christo empfangen hätte, so wäre eine solche Gemeine nur ein Scheinleib Christi, oder nur ein Leichnam, oder gar nur ein bekleideter Strohmann, der nicht einmal ein Leichnam ist. Wo aber nur Zwei oder Drei aus Christo lebendig geworden und im Namen Jesu Christi beisammen sind: da ist Er mitten

unter ihnen. Wo also eine Gemeine Christi gesammelt werden soll, da müssen Seelen sein, die aus Christo sind, da müssen sie auch aus Christo zusammengefüget und verbunden werden, aus Christo sich nähren, aus Christo heraus wachsen, und zwar wie ein Leib wachset, — von innen nach außen. Wo noch kein Leben aus Christo ist, da kann auch keine Zusammenfügung, keine Organisation, keine gliedliche Verbindung aus Christo Statt finden. Fehlerhaft sind also alle Organisationen, die nicht von einem Leben aus Christo ausgehen, sondern von Außen gleich ein Gemeinleben bewirken wollen. Muß man nicht zuerst Christen haben, ehe man eine Christengemeine haben kann?"

„Eben deßwegen kann auch die zusammenfügende Verbindung und Vereinigung glaubig gewordener und bekehrter Christen in Einen Leib, in Eine Gemeine, nur in Liebe geschehen. Denn gleichwie das Glaubigwerden nur durch Wahrheit in Liebe geschieht, eben also muß auch die Vereinigung der Glaubiggewordenen in Eine Gemeinschaft geschehen. So hat es der HErr selbst bei der ersten Bildung seiner ersten kleinen Jünger-Gemeine gehalten. Bei jener öffentlichen Rede Jesu zu Kapernaum über seine Person, als das wahre Himmelsbrod, und über das Essen und Trinken dessen, was Er für das Leben der Welt geben werde, heißt es: „„Von dem an gingen seiner Jünger Viele hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit Ihm."" (Joh. 6, 66—67.) Und Jesus verhinderte es nicht, sondern ließ es geschehen; denn Er wußte von Anfang an wohl, welche nicht glaubend waren. Ja, Er stellte es sogar auch den Zwölfen anheim, und fragte sie: Wollet ihr auch weggehen? — So wenig wollte der HErr eine überredete, geschweige eine gezwungene Verbindung. Ja, als der HErr an der Kirchweihe zu Jerusalem, da es Winter war, in der Halle Salomonis auf- und abging, und Ihn die Juden umringten, und zu Ihm sprachen: „„Wie lange hältst du unsere Seelen auf? — Bist du Christus, so sage es uns frei heraus!"" so hätte es Ihn nur Ein Wort gekostet, und bald würde Er eine ganze, große, freiwillige Menge beisammen gehabt haben. Aber Er wußte wohl, was für einen Christus sie erwarteten, und was für einen sie verlangten. Da hätte Er wohl eine anti-christliche, aber keine christliche Gemeine zusammengebracht. Und bei der ersten großen Bildung seiner Gemeine, an jenem Pfingsttage, heißt es: „„Die nun sein Wort gerne (freiwillig und mit Freuden) annahmen, ließen sich taufen, und wurden hinzugethan an dem Tage bei dreitausend Seelen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre, und in

der Gemeinschaft, und im Brotbrechen, und im Gebet."" (Apostg. 2, 41—42.) Das ist die rechte Weise einer Gemeinde-Bildung. — Dreihundert Mann, freiwillig alle und entschieden an den HErrn und Gideon sich hingebend, richteten am Tage Midians und in jener Nacht mehr aus, als alle die zweiundzwanzigtausend, die Gideon nach Hause entlassen hatte, und als die zehntausend, die ihm noch übrig geblieben waren."

„Eine wahre Gemeine Jesu kann also nur in Liebe gesammelt und nur in dienender Liebe verbunden gehalten werden. Die Liebe ist freiwillig und macht freiwillig, und freiwillig soll die Verbindung von Christen in Eine Gemeine oder Gemeinschaft sein. Die Verweltlichung des Klerus, der gerade das geworden ist, was Jesus mit den Worten: Ihr aber nicht also! verboten hat, das Schwert Karls des Großen, das die Sachsen in die Weser zur Taufe trieb, der Kreuzzug, der mit den Waffen in der Hand die Albigenser unterwarf oder das gelobte Land eroberte, die Dragoner-Einquartierungen, womit Ludwig XIV. die Hugenotten und Camisarden zum Katholicismus zwang, die Inquisitions-Gerichte und die Scheiterhaufen der Autos da Fe, und alle die blutigen Verfolgungen, womit die Päbste den Bestand und die Einheit der Kirche zu erzwingen suchten, sind eben so viele unchristliche oder gar anti-christliche Mittel gewesen, womit die christliche Kirche nicht gebildet, nicht gesammelt, nicht gereinigt und vereiniget, sondern in ihrer äußern Erscheinung vermischt, verunreinigt, zerrissen, entstellt und verstöret worden, und ein Namen-Christenthum eingeführt worden ist, unter dessen Masse das wahre Christenthum oft nur sehr schwer erkannt werden kann, und nur durch schweres Läuterungsfeuer und viele Trübsal wird ausgeschieden werden." M. Bl. 1842, S. 70. 71.

Der christliche Lehrstand hat himmlische Güter auszuspenden, aber er schöpft sie nicht aus sich, sondern aus Christo, und verwaltet sie nur. Er ist nicht die Stellvertretung eines abwesenden Hauptes, sondern das demüthige Werkzeug des gegenwärtigen Christus zum Segen für die Glaubigen. Hierüber sagt Zeller:

„Der christliche Lehrstand ist kein Sündopfer-Priesterthum, er hat kein Mittleramt zwischen Gott und den Menschen, zwischen Christo und der Gemeine; er vermittelt nur die biblische Lehre und die göttlich eingesetzten Gnadenmittel, wie ein Lehrer seinen Zuhörern die Wahrheit vermittelt, wie ein Haushalter dem Gesinde Speise austheilt, wie ein Ackersmann oder Gärtner pflanzet und begießet, wie ein Baumeister auf gelegten Grund einen Bau aufführet. Der christliche Lehrer, vom Apostel

an bis zu dem geringsten Hirten und Lehrer, darf nicht gegen das ausdrückliche Verbot Christi ein weltlicher Herrscher sein und obrigkeitliche Zwangsgewalt mit dem Lehramte verbinden." Seelenlehre S. 169.

So ist denn in der Kirche oder Gemeinde Christi Herrlichkeit und Demuth vereinigt. Beides, — ihre hohe Würde und ihren Beruf zum Dienen, hebt Zeller hervor in folgenden Worten:

„Die ganze Menge aller dieser, in solcher wirklichen und lebendigen Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes und durch Ihn mit dem Vater stehenden und bleibenden Seelen bildet in der Zeit und in der Ewigkeit, auf Erden und im Himmel die Gemeine des Sohnes Gottes, und ist Sein Leib. Gleichwie ein Mensch Alles, was er nach Außen wirket, durch seinen Leib verrichtet, also verrichtet der Erlöser, als das Haupt und die belebende Seele Seiner Gemeinde, die im Himmel und auf Erden nur Eine ist, Sein äußeres Rettungs-, Erlösungs- und Wiedervereinigungswerk eben durch diese Seine Gemeinde, als Seinen Leib, Gott zu Lobe durch dieselbe; denn sie ist, als die Gesammtzahl aller Wiedergeborenen und Wiedervereinigten, die Fülle Deß, der Alles in Allen erfüllet. Und wie der erste verführte Mensch den andern verführen half, als Werkzeug des Menschenverführers, also sollen die Erstlinge der Erlösung die Spätlinge erretten helfen, als Werkzeuge des Erlösers. Ich sage als Werkzeuge; denn außer und ohne den Erlöser vermag Keiner etwas, auch kein Erlöseter. Und wie der Erlöser Sein großes Werk durch Glauben, Geduld und liebende Hingebung auf Seiner Seite vollbrachte, so muß es nun auch von Ihm durch Seine Erlöseten, die zusammen Seinen werkzeuglichen Leib bilden, durch lauter Glauben, Geduld und liebende Hingebung an ihrer Seite, aus- und durchgeführet werden. Die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen, indem es der HErr durch sie dem unrechtmäßigen, eingeschlichenen und eingedrungenen Feinde, Besitzer und Fürsten auf eine rechtmäßige Art in offenem Kampfe nach und nach wieder abnimmt, worauf sie es dann immer und ewiglich besitzen werden (Dan. 7, 17. 18.)" Seelenlehre S. 178. 179.

Zeller erlebte es, daß in den verschiedenen Abtheilungen der christlichen Kirche die lange Zeit außer Uebung gekommene Betonung der Unterscheidungslehren wieder hervortrat. Die alten erloschenen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Confessionen brachen auf's Neue aus. Manche hielten es für Gewissenssache, die Unterscheidungslehren auf's Stärkste zu betonen, und die kirchliche Gemeinschaft mit den anders

Lehrenden zu meiden. Sie hielten dafür, das Heil der Kirche sei an die Wiederaufrichtung der alten Schranken geknüpft. Zeller hielt sich von den Streitigkeiten über Lutherthum, Union, Verbindlichkeit der symbolischen Bücher u. s. w. fern. Wohl ergingen an ihn briefliche Aufforderungen, sich an den Confessionsstreitigkeiten zu betheiligen und sich über Recht und Unrecht der hadernden Parteien, über Werth oder Unwerth der alten Systeme zu erklären. Aber er fühlte die Gefahren für das geistliche Leben, welche mit der Streittheologie verbunden sind, und er erkannte, daß ihm eine andere, eine friedliche, eine segensreichere Aufgabe gestellt war. So wies er denn jene Zumuthungen zurück in einem Briefe, welcher der Mittheilung würdig ist.

„Mit Ihnen halte ich unsere Zeit für eine wichtige Zeit, und eben so auch das, was Sie die allgemeinen Zeitfragen nennen. Es gibt sogar brennende Fragen unter denselben. Was nun die Confessions-Fragen betrifft, welche ich zu den wichtigsten rechne: so muß ich Ihnen gestehen, daß ich bis jetzt mich nicht überzeugen kann, daß die polemische Behandlung derselben die wünschenswertheste sei. Polemik ist Streit, und bei Streitfragen und Wortkriegen will jeder Theil Recht haben und Recht behalten, und ist am Ende wenig oder nichts gewonnen. Was mir dagegen in dieser Zeit weitaus als das Nöthigste erscheint, ist das, die allerwichtigsten Heilswahrheiten aus dem Worte Gottes selbst und mit dem wörtlichen Texte, Herz- und Erfahrungs-mäßig zu bekennen, ohne die Namen und Streitigkeiten der verschiedenen Parteien zu berühren, und diese Heilswahrheiten ohne alle Polemik so einzuschärfen, daß die Rede sei lieblich, aber nicht süßlich; mit Salz gewürzt, aber nicht versalzen oder gar mit Parteigeist verpfeffert. Das Schriftwort, das Schriftwort, das ist es, was mitgetheilt, gelehret, bekennet und immer wieder bekennet werden soll. Es ist aber nicht Alles ein Bekenntniß, was man so heißt. Ein bloßes Wissen kann man auch bekennen; aber wenn es nicht aus dem Herzen, aus inniger Erfahrung und Erlebniß hervorgeht: so ist es eigentlich doch kein wahres Bekennen, kein homologein, wo Herz und Mund lebendig übereinstimmt, und wo, was aus dem Herzen kommt, wieder zu Herzen geht." M. Bl. 1852, S. 96.

In gleichem Sinne sprach er sich zwei Monate später aus: „Was die Confessionsstreitigkeiten betrifft, so bin ich zwar Ihrer Meinung, daß es Pflicht sei, seine Confession freimüthig zu bekennen mit Wort und Lehre. Aber ist dieses Bekenntniß Alles? Sollen wir nicht auch mit unsrem

an bis zu dem geringsten Hirten und Lehrer, darf nicht gegen das ausdrückliche Verbot Christi ein weltlicher Herrscher sein und obrigkeitliche Zwangsgewalt mit dem Lehramte verbinden.“ Seelenlehre S. 169.

So ist denn in der Kirche oder Gemeinde Christi Herrlichkeit und Demuth vereinigt. Beides, — ihre hohe Würde und ihren Beruf zum Dienen, hebt Zeller hervor in folgenden Worten:

„Die ganze Menge aller dieser, in solcher wirklichen und lebendigen Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes und durch Ihn mit dem Vater stehenden und bleibenden Seelen bildet in der Zeit und in der Ewigkeit, auf Erden und im Himmel die Gemeine des Sohnes Gottes, und ist Sein Leib. Gleichwie ein Mensch Alles, was er nach Außen wirket, durch seinen Leib verrichtet, also verrichtet der Erlöser, als das Haupt und die belebende Seele Seiner Gemeinde, die im Himmel und auf Erden nur Eine ist, Sein äußeres Rettungs-, Erlösungs- und Wiedervereinigungswerk eben durch diese Seine Gemeinde, als Seinen Leib, Gott zu Lobe durch dieselbe; denn sie ist, als die Gesammtzahl aller Wiedergeborenen und Wiedervereinigten, die Fülle Deß, der Alles in Allen erfüllet. Und wie der erste verführte Mensch den andern verführen half, als Werkzeug des Menschenverführers, also sollen die Erstlinge der Erlösung die Spätlinge erretten helfen, als Werkzeuge des Erlösers. Ich sage als Werkzeuge; denn außer und ohne den Erlöser vermag Keiner etwas, auch kein Erlöseter. Und wie der Erlöser Sein großes Werk durch Glauben, Geduld und liebende Hingebung auf Seiner Seite vollbrachte, so muß es nun auch von Ihm durch Seine Erlöseten, die zusammen Seinen werkzeuglichen Leib bilden, durch lauter Glauben, Geduld und liebende Hingebung an ihrer Seite, aus- und durchgeführet werden. Die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen, indem es der HErr durch sie dem unrechtmäßigen, eingeschlichenen und eingedrungenen Feinde, Besitzer und Fürsten auf eine rechtmäßige Art in offenem Kampfe nach und nach wieder abnimmt, worauf sie es dann immer und ewiglich besitzen werden (Dan. 7, 17. 18.)“ Seelenlehre S. 178. 179.

Zeller erlebte es, daß in den verschiedenen Abtheilungen der christlichen Kirche die lange Zeit außer Uebung gekommene Betonung der Unterscheidungslehren wieder hervortrat. Die alten erloschenen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Confessionen brachen auf's Neue aus. Manche hielten es für Gewissenssache, die Unterscheidungslehren auf's Stärkste zu betonen, und die kirchliche Gemeinschaft mit den anders

Lehrenden zu meiden. Sie hielten dafür, das Heil der Kirche sei an die Wiederaufrichtung der alten Schranken geknüpft. Zeller hielt sich von den Streitigkeiten über Lutherthum, Union, Verbindlichkeit der symbolischen Bücher u. s. w. fern. Wohl ergingen an ihn briefliche Aufforderungen, sich an den Confessionsstreitigkeiten zu betheiligen und sich über Recht und Unrecht der hadernden Parteien, über Werth oder Unwerth der alten Systeme zu erklären. Aber er fühlte die Gefahren für das geistliche Leben, welche mit der Streittheologie verbunden sind, und er erkannte, daß ihm eine andere, eine friedliche, eine segensreichere Aufgabe gestellt war. So wies er denn jene Zumuthungen zurück in einem Briefe, welcher der Mittheilung würdig ist.

„Mit Ihnen halte ich unsere Zeit für eine wichtige Zeit, und eben so auch das, was Sie die allgemeinen Zeitfragen nennen. Es gibt sogar brennende Fragen unter denselben. Was nun die Confessions-Fragen betrifft, welche ich zu den wichtigsten rechne: so muß ich Ihnen gestehen, daß ich bis jetzt mich nicht überzeugen kann, daß die polemische Behandlung derselben die wünschenswertheste sei. Polemik ist Streit, und bei Streitfragen und Wortkriegen will jeder Theil Recht haben und Recht behalten, und ist am Ende wenig oder nichts gewonnen. Was mir dagegen in dieser Zeit weitaus als das Nöthigste erscheint, ist das, die allerwichtigsten Heilswahrheiten aus dem Worte Gottes selbst und mit dem wörtlichen Texte, Herz- und Erfahrungs-mäßig zu bekennen, ohne die Namen und Streitigkeiten der verschiedenen Parteien zu berühren, und diese Heilswahrheiten ohne alle Polemik so einzuschärfen, daß die Rede sei lieblich, aber nicht süßlich; mit Salz gewürzt, aber nicht versalzen oder gar mit Parteigeist verpfeffert. Das Schriftwort, das Schriftwort, das ist es, was mitgetheilt, gelehret, bekennet und immer wieder bekennet werden soll. Es ist aber nicht Alles ein Bekenntniß, was man so heißt. Ein bloßes Wissen kann man auch bekennen; aber wenn es nicht aus dem Herzen, aus inniger Erfahrung und Erlebniß hervorgeht: so ist es eigentlich doch kein wahres Bekennen, kein homologein, wo Herz und Mund lebendig übereinstimmt, und wo, was aus dem Herzen kommt, wieder zu Herzen geht." M. Bl. 1852, S. 96.

In gleichem Sinne sprach er sich zwei Monate später aus: „Was die Confessionsstreitigkeiten betrifft, so bin ich zwar Ihrer Meinung, daß es Pflicht sei, seine Confession freimüthig zu bekennen mit Wort und Lehre. Aber ist dieses Bekenntniß Alles? Sollen wir nicht auch mit unsrem

Wandel und Leben unsre Confession bekennen? Aber was ist das für ein Leben, wenn wir streiten und zanken, wenn wir beißen und richten und verdammen? Wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding. Jakobus 3, 12—18." M. Bl. 1853, S. 16.

Hier ist der Ort, etwas über Zeller's kirchliche Stellung zu sagen. Er war in Würtemberg als Lutheraner erzogen und confirmirt worden, aber seit seiner Uebersiedlung in die Schweiz hielt er sich daselbst zur reformirten Kirche; in Beuggen bestand Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten; reformirte Geistliche übten die Seelsorge aus, und Zeller ließ einen seiner Söhne die Ordination zum geistlichen Amte in der reformirten Kirche des Cantons Aargau empfangen.

Um dieses Verhalten Zellers zu verstehen und richtig zu würdigen, muß man sich an seinen Lebensgang erinnern. Er hatte in der Kirche seiner Heimath viel Segen empfangen, doch waren es nicht die letzten lutherischen Orthodoxen Würtembergs, sondern die gläubigen Seelen in dem reformirten Sanct Gallen, unter deren Anleitung er den Heiland fand. Da begegnete ihm der lebendige Glaube und die innige Bruderliebe; da nahm er dann auch unbefangen an der Abendmahlsfeier Theil. Das Bewußtsein über die Unterscheidungslehren, über die Mängel der Vorzüge der einen und der anderen protestantischen Confession schlummerte dazumal.

Hiezu kam aber noch eine andere bedeutsame Erfahrungsthatsache. Bei den Frommen in der Schweiz und besonders in Basel war es nicht selten, daß sie im kindlichen Glauben, ähnlich wie die Brüdergemeinde, die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl festhielten. Der Geist Christi berichtigte fast unvermerkt in den Herzen einfacher Christen die einseitigen Lehrsätze der Theologen. Ein merkwürdiges Denkmal dieser Stimmung unter den Gläubigen der Schweiz ist das Buch des Candidaten Christoph Sozin „Das Abendmahl nebst verwandten Lehren nach Schriftgrundzügen ausgeführt für jede Confession" (Basel 1842). Auf Grund der heiligen Schrift vertheidigt er die wahre Gegenwart des verklärten Leibes Christi; seine Charakteristik der verschiedenen Reformatoren ist bedeutend. Pfarrer Passavant theilte in seiner Kirche zu Sanct Jakob bei Basel die heilige Communion mit den unveränderten Worten der Einsetzung aus. Versetzt man sich in jene Verhältnisse, so kann man verstehen, daß die Gläubigen der beiden protestantischen

Confessionen bei ihrer Abendmahlsgemeinschaft vollkommen harmlos waren.

So hegte denn auch Zeller keinen Zweifel an der Gottgefälligkeit seiner kirchlichen Stellung. In seinem Unterricht blieb er bei dem Wortlaut der heiligen Schrift. Er glaubte in Einfalt den Worten des HErrn: „Ich bin das lebendige Brot vom Himmel gekommen“ — „Mein Fleisch ist wahrhaftig Speise und mein Blut ist wahrhaftig Trank.“ In seinem Verhalten folgte er der Lebensführung, die ihm geworden war, mit gutem Gewissen, ohne über andere, die ihm hierin nicht folgen konnten, zu richten.

Es ist ein betrübender Mangel, wenn in den meisten reformirten Kirchen der Befehl des HErrn: „Solches thut“ — nicht recht zur Ausführung kommt, wenn die Segnung unterbleibt, und durch eine bloße Erzählung ersetzt wird, wenn die Austheilung mit anderen Worten geschieht als jene, die der HErr gebraucht hat. Daraus können für einen gewissenhaften Christen, der in seiner Kirchenabtheilung besser unterrichtet worden ist, ernste Bedenken entstehen, ob er ohne Verletzung der Treue gegen den HErrn und Sein Wort an dieser Feier sich betheiligen könne? — Wir kennen Zeller als einen demüthigen Mann, der solche Gewissensgründe zu achten und zu würdigen wußte, und sich des Urtheils über die Brüder, die sich nicht frei fühlten zu thun, wie er that, enthielt.

In Zeller's Umgebungen geschah es, daß verschiedene Gläubige von der Landeskirche sich absonderten. In Basel lebte ein theosophischer Mann Johannes Wirz, der unverkennbar göttliches Licht über manche prophetische Gegenstände hatte, aber aus Mangel an Leitung, an Gemeinschaft und an Beschützung durch eine kirchliche Ordnung auf geistliche Irrwege gerieth, einer selbsterwählten Heiligkeit nachstrebte, Gebete an die verstorbenen Heiligen richtete und eine kleine mystische Secte um sich her bildete. Zu derselben gehörte Professor Lachenal, der früher der Frau v. Krüdener gefolgt war; eine Zeit lang hielt sich auch Zeller's vertrauter Freund, Köllner von Sitzenkirch zu dieser Richtung und sonderte sich von der Landeskirche gänzlich ab. Ohne Zusammenhang hiemit bildeten sich an verschiedenen Orten der Schweiz freie Kirchen, um sich der Tyrannei der Radicalen, die in den reformirten Nationalkirchen zur Herrschaft gelangt waren, zu entziehen, um den biblischen Glauben, den die Väter bekannt haben, ungestört zu bekennen und demselben nachzuleben. So ent-

stand die große Secession im Waadtland 1846. Manchen Christen war die Absonderung Gewissenssache, von wegen der Kirchenzucht, um sich von aller kirchlichen Gemeinschaft mit Gottlosen und Ungläubigen frei zu halten und in kleinen Kreisen strenge Sitte und ein gereinigtes Gemeindeleben herzustellen. Diese Gewissensfrage, ob man sich von der Landeskirche in Anbetracht ihres tiefen Verfalles absondern solle, hat auch unsern Zeller viel beschäftigt. Er gab den Freunden, die seine Meinung darüber hören wollten, wohlerwogenen Rath. Als diese Trennungen anfingen, waren sie verschieden in ihren Formen, verschieden nach ihren wirklichen und nach ihren vorgeblichen Beweggründen. Zeller äußerte sich von Anfang an mit großer Vorsicht: „Es sei ferne von mir zu behaupten, daß diese Trennungen nirgends Gewissenssache seien; es ist, wenn man nicht ungerecht sein will, bei Vielen durchaus nicht zu verkennen, daß sie sich um des Gewissens willen getrennt haben, oder im Begriff sind es zu thun. Aber eben so gewiß ist, daß man sich ein Gewissen machen kann in Dingen, wo man sich keines machen sollte; daß man die Gewissen verwirren kann, sowie auch hinwieder möglich ist, Gewissen zu beruhigen.“ Er legte damals 1830 in bescheidener Weise einige Gedanken zur Prüfung vor, worunter folgende besonders beachtenswürdig sind. „Viele Trennungen würden nicht geschehen, wenn man mehr vertraute auf die herrlichen Verheißungen, die der Kirche gegeben sind, und sich nicht so jämmerlich fürchtete vor dem Unglauben und dessen Bruder dem Aberglauben und ihrer Schwester der Schwärmerei, die doch alle drei heimathlos sind und keinen festen Halt haben. — Viele Trennungen würden ganz unnöthig sein, wenn man sich nicht so greulich versündigte mit Schweigen, Zusehen und Jasagen, wo man laut und freimüthig reden, zeugen, strafen, drohen, ermahnen sollte mit aller Geduld und Lehre. — Würde man ernstlicher, vereinigter und gläubiger den HErrn der Ernte bitten, daß Er Arbeiter sende in Seine Ernte; so würden wir bald mehr Arbeiter als Herren, mehr Wächter als Schläfer, mehr Hirten als Miethlinge bekommen. — Es ist nicht zu leugnen, daß es einzelne Ortskirchen gebe, wo das Verderben auf eine unerträgliche Höhe gestiegen ist. Hat man aber in solchen einzelnen Ortskirchen auch schon alle rechtmäßigen Mittel gegen solch' ein Verderben angewendet? Hat man geklagt bei dem HErrn und Haupt der Gemeinde, der Sein Leben gelassen für Seine Gemeinde? Hat man unter vier Augen geredet mit den untreuen und meineidigen Lehrern? Hat man über erwiesene und erweisliche Thatsachen der geistlichen

und weltlichen Obrigkeit geklagt? — Wenn sich keine bescheidenen aber festen Stimmen aus dem Volke gegen das eingedrungene Unwesen erheben, so müssen ja die Obern, die nicht weiter sehen als ihre Visitationstabellen reichen, glauben, es sei alles in der Kirche so gerade wie die Linien auf ihren Tabellen." M. Bl. 1830, S. 69. 70. Man vergleiche hiemit den Brief, welcher wahrscheinlich an Köllner gerichtet ist. M. Bl. 1831, S. 22—24.

Abermals sagte er 1837: „Liebe Freunde! Sie wünschen meine Meinung zu hören über die Separation von der Staatskirche, welche auch in Ihrer Gegend vorkomme. So viel ich habe beobachten und erfahren können, giebt es allerdings Seelen, die um des Gewissens willen nicht anders können als sich separiren, und zwar noch dringender dazu getrieben werden als jene Seelen, die zu der Apostel Zeit Gewissens halber nicht alle Speisen essen konnten, sondern nur Kraut und Gemüse aßen und sich anderer enthielten. In Beziehung auf solche Seelen, weil sie ihrem Gewissen gemäß handelten, und das, was sie thaten, dem HErrn thaten, sagt der Apostel: (Röm. 14, 1. flgde.) Verwirret die Gewissen nicht! — So möchte ich nun dem Apostel gerne gehorchen, und solche Gewissen nicht verwirren, noch fremde Knechte, am wenigsten aber Brüder, richten oder gar verachten."

„Eben so gewiß ist es dagegen, daß es auch Seelen gibt, die sich Gewissens halben nicht separiren dürfen. Mögen doch die, so sich sondern, solches gleichfalls einsehen, und diejenigen nicht verachten, noch richten, die da Gewissens halben bleiben in der Staatskirche, in welcher sie selbst zum Glauben an den Heiland gekommen sind, in welcher sie noch immer Seelen an den, der unser Aller Haupt ist, glaubig, gerecht und selig werden sehen, und diese Kirche, als ihre kranke Pflegmutter, eben weil sie krank ist und sehr verwundet, nicht verlassen, und dieß so lange nicht thun dürfen, so lange sie von derselben anerkannt und geduldet werden, und so lange sie als Kinder oder Krankenwärter nicht alles für die kranke Pflegmutter gethan haben, was sie konnten und können. Dieses dürfte ich wenigstens von mir nicht sagen; denn Alles für eine Pflegmutter thun, was man kann, das will nicht wenig, sondern viel sagen. Und je gefährlicher die Krankheit ist, an der die Patientin leidet, desto weniger können und dürfen treue Kinder und Krankenwärter sie verlassen oder aufgeben."

„Uebrigens seien Sie versichert, liebe Freunde! daß das Heil der

Kirche weder von einer starren Union, noch von einer starren Separation abhängt, sondern von einer neuen Ausgießung des heiligen Geistes erwartet werden muß, durch welche nicht nur neue kräftige Zeugen des Heiles, das in Christo Jesu ist, erweckt werden, nicht nur ein neuer lebendiger Gebrauch des heiligen Schriftwortes eingeführt, sondern auch ein neuer Geist der thätigen Liebe ausgegossen werden wird, welche versöhnend, belebend und vereinigend in die tausendfache Noth der Zeit eingreifet, Samariter-Balsam in die Jammer-Wunden unseres, seit dem Abfall von Christo und seinem Worte, unter die Mörder gefallenen, und von ihnen halb todtgeschlagenen und geplünderten Geschlechts gießt, und die Zänkereien den kalt und müßig vorübergehenden Priestern und Leviten überläßt, bis auch diese etwas Besseres thun lernen."

„Um einen solchen Pfingstsegen lassen Sie uns mit vielen christlichen Männern und Frauen weit und breit, unter Anerkennung der gerechten Gerichte Gottes über unsere und unserer Väter Sünden und in stetem Fleiß in guten Werken herzlich, ernstlich und anhaltend beten, beten, beten." M. Bl. 1837, S. 70.

Wenn Zeller erlebt hätte, was jetzt in einigen Kantonen der Schweiz verübt wird, so würde er für manche, die sich einer freien Kirche anschließen, wahrscheinlich folgende Bemerkung geltend machen, die er an die Stelle Apostelgeschichte 19, 9 knüpft. „Da etliche verstockt waren, und nicht glaubten und übel redeten von dem Wege vor der Menge, wich Paulus von ihnen und sonderte die Jünger ab." „Endlich sind auch diejenigen glaubigen Christen keine Separatisten zu nennen," sagt Zeller, „die, nachdem sie alle rechtmäßigen Mittel billiger Abhilfe vergeblich erschöpft, von einer Ortskirche, in die sich offenbares Antichristenthum eingedrungen, und die das Wort Gottes verworfen, oder Menschensatzungen darüber gestellt, die biblische Lehre verfälscht, die Sacramente verändert, entstellt, herabgewürdigt oder zu bloßen Ceremonien gemacht, das Blut der Versöhnung für unkräftig oder unrein geachtet, den Geist der Gnade geschmäht, den Heiligen in Israel gelästert und zum Betrüger oder Betrogenen gebrandmarkt, und statt der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, eine eigene weder im Leben noch im Sterben tröstende Gerechtigkeit aufgerichtet hat und fortfährt es zu thun, aus reiflicher Ueberlegung, nicht aus Rechthaberei und Hochmuth, sondern um des Gewissens, des Heils der Seelen und der heranwachsenden Kinder willen, sich trennen, und sich in eine rechtmäßige christliche Gemeine verbinden, ohne sich von dem Glaubens-

bekenntniß der evangelisch-christlichen Kirche noch von den Sacramenten derselben loszusagen, sondern sich vielmehr in rechtem Glauben, thätiger Liebe, guter Ordnung und sorgfältiger Seelenpflege an die evangelisch-christliche Kirche und an alle wahren Glieder des HErrn auf das innigste anschließen.“ M. Bl. 1830, S. 84.

Im gleichen Sinne sprach er sich 1853 aus: „Nehmen Sie meinen Dank an für Ihre Zuschrift vom 22. März, aus welcher ich ersehe, daß wir so ziemlich einig darüber sind, es sei ein großer Unterschied zwischen dem Ausjäten und Ausrotten des Unkrautes unter dem Waizen, und zwischen einer christlichen Buß- und Kirchenzucht, durch welche letztere böse und grobes Aergerniß stiftende Menschen, wenn sie vergeblich ermahnt und gewarnt worden sind, aus der Gemeine ausgeschlossen werden sollen, wie auch der Apostel befiehlt, wenn er schreibt: „„Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist.““ (1. Kor. 5, 13.)

„Eben so kann ich auch mit Ihnen nicht gegen alle Separation sein. Es giebt Separationen um des Gewissens willen, die ich unmöglich verdammen kann. Hat doch selbst der Apostel Paulus sich und seine Jünger in Ephesus separirt (vgl. Apostg. 19, 8 –10). Besonders gehören darunter lokale Separationen, wie die genannte in Ephesus, während doch der Apostel sich von der doch so tief gesunkenen allgemeinen alt-testamentlichen Kirche in Jerusalem so wenig separirt hat, als sein HErr und Meister Christus. Deßwegen muß man so billig sein und anerkennen, daß es Fälle geben kann und giebt, wo man auch um des Gewissens willen bestimmt werden kann, sich nicht zu separiren, auch nicht von einer sehr bedenklich kranken größeren Confessions-Kirche, wie sich dankbare Kinder nicht entschließen können, eine alte kranke Mutter zu verlassen und sie aufzugeben.“

„Wogegen ich mich aber erklären muß, das ist die Meinung und Erwartung, durch Separation und Kirchenzucht eine heilige, reine, züchtige, ungemischte Kirche darstellen zu — können. Das wird hienieden, sterblichen, schwachen, kurzsichtigen und der Sünde und Versuchungen ausgesetzten Menschen, weder im Großen noch im Kleinen, nicht gelingen. Es wird nicht einmal in kleinen örtlichen Christenvereinen in die Länge gelingen. Wenn es auch möglich ist, böse und großes Aergerniß gebende Menschen auszuschließen, wird es doch in die Länge auch in den züchtigsten Vereinen an Namen-Christen, an Menschen, deren Herz nicht ganz mit dem Herzen Jesu verbunden und geeinigt ist, schwerlich fehlen, und die Kirche

Jesu Christi wird im Großen wie im Kleinen eine gemischte bleiben bis zur Erntezeit, und bis zu dem Zug des großen, in das Weltmeer ausgeworfenen Netzes an das Ufer der Ewigkeit. Das lehret uns nicht nur der HErr, (Matth. 13, 41—43.) sondern auch Kirchengeschichte und Erfahrung. Was aber uns sterblichen, kurzsichtigen und schwachen Sündern nicht möglich ist, das hat sich der HErr vorbehalten zu thun, (Eph. 5, 27.) welcher es auch zu rechter Zeit herrlich ausführen wird."

„Endlich muß ich auch noch etwas sagen über Ihre Bemerkungen über die Staatskirchen. Eine Staatskirche ist an sich weder etwas Böses, noch etwas Verächtliches. Ein christlicher Staat in der innigsten Verbindung mit einer christlichen Kirche kann etwas Herrliches sein, und wird noch etwas Herrliches werden. Die alt-testamentliche in ihrer schönsten und herrlichsten Zeit, nämlich unter dem Könige David, war eine — Staatskirche. Hätten wir nur einmal einen recht christlichen Staat, und eine recht christliche Kirche, was wäre schöner, als eine — Staatskirche?" M. Bl. 1853, S. 40.

Mit der gleichen Besonnenheit verhielt sich Zeller zu den kühnen Erwartungen, daß durch Trennung von Kirche und Staat und durch völlige Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt eine bessere Zeit kommen werde.

„Was soll ich dazu sagen, daß diese oder jene Kirche frei und unabhängig sein will vom Staate und von der Staatsregierung? — Es ist eine schöne Sache um die Freiheit und Unabhängigkeit. Aber wie oft gleichen diejenigen, die da frei und unabhängig sein wollen, denen, die da reich werden wollen? — Was gehört dazu, um Freiheit und Unabhängigkeit ertragen zu können? Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Gehört nicht auch eine Mündigkeit dazu? Gal. 4, 1—3. Ist die vom Vater bestimmte Zeit für die christliche Kirche schon gekommen? Ist sie mündig erklärt vom Vater? Oder will sie sich selbst für mündig erklären und einen Eingriff thun in das Vaterrecht? Das wird nicht gelingen und ihr sehr übel bekommen." M. Bl. 1853, S. 16.

Es giebt noch eine ganz andere Art von kirchlichen Fragen, zu deren Beurtheilung Weisheit und Unterscheidung der Geister gehört. Es sind die Fälle, wo eine Erleuchtung oder eine Kraft mit dem Anspruch auf übernatürlichen Ursprung sich hervorthut. Zeller glich nicht denjenigen, welche in Uebereilung und Beschränktheit jede übernatürliche Erscheinung in der

Kirche der Gegenwart zurückweisen und ungeprüft verwerfen. Er gehörte nicht zu denen, welche den bodenlosen, der heiligen Schrift und der Geschichte widersprechenden Satz aufstellen: Das Zeitalter der Wunder sei vorbei; Gott habe zwar vor Zeiten unter Seinem Volke Wunder gewirkt, aber jetzt thue Er es nicht mehr, und es seien auch keine mehr zu erwarten. Die Fragen, die mit dieser Sache verknüpft sind, behandelte Zeller in einem Aufsatz: „Von Wunderwirkungen und Wunderheilungen und vom Wunderglauben" (M. Bl. 1843, Nr. 11. 12.) — eine Arbeit, in der sich ebensoviel Besonnenheit wie fester Glaube an die göttlichen Verheißungen ausspricht. Die Hauptstellen sind diese: „Nicht nur in der ersten, apostolischen Kirchenzeit, sondern auch durch die ganze Kirchengeschichte bis auf den heutigen Tag, finden sich bekanntere und weniger bekannte Beispiele in großer Zahl, unter Glaubigen aller Confessionen des Christenthums, von solchen wunderbaren Heilungen, daß wenn sie alle in Einer Zeit und in Einer Gegend, statt so zerstreut durch so viele Zeiten und Räume, geschehen würden, man über ihre Menge erstaunen würde, während sie bei der weltgeschichtlichen und weltgeographischen Ausbreitung christlicher Wirksamkeit sich wie verlieren. Wie viele, ja sehr viele Erfahrungen würde man besonders von Jak. 5, 16. noch immer anführen können!"

„Da (nach 1 Corinth. 12, 28—32) nicht alle Glaubigen Wunderthäter sind, auch nicht alle Glaubigen die Gabe haben, Kranke gesund zu machen: so folgt freilich daraus, daß man ein guter, glaubiger Christ sein kann, ohne diese Gaben empfangen zu haben; aber auch, daß man kein Wunderthäter sein und nicht Teufel austreiben oder sonst Kranke gesund machen kann, wenn man nicht die Gabe dazu empfangen hat. Und worin besteht wohl diese Gabe? — Ich vermuthe, eben in dem lebendigen, für jeden besonderen Fall besonders gegebenen Wunderglauben. Wer ihn hat, der hat die Gabe, solche wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und zwar in dem Namen Jesu. Der Wunderglauben aber im Namen Jesu ist nicht der Glaube an die magische, zauberhafte Wirkung des Wortlautes, der da lautet, wenn man den Namen Jesu ausspricht, oder laut nennet, oder denselben in eine Beschwörungsformel einschließt, sondern es ist eine durch Jesu Wort, Charakter und Persönlichkeit geweckte, und in glaubigem Gebet zu Ihm sich aussprechende, zuversichtliche und feste Hoffnungsgewißheit, daß der HErr den Betenden zu Seinem Wunderhülf-Werkzeug und Wunderbeispiel in dem gegebenen Falle

brauchen wolle und unzweifelhaft brauchen werde. Doch nicht nur in einem glaubigen Gebete, sondern auch in einem glaubigen Befehle oder Worte kann sich jene Gewißheit aussprechen. Apostelgesch. 9, 40; 16, 18."

„Der Wunderglaube hat in der Kirche wohl noch nie aufgehört, wie auch die Wunderwirkungen des HErrn noch nie aufgehört haben, und keiner Zeit ausschließlich angehören; daher man auch, wie ich glaube, irret, wenn man spricht: Gott thut heut zu Tage keine Wunder mehr. Wohl aber könnte man vielleicht sagen, daß der Wunderunglaube unserer Zeit, und der Wunderaberglaube früherer und jetziger Zeit, und der Wunderbetrug, dieser sogenannte fromme Betrug, sammt dem Wunderwahne, in verschiedenen Zeiten dem wahren Wunderglauben je und je schädlich und hemmend gewesen seien, und aufrichtige Christen verschüchtert haben, diese Gabe zu wünschen, oder, wie der Apostel sagt, zu erwecken, wenn sie in ihnen war, (2. Tim. 1, 5. 6.) oder sie außer Acht zu lassen, nachdem sie ihnen gegeben war. (1. Tim. 4, 14.) Diese Schüchternheit ist um so begreiflicher, wenn man eines Theiles die großen Mißbräuche bedenkt, welche durch den Wunderaberglauben und den Wunderwahn sammt so vielen Wunderbetrügereien zu verschiedenen Zeiten in der Kirche sowohl als in der Heidenwelt auf die traurigste Weise getrieben worden sind, und so arg getrieben wurden, daß der Wunderunglaube als eine natürliche Gegenwirkung darauf einreißen, ja fast herrschend werden konnte."

„Es werden sowohl in den Evangelien als auch in der Apostelgeschichte viele Wunderwirkungen von den Jüngern des HErrn erzählet, die durch ihre Hände von dem HErrn geschahen, und die sie alle im Namen Jesu, bald befehlend, bald zu Ihm betend verrichteten, die ein jeder Bibelleser selber nachsuchen kann. Sie wurden alle durch ihre Hände gewirket, während ihres Lebens auf Erden, bei ihrem Leibesleben. Dagegen erzählet die heilige Schrift nicht eine einzige Wunderthat von einem Apostel, oder Propheten, oder andern Heiligen, die Einer von ihnen nach dem Tode verrichtet hätte; denn selbst die einzige Stelle, die hieher zu gehören scheinet, erzählet so, daß man nicht wissen kann, ob der Mann, den man im Schrecken vor den anrückenden Kriegsleuten der Moabiter so eilfertig begrub, und in das Grab des Propheten Elisa warf, wirklich oder nur scheintodt war; und wenn er auch wirklich todt war, so sagt doch die Stelle kein Wort davon, daß derselbe durch den verstorbenen Propheten Elisa lebendig worden sei. (2. Kön. 13, 20—21.)

Wie wenig schriftmäßig sind also alle die Wundersagen von den wunderthätigen Gräbern, Gebeinen, Reliquien und Bildern verstorbener Heiligen!! — Was braucht man auch zu den Todten zu gehen, da ihr und unser HErr, zu dem Alle einen Zugang haben können im Glauben an seinen Namen, und kein Mittler weder gegeben noch nöthig ist zwischen Ihm, dem einzig wirklichen und möglichen Mittler zwischen Gott und den Menschen, wie wir Alle wissen können, nicht todt, sondern auferstanden und lebendig ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!" M. Bl. 1843, Nov. und Dec.

Später einmal wurde unserm Freund die Frage vorgelegt: Woher kommt es, daß heutzutage fast keine Wunder geschehen? Zeller berichtigt zuerst das Thatsächliche, und dann legt er dar, daß die größere Fülle von wunderbaren Erweisungen der Gegenwart Gottes zur Beglaubigung des Christenthums bei seiner Einführung in die Welt erforderlich war, — eine Beglaubigung, welche heutzutage weniger nothwendig sei. M. Bl. 1852, S. 13—15. Hierin liegt unstreitig etwas Wahres, doch ist nur die eine Seite der Sache damit bezeichnet. Es giebt noch einen ganz andern Grund für die Seltenheit der Wunder in unsern Tagen, den Zeller an einer schon oben angeführten Stelle selbst angedeutet hat, nämlich der Wunderunglaube unserer Zeit, der die Erweisung der Kraft und Gegenwart des HErrn verhindert; wie es im Evangelium geschrieben steht: „Und der HErr that daselbst" (in Nazareth) „nicht viele Zeichen um ihres Unglaubens willen." Matth. 13, 58.

Hören wir, wie sich Zeller vernehmen ließ über den Werth der mystischen Theologie und über die Unterscheidung, die bei den Schriften der Mystiker nothwendig ist. Es wurde ihm die Frage gestellt: ob ein Frauenzimmer, das einer großen Haushaltung vorzustehen hat und fürchtet, bei einem Wirken wie Martha den Sinn der Maria zu verlieren, ihrer vermeinten Oberflächlichkeit durch das Lesen mystischer Schriften eines Gottfried Arnold, Oetinger oder Tersteegen abhelfen sollte? Hierauf giebt er den Rath: wer so wenig Zeit zum Lesen habe, solle lesen: „Erstens: die Bibel, zweitens: die Bibel, drittens: die Bibel. Oder, mit andern Worten, 1. die geschichtlichen Bücher der Bibel, 2. die Lehrbücher der Bibel, 3. die weissagenden Bücher der Bibel des alten wie des neuen Bundes." Ferner gibt er Anleitung, mit welchen Hülfsmitteln die Bibel gelesen werden soll und empfiehlt dringend den kleinen lutherischen oder

den Heidelberger Katechismus zur täglichen Betrachtung einer Frage und der dazu gehörigen Bibelstellen. „Mancher Wind der Lehre wird ohne Schaden an dem vorüberwehen, der also die kirchliche Lehre unsrer tiefgegründeten Confession in täglicher Betrachtung gründlich erwägt, und er wird finden, daß der Katechismus nicht etwa, wie man leider oft wähnet, nur für die Jugend, sondern auch für jedes erwachsene Kirchenmitglied den gesegnetsten Gebrauch darbietet."

Was endlich das Lesen mystischer Schriften betrifft, so weist er vor allem die babylonische Sprachverwirrung unserer Zeit zurück, da man alles ächt biblische und evangelische mystisch und Mysticismus nennt. Bei der Prüfung der eigentlich mystischen Schriften solle man solche zurückweisen, welche eine Heiligungs- und Vollkommenheitslehre enthalten, die nicht auf unserer Rechtfertigung vor Gott durch das versöhnende Leiden und Sterben des allerheiligsten Mittlers beruht. Ferner solche, welche die Geheimnisse des Reiches Gottes nicht auf den ewig festen Grund heiliger Schrift, sondern auf den Grund außerordentlicher Gesichte, Erscheinungen von Engeln oder Verstorbenen, oder auf die Aussagen von Somnambülen gegründet lehren. Endlich solche, vor denen schon Paulus im Briefe an die Colosser warnt, welche den Pantheismus mit dem Christenthum verweben, welche durch Abtödtungen und Büßungen in selbsterwählter Geistlichkeit zur Vollkommenheit leiten wollen und eine falsche, Christi Stelle vertretende, Vermittlung der Engel oder Heiligen einzuführen suchen. Zu diesen Erzeugnissen einer falschen Mystik rechnet er Arnold's und Tersteegen's Schriften nicht; auch nicht Oetinger's Predigten. M. Bl. 1836, S. 73—78. Wäre er auf Oetinger's eigentlich theosophische Schriften eingegangen, so hätte er in diesen gewiß viel falsches Licht, wenn auch nicht soviel wie bei Swedenborg, zu rügen gefunden.

Es giebt wohl kaum ein Wort, mit dem sich so unklare und verworrene Begriffe verbinden als die Worte Schwärmer und Schwärmerei. Um so willkommener ist es, daß Zeller hiefür eine klare Begriffsbestimmung giebt. „Die Schwärmerei äfft die Salbung nach und bringt sie durch solchen Mißbrauch in Verruf, Mißcredit und Verachtung. Der Schwärmer hat keine Salbung und kann sie nicht haben. Denn die Schwärmerei ist nichts anderes als fleischlicher Sinn unter geistlicher Form. Bei dem Schwärmer vertritt die Phantasie die Stelle der Salbung. Diese Verwechslung kann aber der Schwärmer in die Länge nicht treiben, sondern seine Thorheit wird offenbar werden

Jedermann; während die, welche in der Heiligung fortfahren sammt der Furcht Gottes, je länger je bewährter befunden werden.“ Als Mittel der Bewahrung bezeichnet Zeller das Festhalten an dem Zeugniß des geschriebenen Wortes Gottes und den Gehorsam gegen den Rath und Willen der Menschen, die Gott über uns gesetzt hat; „denn der Weg des Gehorsams ist ein sicherer Weg, auf welchem auch die Thoren nicht irren.“ M. Bl. 1830, S. 68.

Einem seiner Schüler, der sich auf gefährlichem Wege befand, gab er folgende Zurechtweisung: „Ihr schreibet eure Träume auf und versiegelt sie; ihr behauptet mit einer Dreistigkeit, als wenn es gar nicht anders sein könnte, gewisse Einfälle und Ahnungen, die ihr habt, seien ganz gewiß vom heiligen Geiste, besonders aber einer, der mir ein handgreiflicher Irrthum scheint. Ihr steht an dem Abwege der Schwärmerei! Jüngling, wer soll dich belehren, wenn sich einmal der Wahn in dir festgesetzt hat, deine Einfälle und Ahnungen seien vom heiligen Geist? Du hast dann keine Ohren mehr für die Stimme der Erfahrung und der Weisheit, du belächelst und bemitleidest jeden besonnenern Jünger des HErrn, der nicht deiner Meinung ist, und hältst dich allein für klug und vom Geiste Gottes getrieben. Bedenke, daß dir Gott den Kopf zwischen die Ohren gesetzt hat und nicht die Ohren zwischen den Kopf; darum sollst du nicht bloß nach Innen hören, sondern auch nach Außen und zwar auf beide Seiten hin, rechts und links, sintemal du auf jeglicher Seite ein Ohr hast. Und was die Ohren hören, das soll der Kopf prüfen.“ M. Bl. 1829, S. 26.

In der Seelenlehre behandelt Zeller die Gebrechen des Gefühls- oder Empfindungsvermögens und giebt (S. 88. 89.) eine treffende Characteristik der Gefühlsschwärmerei und des Fanatismus.

„Die Gefühlsschwärmerei ist die außerordentlich gesteigerte und über die anderen Seelenvermögen vorherrschende, mit gesteigerter Phantasie verbundene Neigung, die erregten Gefühle und die erregten Bilder der Phantasie für göttliche Antriebe, Eingebungen und für Vorstellungen höherer Wahrheit und Wirklichkeit zu halten, und sich von denselben, als von vermeinten göttlichen Aufträgen und Offenbarungen zum Urtheilen und Handeln bestimmen und hinreißen zu lassen, ohne dieselben im Lichte des göttlichen Wortes und der Erfahrung ruhig zu prüfen und gehörig zu überlegen, indem gemeiniglich der richtige Gebrauch der Vernunft dabei, als ein vermeintliches Besprechen mit Fleisch und Blut,

den Heidelberger Katechismus zur täglichen Betrachtung einer Frage und der dazu gehörigen Bibelstellen. „Mancher Wind der Lehre wird ohne Schaden an dem vorüberwehen, der also die kirchliche Lehre unsrer tiefgegründeten Confession in täglicher Betrachtung gründlich erwägt, und er wird finden, daß der Katechismus nicht etwa, wie man leider oft wähnet, nur für die Jugend, sondern auch für jedes erwachsene Kirchenmitglied den gesegnetsten Gebrauch darbietet.“

Was endlich das Lesen mystischer Schriften betrifft, so weist er vor allem die babylonische Sprachverwirrung unserer Zeit zurück, da man alles ächt biblische und evangelische mystisch und Mysticismus nennt. Bei der Prüfung der eigentlich mystischen Schriften solle man solche zurückweisen, welche eine Heiligungs- und Vollkommenheitslehre enthalten, die nicht auf unserer Rechtfertigung vor Gott durch das versöhnende Leiden und Sterben des allerheiligsten Mittlers beruht. Ferner solche, welche die Geheimnisse des Reiches Gottes nicht auf den ewig festen Grund heiliger Schrift, sondern auf den Grund außerordentlicher Gesichte, Erscheinungen von Engeln oder Verstorbenen, oder auf die Aussagen von Somnambülen gegründet lehren. Endlich solche, vor denen schon Paulus im Briefe an die Colosser warnt, welche den Pantheismus mit dem Christenthum verweben, welche durch Abtödtungen und Büßungen in selbsterwählter Geistlichkeit zur Vollkommenheit leiten wollen und eine falsche, Christi Stelle vertretende, Vermittlung der Engel oder Heiligen einzuführen suchen. Zu diesen Erzeugnissen einer falschen Mystik rechnet er Arnold's und Tersteegen's Schriften nicht; auch nicht Oetinger's Predigten. M. Bl. 1836, S. 73—78. Wäre er auf Oetinger's eigentlich theosophische Schriften eingegangen, so hätte er in diesen gewiß viel falsches Licht, wenn auch nicht soviel wie bei Swedenborg, zu rügen gefunden.

Es giebt wohl kaum ein Wort, mit dem sich so unklare und verworrene Begriffe verbinden als die Worte Schwärmer und Schwärmerei. Um so willkommener ist es, daß Zeller hiefür eine klare Begriffsbestimmung giebt. „Die Schwärmerei äfft die Salbung nach und bringt sie durch solchen Mißbrauch in Verruf, Mißcredit und Verachtung. Der Schwärmer hat keine Salbung und kann sie nicht haben. Denn die Schwärmerei ist nichts anderes als fleischlicher Sinn unter geistlicher Form. Bei dem Schwärmer vertritt die Phantasie die Stelle der Salbung. Diese Verwechslung kann aber der Schwärmer in die Länge nicht treiben, sondern seine Thorheit wird offenbar werden

Jedermann; während die, welche in der Heiligung fortfahren sammt der Furcht Gottes, je länger je bewährter befunden werden." Als Mittel der Bewahrung bezeichnet Zeller das Festhalten an dem Zeugniß des geschriebenen Wortes Gottes und den Gehorsam gegen den Rath und Willen der Menschen, die Gott über uns gesetzt hat; „denn der Weg des Gehorsams ist ein sicherer Weg, auf welchem auch die Thoren nicht irren." M. Bl. 1830, S. 68.

Einem seiner Schüler, der sich auf gefährlichem Wege befand, gab er folgende Zurechtweisung: „Ihr schreibet eure Träume auf und versiegelt sie; ihr behauptet mit einer Dreistigkeit, als wenn es gar nicht anders sein könnte, gewisse Einfälle und Ahnungen, die ihr habt, seien ganz gewiß vom heiligen Geiste, besonders aber einer, der mir ein handgreiflicher Irrthum scheint. Ihr steht an dem Abwege der Schwärmerei! Jüngling, wer soll dich belehren, wenn sich einmal der Wahn in dir festgesetzt hat, deine Einfälle und Ahnungen seien vom heiligen Geist? Du hast dann keine Ohren mehr für die Stimme der Erfahrung und der Weisheit, du belächelst und bemitleidest jeden besonnenern Jünger des HErrn, der nicht deiner Meinung ist, und hältst dich allein für klug und vom Geiste Gottes getrieben. Bedenke, daß dir Gott den Kopf zwischen die Ohren gesetzt hat und nicht die Ohren zwischen den Kopf; darum sollst du nicht bloß nach Innen hören, sondern auch nach Außen und zwar auf beide Seiten hin, rechts und links, sintemal du auf jeglicher Seite ein Ohr hast. Und was die Ohren hören, das soll der Kopf prüfen." M. Bl. 1829, S. 26.

In der Seelenlehre behandelt Zeller die Gebrechen des Gefühls- oder Empfindungsvermögens und giebt (S. 88. 89.) eine treffende Characteristik der Gefühlsschwärmerei und des Fanatismus.

„Die Gefühlsschwärmerei ist die außerordentlich gesteigerte und über die anderen Seelenvermögen vorherrschende, mit gesteigerter Phantasie verbundene Neigung, die erregten Gefühle und die erregten Bilder der Phantasie für göttliche Antriebe, Eingebungen und für Vorstellungen höherer Wahrheit und Wirklichkeit zu halten, und sich von denselben, als von vermeinten göttlichen Aufträgen und Offenbarungen zum Urtheilen und Handeln bestimmen und hinreißen zu lassen, ohne dieselben im Lichte des göttlichen Wortes und der Erfahrung ruhig zu prüfen und gehörig zu überlegen, indem gemeiniglich der richtige Gebrauch der Vernunft dabei, als ein vermeintliches Besprechen mit Fleisch und Blut,

verachtet und verworfen wird. Dieser Gefühlsschwärmerei liegt oft eine tief versteckte fleischliche Gesinnung zu Grunde, sonderlich ein geistlicher Stolz, mit dem Wahne verbunden, als ob man zu etwas Großem berufen sei, und ein höheres Leben habe als andere gemeine Menschen."

„Der Fanatismus entsteht, wenn mit der Gefühlsschwärmerei eine vorherrschende Willenskraft verbunden ist, die den Schwärmer antreibt, seine vermeinten höheren Eingebungen und Antriebe mit Gewalt durchzusetzen, denselben Anerkennung zu erzwingen und die Gegner zu verfolgen."

Eine sehr gefährliche Irreführung machte sich geltend, als in den dreißiger Jahren besonders in Würtemberg das Achten auf die Aussagen der Somnambülen und das Befragen der Besessenen üblich wurde. Die Schriften von Justinus Kerner und Eschenmayer sind bekannt, besonders die „Seherin von Prevorst," „der Conflikt zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet," die „Reisen" der Somnambüle Christiane Käpplinger „in Sonne, Mond und Sterne." Während manche vermeintliche Gläubige in unvorsichtiger, vorwitziger, um nicht zu sagen verbrecherischer Weise auf diese Dinge sich einließen, wurde es unserm Zeller gegeben, als ein treuer Wächter ein klares, lautes, kraftvolles Zeugniß auf Grund der heiligen Schrift hiegegen abzulegen. Er that dies in zwei wahrhaft classischen Aufsätzen: „Ueber das Befragen der Todten." M. Bl. 1836, Nr. 4, und 1838, Nr. 3. Seit dem ersten Hervortreten dieser Gefahren vergingen beinahe zwanzig Jahre, da geschah es, daß dieselben verführerischen Künste von einer andern Seite her und zwar in einer noch gröberen Form in's Werk gesetzt und verbreitet wurden. Diesmal ging die Sache von einem Lande aus, wo bei dem Mangel an schützenden kirchlichen und bürgerlichen Ordnungen die finsteren Geister, die sich als Engel des Lichts verstellen, ein besonders freches Spiel mit den bethörten Menschen treiben, nämlich von den Vereinigten Staaten Amerika's. Von dort her kam am Anfang der 1850 er Jahre nach Europa, nach Deutschland und der Schweiz die wieder aufgewärmte heidnische Gaukelei des Tischrückens und Tischklopfens, die Befragung der Geister durch ein sogenanntes Medium und durch den Psychographen. Damals ließ Schubert, schon im hohen Alter stehend, eine ernste Warnung ausgehen in der Schrift: „Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet" (Erlangen 1854), und Zeller schrieb im Anschluß daran den Aufsatz „über das Tischrücken, Geisterklopfen und

Todtenfragen.“ M. Bl. 1856, Nr. 3, und den Aufsatz: „Glaubet nicht einem jeglichen Geist“ — in demselben Jahrgang, Nr. 9.

Eine grundlegende Stelle im neuen Testament, nach welcher wir es zu beurtheilen haben, wenn Seherinnen und Wahrsagerinnen als eine Stütze für den christlichen Glauben empfohlen werden und ihre Aussagen zur Bestätigung oder Erläuterung der geoffenbarten Wahrheit dienen sollen, ist der Bericht in der Apostelgeschichte St. Lucä über das, was mit der Wahrsagerin zu Philippi geschah, Kap. 16, 16—18: „Es geschah aber, da wir zum Gebet gingen, daß eine Magd uns begegnete, die hatte einen Wahrsagergeist, und trug ihren Herren viel Gewinn ein mit wahrsagen. Dieselbige folgte allenthalben Paulo nach, schrie und sprach: Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkünden. Solches that sie manchen Tag. Paulus aber that dies wehe und er wandte sich um und sprach zu dem Geiste: Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, daß du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde. Da aber ihre Herren sahen, daß die Hoffnung ihres Gewinnes war ausgefahren, nahmen sie Paulum und Silam, zogen sie auf den Markt vor die Obersten“ u. s. w. Ueber diese in solchen Fragen entscheidende Stelle schrieb Zeller schon 1831 folgendes:

„Man sollte der geschichtlichen Wahrheit nicht die Gewalt anthun und aus der Magd eine Bauchrednerin machen wollen. Dies wäre ebenso sehr gefehlt, als wenn man aus jeder Hellseherin eine Prophetin Gottes machen wollte. Daß hier von keiner Bauchrednerei die Rede ist, und der ernste Geschichtsschreiber von einer solchen Spielerei gar nicht reden will, sieht man deutlich aus dem Worte in V. 18, wo es ausdrücklich heißt, daß Paulus zu dem Geiste gesprochen habe. Die zudringliche Magd redete durch einen Wahrsagergeist. Der falsche Geist, den das Weibsbild hatte, und deren es so vielerlei giebt, trieb sie an, Tage lang den Aposteln nachzulaufen, ihnen mit ihrem lauten, lobenden Schreien lästig zu fallen, ein unnöthiges Aufsehen zu bewirken durch ihre Aussprüche, die in diesen Worten zwar ganz der Wahrheit gemäß, aber zweckwidrig waren, und aus einer unreinen Quelle flossen, den Schein zu erregen, als ob diese Knechte des HErrn ihre Geistesverwandten wären und dadurch ihrem unreinen eigennützigen Treiben und Sprechen von dem heiligen Wirken und Sprechen dieser Männer bei den Philippern ein höheres Siegel aufdrücken zu lassen. Denn ein falscher Geist ist auch dann ein falscher,

wenn er zuweilen die Wahrheit sagt. Denn wer wird einem fortwährenden Lügner glauben? Er muß also auch wahr sagen."

„Paulo aber that das wehe. Es thut wehe, sich von falschen Geistern loben zu hören. Denn gar oft wird nicht sowohl der Lobende als vielmehr der Gelobte dadurch verdächtigt. Das christliche Lehramt bedarf keines Zeugnisses von falschen Geistern, von Geld und Brod verdienender Hellseherei und Wahrsagerei. Solches Zeugniß verwirrt nur und verblendet und führet irre. Das beste Zeugniß des göttlichen Predigtamts ist das Zeugniß des heiligen Geistes und der Haß und die Verachtung von Seiten des Weltsinnes."

„Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde. Das kann kein guter Geist sein, den ein Apostel mit solchem Ernst, in solchem Namen und mit einem so wehthuenden Gefühle austreiben muß. Die Magd aber war von Stund an wie ein anderer Mensch, und ihr hellsehendes Wahrsagen hatte ein Ende. Sie hatte, scheint es, mehrere Herren. Waren es vielleicht die Priester eines Tempels zu Philippi? hatten sie dieselbe zu den Orakeln ihres Götzendienstes mißbraucht? In jedem Falle war der Eigennutz ihr Götze. Das Einkommen von dieser Seite hatte jetzt ein Ende, daher auch die bisherige Toleranz dieser Herren, die so manchen Tag gedauert hatte, nun so plötzlich aufhörte. Kein Geld, keine Toleranz!" M. Bl. 1831, S. 82. 83.

Was Paulus damals in Philippi that, stimmte ganz mit dem Verfahren des HErrn selbst überein. Wenn unreine Geister aus dem Munde der Besessenen Ihn als den Heiligen Gottes ausriefen, ließ Er sie nicht reden; Er gebot ihnen zu schweigen und trieb sie aus. Die heilige Schrift gewährt aber noch einen andern Anhaltspunkt zur richtigen Beurtheilung der oben erwähnten Erscheinungen. Es ist das ganz bestimmte strenge göttliche Verbot gegen das Befragen der Todten. 5. Buch Mose 18, 9—14. Man sieht aus der Geschichte von Saul und der Zauberin zu Endor, 1. Sam. 28, daß solches Befragen schon dazumal durch ein Medium und zwar durch eine hellsehende Frauensperson vermittelt und ausgeführt zu werden pflegte. Etwas an sich Unmögliches würde Gott nicht verbieten. Sowohl die Erzählung als das göttliche Verbot dienen zum sicheren Beweis, daß keineswegs alle Vorkommnisse dieser Art eine bloße Taschenspielerei waren. Die Nekromantie oder Wahrsagung durch Befragung der Verstorbenen war eine von den Sünden des alten Heidenthums, und wird unter die Greuel gerechnet, um welcher willen der HErr die

Kanaaniter vertrieb. Im Festhalten an dieser und ähnlichen Stellen des göttlichen Wortes war Zeller gegen die einschmeichelnden Täuschungen und Bethörungen der modernen Hellseherei gewaffnet. Er führte den Kampf in folgender Weise.

„Als ich in diesen Tagen die Stelle las: 1. Tim. 4, 1. 2., und begierig wurde, in dem griechischen Texte nachzusehen, wie diese Worte eigentlich lauten, so fand ich, daß der Spruch auch so übersetzt werden könnte: Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzteren Zeiten werden Etliche von dem Glauben abtreten, indem sie anhangen den Irrgeistern und Lehren der Dämonen, welche in Gleißnerei Lügenredner sind, und Brandmale im Gewissen haben."

„So viel lehret uns der Knecht des HErrn, daß ein Theil des Abfalles in der letzten Zeit dadurch werde veranlaßt werden, daß sich Manche an Irrgeister, an irre gehende und irre führende Geister und an Lehren solcher Dämonen halten, welche in Gleißnerei Lügen reden und in ihrem Gewissen gebrandmarkt sind, mag nun die Gleißnerei dieser redenden Geister bald in angenommener Lichtengelsgestalt, bald in erborgtem Heiligenscheine, bald in Aussprüchen, die theils wahr, theils halbwahr, theils sogar Bibelworte sind, ja sogar in Aussprüchen bestehen, die sie im Namen des HErrn zu sagen sich erlauben, ohne daß der HErr sie gesandt oder mit ihnen geredet, oder ihnen etwas befohlen hat. Denn auch Wahrheit kann ein Lügenredner sprechen, wenn er hoffen kann, dadurch zu täuschen."

„Dieß ist genug für Nachdenkende, um sie aufmerksam zu machen, was für eine gefährliche Thüre seit 40—50 Jahren durch den Magnetismus aufgeschlossen worden ist, und wozu das dadurch geöffnete Reich einer theils finstern, theils lichten, aber noch nicht durch die Auferstehung vollendeten Geisterwelt, und die aus derselben in unsere Sinnenwelt hereinragenden Wirkungen, Verbindungen und Wahlverwandtschaften unsere bewegte und erschütterte Zeit in ihrer bürgerlichen, kirchlichen und häuslichen Auflösung noch führen werden und können. Die Greuel und Sünden einer verschwundenen und von Gott gerichteten Vorzeit sind unter neuen, naturwissenschaftlich-klingenden Namen wieder aus dem Meere der Vergessenheit aufgetaucht, werden naturwissenschaftlich untersucht und in Systeme gebracht, unter Glaubigen und Unglaubigen oft in guter Meinung getrieben, und so verbreitet sich in seltsamer Verschlingung neben dem entschiedensten Unglauben eine neue Art von Aberglauben, der nicht

dadurch Aberglaube ist, daß er auf Wegen des Wahnes und der Gaukelei einhergehet, wie allerdings mancher Schamanismus und manche Zauberei schon oft genug gethan hat und noch thut, sondern dadurch, daß er, wie auch mancher Schamanismus noch immer thut, mit kräftigen, ja selbst höllischen Mitteln auf verbotenen Wegen der Unnatur sich Wirkungskreise zu schaffen sucht."

„Die Sachen haben bereits eine solche Wendung genommen, und die darüber verbreiteten Schriften haben eine so große Verbreitung und Aufmerksamkeit gefunden, daß man, ohne sich lächerlich zu machen, an so vielfach geschichtlich und psychologisch untersuchten und bestätigten Thatsachen nicht mehr zweifeln, und mit Läugnen, Spotten und Lachen, wo Thatsachen vorliegen, nichts mehr ausrichten, aber auch eben so wenig mehr dieselben mit Stillschweigen übergehen, und thun kann, als ob sie nicht da wären. Es ist nicht mehr möglich zu läugnen, daß man im hellsehenden Zustande nicht nur abwesende und entfernte Gegenstände der Sinnenwelt, nicht nur nähere und entferntere Ereignisse der Zeit, sondern auch Geister sehen, und mit Todten verkehren kann. Es ist nicht mehr möglich zu läugnen, daß es noch immer Besessene gibt. Was den Glaubigen aus Zeugnissen der heiligen Schrift längst gewiß war, das hat nun Beobachtung und Erfahrung auch dem Unglaubigen hinlänglich bestätigt. Wie die Thatsachen der Elektrizität und des Galvanismus Erfahrungswahrheiten der Naturlehre, also sind die Thatsachen des Hellsehens und der Besessenheit Erfahrungswahrheiten der Seelenlehre geworden."

„Aber wenn nun Beobachtung und Erfahrung diese Erscheinungen des Seelenlebens untersucht und bestätigt, wenn sie dieses lange Zeit so unbekannte und vernachlässigte Gebiet der Seelenlehre beleuchtet und bekannt gemacht hat: ist die Sache damit fertig und abgethan? Ist es genug, diese Sache blos thatsächlich und naturwissenschaftlich ins Licht zu stellen? Hat sie denn nicht auch eine rechtliche, sittliche, und auf Gott, den HErrn, sich beziehende Seite? Muß man nicht auch fragen: Was ist an diesen Dingen recht oder unrecht? Was sagt das göttliche Gesetz, was sagt überhaupt das geoffenbarte Wort Gottes dazu? Was hat der Christ in dieser Sache für heilige Pflichten und Rechte? — Ich bin innigst überzeugt, daß es hohe Zeit sei, also zu fragen; ja es ist noch mehr zu thun. Es ist der hohe Ernst des göttlichen Gesetzes, es ist das heilige Verbot des Schöpfers, der unsere Natur zwischen die Uebernatur und Unternatur gestellt, und sie durch weise Schranken von beiden geschieden

hat, es sind die ernsten Warnungen des göttlichen Wortes, es ist die Macht des glaubigen Willens, es sind die heiligen Vorrechte und Pflichten des Christen, welche man dem willkürlichen, unberufenen und unerlaubten Durchbrechen jener Schranken entgegensetzen, und die man namentlich dem verbotenen Befragen der Todten, dem unerlaubten Verkehr mit ihnen, dem Beunruhigen derselben, und dem gefährlichen Hereinragen der Geisterwelt in unsere gegenwärtige Natur alles Ernstes und mit Kraft entgegenhalten soll."

„Es ist nämlich in unserer Zeit als etwas Bekanntes vorauszusetzen, daß man Menschen in hellsehendem Schlafwachen nicht nur reden lässet, was sie wollen, was sie sehen und hören, sondern auch, daß man sie frägt, daß man ihnen Aufgaben gibt über Allerlei, was sie fragen und sehen sollen, daß man sie selbst nach verstorbenen Personen, nach dem Zustande, nach dem Aufenthaltsorte derselben u. dgl. sich erkundigen lässet. Es ist bekannt, daß man auch die Besessenen nicht nur reden lässet, was sie wollen, sondern auch, daß man sie ausfragt, daß man sie sogar zur Beichte auffordert, daß man Geständnisse von ihnen erpresset, und sie zu allerlei Aussagungen nöthigt. Ebenso darf es als etwas Bekanntes vorausgesetzt werden, daß fast alle im Schlafwachen hellsehend gewordenen Menschen in dem Zustande ihrer Entzückungen versichern, theils mit allerlei Geistern, theils insonderheit mit solchen Geistern in Verbindung zu stehen, die sie — Führer nennen, und die gewöhnlich Todte, d. i. abgeschiedene Seelen und Geister verstorbener Menschen, z. B. verstorbener Eltern oder Ehegatten, oder Geschwister oder Freunde und dergl. seien. Es ist ferner bekannt, daß es Grade von hellsehendem Schlafwachen gibt, da die Schlafwachenden nicht nur wie gebunden sind an den übermächtigen Willen derer, welche sie magnetisirt haben, sondern auch in deren geistigen Gesichtskreis hineingezogen werden; daß sie nicht nur in Verbindung mit seligen, sondern auch mit unseligen Geistern treten, und in diesem Verkehre keineswegs vor gemischten, ja selbst vor unreinen Einwirkungen und Hereinragungen geschützt sind. (Vgl. 2. Chron. 18, 18—22.) Es ist endlich bekannt, daß die Besessenen, deren es mehr gibt, als man gewöhnlich glaubt, und welche verschiedener Art sind, nicht etwa von einem subjektiven Wahne, sondern von Dämonen besessen sind, von welchen es noch nicht entschieden ist, ob dieselben nur Geister verstorbener Menschen, oder nur Geister von gefallenen Engeln, oder aus beiderlei Klassen sind, und daß diese Dämonen mit oder ohne Bewußtsein der Kranken, meistens

aber ohne Bewußtsein derselben, bald eine stumme, bald eine redende, bald eine thätige Einwirkung durch sie auf unsere äußere Welt sich zu verschaffen suchen. Ich sage, Alles dieses ist bekannt; denn es ist ja durch mündliche, handschriftliche und gedruckte, ja selbst durch actenmäßige Berichte nicht nur unter alle Klassen der Lesewelt verbreitet, sondern wird auch auf das begierigste gelesen und verschlungen. Selbst der Sadduzäismus unserer Zeit wagt es kaum mehr, ohne sich lächerlich zu machen, mit gewohntem Läugnen dagegen aufzutreten; denn gerade zu einer Zeit, da derselbe seinen Höhepunkt zu ersteigen begann, sind alle obigen Erscheinungen, Erfahrungen und Thatsachen wieder neu bekannt und verbreitet worden. Glaubige und Unglaubige gestehen sie nun ein, und der Glaube daran, der freilich noch bei Weitem nicht der seligmachende Glaube ist, findet sich unter allen Klassen von Menschen verbreitet. Daher gibt es jetzt auch der Todtenfrager, der Beschwörer, der Magnetiseurs, der Protokollführer, Herausgeber, Schriftsteller und Leser über Seherei so Viele."

„Aber wie kommt es, daß es so Manchen unter ihnen nicht einfällt, auch nur zu denken oder zu fragen, ob sie ein Recht zu dem Allem haben, ob eine christliche Pflicht sie dazu treibe oder nicht, ob sie, die doch wissen, daß wir von allem unserm Reden und Thun Rechenschaft ablegen müssen, ihr Treiben vor dem HErrn der Lebendigen und der Todten werden verantworten können?"

„Gerade dieses ist es indessen, worauf ich wenigstens meine Mitchristen möchte aufmerksam machen. Ich frage daher: Was hast du für ein Recht, Todte zu fragen oder fragen zu lassen, sie reden zu machen oder zu lassen? — Was hast Du für ein Recht, Todte oder Teufel in Besessenen zu fragen oder fragen zu lassen, sie reden zu lassen oder es ihnen zu erlauben? — Was hast du für ein Recht, Todte zu beunruhigen? — Was hast du für ein Recht, dich oder Andere in einen Nerven- und Seelenverkehr mit einer unvollendeten oder gefallenen Geisterwelt zu setzen, dir in eine Geisterwelt, welche Gott durch dein Leben im Leibe dir verschlossen hat, allerlei wissentliche Einwirkungen zu eröffnen, oder aus einer Geisterwelt, welcher Gott durch den Tod das Hereinragen in diese Welt abgeschnitten hat, ein solches Hereinragen in dieselbe wissentlich zu erkünsteln, zu erzwingen oder zu erlauben? — Was hast du für ein Recht, dieses Einwirken und Hereinragen oder die Mittel dazu öffentlich bekannt zu machen, oder zu verbreiten? — Wer hat dich zum

Thürhüter jener Geisterwelt bestellt? Wer hat dich bevollmächtiget, die Thüren dazu willkürlich aufzuthun? — Oder, wenn du auch zu dem Allem ein Recht hättest, wenn du auch mit dem Apostel sagen könntest: Ich habe es Alles Macht — frommet es auch Alles?"

„Ich läugne dieses Recht. Wir haben kein Recht, Todte zu fragen; wir haben kein Recht, Todte zu beunruhigen, kein Recht, uns mit ihnen und sie mit uns in wissentliche Rapporte zu bringen. Gläubige Christen haben wohl das Recht, in kräftigem und bußfertigem Glauben an den Namen des HErrn Jesu Dämonen und Wahrsagergeister auszutreiben, aber nicht denselben Einwirkungen zu eröffnen. Sie haben wohl das Recht, denselben das Reden zu verbieten, aber nicht, es ihnen zu erlauben, noch viel weniger zu befehlen, am wenigsten ihnen einen Sprechsaal in unserer Presse und Literatur aufzuthun. Wir haben kein Recht, Zauberei zu treiben, mag man sie nun schwarze oder weiße Magie nennen. Wir haben kein Recht, die ausgerotteten Sünden der Kanaaniter, das alte, von Gott gerichtete Heidenthum und den alten, verdorbenen Neu-Platonismus, wieder aufzuwärmen und neu einzuführen. Denn wir haben kein Recht, Gottes Gebote zu übertreten, und weder uns noch Andern Uebertretungen zu erlauben, auf welche Gottes Heiligkeit die Todesstrafe und Ausrottung gesetzet hat."

„Es ist hohe Zeit für die Christenheit unserer Zeit, daß sie das erkenne, und, wenn sie es erkennet, all' dieß Unwesen mit der Kraft des Wortes und Geistes Gottes richte und strafe. Denn wir laufen sonst Gefahr, die Gerichte Gottes herauszufordern."

„Hören wir doch das Gesetz Gottes! „„Wenn du in das Land kommst, das dir der HErr, dein Gott, geben wird: so sollst du nicht lernen thun nach den Greueln dieser Völker, daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durch das Feuer gehen lasse, oder ein Weissager, oder ein Tagwähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, (qui consulte l'esprit de Python,) oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer Solches thut, der ist dem HErrn ein Greuel, und um solcher Greuel willen vertreibet sie der HErr, dein Gott, vor dir her. Du aber sollst ohne Wandel sein mit dem HErrn, deinem Gott. Denn diese Völker, die du einnehmen wirst, gehorchen den Tagwählern und Weissagern. Aber du sollst dich nicht also halten gegen den HErrn, deinen Gott.""

„„Einen Propheten, wie mich, wird der HErr, dein Gott, dir er-

erwecken aus dir und deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen.““ 5 Mos. 18, 9—15.

„Diese Worte sind klar. Das Todtenfragen gehört zu den Greueln der Heiden; eben so das Befragen der Wahrsagergeister, und wer im Namen anderer Götter, (Elohim, Geister,) redet, der soll sterben. Man sage nicht, nur das Befragen unseliger Todten und Geister sei hier verstanden; das Befragen seliger Todten und Geister aber sei erlaubt. Das ist eine sehr willkürliche Unterscheidung, zu welcher der Text keineswegs ermächtiget. Der Text macht keinen Unterschied zwischen seligen und unseligen Todten. Denn wenn man unselige Todte oder Geister befragt: so wird man durch solchen Verkehr mit ihnen verunreiniget. (3 Mos. 19, 31.) Befraget man aber selige Todte oder Geister, die, wie damals der selige Prophet Samuel, noch nicht zur Auferstehung gelanget sind, so beunruhiget man sie. (1 Sam. 28, 15.) Die Seherin von Endor, durch welche Saul den verstorbenen Samuel fragen ließ, war eine Frau, welche einen Wahrsagergeist hatte, und durch einen Wahrsagergeist weissagte, und eben dadurch mit dem Geist Samuels redete. Was sind denn unsere Seherinnen? Was würde man zu Sauls besseren Zeiten mit ihnen gethan haben, und mit denen, die sie befragen? Wenn man aber eine solche Seherin, die einen Wahrsagergeist hat, und mit Todten in Verkehr steht, mit Gebet, Gesang oder Handauflegung zum Todtenfrageu einsegnet, und zu ihrem Verkehre mit Todten und Geistern den HErrn anrufet, und meinet nun, damit sei die Sache heilig und gut, so irret man sich sehr. Eine Sünde, und das ist das Befragen der Todten und Dämonen, kann durch Gebet und Gesang nimmermehr gut, wohl aber ärger werden. Oder hört ein Meuchelmörder auf, ein Meuchelmörder zu sein, wenn er vor Ausführung seines Verbrechens vorher betet, und Gott um Beistand anrufet? Wie kann man Sünden, todeswürdige Sünden, durch Gebet heiligen? Ist das nicht sträflicher Mißbrauch?“

„Daher hält es auch nicht Stich, wenn man die Behauptung aufstellt, es gebe zweierlei Verkehr mit Todten und Dämonen: a) einen dämonischen, der mit unternatürlichen Kräften und Mitteln mit Todten und andern Geistern in Verkehr trete, und auf zauberische Weise wirke; b) einen evangelischen Verkehr, der im Namen Jesu Christi und der heiligen Dreieinigkeit die Todten und Dämonen befrage, und durch Gebet mit ihnen rede und verkehre. Nur die erstere Art sei im Worte Gottes verboten; die andere Art aber, die sogenannte evangelische, habe sich erst

mit dem Christenthum entwickelt, und sei nur den Glaubigen von Jesu verliehen. — Das lautet gerade, als wollte man sagen, nur der gottlose Ehebruch, der gottlose Diebstahl, der gottlose Todtschlag sei verboten, nicht aber der fromme, der evangelische Ehebruch, der evangelische Diebstahl, der evangelische Todtschlag. — Das ist freilich wahr, daß den Glaubigen eine Macht von Jesu verliehen ist; aber was für eine? Man lese und höre:"

„„Und Er rief seine zwölf Jünger zu sich, und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister, daß sie dieselben austrieben."" Matth. 10, 1. Und aus den letzten Worten des HErrn: „„Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel (Dämonen) austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden."" Marc. 16, 17. 18.

„Wo findet sich eine Stelle, aus welcher bewiesen werden könnte, daß Jesus seinen Jüngern Macht gegeben habe, mit Todten und Dämonen in Verkehr zu treten, sie zu befragen, sie reden zu lassen, Protokolle über ihre Reden zu führen, und dieselben allgemein zu verbreiten? — Nein, nicht reden lassen sollen sie die Geister, sondern austreiben, und den Verkehr mit ihnen, und die Hereinragungen derselben in unsere Natur, und die dadurch bewirkten Unordnungen aufheben und heilen."

„Wir sind durch keine einzige Stelle des göttlichen Wortes zum Verkehr und zu irgend einer Gemeinschaft mit der unvollendeten Außernatur ermächtiget, diese mag nun im Lichte oder in der Finsterniß sein. Weder das unvollendete Reich der finstern Geisterwelt, noch die unvollendeten Geister im Lichtreich sollen und dürfen unsere Führer, Lehrer und Werkzeuge sein hienieden; denn aus unserm hiesigen Vorbereitungsstande kann und darf uns nur die vollendete Uebernatur unsers HErrn, und sein heiliger Geist führen und helfen. Aus dieser allerhöchsten, ewig reinen und heiligen Quelle sind alle Aufschlüsse des göttlichen Wortes, der Propheten und Apostel, alle Offenbarungen göttlicher Wahrheit zur Seligkeit, alle Ströme des Pfingstgeistes, alle Kräfte und Wiedergeburtswirkungen des Himmelreiches ausgeflossen. Das göttliche Hellsehen der heiligen Männer Gottes ist keineswegs mit geschöpflichem Hellsehen unserer wahrsagenden Seherinnen zu vergleichen; diese sehen aus den niedern Gesichts-Kreisen abgeschiedener Seelen und anderer unvollendeter Geister.

Jene schöpften aus göttlicher Quelle, und sprachen und schrieben, getrieben von dem heiligen Geiste des HErrn selber. Das ist ein sehr großer Unterschied. Daher ist auch nicht ein einziger wahrhaft neuer und heiliger Aufschluß seligmachender Wahrheit bekannt, der aus dem kreatürlichen Hellsehen, aus dem Verkehre mit unvollendeten, d. i. nicht auferstandenen Geistern uns zu Theil geworden wäre; wohl aber kann man manche bedenkliche Irrthümer aufzählen, die aus dieser unvollkommenen und gemischten Quelle herstammen. Kurz, nicht nur die ausdrücklichen Worte des göttlichen Gesetzes, sondern auch die Erfahrung sprechen gegen einen Verkehr mit unseligen, wie mit seligen, aber noch nicht vollendeten Geistern. Ich meine hier den wissentlichen Verkehr; denn es gibt auch einen unbewußten, der, weil er ohne Bewußtsein ist, weniger Verantwortung hat."

„Aber, wendet man vielleicht ein, sind nicht manche selig verstorbenen, wenn auch noch nicht durch die Auferstehung vollendeten Geister, — unsere Schutzgeister? — Ich zweifle sehr daran. Die heilige Schrift nennet unsere Schutzgeister Engel, und sagt von den Engeln, nicht von den seligen Todten, sie seien allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste derer, welche ererben sollen die Seligkeit. Ebr. 1, 14. Und von den Schutzgeistern unserer Kinder sagt unser Heiland ausdrücklich: Ihre Engel sehen alle Zeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Matth. 18, 10. Aber, sagst du vielleicht, können nicht auch selige Todte Engel sein, und also auch uns zu Schutzgeistern und Führern gesendet werden? — Ich zweifle abermals sehr daran, und habe einen guten Grund heiliger Schrift, daran zu zweifeln, und zu glauben, daß kein seliger Todter vor seiner Auferstehung von dem HErrn zu einem Boten bei uns, und zu einem dienstbaren Geiste gebraucht und gesendet werde. Daher mir auch die Aussagen unserer Seherinnen von ihren Führern sehr verdächtig vorkommen, und ich kann dabei mehr nur Wahlverwandschaften, und keine Sendungen erkennen. Höchst wahrscheinlich sind nur Kinder der Auferstehung, also Auferstandene, den Engeln gleich, und also auch Boten des HErrn, und von Ihm verordnete Führer. Denn also spricht unser HErr zu den Sadduzäern: „„Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien; welche aber würdig gefunden werden, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien, noch sich freien lassen; denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung."" Luk. 20, 34—36. — Hier ist es deutlich gesagt: Weil sie auferstanden sind, darum sind sie, diese ehe-

maligen Menschen, den Engeln Gottes gleich, und also auch Boten und dienstfertige Gesandte Gottes."

„Zu allen Menschen, die in unsern Tagen durch die Wahrsagergeister der Hellseherinnen die Todten, seien es auch selige Todten, fragen, bei denselben Aufschluß, Rath und Anweisung mancherlei Art suchen, Erkundigungen bei ihnen anstellen, und in allerlei Verkehr mit ihnen stehen, möchte man mit Recht sagen: „„Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Warum gehet ihr nicht zur Quelle, sondern zum Abwasser; warum nicht zum Leben und zur Wahrheit, sondern zu Todten und noch dem Irrthum Unterworfenen; warum gehet ihr nicht zum HErrn Jesu Christo, dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, sondern zu unberufenen und unbevollmächtigten Mittelspersonen? Habt ihr denn keinen Zugang zu dieser Gnade und zu diesem Gnadenstuhle? Habt ihr diesen freien Zutritt, warum übertretet ihr denn Gottes Gebot, und fraget die Todten? Habt ihr aber diesen freien Zugang noch nicht gefunden, warum suchet ihr ihn denn nicht, sondern machet es wie Saul, der, anstatt sich aufrichtig zu bekehren, sich lieber an die Seherin wandte? Warum haltet ihr euch lieber zu den Geistern der Todten, und zum Hades, als zu dem Berge Zion, und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Testaments, und zu dem Blute der Besprengung, das da besser redet, denn Abels? — — — Ist denn kein lebendiger Gott in Israel, daß ihr hingehet zu fragen den Baal-Sebub, den Gott zu Ekron, oder die Seherin zu Endor, oder die Magd zu Philippi?"" M. Bl. 1836, S. 25—32.

Auf diese entschiedene Erklärung folgten manche beistimmende und Dank bezeugende Aeußerungen von christlichen Freunden aus der Nähe und Ferne. De Valenti schrieb aus Bern den 7. Juni 1836: „Meinen vielgeliebten Bruder Zeller grüße ich herzlich und segne ihn brüderlich wegen seines Aufsatzes über die abscheuliche, das neue Antichristenthum von der magischen Seite einleitende Todtenfragerei. Ich habe auffallende Beweise davon, daß dieses ein Wort war ganz zu seiner Zeit. Ich wünsche ihm Glück zu allem Leiden, welches ihm etwa aus diesem Zeugniß erwächst." Aber auch mehrere zum Theil namenlose Gegenbemerkungen

wurden an Zeller eingesendet. Hören wir Einiges, was er darauf zur Antwort gab.

Da hieß es: „Wenn das Todtenfragen ohne Vorwitz und unerlaubte Neugierde geschieht: so ist es mir eben so wenig verboten, als ich einem Fremden, der in mein Zimmer tritt, mit Fug und Recht fragen darf, was sein Begehren sei, und sagt er mir es ungefragt, so kann ich es ihm auch nicht verbieten.“ — „Freund!“ so antwortet Zeller, „es gibt Fälle, wo dir der Umstand, daß du gewissen Fremden den Eintritt in dein Zimmer gestattest, und in einen Verkehr mit ihnen trittest, eine unausbleibliche Strafe, ja sogar die Todesstrafe zuziehen kann. Man denke nur z. B. an die verbotene Aufnahme und den Verkehr mit Fremden bei Pest-Quarantainen, oder an die verpönte Aufnahme von geächteten und andern streng verbannten Fremden. Meinst du, die Obrigkeit werde dich ungestraft lassen, wenn du einen wirklich oder auch nur vermuthlich von der Pest angesteckten Fremden gegen das ausdrückliche und ernstliche Verbot der höchsten Sanitäts-Polizei in dein Zimmer aufnimmst? Meinst du, sie werde dich entschuldigen oder ungestraft lassen, wenn du bei der Aufnahme des Pestkranken oder Verbannten die Absicht hattest, den Fremden zu kuriren? Wenn nun solche strengen Verbote und Strafen menschlicher Gesetzgebung zu Abhaltung der Ansteckung ganz gerecht erfunden werden, sollte man sich über einen von dem allerhöchsten Gesetzgeber so schwer verbotenen Verkehr mit den Todten so leichtlich hinwegsetzen dürfen?“

„Wenn eingewendet wird, „„Christus selbst habe Besessene reden lassen, und Fragen an sie gerichtet:““ so ist wohl zu beachten, daß von so vielen, vielen Fällen, da die Dämonen von Besessenen ausgetrieben, (ich sage ausgetrieben, nicht in's Haus aufgenommen wurden,) nur ein einziger Fall berichtet wird, wo der HErr eine Frage an einen Besessenen gethan hat. Und auch bei diesem einzigen Falle läßt es sich nicht beweisen, daß der HErr den Geist gefragt habe; vielmehr ist es wahrscheinlich, und sprachlich nachzuweisen, daß der HErr bei jenem einzigen Falle die Frage: Wie heißest du? nicht an den Geist, (*τὸ πνεῦμα*) sondern an den Menschen gerichtet habe, wenn Markus und Lukas erzählen: Und Er fragte ihn (*αὐτὸν*.) (Mark. 5, 9. Lukas 8, 30.)“

„Wenn gesagt wird: „„Es braucht keine Thüre zwischen dieser und jener Welt aufgethan zu werden, indem sie von jeher nicht so ganz verschlossen war, als sich Viele einbildeten und glauben machen wollten:““ so wollen wir über diesen bildlichen Ausdruck nicht streiten. Der Verfasser

dieser Bemerkung giebt doch, wenn er sagt, daß jene Thüre von jeher nicht so ganz verschlossen gewesen sei, immerhin einige Verschlossenheit zu. Auch ich gebe zu, daß unter den Millionen, die auf Erden wohnen, Viele sein mögen, die nicht mehr im Leibe sind. Aber eben deßwegen ist der verbotene Verkehr mit ihnen desto möglicher, und das Verbot des Todtenfragens desto nöthiger, und die wissentliche und willkürliche Eröffnung der Thüre dazu desto sündlicher. Gott verbietet nichts, was den Menschen zu thun unmöglich ist, und nichts, was nicht gefährlich, sündlich und wider seine heilige und weise Ordnung ist. Und eben diese heilige und weise Ordnung sollen wir nicht übertreten."

Man wendet bei den Somnambülen magische Mittel, magnetische Striche und Gegenstriche an. „Die Bekanntmachung solcher bedenklichen Künste und Mittel ist auch eine der vielen Sünden bei diesen von Gott verbotenen Dingen. Ganz etwas anders haben die Christen der ersten Zeit gethan, wenn sie sich wahrhaftig zu dem HErrn bekehrten. Denn wir lesen: (Apostg. 19, 18—19.) „„Es kamen auch Viele derer, die glaubig waren geworden, und bekannten und verkündigten, was sie ausgerichtet hatten. Viele aber, die da vorwitzige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen, und verbrannten sie öffentlich, und überrechneten, was sie werth waren, und fanden des Geldes fünfzig tausend Groschen. Also mächtig wuchs das Wort Gottes und nahm überhand."" So machten es die damaligen glaubigen Christen mit diesen vorwitzigen Künsten und Büchern. Jetzt aber soll es christlich sein, das Gegentheil zu thun!"

Man sagt: „„In einer Zeit, wie die unsrige, wo die heiligsten Wahrheiten geläugnet oder verdrehet werden, wo Besessenheit für Epilepsie ausgegeben, wo Belohnung und Strafe nach dem Tode, als bloß schreckhafte Mährchen angesehen, ja wo selbst ein künftiges Leben sehr in Zweifel gezogen wird, wer kann da fragen, was die wunderbaren Thatsachen unserer Zeit frommen sollen?""

Dieß war Eschenmayer's Aussage. Gott lasse solche Thatsachen wie Hellsehen und Besessenheit zum Vorschein kommen, um den Unglauben unserer Zeit zu Schanden zu machen. Indem Eschenmayer die schauerlichen Vorfälle dieser Art aus alter und neuer Zeit an's Licht stellte, gedachte er damit die Irrlehren von Strauß und der Hegelschen Linken zu widerlegen. „Ich antworte," sagt Zeller, „sind Geistererscheinungsgeschichten, sind Heilungen durch den Magnetismus bewirkt, sind Teufels-

austreibungen, durch magische Mittel und Beschwörungen bewerkstelligt oder versucht, sind dieß und Aehnliches die von Gott verordneten Mittel gegen die Macht des Unglaubens, gegen die Läugnung oder Verdrehung der heiligsten Wahrheiten von Seiten der Unglaubigen? Wo stehet das geschrieben? Wo hat sie der HErr befohlen? — Nirgends. Im Gegentheil wird uns sehr bedeutsam gesagt: (Luk. 16, 31.) Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob auch Jemand von den Todten auferstände, (oder erschiene). Doch gesetzt, sie glauben endlich die faktische Wahrheit der Geistererscheinungen, der Besessenheit, die Thatsachen des Magnetismus, die magischen Mittel und Beschwörungen, die Wirklichkeit von Belohnung und Strafe nach dem Tode, die Gewißheit eines künftigen Lebens, was ist damit Großes gewonnen? Kann man nicht das Alles glauben, und doch noch in der Hauptsache gänzlich ungläubig, ja in tiefer Herzensblindheit, und in trostloser Ungewißheit und Finsterniß versunken sein? Haben nicht die heidnischen Römer und Griechen, haben nicht die Juden, haben nicht die Söhne des jüdischen Hohenpriesters Skevas alle obigen Thatsachen geglaubt? Ja, ich zweifle, ob ein Neu-Seeländer eine einzige jener Thatsachen bezweifelt. Waren deßwegen jene glaubig? Sind diese deßwegen weniger Kannibalen?"

„Wie kann man mit den göttlichen Werken des Vaters (welche Christus auf Erden vollbrachte) die unter uns vorgehenden Geschichten so verdächtiger, ja sogar verbotener Art — vergleichen, und meinen, Gott wolle die Unglaubigen dadurch zum Glauben auffordern? Das sind Confusionen, die man bedauern muß, und durch welche die reinen, heiligen Werke Christi in den Kreis des Unlautern, Unreinen und Befleckten herabgezogen werden."

„Auch noch jetzt muß ich daher alle Seherei, die aus einem Wahrsagergeist herkommt, alle Seherei, die mit Todten oder Dämonen im Verkehr steht, und durch welche auch Lebende mit Todten in fragendem und ähnlichen Verkehr treten, für eine von Gott ernstlich verbotene, kanaanitische, heidnische und Philister-Sünde halten und erklären, und das so lange ernstlich wiederholen, bis man mir aus dem Worte Gottes darthut: a) daß ein Wahrsagergeist der heilige Geist Gottes, des HErrn, sei; b) daß der fragende Verkehr mit Todten von Gott nicht als Gräuel verboten sei. Wie kann der heilige Geist etwas thun, das Gott verboten hat? Daher muß ich auch alle die Künste und Mittel, durch welche Menschen in einen solchen von Gott verbotenen Todten-Verkehr gebracht

werden, unter die vorwitzigen, sündlichen und verbotenen Künste, und die Bücher, die solche Künste und Mittel rathen, empfehlen und billigen, unter die — sündlichen Bücher rechnen."

„Wer unsere unheilige Seherei mit den heiligen Pfingstwirkungen in Eins zusammenstellt, der irret so arg, als derjenige, der unsern Revolutions- und Empörungsgeist — den Pfingstgeist nennet."

„Der HErr aber wolle doch allen Christen die Augen öffnen, daß sie sich nicht theilhaftig machen solcher alten und neuen Sünden, und daß sie unter den neuen Namen die alten, längst verbotenen Gräuel erkennen, meiden und fliehen! Kontrebande nnd Schmuggelei mit Waaren und Personen aus der Todten- und Dämonen-Welt ist der gefährlichste und sündlichste alles verbotenen Verkehrs, und je mehr man angesehene und beliebte Autoritäten gegen das ausdrückliche Verbot des HErrn anführt, und je weniger die Uebertretungen desselben von Menschen bestraft werden: desto mehr muß der HErr darüber richten."

„Je mehr uns die Tiefe des Reichthums, der Weisheit und der Erkenntniß Gottes im betenden und fleißigen Forschen des göttlichen Gesetzes und Zeugnisses aufgeschlossen, und die unermeßliche Liebe und Gnade Gottes im Herzensanschluß an den einzigen Heiland und in dem Frieden, den nur Er giebt, mitgetheilt wird, desto mehr werden wir uns von den dürftigen Todten- und Geisterseheereien und Fragereien wenden zu dem Geist, welcher der HErr ist, und aus der Bibel zu uns redet." M. Bl. 1838, S. 17—24.

Im göttlichen Lichte beschrieb Zeller den Unterschied zwischen den Hellseherinnen und den wahren Propheten des HErrn. „Es ist ein Irrwahn, wenn man ein durch Magnetismus hervorgebrachtes Hellsehen für ein göttlich prophetisches, und solche Seherinnen für Propheten des HErrn ansieht. Wie kann ein Mensch, der im magnetischen Schlafe hellsehend wird und in diesem Zustande redet oder aufgegebene Fragen beantwortet, aber beim Erwachen von allem Gesehenen oder Geredeten nichts mehr weiß, ein Prophet des HErrn sein? Wie können solche somnambüle Seher, solche Schlafseher oder Schlafredner (5 Mose 13, 1.), Propheten des HErrn sein? Sie sind ja in ihrem somnambülen Zustande ihrer selbst nicht mächtig, geschweige daß ihnen die Geister unterthan wären! Der Apostel aber spricht: Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan. 1. Cor. 14, 32. Zum wahren Prophetenamte gehört ein klares Bewußtsein, damit ein Prophet wissen kann, was er redet, ferner

eine freie Selbstthätigkeit, eine scharfe und gewisse Unterscheidung des göttlichen Geistes von dem eignen oder einem fremdem Geiste, eine innige Gewißheit des empfangenen göttlichen Auftrags, und ein treuer Gehorsam gegen die Gebote des HErrn.“ M. Bl. 1843, S. 88.

In der späteren Periode sprach sich Zeller folgendermaßen aus: „Das Tischrücken, Geisterklopfen und Todtenfragen ist allerdings eine Zaubereisünde neuester Mode, aber es ist dennoch nichts Neues, denn, sagt der Prediger Salomo, es geschieht nichts Neues unter der Sonne (1, 1—11). Die genannte Zaubereisünde stammt nicht vom Himmel, der über der Sonne ist, sondern sie kommt von unten her, unter der Sonne. Denn schon der Prophet Hosea klagt ungefähr 750 Jahre vor unseres HErrn Geburt über das Volk Israel und spricht: „„Mein Volk fraget sein Holz und sein Stab soll ihm predigen, denn der Hurengeist verführt sie, daß sie wider ihren Gott Hurerei treiben.““ Hos. 4, 12. Das ist die Zaubereisünde, welche schon die heidnischen Griechen trieben und sie Rhabdomantie nannten. Alle die alten und neuen mehr oder minder künstlichen Mittel, durch welche dem sterblichen Menschen Blicke in die Geisterwelt oder Verbindungen mit derselben und ein Verkehr mit ihr eröffnet, oder aber ein Hereinragen und ein Hereinwirken aus der Geisterwelt in diese unsere äußere Welt vermittelt wird, ist und heißt Zaubereisünde. Sie heißen zwar nicht immer so bei den Menschen, bei welchen diese Sünden oft ganz unschuldige Namen führen, aber so heißen sie in Gottes Wort. Bei allen Völkern, die von Gott nichts wissen und die kein Wort Gottes haben oder es nicht beachten, sehen wir Zaubereisünden im Schwange in alter, mittlerer und neuerer Zeit. Waren es nicht immer wirkliche Zaubereien, so waren es doch Gaukelspiele. So der Schamanismus im asiatischen Heidenthum. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Rationalismus, die Gleichgültigkeit, die Verachtung und Leugnung des Wortes Gottes den Höhepunkt erstiegen hatte, in jener Perrückenzeit, wo einer sagte: Ich bin nur ein Perrückenmachergeselle, aber so aufgeklärt bin ich doch auch, daß ich weder einen Gott noch einen Teufel glaube — gerade in dieser glaubensarmen, bibellosen, sogenannten Aufklärungszeit kam die Zaubereisünde des Magnetismus und des Hellsehens auf, die in unser Jahrhundert hereingriff und noch jetzt hie und da fortgeht. Wer von uns älteren Personen hat nicht von den Thätigkeiten der Magnetiseurs und des Magnetismus gehört und gesehen, wodurch nervenschwache Personen, besonders weibliche, durch Bestreichen in einen

Schlaf gebracht und in diesem somnambülen Zustand zum Hellsehen und Wahrsagen geweckt wurden, wo sie durch verstorbene Menschen, die sie ihre Führer nannten, Blicke in die Geisterwelt, Fragen an Geister thaten und Antworten von denselben für die Fragenden empfingen. Da wurden die magnetisirten und hellsehenden Louisen, Augusten, Emilien und wie sie alle heißen, als Prophetinnen verehrt und ihre Antworten als göttliche Orakel und Aussprüche angenommen, wie einst bei den heidnischen Griechen die Orakel der Pythia zu Delphi, wenn sie auf ihrem Dreifuß durch ihren Wahrsagergeist sogenannte göttliche Antworten gab."

„Was soll man aber erst zu den tischrückenden, tischklopfenden Todtenfragereien der jetzigen Leute sagen? Ich denke es wird genügen, einige dieser Todtenfragen herzusetzen. Da wird gefragt: Ist ein Geist da? So klopfe er! Bist du ein guter Geist, so klopfe viermal! Bist du ein böser Geist, so klopfe siebenmal!! Bist du ein bekannter Geist? Auf welcher der 120 Stufen der Seligkeit stehst du? (!!) Wie geht es Diesem oder Jenem? Wie wird es mir gehen? Werde ich glücklich oder unglücklich werden? Wie lange werde ich noch hier bleiben? Ist Dieser oder Jener gut? Ist er schlecht? — Das sind auch Früchte von dem verbotenen Baum, von welchem man sagen kann: Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Dieser Tod ist ein geistlicher Tod, wenn er auch nicht sogleich ein leiblicher Tod ist."

„Wahre und falsche Propheten müssen nach dem Worte Gottes geprüft, unterschieden und beurtheilt werden."

„Aber, saget ihr vielleicht, ist denn das weissagende Hellsehen, Geistersehen und im Geiste sein und reden kein Zeichen eines wahren Propheten?"

„Freunde! Man kann Geister und Engel sehen, und dabei ein Esel sein und bleiben vorher und nachher, wie Bileams Esel, auf dem der Prophet geritten ist, ohne den Engel zu sehen, den aber der arme Esel sah, und darüber von seinem Herrn geschlagen wurde. Man kann von dem HErrn die Gabe empfangen, Wahrheit zu reden, wie der Esel, dem der HErr den Mund aufthat, daß er reden konnte; man kann von dem HErrn die Gabe empfangen, aus seinem Geiste göttlich-wahre und große Dinge zu reden und zu weissagen, und doch ein Bileam sein und bleiben, vorher und nachher, oder ein Saul sein vorher und nachher, von dem geschrieben steht: „„Und Saul ging daselbst hin gen Najoth in Rama. Und der Geist Gottes kam auf ihn, und ging einher und weissagte, bis er

kam gen Najoth in Rama. Und er zog auch seine Kleider aus und weissagte auch vor Samuel, und fiel blos nieder den ganzen Tag und die ganze Nacht. Daher spricht man: Ist Saul auch unter den Propheten?"" (1. Sam. 19, 22—24). Das Alles macht einen Menschen noch nicht zu einem wahren Propheten; denn ein wahrer Prophet ist:"

„1. ein Knecht und Diener Gottes, der nicht mehr in irgend einem Sündendienst oder in einem von Gott verbotenen Umgang, in einem von Gott verbotenen Verkehr verharren und bleiben kann, wie Bileam, der vor und nach Zaubereisünden trieb, und lehrete durch den Balak ein Aegerniß aufrichten vor den Kindern Israel, zu essen der Götzen Opfer und Hurerei treiben (4. Mos. 25, 2. K. 32, 16. 2. Petr. 2, 15—16. Jud. 11. Offenb. 2, 14). — Als ein Knecht und Diener Gottes richtet ein wahrer Prophet seinen Weg und Wandel nicht ein nach eigenem Willen und Gutdünken, auch nicht nach den sündlichen Gewohnheiten der Welt, sondern nach dem Willen und den Geboten Gottes. Daran erkenne man zuerst einen wahren Propheten, von einem falschen, auch wenn dieser Wahrheit weissaget."

„2. Ein wahrer Prophet ist als Knecht und Diener Gottes allerdings auch ein Redner und ein Seher; aber er redet nicht, wie so viele Propheten und Seher und begeisterte Dichter, aus dem erhöhten eigenen Geiste oder aus Geistern von Verstorbenen, oder von Dämonen und Genien begeistert, sondern er redet aus dem Geiste Gottes und aus göttlicher Eingebung göttliche Worte und göttliche Wahrheit. So siehet er auch als Seher nicht im Lichte der unvollendeten Geisterwelt, das oft nur ein Helldunkel ist, überhaupt nicht in einem kreatürlichen Lichte, sondern im Lichte des Geistes Gottes. Das ist ein großer Unterschied. Das unterscheidet die Propheten Gottes von den Propheten der Menschen. Selbst der Apostel nennet einen heidnischen Dichter (Epimenides aus Creta), einen Propheten, aber nicht einen Propheten Gottes, sondern er nennet ihn, indem er von den Cretensern redet und eine Stelle des Dichters über sie anführt, „„ihren eigenen Propheten"" (Tit. 1, 12). Ja, es kann auch ein Prophet, wie Bileam, überwältiget von der Macht des Geistes Gottes, unwillkürlich, ja gleichsam gegen seinen eigenen Willen göttliche Wahrheit reden, und im Lichte des Geistes Gottes zukünftige Dinge sehen und wahrhaft verkündigen, und doch kein Prophet Gottes sein, sondern ein Bileam bleiben. So kann auch eine Hellseherin, die durch magnetische oder tischrückende, geisterklopfende Zauberei hellsehend geworden

ist und von Verstorbenen aus der Geisterwelt diktirte Worte und Briefe schreiben muß oder will, Zeugnisse schreiben, die recht und wahr sind, wie auch der Apostel Paulus das Zeugniß jenes heidnischen Dichters und Propheten Epimenides ein wahres Zeugniß nennt; aber deßwegen ist die Hellseherin oder jener Prophet noch kein Prophet Gottes. Denn ein Prophet Gottes treibet nicht die Gräuel des Todtenfragens und des geistigen Verkehrs mit Todten. Denn dadurch würde er ein Prophet verstorbener Menschen und einer unvollendeten Geisterwelt, und nicht ein Prophet Gottes. Nur die Propheten Gottes sind wahre Propheten." M. Bl. 1856, S. 17. 22. 23.

Dieß ist gesunde, dieß ist biblische Lehre, und hierin findet der Christ Bewahrung vor den Verlockungen der Hellseherei. Diese biblischen Grundsätze stehen fest, ganz abgesehen davon, wie man die seltsamen Erscheinungen des Somnambulismus im Ganzen oder im Einzelnen erklärt. Zeller entzog sich nicht der Aufforderung, die in der Sache selbst liegt, eine Erklärung zu versuchen. Alles auf Betrug oder Selbsttäuschung zurückzuführen, hielt er, wie aus dem Obigen hervorgeht, für rein unmöglich. Die Bearbeitung der Seelenlehre gab ihm Anlaß seine Ansicht darzulegen. Während wir sie mittheilen, lassen wir dahingestellt, in wie weit sie zutreffend und ausreichend ist. Es könne, so sagt er, durch mehrere Ursachen das Band zwischen Seele und Leib gelockert, oder gar, ohne daß ein Sterben vorgeht, auf kurze Zeit gelöst werden. In solcher Entbundenheit entwickle sich dann das natürliche Ahnungsvermögen, der sonst nicht entwickelte innere Sinn, der nicht so an Zeit und Raum gebunden sei wie der äußere fünffach verschiedene Sinn, und daher auch Gegenstände in räumlicher oder zeitlicher Ferne vernehmen und von denselben berührt werden könne. „Die Seele ist es dann, welche vernimmt, aber sie vernimmt nicht aus einer höhern Geistessphäre, und sie sieht nicht aus einem höhern Lichte, sondern sie sieht in ihrem eigenen, aber durch die leibliche Entbundenheit freieren Seelenlichte, oder in dem freieren Seelenlichte eines Menschen in ihrer Umgebung, z. B. dessen, der sie magnetisirt hat. Solches mit dem entbundenen innern Sinne geschehende Vernehmen ist das Hellsehen und Hellreden, wobei der Leib entweder wie im Schlafe oder gar wie im Tode zu liegen scheint, und wo unwissende Menschen meinen, solches Sehen, Hören und Reden, das ihnen auffällt, weil sie von einem entbundenen Seelenleben, das aber dennoch nur ein natürliches Geistesleben ist, nichts wissen, geschehe aus dem Geiste Gottes und wähnen,

solche Seher oder Seherinnen seien Propheten Gottes, und ihre Reden seien göttliche Offenbarungen, während doch Alles in der That nur menschlich zugeht, und jene Aeußerungen nur Offenbarungen eines geschöpflichen Geistes sind."

„Darum ist es nothwendig, daß man das entbundene Seelenleben als ein natürliches Geistesleben nicht überschätze oder vergöttere; denn obiges Hellsehen oder Hellreden ist auch bei Personen möglich, die nichts weniger als wiedergeboren sind. Wenn sie gleich im hellsehenden Zustande wie Verklärte aussehen, — sobald sie erwachen und also wieder im Leibe sind, verlieren sie das verklärte Aussehen, und sind wie vorher, und wissen sogar von Allem, was sie im entbundenen Zustande gesehen und geredet haben, nicht das Geringste mehr." Seelenlehre S. 72—74.

XIII.

Zeller's prophetische Forschungen.

Ein Theil der Aufgabe eines jeden Christen, und insbesondere eines jeden christlichen Lehrers, ist die Forschung in den prophetischen Theilen der heiligen Schrift, oder vielmehr die prophetische Bibelforschung überhaupt, denn das Wort Gottes ist prophetisch in allen seinen Theilen. Auch in den Geschichten und in den Belehrungen, die es enthält, liegen göttliche Geheimnisse verborgen, in Vorbilder und Räthselworte eingehüllt. Eben deswegen ist es wahr, daß die ganze heilige Schrift vom göttlichen Geiste durchweht ist. 2 Tim. 3, 16.

Durch die vielfältigen Mißgriffe der Menschen und durch die hieraus entsprungene Unsicherheit ist die prophetische Schriftforschung in Mißachtung gerathen, und sie wird mit Gleichgültigkeit, Vorurtheil und Abneigung betrachtet.

Die prophetische Forschung setzt eine lebendige Erkenntniß Jesu Christi voraus. Sie kann nur in dem Lichte, das von Christus ausstrahlt, ihre Arbeit vollbringen. So lange uns die Klarheit von dem Angesichte des HErrn nicht leuchtet, bleibt uns das alte Testament und auch die prophetische Bedeutung des neuen Testaments verschlossen. Mit den ungläubigen Theologen verhält es sich genau wie mit den Juden, von denen der Apostel sagt: Die Decke Mosis ist ausgebreitet über dem alten Testament, so oft sie es lesen. Hat man aber einmal Christum lebendig erkannt,

ist Jemand von Ihm ergriffen, dann ist es Zeit, nach Einsicht auch in die Tiefen Seines prophetischen Wortes zu ringen. Dann kann man Ihn wahrnehmen, auch da wo der Blick des unerleuchteten Menschen nichts von Christo sieht. Der gläubige Forscher wird oft Ursache haben freudig auszurufen, wie es im Hohenliede heißt: „Ich habe gefunden, den meine Seele liebt!" Es liegt auf dem Lesen der prophetischen Bücher und der Offenbarung Johannis, wenn es im Geiste der Anbetung geschieht, ein großer Segen. Das prophetische Wort ist der Kirche gegeben als eine Leuchte auf ihrem Pfade in den Düsternissen dieses Weltalters, bis ihr der Morgenstern aufgeht und Christus als die Sonne der Gerechtigkeit hervorleuchtet in Seinem Reiche.

Der Hauptgegenstand für die prophetische Forschung ist ganz derselbe wie der Hauptgegenstand für die christliche Hoffnung: es ist das Kommen des HErrn und Seines Reiches. Wo Christus im heiligen Geiste erkannt wird, da kennt man nicht nur Ihn, der da ist und der da war, sondern auch Ihn, der da kommt. Wo die wahre Liebe zum HErrn erwacht ist, da wird sie zur Sehnsucht nach Seiner persönlichen Wiederkunft, zu einem heiligen Verlangen, Ihn zu schauen, wie Er ist, und bei Ihm sein zu dürfen allezeit. Wo der Eifer für die Ehre des HErrn und für das Heil der Seelen glüht, da richtet sich der Blick auf den nahenden Sieg Seines Reiches, welches kommen wird, wenn Er selbst kommt. Dann wird Gottes Name geheiligt, dann wird Sein Wille auf Erden vollbracht werden wie im Himmel. Wo der Geist Gottes Raum findet, da belebt Er und erneuert Er die selige Hoffnung, in welcher die ersten Christen gelebt haben: die Hoffnung auf die Zukunft des HErrn.

Diese Zukunft ist der Hauptgegenstand des prophetischen Forschens, aber nicht der einzige. Ist uns, ist der ganzen christlichen Kirche dies herrliche Ziel vorgesteckt, ist es unsre Aufgabe, dem Tage des HErrn entgegen zu eilen und um Sein baldiges Kommen zu bitten, so ist nun die nächstliegende Aufgabe, um uns her zu schauen, und nach Anleitung des göttlichen Wortes die Zeichen dieser Zeit zu prüfen und zu verstehen. Uns verlangt darnach zu vernehmen, welche Stunde im Reiche Gottes geschlagen hat, und wir rufen den Wächtern auf Zion's Mauer zu: „Hüter ist die Nacht bald dahin?" Die Zeichen dieser Zeit zu beobachten und zu beurtheilen, ist ein pflichtmäßiges und heilsames Unternehmen, nicht ein überflüßiges oder gefährliches.

Die Weltmenschen, die von den Bethörungen des Zeitgeistes verblendet sind, ahnen nichts von dem gefahrvollen Charakter dieser Zeit und von den herannahenden Gerichten. Von solchen Unerleuchteten sagt Zeller: „Gleichwie ein Geiziger am wenigsten merkt, daß er geizig ist, weil er die Zeichen seines Geizes für Zeichen der Sparsamkeit hält, so merken auch Antichristen am wenigsten die Zeichen des Antichristenthums, darinnen sie stecken, und also auch nicht den richtenden Arm des HErrn darüber. Unzählige gehen unvorbereitet und ungewarnt dahin und werden fortgerissen von den Fluthen der Verführung und der kräftigen Irrthümer, die sie überfallen und überraschen." M. Bl. 1845, S. 57.

Stolze Kirchenmänner verstehen ebenso wenig von den Zeichen der Zeit als die Pharisäer und Schriftgelehrten davon verstanden. Während schon allenthalben der Boden unter ihren Füßen einsinkt, träumen sie noch von einem bevorstehenden Sieg ihrer Partei und von einer Weltherrschaft der Kirche vor der Wiederkunft des HErrn und ohne allen Zusammenhang mit derselben. Prophetische Forschung, geübt im Geiste der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen Gottes Wort, ist ein gesegnetes Mittel, um uns vor solchen Blendwerken zu bewahren. Gottes Wort gewährt tiefe Aufschlüsse über die Gegenwart und über die zunächst bevorstehenden Ereignisse. Die göttlichen Lichtgedanken, die uns auf diesem Wege zukommen, sind wie der Honig, welchen Jonathan im Walde fand, durch dessen Genuß seine Augen helle wurden und seine Kraft verjüngt zum Streite.

Aber die prophetische Forschung soll sich noch über ein drittes Gebiet verbreiten. Es ist die Geschichte des Reiches Gottes von Anfang an bis auf diesen Tag. Denn diese Geschichte bildet, zusammen mit der Gegenwart und der Zukunft des Reiches Christi Ein Ganzes, Ein großes wundervolles Gewebe göttlicher Rathschlüsse und Führungen. In der Vergangenheit erscheinen abgebildet die Vorsätze Gottes, welche in der Zukunft zur Ausführung kommen sollen. Auch zum Verständniß der Kirchengeschichte ist nicht nur Kenntniß des Buchstabens und der äußerlichen Thatsachen, sondern göttliches Licht erforderlich. Der christliche Geschichtschreiber sollte, um seine hohe Aufgabe recht zu fassen und zu lösen, ein rückwärts schauender Prophet sein. Wer könnte die eigentliche Geschichte des Reiches Gottes erforschen, erzählen und beschreiben, außer der Geist Gottes, der alle Dinge erforscht! — Rückblicke auf die Kirchengeschichte, Deutungen der Zeichen dieser Zeit, und Hoffnungsblicke auf das

Kommen des HErrn und Seines Reiches sind es, die wir in diesem Abschnitt aus Zeller's Schriften hervorheben wollen.

„Bereitet den Weg des HErrn. Alle Thale sollen voll werden und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, was krumm ist soll gerade werden, und was höckerig ist soll ebener Weg werden, und alles Fleisch wird das Heil unseres Gottes sehen." Als dieses alte Prophetenwort durch Johannes den Täufer neu erscholl, da wurden Veränderungen angekündigt, die nicht allein im Kleinen, in den Herzen der Einzelnen, sondern auch im Großen an den Völkern und den Reichen dieser Welt vor sich gehen sollen, und seitdem vor sich gegangen sind. Hierüber sagt Zeller: „Ueberblicken wir die von Jesaia vorausgeweissagten und von Johannes dem Täufer angekündigten Umgestaltungen, was erblicken wir seit dem Anbruche dieser neuen Zeit, welche mit der Anfangs kaum beachteten, aber in ihren Wirkungen immer universalgeschichtlicher durchdringenden Erscheinung Jesu, als das Christus Gottes begonnen hat, und noch immer fortgehet? — Wie in tiefen Thälern und Schluchten Dunkel und Schatten das Erdreich bedecken, während die Berge schon im Sonnenlichte glänzen, die höher steigende Sonne allmälig mit ihrem Lichte auch die Tiefen erfüllet: so sehen wir nach und nach ganze Länder, die zu Johannes Zeit noch im Dunkel versunken lagen, z. B. das germanische und slawische Europa, so viele Gegenden von Amerika und die Inseln der Südsee u. s. w. mit den Segnungen des Evangeliums und des Reiches Gottes hoch geehret und erfüllt, und hochgestellt in weithin greifender Wirksamkeit; und die Schluchten und Klüfte, welche früher die Völker trennten, wie Bergreihen durch tiefe Thäler getrennt werden, durch die gewaltigen Viaducte der Schifffahrt und des Welthandels gleichsam überbrückt und einander so genähert und verbunden, daß man es früher nicht für möglich gehalten hätte. Und welche Berge und Hügel, die dem großen Gange des Reiches Gottes sich hindernd und feindselig entgegenstellten, sind seit dem Anbruche der neuen Zeit, theils gedemüthiget und erniedriget, theils abgegraben und gesprengt, theils durchbrochen worden! — Wie ist der große Berg des römischen Weltreiches, das bei 300 Jahre lang dem Christenthum zu trotzen, ihm unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen zu stellen und es zu unterdrücken, ja zu vertilgen gesucht hatte, durch die germanischen und slawischen Völker durchbrochen, abgegraben und verdrängt worden! Wie erniedrigt ist die einst so stolze, trotzige und

feindliche muhammedanische Weltmacht! Wie verschwunden die furchtbare Macht des Dschingischanischen Reiches, von dessen einstigem Dasein so Viele jetzt nicht einmal eine Kunde haben! Wie sind die Krümmungen einer falsch berühmten Weisheit, einer blinden Schriftgelehrsamkeit, oder die Krümmungen eines selbstgerechten pharisäischen, oder die eines freigeisterischen sadducäischen Rationalismus, worauf so viele Tausende irre geführt und verleitet wurden, oder auf unnöthigen unnützen Umwegen so ermüdeten, daß sie nicht zu dem wahren Heil, das da ist in Vergebung der Sünden, gelangten, wie sind diese Krümmungen durch die Macht der geoffenbarten Wahrheit und einer schriftmäßigen, an den Gewissen sich bestätigenden Heilserkenntniß, durch die seligmachende Gotteskraft des Evangeliums gerade gemacht und der gerade Weg zu Christo für Tausende als der nächste Weg des Heils eröffnet worden! Wie sind die vielen Höcker und Unebenheiten, die vielen beschwerlichen Ceremonien, die vielen beschwerlichen Hindernisse und Unbequemlichkeiten, die früher das Heil Gottes hemmten, dadurch, daß die Vorbilder in Christo vollendet wurden, die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit aller Orten möglich gemacht, wie auch später durch die Verbreitung der Druckschrift und die leichtere Anschaffung der Bibel und gottseliger Schriften für Millionen Menschen geebnet und der Heilsweg erleichtert worden! Wie viele Tausende haben seitdem eingesehen, daß in der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes, daß im Gesetz wie im Evangelium der Mund des HErrn redet! Unter wie viel Völkern, Familien und einzelnen Menschen ist an den Geretteten das Heil Gottes gesehen und anschaulich geworden! Wie hat der HErr in dem bisherigen Gang der Geschichte seines Reiches seinen heiligen Arm geoffenbaret, und wie wird er noch in naher und ferner Zukunft vor allen Nationen (Heiden) geoffenbaret werden! Denn es wird und muß noch alles Fleisch das Heil Gottes (und seinen Heiland) sehen." M. Bl. 1847, S. 3. 4.

Das Wesentliche und Bedeutsame in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden ist der Kampf des Lichts und der Finsterniß, die verschiendenartigen Gefahren, die der Sache des HErrn hienieden drohen, und die fortgesetzten Siege der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, bis endlich das Reich Gottes in voller Kraft hervorbrechen wird. Von diesem Kampfe giebt Zeller eine Uebersicht.

„Der finstere Geist, der durch die Welt gehet und nach der Weltherrschaft strebet, ahnet das nahe Ende seiner langen Herrschaft und das

Kommen jener Zeit der Erquickung von dem Angesichte des HErrn, und diese Ahnung ist ihm wie ein Geruch des Todes. Es ist ihm entsetzlich, daß ihn ein Lamm überwinden und seine Werke zerstören soll. Ach, ein Lamm soll überwinden die alte, große, gleißende Schlange, und das Licht soll siegen über die Finsterniß, das Wort Gottes über das Schlangenwort, die Wahrheit über die Lüge, das Recht über das Unrecht, der Friede über den Streit und die Freude über das lange Elend; und alle seine bisher angewandte Kunst der Verführung, alle seine List und alle seine Gewalt, alle seine Bosheit soll ihm nichts helfen, und er, der so vielen Tausenden die Grube gegraben, soll zuletzt selbst darein stürzen! Dieß zuletzt, dieß Ende ist ihm entsetzlich, aber all sein Widerstand vergeblich. Ja vergeblich ist und war es und wird es sein, daß er sich an die geheimnißvolle Person des heiligen Menschensohnes gewagt und den Heiligen Gottes versucht hat allenthalben, der ihn allenthalben überwunden; vergeblich, daß er den Treuen und Wahrhaftigen verleumdet, verklagt, verlästert und zum Tode, ja zum Tode am Kreuze gebracht hat, der am dritten Tage wieder auferstanden ist von den Todten; daß Er die Verwesung nicht sah, daß Ihn die Hölle nicht halten konnte, sondern daß Er, der Lebendige, lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, und hat die Schlüssel der Hölle und des Todes, und ist aufgefahren über alle Himmel und erhöhet über alle Namen, über Alles, was genannt mag werden, und göttlich herrlich sitzet auf dem Throne der Weltregierung. Vergeblich war es, daß er das Judenthum aufhetzte an allen Orten wider die Apostel des Lammes und gegen die Ausbreitung des Evangeliums, und gegen die Pfingstgemeinde, die sich allenthalben vermehrte, selbst mit Brüdern aus den Heiden. Vergeblich, daß er die Vereinigung der zwei Elemente der ersten Kirche aus Juden und Heiden auf alle Weise zu hindern suchte. Sie geschah dennoch und die Macht des feindseligen Judenthums wurde gebrochen, nachdem es seinen Kern ausgestoßen, und zu einer leeren Schale geworden war. Die leere Schale wurde zerbrochen, ihre Stücke zerstreut in alle Welt, und der alte Staat, sammt Stadt und Tempel zerstöret und wüste gelassen und zertreten von den Heiden. Vergeblich war es, daß er nach dieser Beseitigung des von seinem Messias abgefallenen Judenthums, (das seitdem nun weder Judenthum noch Heidenthum ist,) gegen die freie, brüderliche Christengemeine aufgehetzt hat die große Weltmacht des römischen Weltreiches, sie blutig und grimmig zu verfolgen dreihundert Jahre lang; denn siehe, am Anfang des vierten

Jahrhunderts siegte das arme Kreuz über den römischen Adler, und der kaiserliche Weltstaat wurde ein christlicher, und die kaiserlichen Verfolger wurden Beschützer der Kirche. Vergeblich war es, daß nun die freie Brüderkirche eine kaiserliche Staatskirche, das Evangelium ein kaiserliches Gesetz und der Herzensglaube an den Weltheiland ein kaiserliches Gebot wurde. Groß war die Gefahr der Verweltlichung, groß die Gefahr der fleischlichen Macht, Ehre, Ruhe und Sicherheit, groß die Gefahr des Eindringens so vieler Namen-Christen in die durch die früheren Verfolgungen so geläuterte Christen-Gemeine, groß die Gefahr, daß, was die freieste Herzenssache sein sollte, nun zur Staatssache wurde. Aber die Gefahr wurde abermals abgewendet; es kam die Völkerwanderung; die germanischen Völkerstämme drangen von allen Seiten in das römische Reich ein, und machten schon im Jahre 476 dem westlichen Kaiserreiche ein Ende, während das östliche Kaiserreich noch länger serbte und kränkelnd dauerte, bis es im Jahre 1453 dem Andrange der türkischen Eroberer unterlag. Entronnen der Gefahr, als Staatskirche in dem westlichen Kaiserthum aufzugehen, drohet aber nun der abendländischen Kirche eine neue Gefahr von der neuen Freiheit. An der Stelle des Kaisers, der in Rom aufhört, erhebt sich der Bischof von Rom, und die Kirche des Abendlandes verwandelt sich aus einer kaiserlichen Staatskirche in einen päbstlichen Kirchenstaat, und das Mittelalter siehet allmählig eine geistliche Weltmacht entstehen, wie die Geschichte kein ähnliches Beispiel von dieser Größe und von diesem Zauber uns darstellt. An der Spitze der Kirchen-Macht steht ein Mann, der irdische und himmlische Güter verwalten, mit Unfehlbarkeit die Kirche regieren, dessen Wille in Glaubenssachen entscheiden will, und dem ein unbedingter Gehorsam geleistet werden soll. Was nie ein Kaiser ansprach, das spricht das neue Oberhaupt dieser neuen kirchlichen Weltmacht und dieser weltherrschenden Kirche an. Den Mangel einer göttlichen Einsetzung und eines biblischen Fundamentes einer so ungeheuern, übermenschlichen Gewalt mußten die erweislich erdichteten falschen Dekretalien ersetzen. Aber neben der neuen heiligen kirchlichen Weltmacht erhob sich seit Karl dem Großen auch eine neue heilige kaiserliche Weltmacht, jene die Sonne, diese der Mond an dem neuen Welthimmel, beide neben einander ein vermeintes Bild des Reiches Gottes auf Erden. Aber der Welthimmel war nicht der wahre, und das Bild des Reiches Gottes nur ein gemachtes, dessen Unächtheit sich bald genug offenbarte, indem sich ein blutiger Kampf zwischen den beiden Mächten um die Oberherr-

schaft durch die Jahrhunderte des Mittelalters hinzog, und den Sehenden offenbarte, von wannen das blutige Doppelreich stammte. Denn das wahre Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiste; die menschliche Copie aber dieses göttlichen Urbildes zeigte eine Kette von Ungerechtigkeit, Gewalt und Unterdrückung, zeigte blutige Kriege und Christenverfolgungen, zeigte Kerker und Scheiterhaufen, zeigte Uneinigkeit, Unordnung, Sittenverderben und Elend auf allen Blättern ihrer schrecklichen Geschichte, und nirgends eine Kraft, so entsetzlich viel Böses zu überwinden mit Gutem, nirgends eine Kraft die Werke des finstern Geistes zu zerstören, nirgends eine Kraft eine heilige Kirche und ein heiliges Reich Gottes darzustellen."

„Der Edle, der ferne über Land gezogen war, daß Er ein Reich einnähme und dann wieder käme, schien seine Wiederkunft zu verzögern oder gar aufgegeben zu haben. Aber es schien nur so. Unerwartet ging ein neues Licht auf in der Finsterniß, als diese auf das Höchste gestiegen schien und viele Herzen nach Licht sich sehnten. Dieß Licht war das Wort Gottes, geredet durch den Mund seiner heiligen Propheten und Apostel, und niedergelegt in heiliger Schrift für alle Zeiten und alle Völker. Dieß Wort war in der Christenheit des Mittelalters vergessen und vergraben im Staube der klösterlichen Bibliotheken, und nur noch von Wenigen gekannt, am unbekanntesten aber das Evangelium, das Wort von der Versühnung, das Wort von der Erlösung, so durch Jesum den Christus Gottes geschehen ist. Da erweckte Gott einen Mann, der die göttliche Kraft und den Trost des Evangeliums an seinem Herzen mächtig erfahren hatte, und dem es weh that, daß es so unbekannt und entstellt war. Der fing an es laut und kräftig zu predigen vor Freund und Feind, und zu zeugen, daß es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Und der Mann zog auch das vergessene Schriftwort der Propheten und Apostel unter dem Scheffel hervor, darunter man es verborgen gelassen hatte, und ließ es reden in der Sprache des Volkes und der ganzen Nation. Wie ein Lauffeuer lief es durch die Christenheit, und das Zeugniß von Christo, und das Wort von der Versühnung ergriff unzählige Herzen, die nach Wahrheit, Vergebung und Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. Seit der Apostel Zeiten war das Evangelium Jahrhunderte lang nie mehr so lauter und kräftig gepredigt und das Wort Gottes so faßlich, rein und klar ausgelegt worden. Furchtlos und entschieden legten die glaubig gewordenen Fürsten, Städte und Lehrer ihr

Glaubensbekenntniß nieder vor Kaiser und Reich und aller Welt, und protestirten gegen alle menschliche Lehre und Willkür, so sich über und neben und wider das heilige Schriftwort setze und gesetzet habe. Aber wie bäumte sich die kaiserliche und kirchliche Welmacht gegen das hell aufgegangene Gotteslicht; wie suchte man es durch List und Gewalt zu unterdrücken; welche blutige Verfolgungen und Kriege erhoben sich dagegen; wie mißbrauchte es der Rotten-, Schwarm- und Sektengeist; wie fiel der Eigennutz darüber her; wie wurde das Licht gehemmt, daß es nicht das Leben der Christenheit durchdringen konnte! Am vollendetsten geschah die Hemmung und Unterdrückung in den Ländern romanischer Zunge in der Christenheit. Da brach über zweihundert Jahre nach dem Tode der ersten und kräftigsten Zeugen des Evangeliums und der Reformation, und zwar gerade in den Ländern romanischer Sprachen, als ein gerechtes Gottesgericht über so viel hartnäckigen Widerstand, über so viele blutige Unterdrückung, über so viel undankbare Verblendung und Verstockung, die Revolution aus mit ihren Erschütterungen, Umwälzungen, Kämpfen, Kriegen und Empörungen, die nun allenthalben dem Fasse, das man nicht reinigen und mit den Lebenskräften und Lebensgaben des heiligen Geistes füllen lassen wollte, den Boden auszuschlagen drohen, in ihren Folgen und Schwingungen noch nicht zu Ende sind, und die drei letzten und gewaltigsten Gottesgerichte in näherer oder fernerer Zukunft herbeiführen werden, welche als furchtbar heilsame Gewitter die Atmosphäre der Christenheit von ihren Miasmen reinigen müssen, dieweil sie nirgends im Ganzen die Zeit ihrer gnädigen Heimsuchung erkannt, nirgends im Ganzen ergriffen hat, was zu ihrem Frieden diente. Es sind die drei letzten Gottesgerichte über das, sonderlich seit der Revolution, eingedrungene und sich zur Herrschaft erhebende Anti-Christenthum. Anti-Christenthum ist aber Alles, was sich nicht nur gegen, sondern auch anstatt des wahren Christenthums und des Reiches Christi mit List und Gewalt setzet, wie denn auch das griechische Wörtlein anti beide Begriffe ausdrückt, den Begriff gegen und den Begriff anstatt. Die drei vornehmsten Träger und Gewalten dieses Anti-Christenthums aber sind in dieser letzten Zeit, nach der kurzen und kräftig-derben Sprache unserer Väter, welche sie dem großen Seher der Offenbarung entnommen haben: die Hure, das Thier und der Drache, oder mit andern Worten: das in die Kirche, den Staat und die Welt eingedrungene und nach der Weltherrschaft strebende Anti-Christenthum und der durch dasselbe zur Herrschaft

anstrebende Weltgeist, der Geist des Widerchrists. Sie sind es, über welche die drei Gottesgerichte kommen werden, die, als der näheren und ferneren Zukunft angehörend, der Christenheit zum Troste wie zur Warnung, dem Seher der Offenbarung im Gesichte gezeigt und von ihm auf höchsten Befehl in kurzen Andeutungen schriftlich aufgezeichnet worden sind, und die dem großen Tage Christi vorausgehen werden. Sie müssen die Erquickungs- und Friedenszeit herbeiführen, von der es heißet: „„Halleluja! denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen. Lasset uns freuen und fröhlich sein, und Ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet!““ (Offenb. 19, 6—7.) M. Bl. 1846, S. 33—36.

In der Geschichte der Kirche ist das Nachlassen der ersten Liebe, das Ermatten der Hoffnung, das Schwinden der Gottseligkeit und die Verweltlichung schon früh eingetreten. Das waren die Anfänge des Abfalls, die sich schon im apostolischen Zeitalter zeigten. Schlimmeres kam nach, insbesondere als die Verfolgungen aufhörten und das Christenthum Staatsreligion wurde. Es ist in unserer Zeit bei manchen Theologen üblich geworden, in diesem allem eine natürliche und nothwendige Entwicklung zu sehen. Es ist dies eine von den groben Verirrungen, in welche die Theologie gerathen ist, seit sie dem Irrlicht des Pantheismus folgte und das menschliche Thun und Lassen, sowie ihr eigenes Thun und Lassen nicht mehr mit der Fackel des göttlichen Wortes beleuchtete, und sich selbst und ihr Thun und Treiben nicht mehr in göttlichem Lichte beurtheilte und richtete.

Auf dem Acker dieser Welt hat des Menschen Sohn gute Saat ausgestreut. Aber als die Leute schliefen, die des Ackers hüten sollten, kam der Feind und säete Unkraut unter den Waizen. Dieser Feind ist der Teufel. Dies ist der prophetische Aufschluß, den nicht ein trügliches Menschenwort, sondern der Mund der Wahrheit selbst über die Entwicklungsgeschichte der Kirche gegeben hat. Matthäus 13, 24—30, 37—43. Hierzu bemerkt Zeller: „Der Feind, der sie säet, ist der Teufel, der persönliche Feind des Menschensohnes, sein Feind. Wie er, dieser sein Feind, voll aller List und Schalkheit, (voll alles Betruges und jeglicher Leichtfertigkeit), und ein Feind aller Gerechtigkeit ist, und nicht aufhöret, abzuwenden die rechten Wege des HErrn, so sind und thun auch seines Geistes Kinder, die er säet. (Apostg. 13, 10.) Er säet sie unter den Waizen, also gerade dahin, wo der Sohn Gottes den Welt-Acker mit

Waizen besäet, wo Er Kinder des Reiches erwecket, sendet und durch sie in der Welt wirket, da erwecket, sendet und säet er sein Unkraut, seinen Afterwaizen. Er that es zuerst, als die Leute schliefen, als die Menschen ihn nicht sahen und nicht sehen konnten, als sie nicht wachten und nicht wachen konnten, als sie es ihm nicht wehrten und nicht wehren konnten; denn der Ausdruck: als die Leute schliefen, kann Beides, verschuldeten und unverschuldeten Mangel an Wachsamkeit bezeichen, ja, es ist nicht unmöglich, daß der HErr damit auch auf die Zeit deuten will, da die Apostel nach und nach entschlafen und aus der Zeit gegangen waren. Denn es ist jedenfalls auffallend, wie gleich nach der Apostel-Zeit das Unkraut zwischen dem Waizen zugenommen hat. So that er es schon unter die zwölf Apostel, so thut er es noch immer. Hat er es aber gethan, so geht er davon, wie ein Dieb, und lässet sich nicht sehen, daß man meinen möchte, es sei Alles ganz natürlich zugegangen, es sei eine ganz natürliche Entwicklung und keine — Teufelssaat geschehen, ja daß Manche behaupten möchten, es könne natürlicher Weise gar nicht anders sein, sondern es müsse also zugehen, und heißen es sogar eine natürliche Ausartung des vom HErrn gepflanzten Christenthums, wie die Erdäpfel ausarten. O nein!"

„Diese unselige Saat ist Anfangs unmerklich, denn der Waizen ist eine Grasart, und das Unkraut, der Afterwaizen (zizanion) ist auch eine Grasart. Beide sind Menschen und sehen sich in der ersten Zeit so ähnlich, daß die Wenigsten sie von einander unterscheiden. Erst wenn das Kraut wächst und Frucht bringt, da findet sich, da offenbart sich das Unkraut. Zwar sagt ein altes Sprüchwort: „„Was ein Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten."" Aber doch sagt der HErr: „„An den Früchten sollt ihr sie erkennen."" Da fangen auch die Knechte des Menschensohnes, die Arbeiter auf seinem Acker und in seiner Ernte an zu fragen und zu sagen: „„HErr, hast du nicht guten Saamen auf deinem Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut?"" — Der HErr antwortet: Das hat der Feind gethan. O, höret diese Antwort des HErrn! Das Hineinsäen des Unkrauts unter den Waizen ist also keine Ausartung des Waizens. Die Mischung von Kindern der Bosheit unter den Kindern des Reichs, die Entwicklung des Reiches Gottes zwischen zwei so verschiedenen Menschenarten, der Ursprung dieser Mischung, dieses Unter- und Durcheinanderseins von Kindern der Bosheit unter den Kindern

des Reichs kommt nicht vom HErrn, das hat der Feind gethan.“ M. Bl. 1850, S. 27. 28.

Ueber das Mittelalter spricht Zeller den richtigen Gedanken aus: „Es ist als ob der Weltgeist in jener tausendjährigen Zeit seiner Weltherrschaft“ (da die Kirche mit der Welt vermischt war und für sich selbst die Weltherrschaft in Anspruch nahm) „in seiner Weise demjenigen habe zuvor kommen wollen, was der HErr und Christ in der künftigen tausendjährigen Friedenszeit Seines Reiches auf Erden in Seiner göttlichen Weise aufrichten und ausführen wird.“ M. Bl. 1856, S. 71. Die Blüthezeit des Mittelalters war die Zeit des Bonifacius und Karls des Großen, als die Siege über die Saracenen des Südens und über das nordische Heidenthum errungen wurden. M. Bl. 1851, S. 76. „Das Mittelalter hat viel gebaut; aber wie viel Himmlisches hat es verweltlicht, wie viel rein Geistiges in's Fleisch geführt! Wie Vieles war nur etwas Gemachtes, Menschliches, nicht auf den ewigen Lebensgrund, der geleget ist und den Niemand anders legen kann, gebauet, und ob es gleich unter so ehrwürdigen und heiligen Namen aufgerichtet, lange unbeweglich schien, doch nur ein bewegliches, menschliches Machwerk!“ Diese Haltlosigkeit offenbarte sich aber erst recht, als die neuere Zeit kam, deren Erschütterungen und Bewegungen nicht nur unsere Gegenwart durchzucken, sondern sich auch noch in die Zukunft hinein erstrecken werden. M. Bl. 1845, S. 53. Wir stehen noch mitten in dieser Erschütterung und Auflösung, in dem Zerfall des großen mittelalterlichen Bauwerkes.

Im Mittelalter war schon ein Abfall vorhanden. Bei allem Anschein eines christlichen Wesens war doch bereits eine tiefe Verderbniß eingerissen. In den Briefen des Paulus an seinen vertrautesten Jünger Timotheus werden uns zwei neutestamentliche Prophetieen über den bevorstehenden Abfall mitgetheilt. 1 Tim. 4 und 2 Tim. 3. Er erscheint in zwei verschiedenen Gestalten, als Aberglaube und als Unglaube. Das eine Mal ist Heuchelei und trügliche Heiligkeit der Charakter des Abfalls; das andere Mal ist es die Hoffarth und die Gesetzlosigkeit, welche zur herrschenden Richtung in den letzten Zeiten wird. Die eine Gestalt des Abfalls ist im Mittelalter, die andere ist in der modernen Zeit hervorgetreten. Diese beiden Formen des Uebels beschreibt Zeller in folgenden Worten:

„Der Abfall in der Christenheit begann zuerst eine Macht zu werden in der Finsterniß und Unwissenheit des Mittelalters, da das Nachtlicht

des Mondes, voll von Menschensatzungen und von Aufsätzen und Ueberlieferungen der Aeltesten, hoch am Himmel stand, und das Sonnenlicht des Wortes Gottes, geschrieben durch die Hand der Propheten und Apostel des HErrn, das unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege sein soll, nach und nach so untergegangen war, daß Millionen in der Christenheit ihr Lebenlang nie etwas von der gesammten heiligen Schrift gesehen, geschweige sie im Zusammenhange gehört und gelesen haben. Das ist die Nacht des Mittelalters gewesen. In dieser Zeit ist der großartige Organismus einer allgemeinen Weltkirche und eines allgemeinen Weltreiches ausgebildet und festgegründet worden, — beide heilig und apostolisch genannt, durch welche, in engster Verbindung mit einander, die Herrschaft über alle Völker der Erde sich verbreiten sollte. Aber solche großartige Erscheinungen müssen nicht beurtheilt werden, wie sie vor kurzsichtigen, leicht zu blendenden Menschenaugen da stehen, sondern was und wie sie vor Gottes Augen sind, und wie Er sie uns durch seine Propheten und Apostel bedeutsam schildern und beschreiben läßt."

„Aber leider war der mittelalterliche Abfall nicht der letzte; auf ihn folgte der neuere, der noch immer im Steigen begriffen ist. Er begann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts; er wirkt durch die Macht des Unglaubens, des Läugnens, des Spottes und des listigen und gewaltthätigen Umsturzes mit den Waffen des Rationalismus und des Radicalismus, das Christenthum in Familien, Schulen, Kirchen und Staaten untergrabend und ausrottend, und sucht, statt des Trachtens nach dem Reiche Gottes und nach der Gerechtigkeit und den ewigen Gütern desselben, das Trachten nach den materiellen Gütern dieser Welt, nach Geld und irdischem Besitz, nach irdischem Genuß und Fleischeslust, und nach irdischer Hoheit und Herrschaft einzuführen und geltend zu machen. So sucht der Fürst dieser Welt, was er durch die Macht des Aberglaubens nicht mehr durchsetzen kann, durch die Macht des Unglaubens, verstärkt mit Verführung zu Sünden der Zauberei und des Todtenfragens, wieder zu gewinnen, und es abermals dahin zu bringen, wie vor dem großen Gottesgerichte der Sündfluth, daß die Menschen sich von dem Geiste Gottes nicht mehr strafen lassen, sondern Fleisch werden und fleischlich gesinnt. „„Fleischlich gesinnet sein aber ist eine Feindschaft wider Gott, und ist dem Gesetz Gottes nicht unterthan, und vermag es auch nicht."" Röm. 8, 6—8." M. Bl. 1857, S. 50. 51.

Den Charakter des modernen Abfalls zu erkennen, sich rein davon

zu erhalten, Andere davor zu warnen und den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, ist die Aufgabe der Diener des HErrn in dieser Zeit. Schon 1833 gab Zeller eine Uebersicht der Entwicklung des Abfalls. Er beschrieb dieselbe als eine Treppe von 22 Staffeln, welche hinunter zum Verderben führt. Als später die große Erschütterung des Jahres 1848 so vieles Verborgene an's Licht brachte, konnte Zeller seine Schilderung wiederholen mit dem Hinweis auf die Ereignisse, die nach allen Seiten hin eine Bestätigung und Rechtfertigung der Voraussage geliefert hatten.

„Es sei mir erlaubt, diesen Fortschritt wiederholt zu bezeichnen, wie derselbe schon vor 15 Jahren in diesem Blatte bezeichnet worden ist:

1. Weit verbreitete Weltliebe und steigender Weltsinn in allen Ständen der Christenheit.

2. Auffallende Lauigkeit und Gleichgültigkeit gegen alles ächt Christliche, besonders gegen die Person, den Geist, das Wort und die Einsetzungen des HErrn Jesu Christi.

3. Ueberhand nehmende Zweifelsucht, Krittelei und Läugnung einzelner Theile der heiligen Schrift.

4. Aufstellung und Verehrung der menschlichen Vernunft, als der einzigen Quelle und Richterin der Wahrheit, des Guten und des Rechtes.

5. Vorherrschende Neigung und Vorliebe für Vernunft-Systeme über Wahrheit, Sittlichkeit und Recht.

6. Abneigung und Verachtung gegen alle höhere Autorität.

7. Verwerfung heiliger Schrift, als göttlicher Offenbarung.

8. Ueberhand nehmende Gottesverachtung und Religionsspötterei.

9. Verläugnung der Gottheit Jesu Christi, und seiner Wunder und aller Wunder.

10. Mechanische Weltansicht und Läugnung der mosaischen Schöpfungs- und Sündfluthgeschichte.

11. Läugnung der guten und bösen Geisterwelt.

12. Läugnung des Sündenfalles und seiner durchgreifenden Folgen.

13. Läugnung des allein und ewig gültigen Versühnungsopfers Jesu Christi, als des Lammes Gottes.

14. Läugnung des ganzen Erlösungs- und Wiederherstellungs-Werkes Gottes und des heiligen Geistes.

15. Steigende Selbstsucht, Selbstgefälligkeit und Zuversicht auf eigene Kraft.

16. Ueberhand nehmende Neigung, Alles nach eigener Einsicht, eigenem Willen und mit eigener Kraft umzugestalten und zu verbessern.

17. Steigende Unzufriedenheit mit allem Bestehenden, so fern es der Selbstsucht im Wege steht, und Vorliebe für Veränderungen und immer wechselnde Abänderungen und Neuerungen.

18. Ueberhand nehmende Neigung zur Selbsthülfe, Selbstrache und gewaltthätiger Durchsetzung eigener Zwecke.

19. Immer weiter ausbrechender Empörungsgeist.

20. Immer größer werdende häusliche, bürgerliche, kirchliche und sociale Entzweiungen, Trennungen und Unordnungen.

21. Allmäliges Aaswerden, das ist, Auflösung aller häuslichen, bürgerlichen, kirchlichen und socialen Bande und Seile.

22. Versammlung der Adler.

Diese stufenweisen Erscheinungen des steigenden Abfalles mögen wohl hie und da mit Ueberspringung oder Abkürzung der Mittelstufen vor sich gehen; aber nirgends werden sie ganz fehlen. Eine jegliche ist sündlich und verderblich; es sind lauter Sündenstaffeln auf der Treppe, die zum Abgrund hinabführet." M. Bl. 1848, S. 80. Vgl. 1833, S. 15.

Man hört so häufig sagen, es stünde in der Gegenwart nicht gefährlicher als früher auch; aber mit Recht machte Zeller darauf aufmerksam, wie das Verderben jetzt in ganz andere Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen ist als zur Zeit unserer Vorfahren. Man kann die bürgerliche Gesellschaft mit einer Pyramide vergleichen, so daß die höchsten Stände ihre Spitze, die niedrigsten und zugleich zahlreichsten Classen der Gesellschaft ihre Grundlage bilden. Nun begann in den Zeiten Ludwigs des XIV. der Unglaube und das Laster seine verderbliche Wirksamkeit an den Höfen. Von diesen aus verbreitete sich die Corruption zu dem Adel und den Vornehmen überhaupt. Noch war in der Zeit Friedrichs II. von Preußen der Bürgerstand, das Mittelstück der Pyramide, tüchtig, ehrbar und gottesfürchtig, bis die falsche Bildung und die trügliche Aufklärung immer tiefer herabsickerte. Während in den obersten Regionen theilweise eine Besserung eintrat, hat nun in unserer Zeit das Gift die alleruntersten Schichten der Gesellschaft angefressen, es hat den dritten und

endlich in furchtbarem Maaße den vierten Stand durchdrungen. Daß dies so komme, sprach Zeller schon im Jahr 1840 aus.

„Vor 60 und mehr Jahren war die Gottesverachtung, der Unglaube und die Religionsspötterei mehr in den oberen Ständen der Gesellschaft; der Handwerksstand aber und der Bauernstand, welche die Grundvesten der Pyramide bildeten, welche man die bürgerliche Gesellschaft nennet, hielt noch im Allgemeinen fest an Gottes Wort, und an dem Glauben und den Sitten der Väter. Aber seit zwei bis drei Geschlechtsfolgen hat es sich sehr geändert. In vielen Städten sieht man eine große Mehrheit von Meistern, Gesellen und Lehrknaben nicht mehr in der Kirche an den Sonntagen, und an den Werktagen ist der Hausgottesdienst verschwunden. Der Geiz hat den Sonntag zu einem Werktage herabgewürdigt, die Vergnügungssucht zu einem Tage fleischlichen Wohllebens, zu einem Sündentage. Die Kirchen werden immer leerer, die Wirthshäuser und Lustörter immer voller. Die Entfremdung von Gottes Wort und Geist hat ungeheuer zugenommen. Das wird Gott nicht ungestraft lassen, und der Gewerbsstand hat, wenn es nicht besser wird, große Gerichte zu erwarten, deren Erschütterung alle Stände und Classen der Gesellschaft empfinden werden.“ M. Bl. 1840, S. 43.

Wenn man den Zeitgeist rühmt und sich auf ihn beruft, so muß jedem Nachdenkenden zunächst die ungeheure Unbestimmtheit auffallen, womit dieser Begriff (wenn man ihn überhaupt einen Begriff nennen kann) behaftet ist. Die Zeit, von deren Geist man redet, ist eigentlich die Gesammtheit der in den civilisirten Ländern gegenwärtig lebenden Menschen. Dieses Menschengeschlecht ist aber ein Chaos von guten und bösen, von edlen und nichtswürdigen Elementen. Ebenso verworren und der Sichtung bedürftig wie die jetzt lebende Menschheit, wird auch die in ihr vorwiegende Geistesrichtung oder der sogenannte Zeitgeist sein. Da findet sich das berechtigte Streben nach irdischen Verbesserungen. Da wirken in der öffentlichen Meinung noch einige Ueberreste von Rechtsgefühl, Ehrgefühl und Moralität, die wir dem Christenthum und unseren Vorfahren als ein köstliches Erbstück zu verdanken haben. Aber daneben breiten sich immermehr die in der obigen Stelle angedeuteten bösen Grundsätze und Leidenschaften aus. Und gerade diese pflegt man im Gegensatz zu der Stimmung früherer Geschlechter den Zeitgeist zu nennen und als solchen zu preisen. Da ist ein ruheloses Streben nach Neuerung, nach Niederreißen der noch bestehenden Schranken, ein Geist des Widerstrebens

gegen alle Autoritäten, ein Bemühen, alles Christliche und alle Hinweisungen auf Gott aus dem Leben der Völker auszumerzen. Es offenbart sich auf allen Gebieten jener Geist, der in einem prophetischen Psalm vorlängst so beschrieben worden ist: „Warum toben die Heiden" (wie aufgeregte wilde Rosse), „und die Leute reden so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen mit einander wider den HErrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!" Psalm 2, 1—3.

Den Geist der Zeit scharf zu prüfen, ihn gleichsam zu zergliedern, in seine Schlupfwinkel zu verfolgen und seine Schliche aufzudecken, ist also die Aufgabe eines christlichen Lehrers, der die ihm Anbefohlenen zu warnen und zu schützen hat. Dieses hat Wolfgang Menzel in seiner Weise versucht, und in seiner „Kritik des modernen Zeitbewußtseins" ein Gemälde entworfen, aus welchem uns der finstere Charakter des modernen Abfalls in einer Entsetzen erregenden Gestalt entgegentritt. Die gleiche Aufgabe bestand auch für Zeller. Da junge und nach Bildung dürstende Männer sich so leicht durch die hohen und viel versprechenden Worte vom Geist der Zeit und vom Fortschritt bethören lassen, schrieb Zeller seinen Schülern zur heilsamen Warnung den Aufsatz: „Von dem Zeitgeiste" im December 1832.

„Man redet so viel von dem Zeitgeiste. Es lassen sich Stimmen hören, selbst an heiliger Stätte, die davon reden als wäre er die Kraft Gottes, die da groß ist. Einige sagen: Wer kann dem Zeitgeiste widerstehen? Man muß mit ihm fortschreiten! Andere machen eine hohe oder allerhöchste Behörde aus dem Zeitgeiste und sprechen: Dieß und das ist dem Geiste unserer Zeit nicht gemäß, also ist es verwerflich. So bethört und verblendet man die gedankenlose Menge. Was ist nun zu thun, sollen wir denn Alles geduldig und leichtgläubig nachschwätzen, was uns unsre Vorschwätzer also vorsprechen? Oder ist es mit solchen und manchen ähnlichen Worten wie mit falschen Münzen?"

„Unsere Väter und Großväter hatten eine gute Sitte mit den falschen Münzen. Sie untersuchten die falschen Geldstücke, und wenn sie dieselben falsch erfanden: so — nagelten sie die falschen Thaler und Gulden und Groschen an ihren Tisch, damit sie außer Umlauf gesetzt und keine unwissenden Menschen mehr damit betrogen würden. Lasset uns diese gute Sitte beibehalten!"

„Ich kann es Euch nicht bergen, Brüder! daß mir das viele Gerede

vom Zeitgeist sehr verdächtig vorkommt. Denn diese Münze kommt aus einer Zeit, da der falschen Kipper und Wipper so viele aufgekommen sind, daß sie durch ihre Ueberzahl und Unverschämtheit für Münzwarte, die Münzwarte aber von den Unwissenden für Falschmünzer angesehen wurden, nämlich aus jener Zeit, da man vielen selbst biblischen Ausdrücken einen ganz fremden Sinn zu unterschieben begann." M. Bl. 1832, S. 89.

„Das große Verbot" ist die Ueberschrift einer Satire vom Jahre 1837. Sie enthält in 55 Paragraphen eine Musterkarte des Zeitgeistes, in welcher Zeller die Grundsätze zu formuliren versucht hat, welche von den Wortführern des Zeitgeistes theils offen ausgesprochen, theils stillschweigend vorausgesetzt und in ihrer Handlungsweise befolgt werden. „Dies große Verbot, das von einer ungenannten, unsichtbaren und doch mächtigen Behörde ausgegangen ist, findet weit und breit willigen Gehorsam, und überall bemerkt man eine ängstliche Furcht, ja nicht gegen dasselbe zu verstoßen." Es handelt von den häuslichen Verhältnissen, von den Schulen, von den Kirchen, von dem Staate und der Staatsverwaltung. Einige Paragraphen aus demselben mögen hier folgen.

„§ 1. In keinem Hause soll ein sogenannter Hausgottesdienst gehalten werden. § 2. Es ist allen Müttern u. s. w. verboten, mit ihren kleinen Kindern zu beten, ihnen die biblische Geschichte zu erzählen oder ihnen etwas von dem Weisen von Nazareth zu sagen. Das soll für die reiferen Jahre verspart bleiben. § 3. Es ist verboten, Kindern und andern Hausgenossen ihre Vergehungen als Sünden vorzustellen oder sie mit ernsten Worten zu rügen. § 5. Wenn sich bei einem Hausgenossen Reue über begangene Sünden, Todesangst oder ähnliche Regungen äußern, da soll man solchen schwermüthigen Menschen ja nicht weiterhelfen, sondern man soll sie zu zerstreuen, aufzuheitern oder in lustige Gesellschaft und Unterhaltung einzuführen suchen. § 6. Ist jemand krank, so soll man keinen Geistlichen, am wenigsten solche, die man glaubige nennet, zu ihnen kommen lassen; man soll nicht mit ihnen beten, und sie auch ganz nichts von ihrer Gefahr merken lassen, sondern sie ihnen verbergen, sie mit baldigem Aufkommen trösten, und nur gleichgültige oder erheiternde Gespräche mit ihnen führen; besonders soll man trachten, in ihnen das Interesse an den Tagesneuigkeiten, besonders an den politischen, rege zu erhalten. Daher lege man ja keine Bibel oder ein Erbauungsbuch auf das Tischchen neben ihrem Bette, sondern etwa eine Zeitung oder ein heiteres Lustspiel. § 7. Uneheliche Kinder soll man nicht uneheliche, noch

weniger unehrliche, sondern außerehliche Kinder heißen, und allen Makel der Geburt mit Stillschweigen übergehen. Das Wort Ehebruch, Hurerei, Unzucht, heimliche Sünden u. dgl. muß man in anständiger Gesellschaft gar nicht mehr aussprechen; die sogenannten wilden Ehen muß man unter der Hand befördern, und wo noch Begriffe von der Heiligkeit der Ehe aus alten Zeiten übrig sind, muß man sie lächerlich zu machen suchen. § 9. Eltern sollen ihren Kindern so wenig als möglich untersagen, ihnen ihren Willen nicht brechen, sondern freilassen, damit das sklavische Geschlecht allmälig aussterbe und ein freies Geschlecht aufwachse. § 13. In den Schulen soll gar kein Religionsunterricht mehr gegeben werden, am wenigsten ein christlicher, damit Christen-, Juden-, Türken- und Heidenkinder die Schule besuchen können. § 17. Kein Schullehrer soll unter einem Pfarrer stehen. Man soll die Schulen einzig als Pflanzstätten der Civilisation ansehen und sie aus dem Bunde mit der Kirche herausziehen. § 20. Für die besten Schulen soll man diejenigen halten, in welchen einem Nichtchristen gar nichts mehr aufstößt, das ihn an das ehemalige Dasein des Christenthums erinnern könnte. § 24. Alle Religionen und religiösen Genossenschaften sollen gleiche Rechte haben; nur der Pietismus und alle pietistischen Vereine sollen rechtlos sein. § 25. Was Pietismus und pietistische Vereine seien, das muß nirgends scharf und genau bestimmt werden, damit der Staat, wenn ihm irgend ein religiöser Verein nicht ansteht, denselben unter Anwendung des schwebenden Begriffs Pietismus nach Belieben unterdrücken könne. § 26. Es soll allgemeine Gewissensfreiheit im Staate sein; darunter ist verstanden die allgemeine Freiheit für Jedermann, in seinem Herzen zu denken und glauben was er will. Verboten aber ist es seinen Glauben zu bekennen, zu bezeugen oder mitzutheilen. Hingegen seinen Unglauben darf Jeder frei bekennen, frei und ungehindert mittheilen durch Wort und Schrift. § 32. Geistliche und Lehrer, welche die herrschenden Sünden und Laster allzu freimüthig und treffend rügen und aufdecken, sollen mit einem Injurienprocesse vor das correctionelle Gericht gezogen werden. § 33. Es ist allen Geistlichen und Lehrern verboten, Krieg, Hungersnoth, Seuchen, namentlich die Cholera, ein Gericht Gottes zu nennen. § 39. Alle Lehrer und Prediger müssen eine doppelte Lehre haben: a) eine öffentliche für das gemeine Volk, welches durch gewisse Lehren im Zaum gehalten werden muß; b) eine geheime, welche nur Gebildeten mitgetheilt wird. Diese Geheimlehre muß das untergraben, was die öffentliche scheinbar aufbaut.

§ 41. Heiterer Lebensgenuß, Gleichgültigkeit in Rücksicht auf den Zustand nach dem Tode muß das schöne Ziel sein, wonach die Lehrer bei sich selbst und bei ihren Zuhörern streben. Jemehr sie dasselbe erreichen, destomehr sollen sie ausgezeichnet und befördert werden. § 46. Eine Regierung, die Alles duldet, nur nicht das lebendige Christenthum, ist eine tolerante zu nennen. § 47. In einer gesetzgebenden Versammlung darf von Gott nicht die Rede sein. Höchstens kann man vom Himmel reden oder vom Schicksal; von einer Vorsehung zu reden ist schon zu viel. § 52. Die sichersten Regierungen sind diejenigen, die auf den Eigennutz ihrer Untergebenen gegründet sind, denselben für ihre Zwecke zu fesseln wissen und den Luxus, das ist die möglichste Steigerung aller zeitlichen Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, am weitesten und schnellsten verbreiten. § 55. Dem Nationalstolz muß man auf alle Art schmeicheln, die Lesesucht muß man wecken und befördern. Ist sie geweckt, so muß man sie von dem Lesen der Bibel abziehen und ihr dafür alle möglichen Zeitungen und Zeitschriften hinwerfen, die Zeitungsschreiber aber erkaufen und dienstbar machen." u. s. w.

„Fleißige Bibelleser," sagt Zeller zum Schlusse, „werden die ungenannte Behörde errathen, von der dies große Verbot ausgegangen ist, und sie werden bemerken, daß, wenn auch nicht das ausgebildete Antichristenthum darin zu erkennen sei, doch der Geist des Widerchrist's sich deutlich genug darin ausspreche, von welchem sie gehört haben, daß er kommen werde und ist schon jetzt in der Welt. 1. Joh. 4, 3. Wenigstens ist es gewiß nicht der Geist der Wahrheit, der so redet, so will, so verbietet und so anstrebt und wirkt, sondern der Geist des Irrthums." M. Bl. 1837, S. 9—15.

Wenn die Stürme, welche zeitenweise durch eine wohlthätige, unsichtbare Macht zurückgehalten werden, losbrechen, das Völkermeer aufwühlen, die Leidenschaften entflammen, ganze Nationen in eine Art Wahnsinn versetzen, dann besonders ist es Zeit, die hinter solchen Bewegungen versteckte und darin wirksame Gewalt mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Dies that Zeller ohne Scheu in den Tagen der wilden Aufregung, welche auf die Julirevolution von 1830 und auf die Februarrevolution von 1848 folgten. In der ersteren Epoche, während der leidenschaftliche Kampf der Parteien in nächster Nähe, im Canton Basel, loderte, beantwortete er die Frage: „Wer ist denn nun dieser Zeitgeist?" — „Er kann mit nichten, wie er vorgiebt, der Geist Gottes sein; er ist vielmehr dessen Gegner. Er ist nach Epheser 2, 2 erstlich der Lauf dieser

Welt, das ist der herrschende Sinn in der gegenwärtigen Weltverfassung. Er ist der selbstsüchtige Geist, wie er sich in den Menschen vor ihrer Bekehrung zu dem lebendigen Gott ausspricht, da sie sich nicht von dem Worte und Geiste des ewig Lebenden, sondern von ihren selbstsüchtigen Begierden und Gedanken treiben lassen und daher auch nicht in Ewigkeit bleiben, sondern eigentliche Zeitmenschen sind. 1 Joh. 2, 17. Doch würde man sich sehr irren, wenn man nichts anderes als den Menschengeist darin erkennen wollte; denn nach dem Zeugniß heiliger Schrift hat noch ein anderer Geist sein Werk in unbekehrten Menschen, der von Zeit zu Zeit in ihnen eine stärkere und verderblichere Macht gewinnt. Das Kräftige und Hinreißende, womit die herrschenden Irrthümer tausende der Zeitgenossen fortziehen, die Macht der Verblendung und Betäubung, womit sie wie bezaubert und berauscht werden, die Sicherheit, womit sie sich in ihren Sünden und Verbrechen einschläfern, über die große Gefahr ihres Zustandes täuschen lassen und ihre Herzen der Stimme der Wahrheit verriegeln, sollte jeden Nachdenkenden auf die Vermuthung bringen, daß eine höhere Verführungsmacht in dem Zeitgeiste verborgen sei als der Menschengeist an sich selbst ist. Diese Vermuthung wird aber zur Gewißheit durch die Belehrung heiliger Schrift, aus welcher wir lernen, daß der Geist, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, Niemand anders ist als die alte Schlange, der Teufel, der die ganze Welt verführet, der die Menschen gleich Marionetten von seinem verborgenen Hinterhalte aus an unsichtbaren Fäden gängelt. Er ist der Tonangeber des bösen Spieles, das zu verschiedenen Zeiten bald in Dur- bald in Molltonarten aufgeführt wird. Er ist der Gott dieser Welt, dem sie dient und dem sie räuchert, sie mag es wissen und glauben oder nicht, 2 Cor. 4, 4. Eph. 2, 2. Denn gerade zu einer Zeit, wo er am meisten wirkt, hat er es dahin zu bringen gewußt, daß eine große Menge seiner Unterthanen und Verehrer sein Dasein verleugnen und verlachen. Aber sie dienen ihm unter anderm Namen und geben sich ihm, während sie mit schönen Träumen und herrlichen Erwartungen sich hinhalten lassen, als willige Werkzeuge zu seinen menschenmörderischen unheilbringenden Zwecken hin. Dies ist der Gott, dem so viele Menschenopfer bluten. Dies sind die Zwecke, denen das Wohl so vieler Haushaltungen, Gemeinden, Städte, Länder und Königreiche aufgeopfert wird! Welche Brandopfer! Möchten die armen Menschen es doch einsehen, ehe es zu spät ist, an welchen Stricken ein unseliger, bereits verurtheilter Geist sie mit sich in den Abgrund reißt, wofern sie diese

§ 41. Heiterer Lebensgenuß, Gleichgültigkeit in Rücksicht auf den Zustand nach dem Tode muß das schöne Ziel sein, wonach die Lehrer bei sich selbst und bei ihren Zuhörern streben. Jemehr sie dasselbe erreichen, destomehr sollen sie ausgezeichnet und befördert werden. § 46. Eine Regierung, die Alles duldet, nur nicht das lebendige Christenthum, ist eine tolerante zu nennen. § 47. In einer gesetzgebenden Versammlung darf von Gott nicht die Rede sein. Höchstens kann man vom Himmel reden oder vom Schicksal; von einer Vorsehung zu reden ist schon zu viel. § 52. Die sichersten Regierungen sind diejenigen, die auf den Eigennutz ihrer Untergebenen gegründet sind, denselben für ihre Zwecke zu fesseln wissen und den Luxus, das ist die möglichste Steigerung aller zeitlichen Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, am weitesten und schnellsten verbreiten. § 55. Dem Nationalstolz muß man auf alle Art schmeicheln, die Lesesucht muß man wecken und befördern. Ist sie geweckt, so muß man sie von dem Lesen der Bibel abziehen und ihr dafür alle möglichen Zeitungen und Zeitschriften hinwerfen, die Zeitungsschreiber aber erkaufen und dienstbar machen." u. s. w.

„Fleißige Bibelleser," sagt Zeller zum Schlusse, „werden die ungenannte Behörde errathen, von der dies große Verbot ausgegangen ist, und sie werden bemerken, daß, wenn auch nicht das ausgebildete Antichristenthum darin zu erkennen sei, doch der Geist des Widerchrist's sich deutlich genug darin ausspreche, von welchem sie gehört haben, daß er kommen werde und ist schon jetzt in der Welt. 1. Joh. 4, 3. Wenigstens ist es gewiß nicht der Geist der Wahrheit, der so redet, so will, so verbietet und so anstrebt und wirkt, sondern der Geist des Irrthums." M. Bl. 1837, S. 9—15.

Wenn die Stürme, welche zeitenweise durch eine wohlthätige, unsichtbare Macht zurückgehalten werden, losbrechen, das Völkermeer aufwühlen, die Leidenschaften entflammen, ganze Nationen in eine Art Wahnsinn versetzen, dann besonders ist es Zeit, die hinter solchen Bewegungen versteckte und darin wirksame Gewalt mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Dies that Zeller ohne Scheu in den Tagen der wilden Aufregung, welche auf die Julirevolution von 1830 und auf die Februarrevolution von 1848 folgten. In der ersteren Epoche, während der leidenschaftliche Kampf der Parteien in nächster Nähe, im Canton Basel, loderte, beantwortete er die Frage: „Wer ist denn nun dieser Zeitgeist?" — „Er kann mit nichten, wie er vorgiebt, der Geist Gottes sein; er ist vielmehr dessen Gegner. Er ist nach Epheser 2, 2 erstlich der Lauf dieser

Welt, das ist der herrschende Sinn in der gegenwärtigen Weltverfassung. Er ist der selbstsüchtige Geist, wie er sich in den Menschen vor ihrer Bekehrung zu dem lebendigen Gott ausspricht, da sie sich nicht von dem Worte und Geiste des ewig Lebenden, sondern von ihren selbstsüchtigen Begierden und Gedanken treiben lassen und daher auch nicht in Ewigkeit bleiben, sondern eigentliche Zeitmenschen sind. 1 Joh. 2, 17. Doch würde man sich sehr irren, wenn man nichts anderes als den Menschengeist darin erkennen wollte; denn nach dem Zeugniß heiliger Schrift hat noch ein anderer Geist sein Werk in unbekehrten Menschen, der von Zeit zu Zeit in ihnen eine stärkere und verderblichere Macht gewinnt. Das Kräftige und Hinreißende, womit die herrschenden Irrthümer tausende der Zeitgenossen fortziehen, die Macht der Verblendung und Betäubung, womit sie wie bezaubert und berauscht werden, die Sicherheit, womit sie sich in ihren Sünden und Verbrechen einschläfern, über die große Gefahr ihres Zustandes täuschen lassen und ihre Herzen der Stimme der Wahrheit verriegeln, sollte jeden Nachdenkenden auf die Vermuthung bringen, daß eine höhere Verführungsmacht in dem Zeitgeiste verborgen sei als der Menschengeist an sich selbst ist. Diese Vermuthung wird aber zur Gewißheit durch die Belehrung heiliger Schrift, aus welcher wir lernen, daß der Geist, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, Niemand anders ist als die alte Schlange, der Teufel, der die ganze Welt verführet, der die Menschen gleich Marionetten von seinem verborgenen Hinterhalte aus an unsichtbaren Fäden gängelt. Er ist der Tonangeber des bösen Spieles, das zu verschiedenen Zeiten bald in Dur- bald in Molltonarten aufgeführt wird. Er ist der Gott dieser Welt, dem sie dient und dem sie räuchert, sie mag es wissen und glauben oder nicht, 2 Cor. 4, 4. Eph. 2, 2. Denn gerade zu einer Zeit, wo er am meisten wirkt, hat er es dahin zu bringen gewußt, daß eine große Menge seiner Unterthanen und Verehrer sein Dasein verleugnen und verlachen. Aber sie dienen ihm unter anderm Namen und geben sich ihm, während sie mit schönen Träumen und herrlichen Erwartungen sich hinhalten lassen, als willige Werkzeuge zu seinen menschenmörderischen unheilbringenden Zwecken hin. Dies ist der Gott, dem so viele Menschenopfer bluten. Dies sind die Zwecke, denen das Wohl so vieler Haushaltungen, Gemeinden, Städte, Länder und Königreiche aufgeopfert wird! Welche Brandopfer! Möchten die armen Menschen es doch einsehen, ehe es zu spät ist, an welchen Stricken ein unseliger, bereits verurtheilter Geist sie mit sich in den Abgrund reißt, wofern sie diese

Stricke nicht fahren lassen und das Gnadenseil nicht ergreifen, das vom Himmel herabgeboten ist zur Erde!" M. Bl. 1832, S. 92. 93.

Als das Jahr 1848 mit seinen Erschütterungen über Europa gegangen war, als alle Throne erzitterten und die Hoffnungen der Umsturzpartei sowie ihre Thatkraft sich aufs Höchste zu steigern schienen, verfaßte Zeller den Aufsatz: „Kennzeichen des Dämonischen in den Bewegungen unsrer Zeit." M. Bl. 1849, S. 70—72. „Alles Dämonische," sagt er, „hat das Eigenthümliche, daß es geistiger Art ist. Viele Menschen unserer Zeit fragen und haschen nur nach Geist, Geist, ohne zu untersuchen und zu unterscheiden, ob der Geist, nach dem sie verlangen, vom Himmel oder aus dem Abgrund ist. Das Geistige zieht sie an; denn es unterscheidet sich von dem Fleischlichen, das seiner Natur nach schwächlich, schwach und kraftlos ist, und bald erliegt. Das Geistige aber hat eine Energie, und ist kräftiger, mächtiger, ergreifender und aufregender als das, was vom Fleische ist. Eben darum wirkt es auch stärker auf Andere und auf das eigene Gemüth, theilt sich kräftiger mit, und begeistert. Geistiges begeistert; Fleischliches steckt nur an. Geistiges wirkt auf Phantasie und Gemüth und Willen; Fleischliches mehr auf Nerven und Blut und auf die Sinne. Das Satanische, Dämonische oder Bösgeistige, das aus dem Abgrund auftaucht, begeistert daher leicht die Jugend und das weibliche Geschlecht, weil beide so erregbar sind, und das Satanische seiner geistigen Natur gemäß so ergreifend und aufregend ist. Das Göttliche oder Gutgeistige, das von oben aus dem Himmel kommt, ist noch viel kräftiger und mächtiger, als das Bösgeistige, theilt sich auch Andern mit, aber es wirkt sanfter und tiefer, und erregt mehr den Wahrheitssinn und das Gewissen und ergreift das Herz, das Innerste im Menschen. Es begeistert nicht wie das Dämonische, sondern es — begeistet; es verblendet nicht wie das Dämonische, sondern es erleuchtet; es verfinstert und beunruhiget nicht wie das Blendende, sondern es erheitert und besänftiget, wie alles Erleuchtende, dessen Licht nicht plötzlich, sondern allmälig aufsteiget, und daher zum Sehen und Erkennen mehr befähiget. Aus dem geistigen Charakter in den dämonischen Bewegungen unserer Zeit läßt sich auch die auffallende Rührigkeit, unermüdliche Thätigkeit, merkwürdige, fest zusammenhaltende Einstimmigkeit erklären, womit die also Begeisterten ihre Umtriebe und Agitationen betreiben. Es ist freilich ein Strohfeuer, diese betriebsame Begeisterung, und hält nicht auf die Dauer, sondern läßt bald nach, oder spaltet die Einigscheinenden,

sobald der Eigennutz über dem Theilen der Beute sich entzweiet, und die Entzweiten sich gegenseitig bekämpfen. Da offenbaret sich dann bald der innere Mangel an wahrer, sich hingebender und aufopfernder Liebe, der Mangel an innerer Wahrheit, und die entsetzlichste Gewissenlosigkeit und Ungerechtigkeit bei allem blendenden Schein des Gegentheils, welcher Mangel und welches Gebrechen alles Bösgeistige und alle dämonische Begeisterung auszeichnet und kennzeichnet."

Weitere Kennzeichen des Dämonischen sind die Lügen und Verläumdungen, deren Frechheit nur von der Leichtgläubigkeit zahlreicher Zeitgenossen überboten wird; ferner die Macht der Verführung und die Gesetzlosigkeit. — Ueber die Leichtgläubigkeit unserer Zeit macht Zeller die Bemerkung: „Sie ist bei Vielen ein gerechtes Gericht Gottes über sie dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, daß sie selig (und gerettet) würden. Darum wird ihnen Gott kräftige Irrthümer senden, daß sie, die dem Worte Gottes nicht glauben wollen, der Lüge glauben. (2 Thess. 2, 10—12.)"

Doch es ist nicht damit gethan, bei solchen allgemein gehaltenen Beschreibungen stehen zu bleiben, es muß Einzelnes in's Auge gefaßt werden. Bezeichnen wir also, und zwar mit Zeller's Worten, einige der besonderen Phänomene, nach denen wir unsre Zeit zu beurtheilen haben.

Die Hauptstädte der christlichen Völker sollten Mittelpunkte sein, von denen aus die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Heiligung sich verbreitet, wie es einst in seinen bessern Zeiten Jerusalem war. Aber anstatt dessen sind die großen Städte der Christenheit zu Mittelpunkten des Verderbens geworden, wie Jerusalem in seinem Verfall, und es gelten ihnen die furchtbaren strafenden Worte des HErrn durch den Propheten Jesaias 1, 21—23. „Wie geht das zu, daß die fromme Stadt zur Hure geworden ist! Sie war voll Rechts, Gerechtigkeit wohnte darin, nun aber Mörder. Dein Silber ist Schaum geworden und dein Getränk mit Wasser vermischt. Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebsgesellen, sie nehmen alle gerne Geschenke und trachten nach Gaben; dem Waisen schaffen sie nicht Recht und der Wittwen Sache kommt nicht vor sie."

Es ist eine göttliche Fügung, daß in der Gegenwart den Völkern ein ganz ungewöhnliches Maß von freier Bewegung zu Theil wird. Da kann, was früher versteckt war, an's Licht treten, was gebunden war, sich schrankenlos entfalten, und aus den im Hintergrund lauernden bösen Grundsätzen werden die letzten Folgerungen gezogen. So tritt eine

Scheidung ein, und diese Scheidung ist selbst schon ein göttliches Gericht. Es ist nicht das Schlußgericht, wohl aber ein Vorgericht Gottes, welches anbricht, während es die wenigsten merken und beachten. „Die vorlaufenden Gerichtshandlungen dauern gewöhnlich längere Zeit; der schnellste Theil des Gerichtes ist die Vollstreckung des Urtheils oder das Schlußgericht. Dieß ist ganz besonders mit dem Gericht der Scheidung der Fall. Soll das Unkraut vom Weizen recht geschieden werden: so muß beides erst reif werden, damit keines mit dem andern verwechselt werden möge. Da heißt es: Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte! Das ist eine scheinbare Freiheitszeit für das Unkraut. Da hat das Unkraut der falschen Lehrer und Propheten alle Lehrfreiheit; da hat das Unkraut der schlechten und giftigen Bücher, Zeitungen und Schriften alle Preßfreiheit, und das Unkraut der Empörer und Friedensbrecher alle Straffreiheit. Da kann sich das Unkraut recht frei entwickeln, seine wahre Gestalt offenbaren und zur völligen Reife gelangen bis zur — Ernte, zum Schlußgerichte. Das nennen sie dann eine Freiheitszeit, was bereits eine Gerichtszeit und deren Anfang ist. Aber wem ist der Arm des HErrn offenbar, wenn Er so scheidet, um zu entscheiden; wenn Er entscheidet, um zu vollstrecken? Wer merket das angebrochene Gericht Gottes? Gleichwie bei dem Einzelnen das Gericht Gottes anfängt, wenn ihn Gott gehen lässet die eigenen Wege, und ihn dahin gibt in seines Herzens Gelüste, und ihn nicht mehr väterlich züchtiget und strafet: so ist es auch bei der Zucht- und Straflosigkeit unbußfertiger Massen. Da offenbaren sie, was sie früher aus Furcht vor der Strafe verborgen hielten; da lassen sie heraus, was in ihrem Herzen ist; da kommt es an den Tag; da reifet es heran und wird zeitig, zeitig zum gerechten Gerichte Gottes. Und siehe, während sie jauchzen über die vermeinte Freiheit, während sie wohl gar ihrer Emancipation oder ihrer Regeneration sich freuen, hat schon, ohne daß sie es merken, das Scheidungsgericht Gottes begonnen; dem Schlacht-Tag geht das Mästen voraus. So ist es möglich, daß der Tag des HErrn auch als Gerichtstag komme, ohne daß es die Betreffenden merken." M. Bl. 1846, S. 4. 5.

Das ausgebildete Widerchristenthum wird nicht in einer Abwesenheit aller Religion, aller religiösen Gebräuche und Gottesdienste bestehen, sondern im Gegentheil in der Aufrichtung eines falschen Cultus, in der Herstellung eines seelenverderblichen Zerrbildes des Christenthums, nicht in einem kahlen Nihilismus, sondern in einer bethörenden und bezaubernden Ver-

götterung des Menschen der Sünde. Dieser schreckliche Ausgang der verkehrten Entwicklung bahnt sich bereits an und läßt sich aus verschiedenen Vorkommnissen ahnen, in welchen der lästerliche Mißbrauch heiliger Namen, Empfindungen, Gebräuche und Huldigungen hervortritt.

Es ist nicht damit gethan, wenn man der Menschheit den Heiland zu rauben sucht, der feindliche Geist wird weiter gedrängt und unternimmt es endlich, anstatt des wahren Christus einen falschen Christus unterzuschieben. So geschah es, daß Strauß schon bei seinem ersten widerchristlichen Auftreten 1835' und 1836 den Vorschlag und die Ankündigung machte, daß an die Stelle des Christenthums der Cultus des Genius treten sollte. Darin müsse die Religion und die Andacht der Zukunft bestehen. „Was soll man von diesem Cultus menschlicher Größe sagen, wovon neulich eine bekannte Zeitung faselte und damit dem schändlichen Heidenthum unserer Zeit das Wort redete, das mitten in der Christenheit immer mehr einbrechen will, und womit der Pantheismus unserer Zeit menschliche Talente und Gaben, mit undankbarer Verkennung des Gebers, dem allein die Ehre gebührt und nicht dem schwachen Gefäß, auf eine sündliche Weise zu vergöttern sucht! Eine Vergötterung des Genie's, die in unsern Tagen an die Stelle der unevangelischen Heiligenverehrung sich einschleichen will!" M. Bl. 1836, S. 49.

Jenes von Strauß ausgesprochene Losungswort blieb nicht eine bloße Theorie. Es wurde ins Leben eingeführt. Im November 1841 hielt Robert Blum eine Rede am Schillerfeste in Leipzig voll Abgötterei und Blasphemie. „Er steht uns in heiliger und unnahbarer Ferne," so sagte Blum von dem Dichter, „wir können uns nur in stiller Andacht vor ihm beugen, ihn bewundern, ihn verehren; aber ihm nacheifern zu wollen erscheint fast Vermessenheit. Und wir dürfen nicht allein, wir müssen ihn verehren. Denn was wir an ihm verehren, es ist das Edelste, was die Menschenbrust empfinden kann, es ist die Gottheit selbst, die sich so herrlich in ihm verkündet. — Deshalb bezeichnen wir diese einfache Wohnung als eine heilige Stätte. Sie sei hinfort ein Wallfahrtsort für den Deutschen aller Gauen, sie sei ein begeisternder Tempel für die Fassung edler Vorsätze. Hier wollen wir Treue schwören, alle Kräfte des Leibes und der Seele zu weihen der heiligen Dreieinigkeit, die er gepredigt: der Wahrheit, dem Recht, und der Freiheit." M. Bl. 1842, S. 92.

Diese schwärmerischen Ausbrüche einer unreinen, heidnischen und abgöttischen Begeisterung nehmen eine besonders unheimliche und gefährliche

Gestalt an, wenn sie mit feierlicher Enthüllung von Denkmälern und Bildsäulen verknüpft sind. Da giebt es Feierlichkeiten, welche ganz an jenes heidnische Einweihungsfest erinnern, das einst Nebukadnezar, der König von Babel, bei der Aufrichtung und Anbetung des goldenen Riesenbildes veranstaltete. Daniel 3, 1—6. „Wer fühlt sich nicht versucht bei solchen babylonischen Feierlichkeiten, in unsern christlichen Hauptstädten an Babel zu denken? Wer weiß, wenn das so fortgeht, ob nicht der Prophet Jeremias, wenn er in unsern Tagen lebte, wie dort über Juda, so über unser Vaterland ausrufen würde: O Deutschland, so manche Stadt, so manchen Gott hast du! Jer. 2, 28."

„Haben wir Deutsche denn ein so kurzes Gedächtniß, sind wir so greisenhaft alt und schlaff und vergeßlich geworden, daß wir Standbilder nöthig haben, um unsere großen Männer nicht zu vergessen, oder haben unsere großen Männer so wenig weit und tief in den Herzen des Volkes gewirkt, daß man sie durch Standbilder vor der Vergessenheit schützen muß? Oder ist es unsere Eitelkeit, die sich selbst zu Ehren Denkmäler setzen will, und mit Nebukadnezar spricht: Das ist die große Babel, die ich erbauet habe durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit?"

„Wie dem auch sei, wir rücken mit starken Schritten dem Götzen- und Bilderdienst zu. Zwar ist noch von keinem Zwang die Rede; es geht bis jetzt Alles durch freiwillige Vereine, durch freiwillige Beiträge, durch freiwillige Feste. Auch ist noch keine Rede vom Niederfallen und Anbeten; aber doch werden die Enthüllungs- und Einweihungsfeste mehr und mehr religiös gefärbt, und nehmen mehr und mehr einen gottesdienstlichen Charakter an. Da sind große Sänger-Chöre; da werden Loblieder zu Ehren der Verstorbenen gesungen. Da werden Festreden zu den versammelten Tausenden gehalten, und dieß Alles nicht zur Ehre Gottes, sondern ganz zu Ehren der Menschen gethan. Was fehlt noch zur Menschenvergötterung, als Altäre, Weihrauch, Niederfallen und Anbeten?"

„Nachdem Gott, der Allmächtige und Barmherzige, unsere Voreltern mit starkem Arm und mächtiger Hand aus dem heidnischen und afterchristlichen Götzendienst gerettet, so taumeln ihre Enkel und Nachkommen schon wieder einem andern, dem ästhetischen Götzendienst, in die Arme, die er nach allen Seiten den von Gottes Wort Entfremdeten entgegenstreckt."

„Doch vielleicht tadelt man diese Rüge, und wirft mir vor, was ich

Götzendienst heiße, das sei nichts Anderes als Dankbarkei und Ehrerbietung gegen die großen Männer, die Gott unserm Vaterlande verliehen habe. Nun, ich berufe mich auf das Wort des Apostels Jesu Christi, das für alle Christen hier entscheidet, wenn er die abgöttischen Götzendiener also beschreibet: „„Die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lügen (und Mythen,) und haben geehrt und gedient dem Geschöpfe mehr, denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit, Amen! — Röm. 1, 25.““

„Wo dieß gedoppelte Unwesen Statt findet, da ist Abgötterei und Götzendienst, das ist Abfall von dem lebendigen Gott, der seine gerechte Strafe senden wird; denn der Blitz des Verderbens wird nicht ausbleiben.“

„Was sind aber unsere wahrhaft großen Männer, ja die allerbesten und größesten, die je gelebt haben, und Alles thaten, was ihnen befohlen war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des HErrn, und gegenüber von Ihm? Was Anderes, als — unnütze Knechte, die gethan haben, was sie zu thun schuldig waren. Und was waren ihre ausgezeichneten Talente Anderes als — Gaben, die sie empfangen haben? Wozu also das Rühmen und die Vergötterung? Was aber die Apostel befohlen haben, ist Folgendes: „„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.““ Hebr. 13, 7.“ M. Bl. 1839, S. 47. 48.

So ist denn in unserer Zeit eine widerchristliche Begeisterung, eine heidnische Sentimentalität, eine neumodische Heiligenverehrung entstanden, welche Zeller nicht mit Unrecht als einen „neuen heidnischen Pietismus“ charakterisirt.

„Die Neigung, berühmten Männern der Zeit Standbilder zu errichten, bei Errichtung derselben und bei der jährlichen Wiederkehr ihrer Gedächtnißtage pomphafte Feste zu begehen, die immer mehr den Charakter religiöser Feste an sich nehmen, aber auch dem Fleisch Raum genug lassen, und die Theilnahme an denselben als eine Sache der Bildung, ja sogar als eine Pflicht darzustellen, durch deren Unterlassung man sich entehre, und deren Unterlassung man als eine Schande oder gar als eine Beleidigung ansehen will, nimmt in unsrer Zeit so auffallend zu, daß sie bereits eine Zeitrichtung der öffentlichen Meinung genannt werden mag. Man spricht von einem gebührenden Cultus, von einem militärisch-religiösen Cultus, von einem Cultus des Genie's, von neuen, frischen, in der Er-

innerung lebendigen Gegenständen der Liebe und Anbetung, welche die Völker verlangen, von großen Schatten, von kostbaren Reliquien, von gefeierten Gräbern, an die sich hoffentlich dereinst auch heilige Gräber und Altäre anreihen werden. Es ist wahr, ganz deutsch heraus wagt man noch nicht es zu nennen; man bedient sich daher zur Zeit noch der welschen Worte: Cultus, Pietät; Worte, die einen mehrdeutigen Sinn zulassen, und es scheint, man wolle vor der Hand mit solchen Worten versuchen, wie geduldig, wie stumpf, wie kindisch das Publikum sei, wie weit sich schon alles Gefühl für das Heilige und Göttliche in den Herzen des vornehmen und gemeinen Pöbels verloren habe, oder wie weit die Gedankenlosigkeit desselben mit sich spielen lasse, bis man einen neuen Schritt der Verführung, der Einführung eines der vielen kräftigen Irrthümer, wagen dürfen wird, welche Gott aus gerechtem Gerichte unserer Zeit dafür sendet, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht annehmen will, um selig zu werden, auf daß gerichtet werden Alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit. (2 Theß. 2, 10—12.) — Doch es ist der menschenvergötternden Pietät nicht genug, den verstorbenen Gegenständen ihrer Verehrung und Liebe solche Acte der Pietät zu weihen; sie wartet nicht mehr, bis ihre sterblichen Götter gestorben sind; sie fängt bereits an, die noch Lebenden zu vergöttern, und ihnen göttliche Namen, Werke und Eigenschaften beizulegen. Sie legt ihnen Schöpferkraft bei, und nennt die vergänglichen Kunstwerke sterblicher Menschen Schöpfungen; sie legt ihnen Allmacht bei, und nennet ihre Werke unsterblich oder Wunderwerke der Kunst und des Genius, mit einer wunderbaren Zauberkraft über die Herzen, oder sie nennet sie geradezu göttliche, unsterbliche Werke, Werke, womit sie die ganze Welt umgestaltet und erneuert haben, und was des abgöttischen Unsinnes mehr ist. Sie bauet ihnen Tempel und Altäre, und räuchert darauf nicht nur Weihrauch, sondern auch die schnödesten Schmeicheleien. Und das Alles, ja die Adoration selbst, wird Pietät genannt! Wir thun also nicht unrecht, wenn wir diese Zeitrichtung den neuen Pietismus nennen, nur sollten wir sie den Pietismus des neuen Heidenthums nennen. Ist es nicht Heidenthum, wenn man Gottes Wahrheit verwandelt in Lügen, wenn man ehret und dienet dem Geschöpfe mehr, denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit? Denn was sie verweigern dem, durch welchen Alles gemacht ist, was sie verweigern dem, der uns erkauft hat mit seinem Blut, siehe das zollen sie ganz bereitwillig und mit Dankbarkeit,

ja mit tiefster Verehrung und freiwilligen Opfern einem Künstler, einem Dichter, einem Soldaten, einem Erfinder, mit einem Worte einem sterblichen Geschöpfe." M. Bl. 1841, S. 69. 70.

Man sage nicht, dies seien ähsthetische und harmlose Ergüsse und man dürfe die Worte, die in dichterischem Enthusiasmus gebraucht werden, nicht so genau nehmen. Für solche Entschuldigungen ist kein Raum, wenn man die praktischen Wirkungen betrachtet, die im Gefolge jener phantastischen Huldigungen auftreten. Der ältere Rationalismus machte noch Ernst mit dem Sittengesetz. Kant und seine Schule standen für die unbedingte Gültigkeit desselben ein. Aber seitdem an die Stelle des früheren Deismus der Pantheismus sich eingeschlichen hat, wird an dem Sittengesetz gerüttelt, das moralische Urtheil verfälscht und die Tugend untergraben. Und zwar steht diese Corruption in einem genauen und nothwendigen Zusammenhang mit dem Cultus des Genius. Denn mit diesem im Bunde verbreitet sich die freche Rede: daß die großen Genies nicht unter demselben Sittengesetz stehen wie andere Menschen. „Hier muß auch der ungeheure Irrthum gerügt werden," sagt Zeller in dem Aufsatz über den neuen Pietismus, „da man sich nicht scheut, zu behaupten, daß genialische Menschen, ob sie gleich oft nichts vernehmen vom Geiste Gottes, indem es ihnen eine Thorheit ist, und es nicht erkennen können, weil es geistlich gerichtet sein muß (1. Kor. 2, 14.), wegen ihrer genialischen Ueberlegenheit nicht unter dem allgemeinen Sittengesetze, nicht unter der allgemeinen Haus- und Lebensordnung Gottes stehen, sondern über dieselbe erhaben seien, und man daher auch ihren Lebenswandel nicht wie den Lebenswandel gemeiner Seelen nach dem ewigen Gesetze Gottes beurtheilen dürfe. So wären also Ehebruchs- oder Hurereisünden und andere Liederlichkeiten und Ausgelassenheiten solcher hervorragenden Geister entweder nicht als solche anzusehen, oder doch viel milder zu beurtheilen, oder gar zu entschuldigen! Eine neue Art von Exemtionen oder exemter Menschen!! Diesem heillosen Unsinn setzen wir nichts entgegen, als das zweischneidige, schlagende Geisteswort des heiligen Menschensohnes, der aller Welt Richter sein wird, und dem eben deßwegen alles Gericht übergeben ist, weil Er des Menschen Sohn ist: „„Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern."" Luk. 12, 48. A. a. O. S. 70. 71.

Eine andere Erscheinung des Abfalls, welche in der Gegenwart große Dimensionen annimmt, sah Zeller erst in seinen letzten Lebensjahren

auftauchen, nämlich den Socialismus in seiner gottentfremdeten Richtung. Es könnte, so sagte er, in der letzten Zeit das sociale Antichristenthum noch das blutigste und zerstörendste werden. M. Bl. 1858, S. 36.

Dies also sind die in unserer Zeit schon vorhandenen mannigfaltigen Elemente des Abfalls. Sie sind bis jetzt noch zerstreut und zerfahren, aber es kann noch dahin kommen, daß sie organisirt und concentrirt werden. Denn dieses sagt uns Paulus in prophetischer Erleuchtung ganz bestimmt, daß aus dem Abfall, dessen erste Anfänge er selbst sehen mußte, zuletzt der Mensch der Sünde hervorgehen werde, der sich erheben wird über Alles was Gott und Gegenstand der Verehrung ist. Er wird sich in den Tempel Gottes setzen und vorgeben, er sei Gott. (2. Theff. 2, 3. 4.) Er wird, wie die Offenbarung Johannis ihn uns enthüllt, ein Weltbeherrscher sein, der mit Todesstrafen gegen alle einschreitet, die ihn und sein Bild nicht anbeten, sein Malzeichen an Hand und Stirn nicht annehmen wollen. Offenb. 13.

„Gleichwie der große Abfall sich nicht so weit verbreiten, noch viel weniger zur Herrschaft gelangen kann, wenn es nicht viele Abgefallene giebt und derselben nicht immer mehr werden: so scheint auch derjenige Mensch, den der Apostel dadurch auszeichnet, daß er ihn den Menschen der Sünde und das Kind des Verderben nennet, nicht zur Offenbarung noch zur Herrschaft gelangen zu können, wenn es nicht vorher schon viele einzelne Menschen der Sünde, viele einzelne Kinder des Verderbens gibt. Diese Vielen erheben sich und vermehren sich aus dem Abfalle, welcher die Sünde ist, und aus dem großen Sittenverderben, das aus dem Abfalle entsteht. Aus ihrer Menge bildet sich dann der giftige Sumpf, aus welchem zuletzt das dämonische Genie, das große Irrlicht, aufsteigt, das genannt wird der Boshafte (anomos), der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, durch welchen nicht nur das Geheimniß der Bosheit (anomia), welches sich schon zu des Apostels Zeit regte, vielleicht gar unter dem Vorwand eines Gegenmittels gegen den Abfall, und als Union dagegen wird ans Licht treten, sondern auch der Abfall zur Herrschaft gebracht, aber eben damit auch das Unkraut in dem Acker der Welt zur vollendeten Zeitigung und Reife, und eben damit durch das gerechte Gottesgericht der Scheidung zur Ausscheidung und Ausreutung wird übergeben werden. Ihn wird der HErr umbringen durch den Geist seines Mundes, und ihm ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft.“

„Nicht ungewarnt, nicht unangekündigt wird dieß Alles geschehen. Es kommt ja kein Unglück im Kleinen und Einzelnen ohne vorangehende Warnung, wenn man darauf achten will; wie sollte denn ein so großes Unglück und Unheil, das jener teuflische Mensch anrichten wird, ohne vorangehende Warnung, ohne treue väterliche Vorankündigung kommen und geschehen dürfen? Dafür hat die Barmherzigkeit Gottes, der kein Gefallen am Tode des Sünders hat, schon längst auf das treuste gesorgt." M. Bl. 1846, S. 8.

Wir sind diesem Ende nahe gerückt. Der Gesammtzustand ist so, daß wenig mehr fehlt bis zum Ausbruch des Gerichts. Da ist denn die Hoffnung der Gläubigen und die Hoffnung der Kirche nur noch Eine: sie ist auf das verheißene Kommen des HErrn gerichtet. Als Seine Jünger bei Nacht über den See fuhren, da ward durch den Sturm und die Wellen ihr Leben auf's höchste bedroht. Aber der HErr kam ihnen zu Hülfe, Er schritt über das stürmische Meer, Er trat in das Schifflein, der Wind legte sich und sie kamen zum Lande.

Es wäre eine einseitige Darstellung der Zeichen der Zeit, wenn wir bei den eben beschriebenen Erscheinungen stehen bleiben wollten. Sie bilden die Nachtseite der Gegenwart, aber diese bietet auch eine Lichtseite dar, welche Zeller nicht verkannte. Noch heute hat es seine Wahrheit, was er 1833 in seinem Jahresbericht sagte: „Doch so weit (wie mit der Rotte Korah) ist es, Gott sei Dank, mit diesem Geschlecht noch nicht gekommen. Noch haben nicht Alle die lebendige Quelle verlassen. Noch lebt der Geist Jesu Christi in vielen Herzen aller Stände, noch ist die Gottesfurcht nicht überall gewichen aus dem Volke. Noch wohnt in mancher Haushaltung das Wort Gottes reichlich in aller Weisheit; noch immer hat Jesus Christus, das Haupt der Gemeinde, die nach Seinem Namen genannt ist, viele, die Ihn als den wahren Gott, geoffenbaret im Fleische, still und öffentlich, in Wort und Wandel erkennen und bekennen, und Ihm in dankbarer Liebe und treuem Gehorsam ergeben bleiben. Der treueste HErr hat noch immer treue Diener, der treueste Freund noch immer treue Freunde. Zwar scheint ihre Zahl immer mehr die Minderzahl zu werden. Aber sollte auch der Lebensgeist des Christenthums, wie es den Anschein hat, immer enger zusammengedrängt werden, so wird er, gleich der elastischen Kraft, nur desto kräftiger wirken, je dichter er durch den Druck zusammengezogen, je reiner er durch Ausscheidung geläutert

wird. Freunde! da liegt von Gottes Gnaden die lebendige Widerstandskraft gegen die Anmaßungen des Abfalls und des Empörungsgeistes, des Geistes der Zeit, des widerchristlichen Geistes.“ M. Bl. 1833, S. 55.

Doch nicht nur dies ist das Tröstliche, daß aus der Vorzeit ein Bestand wahren Christenthums sich erhalten hat, es sind auch neue Lebenszeichen vorhanden, die wie das Aufgrünen im Frühling die nahe Sommerzeit ahnen lassen. „In allen Zweigen christlicher Thätigkeit hat sich besonders seit der Mitte des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts eine Hingebung der Liebe geoffenbart, die sich nicht aus dem vorherrschenden Geiste unserer Zeit erklären läßt, denn dieser ist selbstsüchtig, genußsüchtig und leidenschaftlich, den materiellen Genüssen hingegeben. Offenbar ist ein höherer Antrieb aus dem unsichtbaren himmlischen Heiligthum des Reiches Gottes ausgegangen, und hat viele tausend Herzen berührt und in Bewegung gesetzt zu thätiger Hülfe weit und breit. Ein ritterlicher Geist des ernsten, besonnenen und freimüthigen Kampfes gegen die listigen und gewaltigen Anläufe aus dem Reiche der Finsterniß ist erweckt, und eine höhere geistige Widerstandskraft gegen dieselben ist mitgetheilt worden. Man erstaunt darüber, wenn man die Schlaffheit, die Feigheit und Gleichgültigkeit des vorigen Jahrhunderts, besonders in den zwei letzten Jahrzehnten desselben damit vergleicht. Gott sei Dank, daß solches von oben mitgetheilt worden ist! O wie groß sind die Werke Seiner Barherzigkeit, aus denen hervorleuchtet das merkwürdige Mitleiden unseres heiligen Hohenpristers, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen!“ M. Bl. 1839, S. 50 und 51.

Indessen sind es keineswegs diese tröstlichen Erfahrungen allein, die unsere Hoffnung beleben, nein, gerade die schrecklichen Symptome des Abfalls und des anhebenden Gerichtes sind es, von denen Christus sagt: „Wenn aber solches Alles anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet.“ Lukas 21, 28. Der Prophet Maleachi spricht (4, 1): „Siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen, da werden alle Verächter und Gottlose Stroh sein, und der künftige Tag wird sie anzünden und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen.“ Im Anschluß hieran sagt Zeller: „Je weiter die große Völkerbewegung sich verbreitet, je heißer die Zeit wird, je stroherner die Feinde und Verächter Gottes werden, je mehr die entzündbarste Leidenschaftlichkeit unter ihnen zunimmt, so daß sich ganze Volks-

massen von einigen wenigen Brandstiftern anzünden lassen, desto näher kommt auch die Erfüllung jener großen Verheißung, der Trost aller Heiden, die Morgenröthe einer bessern Zukunft, der Sonnenaufgang der Gerechtigkeit, das Heil und die Erlösung aller Angehörigen, aller Verehrer des HErrn unter Seinen Flügeln. Die Entfremdung von dem Geiste Gottes macht die Verächter und Feinde seines Namens zu Stroh; sie werden immer saftloser und lebensdürrer. Ihre entzündbare Leidenschaftlichkeit offenbart nicht ihre Kraft und Lebensfrische, sondern ihre Schwäche und Krankheit. Darum können sie auch nichts neues mehr hervorbringen, nicht einmal eine neue Revolution; es sind die alten Sünden und Thorheiten und närrischen Eitelkeiten, nur ansteckender und bösartiger; und während sie in ihrer Verblendung die krampfhaften Aufregungen ihrer hitzigen Fieber für glorreiche Zeichen ihrer Gesundheit halten, urtheilen die Aerzte ganz anders und merken, daß es schnell dem Ende und der Auflösung zugeht. Darum sollen wir uns auch nicht fürchten, sondern die Häupter aufheben. Das Ende des krankhaften Weltzustandes ist der Anfang einer neuen bessern Zeit. Sie kommt für alle, die den Namen des HErrn fürchten und Ihn anrufen, und ist Gerichtszeit und Rettungszeit neben einander."

„Die Menschheit kann nicht lange so stehen, wohin sie der Unglaube gestellt hat. Sie kann ihrer ewigen Lebensfundamente nicht lange entbehren; sonst verfault und verwest sie. Das wird von ihr erkannt werden, wenn sie das Elend ihrer Losgerissenheit, das Verderben ihrer Auflösung, den falschen Schimmer ihrer Knechtschaft, die sie Freiheit nennt, die Eitelkeit und Unhaltbarkeit ihrer Truggebäude wird eingesehen haben. Sie wird einsehen, wovon sie gefallen ist und umkehren zu der ewigen Wahrheit und sich wenden von der Lüge. Sie wird es einsehen: Wenn die Lehre fällt, so fällt auch der Lebenswandel und das Leben; sie wird im Evangelium wieder hören die gute Botschaft, und den Heiland wieder suchen und finden und mit Ihm ihr Heil und den Heilsweg. Ich hoffe es, nicht weil ich glaube, daß ein verlorenes Kind seinen Vater wieder suche und finde aus sich selbst, sondern weil ich an das Vaterherz Gottes glaube, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Ich hoffe es, weil ich dem Worte der Weissagung glaube, welches zu seiner Zeit gewißlich wird erfüllt werden. Aber ich fürchte, daß die abgefallene Menschheit, wie der verlorene Sohn, den seligen Rückweg erst nach tiefer Versunkenheit,

schwerem Leiden und nach den bittersten Erfahrungen einschlagen werde."
M. Bl. 1831, S. 49. 53.

Die heilige Schrift ist voll von Ankündigungen der Zukunft des HErrn und Seines Tages. Die heiligen Seher der alten Zeit haben Ihn im Geiste geschaut; sie sahen Ihn kommen und redeten von Ihm, als stünde Er schon vor ihren Augen. Sie sahen Ihn kommen in Niedrigkeit, sie sahen Ihn kommen in Herrlichkeit. In vielen Fällen sind beide prophetische Anschauungen mit einander verschmolzen. Darum hat schon Justinus der Märtyrer in seinem Gespräch mit dem Juden Tryphon bemerkt, daß die Propheten des alten Bundes die erste und die zweite Erscheinung des Erlösers zusammen in Einem Bilde geschaut haben. Für uns dagegen liegen diese beiden Ereignisse weit auseinander; wir stehen zwischen beiden: die erste Erscheinung des HErrn liegt hinter uns in der Vergangenheit, die zweite liegt vor uns in der Zukunft. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit anderen Prophetieen. So wenn Christus selbst, der große Prophet, das Gericht über das abtrünnige Jerusalem am Ende der mosaischen Haushaltung und das Gericht über die untreuen christlichen Völker am Ende der neutestamentlichen Haushaltung in Einer Weissagung zusammenfaßt. Matth. 24. In der Erfüllung tritt beides auseinander. Diese Eigenschaft der biblischen Weissagung überhaupt erläutert Zeller sehr schön, zu den Worten Maleachis vom kommenden Tage des HErrn: „Wer wird den Tag Seiner Zukunft erleiden mögen!" u. s. f. Mal. 3, 1 ff.

„Der Prophet siehet das Kommen des HErrn; aber er siehet es perspektivisch als Fernsicht, wie wir eine Fernsicht eines großen Gebirges von einer gewissen Höhe herab uns gegenüber sehen. Da sehen wir das große Gebirg als Ein Ganzes; wir sehen die Reihe der Vorberge, hinter ihnen die Reihe der Mittelberge, endlich die große Kette der Hochgebirge; aber die Zwischenräume und Thäler, welche die drei Bergreihen von einander scheiden, können wir nicht sehen, sondern es erscheinet uns Alles vor unserm Blicke als Eine große majestätische Gebirgsansicht. So auch dem Propheten. Er unterscheidet nicht die Zeiten und Zwischenräume der ersten und zweiten Zukunft des HErrn, sondern er siehet nur Eine große, erhabene Zukunft vor seinem Seherblicke. Wir aber, die wir bereits die erste Zukunft des HErrn in seiner niedrigen Knechtesgestalt hinter uns haben, und auf sie als auf eine große Vergangenheit von mehr als 1800

Jahren zurückschauen können, wir haben nur noch die zweite Zukunft des HErrn vor uns, seine Zukunft als Bräutigam und seine Zukunft als Weltrichter, und können nicht ermessen, wie viel Zeiträume noch vor und zwischen dieser großen Doppel-Zukunft verborgen liegen." M. Bl. 1847, S. 73.

Lange Zeit hindurch ist auch von gläubigen Theologen das tausendjährige Reich übersehen worden. Sie bemerkten nicht den Unterschied zwischen der ersten Auferstehung am Anfang und der allgemeinen Auferstehung am Ende des tausendjährigen Reichs. Sie hielten das Gericht, welches der Aufrichtung des Reiches Christi auf Erden vorausgehen muß, und das große Weltgericht, welches erst tausend Jahre später erfolgen wird, für ein und dasselbe. So meinten sie denn, die Christenheit habe überhaupt nichts zu erwarten als das Ende der Welt, das letzte Gericht, welches man natürlicher Weise sich ferne gerückt dachte, weil damit alle Geschichte aufhört, und doch muß laut dem prophetischen Wort vorher noch sehr Vieles und Großes geschehen.

Als seit Spener's Zeiten ein helleres prophetisches Licht der evangelischen Christenheit aufging, verbreitete sich unter den Gläubigen jene bessere Erkenntniß und jene schriftmäßige Hoffnung, die sich schon bei den ältesten Lehrern der Kirche fand und nur lange Zeiten hindurch in Vergessenheit gerathen war. Die Hoffnung auf das baldige Kommen des HErrn zur Erlösung der Seinigen und die Erwartung Seines Friedensreiches auf Erden wurde neu belebt. In dieser Hoffnung und Erwartung stand auch Zeller; er lebte und webte darin.

Da wir den Ereignissen nun schon so nahe gerückt sind, ist es leicht verständlich, daß uns jetzt gegeben wird die kommenden Dinge deutlicher als früher zu unterscheiden. Das zwanzigste Kapitel der Offenbarung ist uns licht geworden, und wir vermengen nicht mehr, was am Anfang und was zum Schlusse des tausendjährigen Reiches geschehen soll. Noch mehr, es wird uns gegeben, die einzelnen Momente zu unterscheiden auch in dem Ereigniß, das jetzt bevorsteht, in der Zukunft des HErrn zur Aufrichtung Seines Reiches. Da nehmen wir ein Zweifaches wahr, denn die Zukunft des HErrn, auf die wir uns bereit zu halten haben, wird uns bald als die Erlösung derer, die Ihm angehören, bald als die Bestrafung und Unschädlichmachung aller, die sich Ihm widersetzen, beschrieben. Sie ist zugleich die große Errettung und das große Strafgericht. In diesem zwie-

fachen Lichte wird sie durch die Propheten des alten Bundes und auch in den eignen Worten unsres Heilandes geschildert.

Dieses entging auch unserm Zeller nicht. Er unterschied deswegen das heimholende und das schlußgerichtliche Kommen des HErrn, Sein Kommen als Bräutigam und Sein Kommen als Richter. Hier ist von der größten Wichtigkeit das prophetische Gleichniß von den zehn Jungfrauen. In diesem wird uns die Wiederkunft des HErrn als ein unaussprechlich freudiges Ereigniß beschrieben. Es ist die Ankunft des Bräutigams, der sich einfindet, um seine Verlobte aus ihrem bisherigen Wohnort abzuholen und mit ihr im Hause seines Vaters das freudenreiche Hochzeitfest zu feiern. Ihre Gespielinnen, die Brautjungfrauen, sollen dem Bräutigam entgegengehen. Auch sie sind zu diesem Feste geladen; die, welche Er bereit findet, nimmt Er mit und giebt ihnen Antheil an der Freude Seines Reichs. Dies also ist das heimholende Kommen des HErrn.

Aber wie hat man es sich zu denken? Eine Zeit lang neigte sich Zeller noch zu der irrthümlichen Auslegung hin, die bei den Evangelischen lange üblich gewesen ist und sich zum Beispiel bei John Wesley findet: er verstand darunter das selige Sterben der Gläubigen. Auf dieses bezog er die Worte des HErrn (Johannes 14, 3): „Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid wo ich bin.“ Dies wäre also ein heimholendes Wiederkommen des HErrn, „welches sich vielmal wiederholt und gleichsam fortwährend, immer wieder auf's Neue bei dem Sterben der Seinen geschieht.“ M. Bl. 1841, S. 85.

Aber Zeller selbst fühlte das Unbefriedigende dieser Erklärung. Nach und nach empfing er helleres Licht, und als er 1847 eine sorgfältige Auslegung jenes Gleichnisses ausarbeitete, da trug er die Erklärung vor, welche sich durch ihre Uebereinstimmung mit den Grundgedanken der heiligen Schrift als die allein richtige empfiehlt.

„Diese Erweckung,“ sagt er, „dieses Aufstehen der Jungfrauen scheinet vielmehr auf dasjenige zu deuten, wovon der Apostel Paulus (1 Thessal. 4, 13—18) redet, wo er einen Aufschluß giebt über die Zukunft des HErrn und über diejenigen Thessalonicher und andre Gläubige, welche vor solcher Zukunft früher entschlafen waren und dieselbe nicht mehr erlebt hatten, und deswegen von den damaligen Thessalonichern bedauert wurden. Er offenbart ihnen, daß der HErr dannzumal die früher selig entschlafenen Gläubigen, die Todten in Christo, zuerst auferwecken und mit Ihm führen werde bei diesem Seinen Kommen, und setzet dann hinzu,

daß diejenigen Christen, die alsdann, wenn der HErr kommt, noch leben und übrig sein werden, ohne den früher Entschlafenen und zuerst Auferstandenen zuvorzukommen, welche vielmehr vom HErrn als Erstlinge der Auferstehung werden mitgebracht werden, erst darnach und alsdann bei der 1 Kor. 15, 51—52 beschriebenen Verwandlung, zugleich mit jenen dem ankommenden HErrn entgegengerückt würden werden in den Wolken in die Luft, um alsdann alle Zeit bei dem HErrn zu sein. Zu solchen übrig gebliebenen, die Ankunft des HErrn überlebenden Seelen und Vereinen scheinen die zehn Jungfrauen zu gehören und das wird der Ausruf: Gehet aus! Ihm entgegen! zu bedeuten haben. Der Ausdruck: übrig bleiben, möchte ein Wink sein, daß sie von dem großen Abfall und der antichristlichen Verfolgung entronnen und übrig geblieben seien und so die Ankunft des HErrn erleben können. Aber leider wird es noch im entscheidenden Zeitpunkte unter diesen übrig Gebliebenen eine Scheidung geben, und sich erst dann offenbaren, daß nicht alle bis ans Ende die hochnöthige Glaubenskraft genugsam behalten und bewahret haben." M. Bl. 1847, S. 77.

Dies also ist die Hoffnung, welche den Gläubigen leuchtet in dem Dunkel der letzten Zeit, und wo man diese Hoffnung lebendig erfaßt, da ist der Morgenstern in den Herzen aufgegangen. Dieses heimholende Kommen des HErrn ist die Errettung Seiner Gläubigen, ihre Bewahrung vor dem Verderben und dem Gericht der letzten Zeit, wie der HErr selbst gesagt hat, nachdem Er von den Gefahren und Schrecknissen der letzten Tage gesprochen: „So seid nun wachend allezeit und betet, daß ihr gewürdigt werdet zu entfliehen diesem Allen, das geschehen soll, und gestellt zu werden vor des Menschen Sohn." Luk. 21, 36.

Denn wenn die Gerichte Gottes drohen, so weiß der HErr die, welche Ihn fürchten und auf Ihn vertrauen, zu behüten. Dies sieht man in den vorbildlichen Geschichten; so war es einst, und so wird es auch sein bei der Zukunft des HErrn: „Es darf die Sündfluth nicht kommen, es sei denn bereits eine Arche gebaut für die zu Rettenden; und Sodom und Gomorrha darf nicht verbrennen und mit dem Wasser des todten Meeres bedeckt werden, es sei denn ein Zoar vorhanden, das geeignet ist die zu rettenden Flüchtlinge aufzunehmen und zu bergen." M. Bl. 1849, S. 4.

Es ist eine in Würtemberg verbreitete Idee, daß ein Bergungsort auf Erden den Glaubigen bereitet und angewiesen werde, wo sie während

der Herrschaft des Antichrists und des Gerichts über denselben sicher wohnen können. Jung-Stilling hatte in seinem „Heimweh" auf den Orient, und zwar auf das innere Asien, Frau von Krüdener hatte auf den Kaukasus und das südliche Rußland hingewiesen, und wirklich wanderten um das Jahr 1820 Schaaren von Gläubigen aus Würtemberg und dem bayrischen Schwaben nach dem südlichen Rußland aus, in der Hoffnung, dort die Bewahrung zu finden. In Kornthal richtete man längst die Augen auf Palästina und erwartete, dort würde die große Errettung stattfinden. Kanaan sei das einzige Land, das Verheißung hat. Ein alter würtembergischer Schullehrer schrieb 1832 über dieses Anliegen seines Herzens an Zeller, und dieser gab ihm seine Ansicht über den Bergungsort deutlich zu erkennen. „Von einem irdischen Bergungsorte, dahin man hienieden fliehen könnte, weiß ich bis jetzt nichts. Lieber will ich Euch mit diesem offnen Geständniß entgegenkommen, als Gefahr laufen, Euch und Eure Freunde irre zu leiten. Giebt es doch der Irrthümer und Irreleitungen schon genug! Wohin wollet Ihr oder Eure Freunde vor dem Antichristenthum, das überall sich zeigt, Euch flüchten? Wo wird der Bergungsort sein? Wann wird es Zeit sein zu fliehen? In Christo ist man allein sicher; wer aber nur äußerlich bei Christo, neben Christo, wer Ihm sogar entgegensteht, der ist nirgends sicher, er mag auswandern und hinziehen, wohin er will; er kann allenthalben verloren gehen. Ist aber jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur. Diese gilt allein vor Gott; äußerliche Zeichen und Unterschiede helfen nichts. Ist jemand in Christo, so ist er fest gegründet und hat das Siegel Gottes und wird bewahrt wie ein Siegelring und wie ein Augapfel, und selbst der Tod muß ihn wieder herausgeben, weil Christi Geist in ihm ist."

„Alles vermeintliche Ausgehen aus Babel hilft nichts, wenn man das ärgste Babel, nämlich erkannte und bestrafte (durch den Geist Gottes gerügte) Sünden in sich behält. Abtreten von der Ungerechtigkeit, sobald sie erkannt und bestraft wird, und zwar an dem Ort, wo ein Jeder steht, und in der Zeit, da man des HErrn Stimme hört, das ist jetzt das allgemein Nöthige, Wichtige und Unerläßliche für Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Alte und Junge." M. Bl. 1832, S. 45—47.

Das Kommen des HErrn ist zuvörderst ein heimholendes und dann ein gerichtliches. Allerdings hebt das Gericht auf eine für die meisten unmerkliche Weise jetzt schon an. Dann aber wird es hinausgeführt werden zum Siege. Die große Trübsal und die große Stunde der Ver-

suchung steht jetzt bevor. Stufenweise wird die Trübsal und wird das Gericht fortschreiten. So gehen die Gerichte neben der Errettung her. An welchem Punkte aber die Errettung, d. h. das heimholende Kommen des HErrn ins Mittel treten wird, dieß ist das eigentliche Geheimniß; dieß ist dem menschlichen Auge verborgen, so sehr, daß der HErr sogar zu Seinen vertrautesten Jüngern sagen mußte: „Des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet." Luk. 12, 40.

So ist denn unsre Aufgabe, bereit zu sein und entgegenzukommen zu der Auferstehung aus den Todten, Antheil zu haben an der ersten Auferstehung oder an der Verwandlung, und dann den HErrn zu sehen wie Er ist und bei Ihm sein zu dürfen allezeit. Dieß ist das Kleinod, welches die himmlische Berufung uns vorhält.

Hier ist nun eine eigenthümliche Ansicht Zeller's über die erste Auferstehung zu erwähnen und zu prüfen. Er hielt dafür, sie habe schon begonnen; ein Theil der Auserwählten sei schon dazu gelangt. Er stand mit dieser Ansicht keineswegs allein; sie findet sich bei Oetinger und andern Theosophen, bei Michael Hahn und seinen Anhängern. Auch David Spleiß hatte diese Ueberzeugung; er erzählte von Gräbern und Särgen gottselig Verstorbener, die leer gefunden worden sein sollen. „David Spleiß von Stokar" S. 201. 202. In einem Briefe an Schubert erwähnt Spleiß einen Todtengräber, der durch solche erstaunliche Vorkommnisse zum Glauben erweckt worden sei. Nach dieser Vorstellung gelangt ein jeder einzelne Christ, je nach dem Grade der Heiligung, den er hienieden erreicht hat, früher oder später zur Auferstehung, ähnlich wie an einem fruchttragenden Baum jeder einzelne Apfel, sobald er die volle Reife erlangt hat, einer nach dem andern abfällt.

Da nach der Offenbarung Johannis die zur ersten Auferstehung Gelangten „Priester Gottes und Christi" sein und mit Ihm regieren sollen auf Erden, so verband sich mit jener Annahme ganz folgerichtig die Vorstellung, daß die schon jetzt zur Auferstehung Gelangten bereits mit Christo regieren, daß sie als eine unsichtbare Kirchenregierung die Segnungen des HErrn für Seine auf Erden streitende Kirche vermitteln. Folgende Stellen lassen keinen Zweifel darüber, daß Zeller diese Ueberzeugung hegte.

„Die wahre Kirchenregierung ist im Himmel, und besteht unter den Augen und der Leitung des HErrn selbst aus den edelsten, geprüftesten, standhaftesten, geläutertsten und bewährtesten Menschen unsers Geschlechtes,

die zur ersten Auferstehung gelangt sind, und daher eben so leicht in die äußere, wie in die innere Welt wirken können. Daß wir diese seligen und heiligen Kirchenregenten nicht sehen, thut nichts zur Sache; sehen wir ja auch unser majestätisches Oberhaupt nicht, und siehe, es ist doch alle Tage bei uns bis an der Welt Ende, und bleibet der Vorstand aller jener wahrhaft königlichen und priesterlichen Diener. Wir wollen es aber dem krassen, stumpfsinnigen Materialismus (Fleischessinn) überlassen zu läugnen, was er nicht sieht, als wäre es nicht. Die ganze Hierarchie der Kirche ist also am sichersten, für alles Böse unzugänglichsten Orte der Welt, und unsere sichtbaren Kirchendiener, hohe und niedere, tüchtige und untüchtige, gute und böse sind nur die schwachen, äußern und sehr untergeordneten Werkzeuge derselben. Siehet es schlimm aus unter diesen, oder steht es noch schlimmer mit der Herde: so bedarf es nur eines frischen, verstärkten, auf ergangene Fürbitten sich ergießenden Einflusses aus dem Allerheiligsten durch die unsichtbare Hierarchie, welche nach und nach aus allen Nationen und Geschlechtern gesammelt wird, und es entsteht wieder eine neue Geistesausgießung, eine neue Erweckung, Rechtfertigung und Heiligung in einer oder mehreren Gegenden der untern, äußern und sichtbaren Kirche auf Erden.“ M. Bl. 1837, S. 4.

„Solche hohenpriesterliche Wirkungen des HErrn, unter welchen die Fürbitte, die Fürsprache und der hohenpriesterliche heilige Segen Jesu nicht vergessen und übersehen werden dürfen, gehen von dem heiligen Tempel Gottes und von dem himmlischen Gnaden-Stuhle aus, und gehen durch die unsichtbare Handreichung der obern Gemeinde, die deßwegen aller Kinder Gottes Mutter ist, von welcher unsichtbaren Kirche die sichtbaren Gemeinglieder auf Erden nur die äußerlichen Werkzeuge sind.“ M. Bl. 1839, S. 8.

Jene Schnitter, die der HErr senden wird, zur Zeit der Erndte, um den Waizen in Seine Scheuern zu sammeln, Matth. 13, 30. sind nach Zeller auferstandene Menschen. M. Bl. 1850, S. 30. 31.

Fragen wir nach dem Schriftbeweis, so glaubt man ihn in jener geheimnißvollen Stelle Matth. 27, 51—53 zu finden. Als bei dem Tode des HErrn die Erde erbebte, die Felsen zerrissen und die Gräber sich aufthaten, „da wurden aufgeweckt viele Leiber der Heiligen und sie gingen aus den Gräbern nach seiner Auferweckung und gingen in die heilige Stadt und erschienen Vielen.“ Deßhalb, meint Zeller, sei es wohl möglich, ohne Irrlehre sich die Vermuthung zu erlauben, die Apostel und

andere der auserwählten Jünger und Erstlinge Jesu könnten früher auferstanden sein als es sich manche denken. M. Bl. 1839, S. 68. 69.

Allein man darf nicht übersehen, daß jene Auferstandenen des Ostersonntags Gerechte aus den Zeiten des alten Bundes waren, denn andere entschlafene Heilige als die alttestamentlichen gab es damals noch nicht. Diese hatten schon lange auf die erste Ankunft des HErrn gewartet. Diesen ist Er nach der Ansicht der alten christlichen Kirche bei Seinem Hinabsteigen in das Todtenreich als Erlöser und Lebensspender erschienen. Auch Zeller hielt hieran fest, daß der HErr bei Seinem Gang in das Todtenreich den Seelen der Gerechten erschienen ist, die auf Ihn harrten und sich nun Seiner Erscheinung freuten. („Das Evangelium in der Todtenwelt.“ M. Bl. 1854, S. 27. 28.) Als der HErr selbst auferstand, da wurden viele von diesen gewürdigt mit Ihm aufzustehen und in's Leben einzugehen. Es sind die Erstlinge aus der Haushaltung des alten Bundes, welche damals ihren Lohn empfingen. Aus diesem allen folgt nun mit nichten, daß innerhalb der Haushaltung des neuen Bundes und während ihres Verlaufes ein Theil der Gläubigen schon vor der Wiederkunft des HErrn und zwar einzeln, nach einander, je nach ihrer persönlichen Geistesreife auferstehen. Im Gegentheil spricht jenes wunderbare Ereigniß eher dafür, daß, wie jene aus dem alten Bunde warten mußten bis auf die erste Ankunft des HErrn, die der Gegenstand ihrer Hoffnung und Sehnsucht war, so auch die Gläubigen des neuen Bundes mit ihrer Auferstehung und dem Eingang in die Herrlichkeit warten müssen bis auf die Wiederkunft des HErrn, auf welche wir mit unserer Hoffnung und Sehnsucht gewiesen sind. Wirklich ist dies die deutliche Lehre der Schrift, indem der Apostel in seiner grundlegenden Belehrung über die Auferstehung — 1. Corinth. 15, 22—24 — sagt: „Wie sie in Adam alle sterben, so werden sie auch in Christo alle lebendig gemacht werden; ein Jeglicher aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus; darnach, die Christo angehören, bei Seiner Zukunft; darnach das Ende“ — nämlich die allgemeine Auferstehung. Hier, wo der Apostel die erste Auferstehung von der späteren allgemeinen Aufhebung des adamischen Todes deutlich unterscheidet, läßt er jene nicht nach und nach an den einzelnen Gläubigen zwischen der ersten und zweiten Ankunft Christo geschehen; sondern die, welche Christo als lebendige Glieder Seines Leibes angehören, werden mit einander zur freudenreichen Auferstehung des Lebens gelangen, bei der Wiederkunft des HErrn; nicht später, nicht

die zur ersten Auferstehung gelangt sind, und daher eben so leicht in die äußere, wie in die innere Welt wirken können. Daß wir diese seligen und heiligen Kirchenregenten nicht sehen, thut nichts zur Sache; sehen wir ja auch unser majestätisches Oberhaupt nicht, und siehe, es ist doch alle Tage bei uns bis an der Welt Ende, und bleibet der Vorstand aller jener wahrhaft königlichen und priesterlichen Diener. Wir wollen es aber dem krassen, stumpfsinnigen Materialismus (Fleischessinn) überlassen zu läugnen, was er nicht sieht, als wäre es nicht. Die ganze Hierarchie der Kirche ist also am sichersten, für alles Böse unzugänglichsten Orte der Welt, und unsere sichtbaren Kirchendiener, hohe und niedere, tüchtige und untüchtige, gute und böse sind nur die schwachen, äußern und sehr untergeordneten Werkzeuge derselben. Siehet es schlimm aus unter diesen, oder steht es noch schlimmer mit der Herde: so bedarf es nur eines frischen, verstärkten, auf ergangene Fürbitten sich ergießenden Einflusses aus dem Allerheiligsten durch die unsichtbare Hierarchie, welche nach und nach aus allen Nationen und Geschlechtern gesammelt wird, und es entsteht wieder eine neue Geistesausgießung, eine neue Erweckung, Rechtfertigung und Heiligung in einer oder mehreren Gegenden der untern, äußern und sichtbaren Kirche auf Erden." M. Bl. 1837, S. 4.

„Solche hohenpriesterliche Wirkungen des HErrn, unter welchen die Fürbitte, die Fürsprache und der hohenpriesterliche heilige Segen Jesu nicht vergessen und übersehen werden dürfen, gehen von dem heiligen Tempel Gottes und von dem himmlischen Gnaden-Stuhle aus, und gehen durch die unsichtbare Handreichung der obern Gemeinde, die deßwegen aller Kinder Gottes Mutter ist, von welcher unsichtbaren Kirche die sichtbaren Gemeinglieder auf Erden nur die äußerlichen Werkzeuge sind." M. Bl. 1839, S. 8.

Jene Schnitter, die der HErr senden wird, zur Zeit der Erndte, um den Waizen in Seine Scheuern zu sammeln, Matth. 13, 30. sind nach Zeller auferstandene Menschen. M. Bl. 1850, S. 30. 31.

Fragen wir nach dem Schriftbeweis, so glaubt man ihn in jener geheimnißvollen Stelle Matth. 27, 51—53 zu finden. Als bei dem Tode des HErrn die Erde erbebte, die Felsen zerrissen und die Gräber sich aufthaten, „da wurden aufgeweckt viele Leiber der Heiligen und sie gingen aus den Gräbern nach seiner Auferweckung und gingen in die heilige Stadt und erschienen Vielen." Deßhalb, meint Zeller, sei es wohl möglich, ohne Irrlehre sich die Vermuthung zu erlauben, die Apostel und

andere der auserwählten Jünger und Erstlinge Jesu könnten früher auferstanden sein als es sich manche denken. M. Bl. 1839, S. 68. 69.

Allein man darf nicht übersehen, daß jene Auferstandenen des Ostersonntags Gerechte aus den Zeiten des alten Bundes waren, denn andere entschlafene Heilige als die alttestamentlichen gab es damals noch nicht. Diese hatten schon lange auf die erste Ankunft des HErrn gewartet. Diesen ist Er nach der Ansicht der alten christlichen Kirche bei Seinem Hinabsteigen in das Todtenreich als Erlöser und Lebensspender erschienen. Auch Zeller hielt hieran fest, daß der HErr bei Seinem Gang in das Todtenreich den Seelen der Gerechten erschienen ist, die auf Ihn harrten und sich nun Seiner Erscheinung freuten. („Das Evangelium in der Todtenwelt.“ M. Bl. 1854, S. 27. 28.) Als der HErr selbst auferstand, da wurden viele von diesen gewürdigt mit Ihm aufzustehen und in's Leben einzugehen. Es sind die Erstlinge aus der Haushaltung des alten Bundes, welche damals ihren Lohn empfingen. Aus diesem allen folgt nun mit nichten, daß innerhalb der Haushaltung des neuen Bundes und während ihres Verlaufes ein Theil der Gläubigen schon vor der Wiederkunft des HErrn und zwar einzeln, nach einander, je nach ihrer persönlichen Geistesreife auferstehen. Im Gegentheil spricht jenes wunderbare Ereigniß eher dafür, daß, wie jene aus dem alten Bunde warten mußten bis auf die erste Ankunft des HErrn, die der Gegenstand ihrer Hoffnung und Sehnsucht war, so auch die Gläubigen des neuen Bundes mit ihrer Auferstehung und dem Eingang in die Herrlichkeit warten müssen bis auf die Wiederkunft des HErrn, auf welche wir mit unserer Hoffnung und Sehnsucht gewiesen sind. Wirklich ist dies die deutliche Lehre der Schrift, indem der Apostel in seiner grundlegenden Belehrung über die Auferstehung — 1. Corinth. 15, 22—24 — sagt: „Wie sie in Adam alle sterben, so werden sie auch in Christo alle lebendig gemacht werden; ein Jeglicher aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus; darnach, die Christo angehören, bei Seiner Zukunft; darnach das Ende“ — nämlich die allgemeine Auferstehung. Hier, wo der Apostel die erste Auferstehung von der späteren allgemeinen Aufhebung des adamischen Todes deutlich unterscheidet, läßt er jene nicht nach und nach an den einzelnen Gläubigen zwischen der ersten und zweiten Ankunft Christo geschehen; sondern die, welche Christo als lebendige Glieder Seines Leibes angehören, werden mit einander zur freudenreichen Auferstehung des Lebens gelangen, bei der Wiederkunft des HErrn; nicht später, nicht

früher. Zur weiteren Bestätigung dienen die andern Stellen, worin der Apostel Paulus von diesem Gegenstand redet. 1. Corinth. 15, 52. 1. Thessal. 4, 16.

Die Theosophen, welche eine successive Auferstehung der Einzelnen glauben, haben das Geheimniß der Einheit des Leibes Christi nicht recht gefaßt. Da erreicht nach ihrer Meinung ein jeder Einzelne das Ziel der Vollendung für sich, unabhängig von den Andern. Aber so ist es in Wirklichkeit nicht. Im Gegentheil, es müssen die früher Entschlafenen in Christo warten auf ihre Mitbrüder, die auch noch vollendet werden sollen, gleichwie sie. Offenb. 6, V. 11.

Wenn die Zahl der Auserwählten, die zu Gliedern des mystischen Leibes Christi und zu Erben der Herrlichkeit bestimmt sind, voll ist, dann wird die Vollendung für sie alle zumal eintreten. Die Krönung der Gemeinde Christi wird erfolgen, wie sie Paulus beschreibt: „Hinfort ist mir aufbewahrt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der HErr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage, nicht aber mir allein sondern auch allen, die Seine Erscheinung lieb haben.“ 2. Tim. 4, 8. Jener Tag ist nicht der Todestag der Einzelnen, es ist, wie Paulus zu verstehen giebt, der ersehnte Tag der Erscheinung des HErrn, und die Krone, die über dem Haupte der Gerechten blühen wird, ist die Verklärung des Leibes zur Unsterblichkeit, die Verwandlung in die Aehnlichkeit mit Christo. Diese Krone wird Paulus, diese Krone werden alle Heiligen Gottes aus der Hand des HErrn empfangen „an jenem Tage,“ und nicht vorher.

Jener nichtbiblische Satz von der successiven Auferstehung hat eine bedeutende Tragweite. Sind die bewährtesten Jünger Jesu schon auferstanden und spenden sie uns aus dem himmlischen Heiligthum die Segenskräfte, durch welche die streitende Kirche auf Erden erquickt und belebt wird, so ist damit zugleich dieß gesagt, daß durch die Fürbitte dieser Vorangegangenen für uns, die wir noch im Kampfe stehen, uns der Schutz und die Hülfe des HErrn zugewendet wird. Zeller selbst, als er die schwere Frage behandelte: Wer soll für die in Unwissenheit verstorbenen Menschen beten? gab die Antwort: „Diejenigen seligen Jünger Jesu, welche zu den Genossen der ersten Auferstehung gehören, welche gleich mit dem Sterben und Auferstehen unseres HErrn angefangen hat, die können am besten für die Rettungsfähigen in beiden Welten beten und sich ihrer annehmen; denn sie kennen sie und wissen, wie es mit ihnen steht und was sie bedürfen. Darum sollen und dürfen sie es und thun

es auch als vollendete Priester Gottes und Christi." M. Bl. 1856, S. 37.

Richtig und schriftgemäß ist hier die Voraussetzung, daß die noch nicht Auferstandenen, vielmehr auf ihre Vollendung noch Harrenden, auch noch nicht das priesterliche Amt der Fürbitte und Segenspendung ausüben können. Nimmt man aber an, es sei ein Theil der Heiligen schon auferstanden und zu einem priesterlichen und königlichen Wirken erhoben, so wird die Folgerung schwer abzuweisen sein, daß uns, die wir noch im Streite stehen, gestattet sei, jene um ihre Fürbitte zu ersuchen. Zeller selbst hätte gewiß diese Folgerung abgewiesen; vielleicht hätte er aber gerade an ihr erkannt, daß seine Voraussetzung nicht richtig war.

Wir kehren zurück zur Betrachtung der Ereignisse der letzten Zeit, d. h. der Dinge, die am Schluß der jetzigen Haushaltung und beim Uebergang in das tausendjährige Reich, laut dem prophetischen Worte, geschehen sollen. Neben der Bewahrung, Errettung und Vollendung derer, die Christo angehören, gehen einher die göttlichen Gerichte über die Abtrünnigen und Bundbrüchigen. Der Abfall der letzten Zeit findet sich auf dem Boden der Christenheit; hier steigert er sich von Stufe zu Stufe und verkörpert sich in verschiedenen gleichzeitigen Gestalten. Das Wachsen des Unkrauts auf dem Acker des HErrn bis zur Reife, die Entwicklung des Abfalls bis zum völligen Widerchristenthum, dies ist die Nachtseite der Kirchen- und Weltgeschichte, und diese Nachtseite wird uns in der Offenbarung Johannis ebenso deutlich enthüllt wie die Lichtseite, das Reifen des Waizens, die Entwickelung des Reiches Christi bis es zum Siege gelangt und als Reich der Herrlichkeit offenbar wird. Wir haben schon gehört, daß Zeller auf Grund der Offenbarung drei feindliche Mächte auf den Kampfplatz treten sieht, welche durch ein dreifaches Schlußgericht außer Wirksamkeit gesetzt und abgethan werden, um Raum zu machen für das herrliche Königreich Jesu. Man vergleiche den Aufsatz: „Von drei großen Gottesgerichten vor dem Tage des HErrn." M. Bl. 1846, Nr. 5 und 6.

Jene drei finstern Mächte sind nach der Sprache der Offenbarung: Babylon, das wilde Thier und der Drache; nach Zeller's Umschreibung: die kirchliche Weltmacht, der antichristliche Weltstaat und der Geist des Widerchrists.

Die schreckliche Schilderung Babylons ist in der Offenbarung im 17. Kapitel enthalten. Babylon, die große Stadt, ist das Weib, das auf

sieben Bergen sitzt, sie ist die Ehebrecherin, sie ist die Stadt, die das Königreich hat über die Könige der Erde. Die Aehnlichkeit des Bildes mit der alten heidnischen Roma ist unverkennbar in allen seinen Zügen. Die Hauptstadt der Welt, wie sie damals bestand, von Nero bis auf Diocletian, der Ort, wo wie Tacitus sagt, das Grausame und Schändliche, atrocia et pudenda, von allen Enden zusammenfloß, die stolze abgöttische Verfolgerin des Volkes Gottes, nur diese und keine andere konnten in alter Zeit christliche Leser unter der apokalyptischen Babel verstehen. Zeller hat hierüber in einem Aufsatz vom Jahre 1839 gehandelt: „Das Geheimniß Babylons, ihre Kennzeichen und ihr Schlußgericht.“ M. Bl. 1839, Nr. 11.

Was er dort über die Beziehung dieser Prophetie auf Rom sagt, hat seine Richtigkeit. Jene alte Weltherrscherin, ihre Verderbniß und ihr Fall war selbst eine Vorausdarstellung künftiger Ereignisse. So waren ja auch Ninive, Babylon, Tyrus und Jerusalem selbst Vorbilder von Erscheinungen, die in den letzten Tagen der Christenheit hervortreten, und die Weissagungen der alten Propheten über jene Städte des Morgenlandes, wie sie buchstäblich schon erfüllt worden sind, werden abermals und zwar geistlich erfüllt auf dem Boden der Christenheit, gegen Ende der neutestamentlichen Haushaltung. So hat denn auch die Weissagung des heiligen Sehers über das heidnische Rom seinen mystischen Sinn. Nachdem das alte Heidenthum gefallen war, nachdem an der Stelle des heidnischen Römerreichs ein christliches Weltreich sich erhoben hatte, entstanden die gefährlichsten Entartungen in der Kirche. Mit der Welt vermengt, mit Aberglauben befleckt, durch Habgier, Herrschsucht und Weltlust verderbt, wurde sie aus einer Quelle des Lichts und des Heils eine in mehr als einer Richtung schädliche Anstalt, ein mystisches Babylon. In der Hierarchie verkörperten sich diese Uebel, doch hatten sie nicht in dieser allein ihren Sitz. Im Gegentheil war der ganze Kirchenkörper von babylonischem Sauerteig durchsäuert. Wenn man nun mit Anwendung des apokalyptischen Wortes die Kirche des Mittelalters ein Babylon nennt, so sollte man dabei nicht vergessen, daß in diesem Babylon die heiligen Gefäße des Hauses Gottes aufbewahrt wurden, und daß sich in dieser großen Stadt die Gefangenen Zions, das Volk Gottes, ja alle Kinder Gottes derselbigen Zeit befanden.

Der Mittelpunkt der abendländischen Christenheit, ja gewissermaßen der ganzen Christenheit, war dasselbe Rom, welches einst den Hauptsitz

und das Centrum des heidnischen Weltreichs bildete. Aber nicht an den Ort ist das Babel geknüpft, und die Trennung von Rom bedeutet noch keine Befreiung aus Babylon. Die griechische Kirche und die protestantische sind beide von der römischen Kirche getrennt, und doch sind auch sie mit dem Weltwesen vermengt, die eine durch den Aberglauben, die andere durch den Unglauben verunstaltet. Alle Abtheilungen der Kirche bis herab auf die kleinsten Sekten kranken an babylonischen Gebrechen, während sie andererseits in ihrer Gesammtheit immer noch die christliche Kirche sind, und inmitten dieser Kirche die Heiligthümer Gottes und Seine Kinder sich befinden. Das mystische Wort Babylon bezeichnet ein System, einen Zustand, ein geistiges Unwesen, wovon kein Theil der Christenheit sich frei gehalten hat. Sollten Protestanten sich rein dünken und in stolzem Rühmen ihrer Kirche auf eine andere mit Fingern deuten, so dürfte es wohl genug sein, sie an die Beförderung des Unglaubens durch ein weltliches Kirchenregiment, durch die Consistorien und Universitäten, oder an das protestantische Eherecht und die protestantische Ehescheidungspraxis zu erinnern, denn auch dieses sind babylonische Uebel.

Zeller's Aufsatz über das Geheimniß Babylons ist furchtbar scharf gegen die römische Kirche, denn auf diese und nur auf diese und zwar in unmittelbarer und allzu buchstäblicher Weise deutet er alle einzelnen Züge des abschreckenden prophetischen Bildes. Wohl erklärt sich diese Behandlung des Gegenstandes durch den Vorgang vieler protestantischer Theologen und durch das altwürtembergische Grauen vor dem Pabstthum und vor allem, was eine Erinnerung an das Pabstthum wach ruft, wären es auch an sich unschuldige Gebräuche oder Adiophora. Wir können es nicht verbergen, daß die Deutung, wie sie hier vorgetragen wird, zu unvermittelt und die Beurtheilung zu schroff ist. Die prophetische Sprache, in Lehrschriften angewendet und in's gewöhnliche Leben übertragen, ist dem Mißverstand und dem Mißbrauch ausgesetzt. Soll die prophetische Auslegung rechter Art sein und heilsame Früchte bringen, so muß tief christliche Erkenntniß und ächt christliche Gesinnung vorhanden sein. Wo die Leser oder die Hörer keine Einsicht haben in die Gesammtschuld der Christenheit, kein Gefühl von der Einheit und Zusammengehörigkeit aller Christen vor Gottes Augen, keine göttliche Betrübniß über die Gräuel, die in der großen Stadt verübt werden, da ist es gefährlich, ihnen von Babylon und von dieser oder jener Kirchenpartei als Babylon zu sprechen. Denn überall, wo es an der rechten geistlichen Gesinnung mangelt, wird eine

solche Ausdrucksweise aufgenommen als Freisprechung der eigenen Partei und als eine Ermächtigung zum Abscheu gegen die andere. Gehen wir nicht sehr vorsichtig um mit der Anwendung der apokalyptischen Bilder, so laufen wir Gefahr, jenen wilden Parteigeist wieder aufzuwecken, von welchem vor Zeiten die Bilderstürmer getrieben wurden.

In der Weissagung von Babylon ist die Gesammtkirche gewarnt, und wie wir alle Theil haben an babylonischer Schuld, so müssen wir auch bereit sein, etwas von den Züchtigungen und Plagen, womit die Gesammtschuld heimgesucht wird, auf uns zu nehmen.

Die zweite Gestalt, in der sich der Abfall der letzten Zeit ausprägt, ist jenes wilde Thier im 13. Kapitel der Offenbarung. Ein Reich wird damit bezeichnet, und doch auch wieder ein einzelner Beherrscher dieses Reichs. In dem Reich erkennen wir das vierte der Weltreiche, die in Nebukadnezars Traum abgebildet waren, die Daniel in Gestalt von wilden Thieren eines nach dem andern aus dem Meer aufsteigen sah. Daniel K. 2 und K. 7. In dem Herrscher erkennen wir ebenso bestimmt jenen Menschen der Sünde, den Gesetzlosen, von dessen Zukunft Paulus geredet, den Widerchrist, dessen Auftreten der Apostel Johannes, 1. Joh. 2, 18 angekündigt hat.

Das römische Weltreich spaltete sich in zwei, in das morgenländische und abendländische Reich, das neue und das alte Rom. Dann zerfiel es in mehrere Theile, und am Ende der Geschichte werden zehn Könige neben einander auftreten, die sich vereinigen, die höchste Gewalt dem Antichristen zu übertragen, so daß dieser das gesammte Weltreich wieder zusammenfaßt und die ganze Macht desselben gegen das Reich Christi in den Kampf führt. Dieß alles ist aus Daniel ersichtlich.

In der Offenbarung erkennt man den Unterschied zweier feindlichen Mächte: Babel ist eine geistliche Macht, erfüllt mit Aberglauben, das Thier eine weltliche Macht, vom Unglauben besessen. Beide sieht der heilige Seher mit einander in Kampf gerathen. Das Weib, so stolz es früher war, ist zu schwach gegen die wüthenden Angriffe des Thieres, des Antichrists und seiner Vasallen; sie berauben Babylon, sie fressen ihr Fleisch, und verbrennen sie mit Feuer. Offenb. 17, 12—17.

Dieser Kampf zwischen einer verweltlichten, herabgewürdigten und abergläubischen Kirchenmacht einerseits und einem ungläubigen gottentfremdeten Weltgeist andrerseits ist schon längst im Gange. Die Beraubung Babylons hat schon vor Menschenaltern begonnen und dauert noch fort.

Auch die alte Babel am Euphrat und die alte heidnische Roma ist nicht in einem Augenblick, sondern allmälig versunken und in Staub zerfallen.

Was so eben über den Antichrist gesagt wurde, ist auch Zeller's Auffassung; das Thier oder der Widerchrist verfolgt Babylon, weil noch zu viel Christliches in ihr ist; er wendet zuletzt seinen ganzen Haß gegen alle Bekenner Jesu; er leitet mit Hülfe seines falschen Propheten jene Verführung und jene Verfolgung ein, wodurch die Seelengefahr und die Leibesnoth der dann noch auf Erden vorhandenen Gläubigen, die dem Thier und seinem Bilde die Anbetung verweigern, die höchste Stufe erreichen wird. Offenb. 13, 7—18.

Endlich wird der HErr selbst ins Mittel treten und durch Seine herrliche Erscheinung das Strafgericht über den frechen Thronräuber und seinen ganzen Anhang vollziehen. Der HErr wird kommen mit Seinen verklärten Heiligen, die Er vorher heimgeholt hat, und wird mit ihnen das Reich einnehmen, welches der Vater dem Menschensohn und Seiner Gemeinde beschieden hat. 2 Thessal. 2, 8. Offenb. 19, 11—21.

Der dritte Feind, über den Gericht gehalten werden muß, ist der Drache; nach Zeller's Auslegung der Geist des Widerchrists, Satan selbst, die alte Schlange. Dieser Urheber alles Bösen wird dann mit einer Kette gebunden und auf tausend Jahre in den Abgrund verstoßen, so daß er die Völker nicht mehr verführen kann. Offenb. 20, 1—3.

Ehe wir zur Betrachtung des tausendjährigen Reiches übergehen, ist etwas zu sagen über die Rathschlüsse Gottes, die an den Israeliten und an den Heiden erfüllt werden sollen.

Die Propheten des alten Bundes haben mit wunderbarer Klarheit den jetzigen verfallenen und verblendeten Zustand der Israeliten und ihre dereinstige Bekehrung geweissagt. Ueber beides hat sich Zeller in einem ausgezeichneten Aufsatz: „Die Zukunft Israels“ M. Bl. 1844, Nr. 2, verbreitet. Die Einleitung lautet:

„Die Existenz des Volkes Israel, das unter allen noch vorhandenen Völkern des Erdbodens die älteste geschriebene Geschichte hat, und unter allen das einzige ist, das seine Abstammung bis auf Adam geschichtlich zurückführen kann, ist ein Wunder und ein Räthsel. Israel hat unter allen Weltmonarchieen fortgedauert, hat den Druck aller erfahren, und doch sie alle überlebt. Zerstreut in allen vier Welttheilen, unter allen mög-

lichen Regierungsformen seiner verschiedenen Oberherren, und seit 1800 Jahren aller Selbstherrlichkeit und eigener Obrigkeit beraubet, hat es dennoch seine unbegreifliche Elastizität noch nicht verloren, und seine Nationalität fortdauernd behauptet. So steht es da in der Weltgeschichte, als ein großes Wunder, über welches sich doch die Wenigsten verwundern, und als ein Räthsel, sich selbst und manchen Andern schwer zu lösen. Denn seine Erhaltung ist die Wirkung des göttlichen Willens und eines göttlichen Rathschlusses, dessen Zeuge Israel sein muß in aller Welt. Und wenn diese Erhaltung und sein gegenwärtiger Zustand ein Räthsel ist, so geschieht es deßwegen, weil ihm eine Zukunft blühet, die sowohl ihm selbst, als vielen Tausenden unter allen Völkern unmöglich und unglaublich erscheinet. Und doch ist diese Zukunft aus dem Geiste Gottes nicht nur verheißen, sondern auch seit vielen Jahrhunderten schriftlich aufbehalten, und eben so deutlich verkündigt, als sein bisheriger Zustand deutlich vorhergesagt worden ist. Diese merkwürdige, mehr als 2500 Jahr alte, vielleicht schon vor Roms Erbauung gegebene Weissagung ist seit so vielen Jahrhunderten zu lesen in dem Buche des Propheten Hosea, und lautet also:"

„„Die Kinder Israel werden lange Zeit ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock (Ephod) und ohne Teraphim (Götzenbilder) bleiben. Darnach werden sich die Kinder Israel bekehren, und den HErrn ihren Gott und ihren König David suchen, und werden den HErrn und seine Gnade ehren in der letzten Zeit."" Hosea 3, 4—5.

„Zweierlei Zukunft siehet und verkündigt hier der Prophet dem Volke Israel voraus: 1) eine frühere, 2) eine spätere, beide lange vorher, ehe sie eintreten. Die erstere ist seitdem der noch immer fortdauernde Zustand des Volkes Israel geworden; die andere ist noch nicht eingetreten, und gehört in die letzte Zeit."

Wir suchen nun die Hauptgedanken des Aufsatzes wiederzugeben.

Der gegenwärtige Zustand Israels, seit es seinen Messias verworfen hat, seit die Zerstörung des Tempels und die große Zerstreuung des Volkes erfolgt ist, wird in obigen Worten mit wunderbarer Klarheit beschrieben. Sie haben keinen König und können keinen haben, es fehlt ihnen das Priesterthum, der Altar und das Opfer, denn dies Alles war an die heilige Stätte, die jetzt verwüstet ist, gebunden. Andererseits sind sie aber auch ohne Götzenbilder und halten sich fern von jenen Verirrungen

der groben Abgötterei, in welche ihre Vorfahren so häufig verfielen. Vor ihren Augen hängt jene Decke, von der Paulus 2 Corinth. 3, 14—16 gesprochen hat. „Die verstockende Decke des Talmud, der mit seinen 12 Foliobänden das helle Licht der Propheten und Apostel schon so lange umnachtet hat, verhüllt den Juden, wie eine trübe Regenwolke, das Licht des Tages."

Aber in jenem unbekehrten verblendeten Zustand werden sie nicht bleiben. Moses und alle Propheten haben von einer großen Bekehrung und Erleuchtung Israels am Ende der Tage geweissagt, und der Apostel Paulus hat dieser Hoffnung das Siegel der Bestätigung aufgedrückt. Röm. 11, 24 ff. Die Wiederannahme der Israeliten von Gottes Seite, ihre tiefe und herzliche Reue, wenn sie den Erlöser, den ihre Väter durchstochen haben, sehen und als ihren König und Retter erkennen werden, die Begnadigung des reumüthigen Volks und die Ausgießung des Geistes der Gnade und des Gebets auf dasselbe, wird der wunderbare und ewig preiswürdige Abschluß der Wege Gottes mit Seinem alten Bundesvolke sein. Sacharja 12, 10—14.

Aber nicht nur eine Umwandlung der Herzen und eine Wiederaufnahme zu Gnaden ist diesem Volke verheißen, sondern auch die Wiederbringung in das Land, welches Gott vor alter Zeit dem Abraham und seinem Samen angelobt hat. „Wenn du bis an der Himmel Ende verstoßen wärest, so wird dich doch der HErr dein Gott von dannen sammeln und dich von dannen holen, und wird dich in das Land bringen, das deine Väter besessen haben." So sprach Mose vor seinem Scheiden zu seinem Volk, 5 Mos. 30, 4. 5.; und sind die Flüche, welche dort dem abtrünnigen Israel angekündigt worden, buchstäblich in Erfüllung gegangen, wie könnten, wenn es sich zu seinem Gotte bekehrt, die Segensverheißungen unerfüllt bleiben! Mit unvertilglichen Schriftzügen, mit der größten Bestimmtheit, deren die Sprache fähig ist, steht diese Wiederherstellung Israels in den Büchern der Propheten und in den Psalmen geschrieben. Israel soll als ein Volk, als ein Königreich wieder aufgerichtet werden. Jerusalem soll, wie Christus der HErr selbst deutlich zu verstehen gibt, nicht für immer von den Heiden zertreten werden, sondern nur so lange, „bis die Zeiten der Heiden erfüllt sind." Luk. 21, 24.

Es wurde unserm Zeller gegeben, auch in diesem Punkte dem Worte Gottes völligen Glauben zu schenken. In der Abhandlung: „Sammlung des Volkes Israel und seine Wiederbringung in das verheißene Land,"

M. Bl. 1855, Nr. 10, steht er ein für die Wahrheit und Untrüglichkeit jener Weissagung. „Daß der HErr es thun wird, ist gewiß; aber wie Er es thun werde, ist uns noch nicht geoffenbart. Es wird wohl, wie so vieles, das Gott der HErr verheißen hat, über Bitten und Verstehen geschehen. Zeit, Mittel und Wege sind dem HErrn bekannt, und Er allein wird sie nach dem Rathschlusse Seiner ewigen Liebe und nach der Wahl Seiner rettenden Gnade, nach welcher Ihn Seine Gaben und Berufung nicht gereuen mögen, nicht nur offenbaren, sondern auch anwenden. Dieses erstaunliche Werk wird zu seiner Zeit geschehen, und ein Weltereigniß, in Verbindung mit dem zu errichtenden Gottesstaate und Friedensreiche, werden, desgleichen an weltumfassender Wichtigkeit und segensreicher Wirkung für die ganze Menschheit die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat. Ach was für ein herrliches Missionswerk wird dann in's Leben geführt werden, denn auch die übrigen Heiden um das bekehrte Israel her, „„sollen erfahren, spricht der HErr, daß Ich der HErr bin, der da bauet, was zerrissen ist, und pflanzet, was verheeret war. Ich der HErr sage es und thue es auch."" Hesek. 36, 36—38." M. Bl. 1855, S. 80.

Zeller hielt sich frei von der irrthümlichen Vorstellung, als ob durch die bekehrten Juden die laue Christenheit noch einmal belebt und die abtrünnige wieder zurecht gebracht werden sollte. Gott wird Seine Rathschlüsse mit dem Volke des neuen Bundes, welches wir Christen sind, mit dieser Auswahl aus allen Völkern der Erde, welche die Gemeinde Christi heißt, hinausführen in Gnade und Gericht, in der Läuterung und Vollendung des einen, in der Verwerfung des andern Theiles. Während die Gemeinde Christi in Seine Herrlichkeit aufgenommen, während das Antichristenthum zerstört wird, wird Er Sein besonderes Rettungswerk an dem Volke Israel ausführen.

In dem Friedensreich Christi auf Erden wird während der tausend Jahre noch ein großes Missionswerk unter den Heiden zur Ausführung kommen, unter welchen unsere jetzigen Missionare nur wenig Frucht zu schaffen, nur verhältnißmäßig kleine Gemeinden aufzurichten vermögen. Das wiederhergestellte Israel wird das gesegnete Werkzeug Gottes sein, um die im tausendjährigen Reich noch vorhandenen Heidenvölker zu erleuchten, zu heiligen und zu beseligen. Jesaia 66, 18—24. Röm. 11, 11. 12.

Diese Erwartung, welche Zeller bei manchen Gelegenheiten in freudigem und zuversichtlichem Geiste ausgesprochen hat, wäre unbiblisch und

unbegründet, wenn die gewöhnliche Auslegung der entscheidenden Stelle Römer 11, V. 25. 26. ihre Richtigkeit hätte. „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei, und also das ganze Israel selig werde.“ Denn allzu oft erklärt man die Worte so: bis die Gesammtzahl der heidnischen Völker auf der Erde bekehrt sei; wodurch, wie die Sachen stehen, die Bekehrung Israels, und nicht nur diese, sondern auch die mit ihr Hand in Hand gehende Wiederkunft des HErrn, auf die wir zu hoffen angewiesen sind, in eine ganz unabsehbare Ferne gerückt wäre. Zeller hatte die bessere Einsicht: „Diese Fülle der Heiden ist nach der Ansicht vieler Glaubigen“ (welche Ansicht Zeller als richtig erkennt) „die nur dem Allwissenden bekannte volle Zahl bekehrter und erretteter Seelen aus den heidnischen Nationen, wodurch die Lücke, welche durch Israels Blindheit und Verstockung im Reiche Gottes entstanden ist, wieder ausgefüllt und ergänzt werden soll. Ist dann diese Ergänzung geschehen, welche nur Gott wissen kann, wann sie geschehen wird, dann soll das ganze Israel selig und durch eine höchst erfreuliche Bekehrung wieder eingepfropft werden in den Baum des Reiches Gottes.“ M. Bl. 1859, S. 54.

Diese Vorbedingung kann demnächst erfüllt sein, und die Hoffnung auf das baldige Kommen des HErrn, welche Zeller's Herz erwärmte und beseligte, ist, mögen wir nun auf die Schriftworte oder auf die Zeichen der Zeit blicken, eine wohlbegründete. Wir haben keine Ursache und wir haben keine Erlaubniß zu sagen: wir wollen erst auf die Bekehrung aller Heiden warten, wir wollen erst die Wiederaufrichtung Israels sehen, und dann unsere Häupter erheben, dann erst die Erscheinung des HErrn erwarten; nein, jetzt soll diese Hoffnung uns erleuchten und reinigen, jetzt soll der Blick auf den, der da kommt, uns getrost machen und getreu.

Die Lehre vom tausendjährigen Reich und von der Wiederherstellung Israels ist in alter und neuer Zeit vielen Christen bedenklich erschienen und verdächtig geworden in Folge eines großen Fehlers, von welchem diejenigen, welche sich zu dieser Schriftlehre bekennen, sich nicht frei gehalten haben. Man hat die Hoffnungen der christlichen Gemeinde und die Hoffnungen des jüdischen Volkes, die man wohl unterscheiden sollte, vermengt. Die dem jüdischen Volke gegebenen Verheißungen sind zu einem großen Theil irdischer Art. Als ein heiliges und mit dem Geiste Christi erfülltes Volk sollen die Juden Jerusalem und das Land Canaan be-

sitzen. Sollen auch wir, die wir jetzt an Christum glauben, die wir zu Gliedern Seines Leibes gemacht, die wir zu Seiner Gemeinde gezählt sind, welche den Namen „die Braut des Lammes" trägt, sollen auch wir in Jerusalem wohnen und die Erdengüter Palästinas genießen? Wirklich hat es Christen gegeben, die dieser irrigen Vorstellung huldigten und dadurch Anlaß zur Verwerfung der ganzen Lehre vom tausendjährigen Reich gaben. Diese Vermengung war der Fehler des sogenannten Chiliasmus, und solche Chiliasten, die uns Christen ein irdisches Reich und ein irdisches Erbtheil in Aussicht stellen, werden mit Recht getadelt und zurückgewiesen. Denn uns ist, da wir in Christo sind, ein anderes, ein besseres, ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe aufbehalten im Himmel. 1 Petri 1, 3. 4. Unsere Heimath ist nicht das irdische, sondern das himmlische Jerusalem; Gal. 4, 26. Hebr. 12, 22; unsere Wohnstätte soll nicht Palästina, sondern jene Stätte sein, die uns der HErr seit Seinem Hingang zum Vater im himmlischen Vaterhaus bereitet. Joh. 14, 1. 2. Diese Unterscheidung zwischen der Hoffnung Israels und der Hoffnung der Gemeine Christi hat Zeller im Lichte des Geistes erkannt, ausgesprochen und aufrecht erhalten. Dies wird aus den Schilderungen des Friedensreiches hervorgehen, die er auf Grund des göttlichen Wortes entworfen hat.

In seiner Betrachtung über die Worte des Jesaias und Micha: „Zu der letzten Zeit wird der Berg des Hauses des HErrn höher sein denn alle Berge" — (Jesaia 2, 2. Micha 4, 1) — sagt Zeller folgendes: „Das Himmelreich wird, gleichwie es im Himmel einen geistigen Mittelpunkt, ein himmlisches Zion hat, auf Erden irgendwo ein sichtbares Centrum, einen sichtbaren Hauptsitz haben, von wo die vorherrschende Wirkung und Thätigkeit im göttlichen Segen auf die übrige Menschheit ausgehen wird. Dieser Mittelpunkt wird mit höchster Wahrscheinlichkeit in dem restaurirten Jerusalem zu sehen sein, nicht in einem kreuzfahrerisch restaurirten, mit Waffen- und Heeresmacht wieder hergestellten, sondern in dem evangelisch wiedergeborenen Jerusalem und Canaan. Stutzer, Büchsen und Kanonen, Schwerter, Spieße und Stangen, Volksaufläufe und listige Ränke sind nicht die göttlich erwählten Mittel für diese Siege des Reiches Gottes, auch nicht Menschenweisheit und Kunst, sondern die Geduld und der Glaube der Heiligen, die göttliche Kraft des Evangeliums und die göttliche Thorheit, die da weiser ist, denn die Menschen sind; wenn aber ein Petrus mit dem Schwerte darein schlagen will, so wird

er nicht nur nichts damit gewinnen, sondern durch die traurigste Verlängnung beschämt und gedemüthigt werden. Das göttliche Reich wird durch göttliche Mittel siegen; dann wird es über alle Hügel erhoben werden. Alles was hoch ist auf Erden, und hoch heißet und für hoch gehalten wird auf Erden, kurz alle irdische Höhe wird dann der vorherrschenden Macht und Wirksamkeit des wahrhaft christlichen Geistes untergeordnet ein und sich nicht mehr über sie erheben. Und wie der Geist Jesu Christi und Seines Wortes mehr und mehr die Oberhand gewinnen wird, so wird Er auch alle Lebensverhältnisse mehr und mehr heiligen, segnen und vereinfachen, allen Zwiespalt mehr und mehr versöhnen und die getrennte Menschheit mehr und mehr vereinigen. Das göttlich regenerirte Juda und Jerusalem wird der Vorort einer heiligen Eidgenossenschaft, eines brüderlich verbundenen Staatenbundes des Reiches Gottes sein, wohin alle Heiden laufen werden, nicht nur um die großen Jahresfeste des Reiches Gottes daselbst zu feiern, wie der Muhammedaner nach Mekka, der Katholik nach Rom, der Hindu nach Benares wallt, Wallfahrten, die dann ewiglich aufhören: sondern auch um die höchsten Entscheidungen des göttlichen Rechtes, die höchsten Unterweisungen der göttlichen Wahrheit, die höchsten Segnungen und Weihen der göttlichen Heilsanstalten und Heilsmittel daselbst zu empfangen und zu holen, und im wahren und schönsten Sinne des Wortes erbauet zu werden. Jerusalem wird werden, was es nie recht war, aber heißt und sein sollte, die Hauptstadt des Friedens und ein Bethaus für alle Nationen."

„Also nicht Rom, die sogenannte ewige Roma, hat die göttliche Verheißung, der Mittelpunkt der Einheit, die Hauptstadt der christlichen Welt, der Hauptsitz des göttlichen Friedensreiches und der heiligen, allgemeinen christlichen Kirche zu sein, sondern Jerusalem; nicht Italien, sondern Juda. Dort ist die christliche Kirche geboren und erzogen, dort wird sie auch wiedergeboren und vollendet werden. Nicht nach Westen, sondern nach Osten deuten die Blicke der heiligen Seher. Dies ist es, was Jesaia der Sohn Amoz sah von Juda und Jerusalem." M. Bl. 1839, S. 84.

Das werden die Zeiten der Erquickung sein, welche kommen werden von dem Angesicht des HErrn, wenn Gott der Vater den Menschensohn abermals zu uns senden wird, wie Petrus es den Juden verkündigt hat. Apost.-Gesch. 3, 19—21.

Von dieser Zeit der Erquickung sagt Zeller: „Da wird durch den

Einfluß der Erstlinge der Auferstehung, der auferstandenen Gerechten, der treugebliebenen Ueberwinder und standhaften Blutzeugen eine herrliche und heilige Regierungsmacht in der dannzumaligen Kirche Christi dieselbe leiten, regieren und rein erhalten. Es wird eine besonders heilige und gesegnete Kirchenzeit sein, die unter der Leitung und Regierung solcher Priester Gottes und Christi zu stehen das Glück haben wird. Denn da wird die Kirche Christi durch den Dienst solcher Auferstandenen noch begnadigter und reiner dastehen und gedeihen als die erste Kirche im apostolischen Zeitalter. Vielleicht darf man in dieser Zeit der Erquickung auch erwarten eine großartige wenigstens theilweise Reinigung und Erneuerung der irdischen Schöpfung, eine anfängliche Freiwerdung der Creatur von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Röm. 8, 21. Wenn auch diese Erneuerung und Freiwerdung der Creatur nicht verwechselt werden darf mit der vollkommen durchgeführten Schöpfungserneuerung auf der neuen Erde und unter dem neuen Himmel, so scheint doch ein großes Vorspiel dazu auf Grund des prophetischen Wortes noch in dieser Weltdauer erwartet werden zu dürfen und zu sollen. (Jesaia 11, 1—16. Jesaia 65, 17—25.) Denn wo noch Sünde und Tod ist, da ist noch keine vollkommen neue Erde; wo es aber Knaben von hundert Jahren gibt, da muß die irdische Schöpfung gegen die jetzige Erde sehr bedeutend erneuert sein."

„Endlich wird die Zeit der Erquickung auch eine Zeit der Gebundenheit des Satans und seiner Werkzeuge sein. Welch eine Summe von Elend, Zerstörung, Zerrissenheit, Noth und Verführung wird dann wegfallen, wenn die bisherige vieltausendjährige und vielköpfige dämonische Einwirkung und Verführung wird gebunden sein, und also eine geraume Zeit ganz aufhören muß! Es wird zwar damit fleischliches Verderben und die Sünde im Fleisch auf Erden nicht aufhören, und also keine sündenfreie Zeit gedacht werden dürfen; aber dennoch wird erst durch die lange Gebundenheit des Satans offenbar werden, wie groß, drückend und verbreitet bisher die dämonische Macht des Bösen und der Verführung auf Erden gewesen ist, und wie viel freier die Menschheit in der Zeit der Erquickung athmen und sich bewegen wird, und wie viel erfreulicher, gedeihlicher und ungehinderter alle Anstalten und Kräfte des Reiches Gottes um diese Zeit sich entwickeln und Raum gewinnen werden auf Erden. Da wird auch das größeste Hinderniß wegfallen, das bisher die Erfüllung der Verheißung Jesu aufgehalten hat, nämlich daß Eine Herde und ein

Hirte sein soll. (Joh. 10, 16. Micha 2, 12.)" M. Bl. 1847, S. 36. 37.

Abermal beschreibt Zeller das kommende Reich der Herrlichkeit und zwar im Gegensatz zu den vorangegangenen Weltreichen. Diese wurden von den Sehern der alten Zeit in Gestalt von wilden Thieren geschaut. Das Reich des Friedens kommt, wenn der Menschensohn erscheint, und Ihm, der allein würdig ist, König der Welt zu sein, alle Macht und Gewalt unter dem Himmel übergeben wird. Daniel 7, 1—14. In dem Aufsatz: „Drei große Erwartungen der Christen," sagt Zeller hierüber:

„Wovon das mittelalterliche sogenannte heilige römische Reich ein mißrathenes Zerrbild war, das in seiner letzten Fortsetzung und Gestalt unter seinem letzten Haupte zur entschiedensten antichristlichen Gewalt ausartet, und unter dem Namen des Thieres sein gerechtes Schlußgericht erleidet: davon steht nun in der letzten großen Zeit der Durchführung des Rathschlusses Gottes das Urbild des Königreiches Christi da, als Erfüllung der großen Stimmen im Himmel, welche sprachen: „„Es sind die Reiche der Welt unsers HErrn und seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit!"" (Offenb. 11, 15.) Da geht in Erfüllung das neue Lied der aus allerlei Geschlecht und Sprachen und Volk und Heiden erkauften und auserwählten Aeltesten, die da singen: „„Du hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden Könige sein auf Erden"" (Off. 5, 10.) Da gehet in Erfüllung, was der Prophet Daniel unter dem Bilde des Steins sah, der ohne Hände herabgerissen, das Monarchien-Bild an seine Füße schlug, und ein großer Berg wurde, der die ganze Welt füllte, ein Königreich bildend, das auf kein anderes Volk mehr kommt, einen Gottes-Staat Christi, der alle Weltmonarchie zermalmen und zerstören, er selbst aber ewiglich bleiben wird (Dan. 2, 1—45). Das wird kein Zerrbild eines priesterlichen Weltreiches mehr sein, sondern die priesterlichen Könige, die mit Christo regieren in jener großen Zeit, sind solche, wie sie der heilige Seher gesehen hat: Offenb. 20, 4—6. Der Central-Staat dieses göttlichen Weltreiches wird wahrscheinlich das Königreich Israel sein, das der HErr wieder aufrichten wird, dessen Wiederaufrichtung die Jünger schon nach der Auferstehung des HErrn erwarteten, aber sich in der Zeit irreten, in der Zeit, von welcher der HErr in seiner Antwort auf ihre Frage sagte,

daß sie der Vater seiner Macht vorbehalten habe (Apostg. 1, 6—7)." M. Bl. 1853, S. 47. 48.

So wird denn im tausendjährigen Reich auf Erden ein Gottesstaat bestehen, welcher vom Himmel aus, nämlich von Christus und seiner verklärten Gemeinde regiert werden wird.

„Da soll ein Mustervolk Gottes in Christo durch alle göttlich verordneten Reinigungs- und Heiligungsmittel gründlich bekehrt und gebessert und so vollendet, wie es auf dieser Erde und im Lande der Sterblichkeit möglich ist, und so eingerichtet und organisirt werden, daß es ein gereinigtes Licht und ein Salz, und also auch ein Segen für alle Völker und Nationen und Sprachen auf Erden werden und sein möge, nicht ein gebrechliches Machwerk irgend einer lykurgischen oder solonischen Menschenweisheit, sondern ein Meisterwerk der menschlichen Gottesweisheit des Heilandes Jesu Christi. Es soll ein Musterstaat sein, vollkommen organisirt von Ihm und für Ihn selbst, unter seiner allerweisesten, allerbesten und allerhöchsten Leitung als Prophet, Hoherpriester und König, als die schönste, freiste, glücklichste und beste Monarchie auf Erden, das Vorbild der vollkommensten Theokratie, wie sie einst auf die neue Erde vom Himmel kommen wird. Es wird das freiste und glücklichste Volk sein, das diesen Gottesstaat Christi bewohnen wird; denn es wird fleißig und eifrig sein zu guten Werken. Wo finden wir in der ganzen Weltgeschichte ein Volk, von dem man dieß als von einem ganzen Volk mit Wahrheit sagen kann? Die besten waren und sind diejenigen, unter welchen eine kleine, etwas mehr als gewöhnlich große Minderheit solche Menschen genannt werden konnten, die fleißig waren zu guten Werken. Aber wo ist ein Volk solcher Menschen?"

„Die erste Auferstehung, welche von der allgemeinen wohl unterschieden werden soll, ist eines der großen Mittel zur Sammlung, Bildung, Reinigung und Wiederherstellung eines auserwählten Mustervolkes Gottes und zu dessen Regierung und Leitung im häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Leben, wie auch zu einer geheiligten Missionsthätigkeit, wie noch keine frühere gewesen ist auf Erden. Die Erde wird noch die gegenwärtige, und die neue Erde und der neue Himmel noch nicht bereitet sein. Es werden auch nicht alle Seligverstorbenen zur ersten Auferstehung gelangen; denn es werden noch Viele erst nach jenen tausend Jahren bei der letzten allgemeinen Auferstehung im Buche des Lebens geschrieben gefunden werden, und selig auferstehen. Die Genossen der ersten Aufer-

stehung sind Auserwählte aus allen Seligen, wie der Stamm Levi ein auserwählter Stamm aus allen Stämmen Israels war, ausgesondert zur Führung des Lehramtes, des Priesteramtes und zur Mithülfe bei demselben, und ausgesondert zur Führung des Richteramtes, und daher durch alle zwölf Stämme vertheilt und angesiedelt. Das Reich Gottes in jener tausendjährigen Letztzeit der großen Weltwoche wird noch auf dieser Erde, aber deßwegen keineswegs ein weltliches, sondern ein göttlich wiederhergestelltes und gereinigtes Königreich Jesu Christi sein, in welchem alle göttlich gegebenen Vorbilder, Ordnungen und Verheißungen zur gesegneten und segensreichen Ausführung, Darstellung und Erfüllung gebracht werden. Jener centrale Musterstaat wird sich zum Ganzen dieses Königreiches Jesu verhalten, wie sich Zion und Jerusalem zum übrigen Königreich Israel verhielt. Denn Himmel und Erde dürfen nicht vergehen, bis daß alle Vorbilder und Verheißungen des Reiches Gottes erfüllt sind." M. Bl. 1854, S. 20. 21.

„Das wird eine wahre Hierarchie sein, eine bessere als eine sogenannte Hierarchie sterblicher und sündiger Menschen; da werden nicht sterbliche, sondern auferstandene, nicht sündige und dem Kajaphas und Hannas ähnliche, sondern vollendete und wahrhaft heilige Menschen priesterlich mit Christo regieren in den letzten tausend Jahren unserer irdischen Weltzeit. Das werden die viel tausend Heiligen sein, von denen schon Henoch, der siebente nach Adam, geweissagt hat und gesprochen: Siehe der HErr kommt mit viel tausend Heiligen. Judä 14."

„Noch nie ist ein Weltreich, auch das seit Karl dem Großen gestiftete und sogar heilig und apostolisch genannte Weltreich, ein solches Friedensreich also gewesen, daß die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln gemacht haben, und daß kein Volk wider das andere mehr ein Schwert aufgehoben hätte und daß sie hinfort nicht mehr kriegen lernen. Jesaia 2, 2—4. Das sind Merkmale des geweissagten, aber noch nie gekommenen Königreichs Christi auf dieser Erde. So fehlen sie auch demjenigen Kaiserreiche, das bei seinem Beginn die Worte ausgesprochen hat: Das Kaiserreich ist der Friede, l'Empire c'est la paix." M. Bl. 1854, S. 55.

Blicken wir zurück und suchen wir das Gesagte zusammenzufassen. Zwar erkennen wir auch im Lichte der Weissagung, welches Gott giebt, die zukünftigen Dinge nicht mit Klarheit und Bestimmtheit, wie wir das Gegenwärtige und Irdische wahrnehmen. Wir nehmen sie wahr nur wie

durch ein trübes Glas, und das prophetische Wort behält, so lange wir in dieser Sterblichkeit sind, für uns immer etwas von einem Räthselwort. 1 Corinth. 13, 12. Doch dürfen wir in der Schrift, und auch in der Schilderung des Himmelreichs, welche unser Freund auf Grund der Schrift gegeben hat, die Grundzüge der neuen Ordnung der Dinge erkennen.

Da wird die vollendete und verklärte Gemeinde Christi sein, die mit Ihm, als ihrem Haupte vereinigt, priesterlich und königlich waltet, nicht an die Erde gebunden, wie ja auch Er nicht an die Erde gebunden ist, sondern daheim im Himmel, und sich gestaltend zu einem neuen himmlischen Jerusalem.

Da wird auf Erden wohnen ein Volk, wie noch nie eines gewesen ist, ein Volk von lauter Gerechten, das wiederhergestellte Israel. Das irdische Jerusalem, der Mittelpunkt des Reiches Gottes auf Erden, wird ein Abglanz des himmlischen Jerusalem's und eine Vorhalle des Himmels sein.

Um das Volk Israel her werden weit und breit Völker auf Erden wohnen, die jetzt noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen; dann aber wird ihnen das wahrhaftige Licht aufleuchten. Sie werden das Wort des HErrn von Jerusalem aus empfangen, und sie werden kommen wie Ströme, die von einer unsichtbaren Macht bewegt werden, um in der Stadt Gottes die Wege des HErrn zu lernen.

So wird diese dreifache Abstufung in dem Reich der Himmel entsprechen jenem Vorbilde, das einst hienieden aufgerichtet wurde, als Moses nach einem himmlischen Bilde, das ihm auf dem Berge gezeigt war, die Hütte des Stifts bauete, mit ihrer dreifachen Abtheilung: dem Allerheiligsten, dem Heiligthum und dem Vorhof.

Was nach Ablauf des großen Sabbath, des siebenten Jahrtausend's, zum Abschluß der ganzen geschichtlichen Entwicklung und als Hinüberleitung in den vollendeten und unveränderlichen Stand der Ewigkeit noch geschehen soll, ist in den prophetischen Worten der Offenbarung 20, 7—21, 9 niedergelegt, über welche sich Zeller folgendermaßen ausspricht:

„Nach der gesegneten tausendjährigen Friedens- und Vollendungszeit, erhält der Satan seine letzte Loslassung aus dem Gefängnisse auf eine kurze Zeit. Diese seine letzte Zeit mißbraucht er zur letzten Ver-

führung der ihm zufallenden Weltvölker und beweiset damit vor Gott und aller Welt seine entsetzliche Unverbesserlichkeit, die Verführten aber ihre höchste Undankbarkeit über eine so lange und herrliche Gnaden- und Friedenszeit. Das schauerliche Schlußgericht über den argen Verführer, der nun auf ewig unschädlich gemacht wird, und über die argen Verführten, seine unseligen Werkzeuge, bilden den Schluß des Endes dieser Weltzeit und den Untergang der alten Erde durch Feuer und die allgemeine Auferstehung der Todten und ihr Endurtheil. Offenbarung 20, 7—15."

„Die letzte große Erwartung der Christen ist die Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Diese bezeuget der Apostel Petrus mit den Worten: „„Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet."" (2. Petr. 3, 13.)"

„Diese große Erneurung fasset in sich die herrliche Vollendung des Schöpfungswerkes, des Erlösungswerkes und des Heiligungswerkes. Der erste Himmel, die erste Erde ist nun vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Eine wiedergeborene, auferstandene, unsterbliche Menschheit bewohnet die wiedergeborene Erde. Diese ist nun eine Wohnung Gottes bei den Menschen, und diese bilden eine große vereinigte Familie von lauter Kindern Gottes, Gott mit ihnen und unter ihnen wohnend. Auf der ganzen Erde ist kein Tod mehr, kein Leid mehr, kein Geschrei und Schmerz mehr; alle Thränen von allen Augen sind von Gott selbst abgewischet, die seligen Menschen über alles Leid göttlich getröstet. Denn das Erste ist vergangen, und der auf dem Thron Sitzende spricht: Siehe, Ich mache Alles neu. Der Centralsitz der Herrlichkeit Gottes und des Lammes ist das neue Jerusalem, die große Hauptstadt, von Gott aus dem Himmel herabgekommen, der Mittelpunkt der Herrlichkeit Gottes und der seligsten Gottesverehrung. Und der, der da ist das A und O, der Anfang und das Ende, spricht: „„Wer überwindet, der wird es Alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein."" (Offenb. 21, 1—27.) Ja, Amen! Es ist ewig der Mühe werth, treu zu sein bis an's Ende, uud in allen Kämpfen, die den Christen verordnet sind, zu überwinden." M. Bl. 1853, S. 48.

In der allgemeinen Auferstehung wird der letzte Feind aufgehoben, nämlich der Tod. „Denn wie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden." 1 Cor. 15, 22. 26. Der adamische Tod, der durch der ersten Eltern Sünde über die ganze Mensch-

heit gekommen ist, wird aus der Schöpfung verschwinden; man wird ihn suchen und er wird nicht mehr zu finden sein.

Aber mit dieser allgemeinen Auferstehung ist auch das allgemeine Gericht, das eigentliche Weltgericht, das letzte, das ewige Gericht verbunden. „Die Bücher wurden aufgethan, und die Todten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken.“ Offenb. 20, 12. Der erste Tod ist erloschen; aber ein anderer, zweiter Tod trifft diejenigen, die das andere, das neue Leben aus Christo verderbt und verwirkt haben. Offenb. 20, 14. Dies ist der furchtbare und majestätische Schluß der Offenbarung, die uns in der Schrift über das Ende aller Dinge gegeben ist.

Die seelengefährlichen Lehren von einer endlichen Begnadigung und Beseligung aller gottlosen Menschen, aller bösen Geister und des Teufels waren unserm Zeller nicht unbekannt, aber er hielt sich rein von ihnen, er ließ sich mit nichts der Art ein; es findet sich keine Spur einer Zustimmung zu so etwas in seinen Schriften, denn er beugte sich mit heiliger Furcht und mit kindlichem Glauben unter das unverbrüchliche geschriebene Gotteswort.

Schon oben haben wir gehört, was er von den ewigen Folgen der nicht vergebenen Sünden sagt. Vgl. auch die Seelenlehre S. 103.

Man hat gesucht, die irrige Hoffnung auf eine Wiederbringung aller Dinge an Stellen der Schrift anzuknüpfen: an das Gesetz vom Halljahr, da alle Verschuldeten wieder zu ihrem Erbtheil gelangen sollten (3 Mose 25, 8—13), und an die Worte des Apostels: „Er muß aber herrschen, bis daß Er alle Seine Feinde unter Seine Füße lege. Wenn aber alles Ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn unterthan sein Dem, der Ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei Alles in Allen.“ 1. Corinth. 15, 25—27.

Im Hinblick auf die erstere Stelle sagt Zeller, wo er vom Ende aller Dinge handelt: „Ob nach sieben mal siebentausend Jahren“ (wie etliche Theosophen annehmen), „das ist nach sieben Weltzeiten oder Aeonen, also nach 49,000 Jahren noch eine Erlösung daraus“ (aus der vollendeten Unseligkeit) „sein werde, wie im vorbildlichen Halljahr, da nach Ablauf von sieben mal sieben Jahren alle Schuldner frei wurden und jeder wieder zu seinem Erbgute gelangen konnte, das ist uns nicht geoffenbaret, das wissen wir nicht; darauf läßt sich keine Hoffnung gründen.“ M. Bl. 1855. S. 96.

Die sich mit einer solchen Auslegung getrösten, folgen einem falschen Licht. Zu der anderen Stelle bemerkt Zeller: „Ueber das endliche Schicksal der nicht zum ewigen Leben auferstandenen Menschen, besonders des Thieres und des falschen Propheten, die dem andern Tode von Ewigkeit zu Ewigkeit anheimgefallen sind (Offenb. 19, 20; 20, 10. 15.), und über das endliche Schicksal des Satans, der am jüngsten Tage zu ihnen geworfen wird, haben Einige die Vermuthung, daß sie zuletzt vernichtet werden und aufhören zu existiren. Aber die endliche Aufhebung aller feindlichen Macht und Gewalt, die einst Statt finden wird (1 Cor. 15, 24—28), läßt sich auch ohne Vernichtung der Existenz, und als eine solche allgemeine Unterwerfung denken, die mit einer ewigen Unschädlichmachung und Widerstandslosigkeit und Entziehung aller Gewalt so verbunden ist, daß keine feindliche Wirkung mehr Statt finden kann ewiglich.“ Seelenlehre S. 123.

XIV.

Beuggen.

1840—1850.

Stürmische Zeiten.

Nachdem sich unsere Darstellung über das weite Gebiet der Glaubenslehre verbreitet hat, muß sie sich nun wieder in engere Schranken zusammenziehen, um die Erlebnisse Zeller's, seiner Familie und seiner Anstalt in dem Jahrzehnt von 1840–1850 zu beschreiben. Die erste Hälfte dieses Zeitraums hindurch führte Zeller mit den Seinen ein Stillleben, und es ist nur von häuslichen Ereignissen, Erkrankungen und Genesungen zu berichten. In der zweiten Hälfte dagegen begann mit dem schweizerischen Freischaarenzug 1845 und dem Sonderbundkriege eine stürmische Zeit, und in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 schlugen die wilden Wellen des Bürgerkriegs bis in die stillen Räume des Beuggener Schlosses hinein; von Blutvergießen in nächster Nähe und von wunderbarem göttlichem Schutze wird da zu berichten sein.

Was Zeller, als das Jahr 1840 zu Ende ging, nach dem Abschied von der Hälfte seiner Kinder empfand, hat er selbst in folgenden Worten angedeutet:

„Unsere Nächsten und Liebsten auf Erden sterben von uns weg, oder verlassen uns. Und wie mancher Vater, wie manche Mutter muß dem alten Vater Jakob nachsprechen: „„Ihr beraubet mich meiner Kinder! Joseph ist nicht mehr vorhanden; Benjamin wollet ihr hinnehmen; es

gehet Alles über mich. Ich muß sein, wie Einer, der seiner Kinder gar beraubet ist."" 1 Mos. 42, 36. Cap. 43, 14. Dort gehet ein Anderer in die leere öde Kinderstube, die einst voll Kinderbetten stand; aber sie ist verlassen und öde, und die Betten sind leer, und die Schuhe der Kinder stehen nicht mehr in einer Reihe vor der Thüre. Wie ein alter Baum im umgehauenen Walde stehet er vereinzelt da in seinem Alter, und die Stützen sind weg. Da lieset er in dem Buche Gottes: „„Vater und Mutter verlassen mich; (meine Kinder verlassen mich;) aber der HErr nimmt mich auf."" Ps. 27, 10. Und er lieset weiter die Bitte: „„Ach verlaß mich nicht, Gott! im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindes-Kindern, und deine Kraft Allen, die noch kommen sollen."" Ps. 71, 18. Aber er lieset auch die göttliche Verheißung: „„Ich will euch tragen bis in's Alter, und bis ihr grau werdet. Ich will es thun; Ich will heben, und tragen, und erretten."" Jes. 46, 4." M. Bl. 1841, S. 6.

Am 7. Juni 1840 hatte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Thron bestiegen, und am 10. September desselben Jahres legte er bei der Krönung und Huldigung in Königsberg das feierliche Bekenntniß ab, welches einst Josua vor dem versammelten Israel aussprach: Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen. Die Grundsätze, welche dieser edle König verkündigte, die Hoffnungen, welche er erregte, waren in unserer Zeit der Verwirrung und Verdunklung ein neuer Lichtblick, zu vergleichen mit jenem schönen Bekenntniß, welches 1814 bei Stiftung der heiligen Allianz von den drei Monarchen abgelegt wurde. Wie Zeller das Auftreten des Königs von Preußen zu würdigen wußte, zeigen folgende Worte: „Mit Freudenthränen haben es Viele unter uns gehört, wie in der neuesten Zeit ein großer christlicher König vor mehr als 60,000 seiner Untergebenen laut und öffentlich bekannt hat, daß er seine Krone von dem HErrn zu Lehen habe und daß er Ihm Rechenschaft schuldig sei, von jedem Tage, von jeder Stunde seiner Regierung, daß daher diejenigen unter seinen Untergebenen, welche keine sogenannte glorreiche Regierung wünschen, sondern sich begnügen mit einer einfachen, natürlichen, wahrhaft deutschen und christlichen Regierung, Vertrauen fassen möchten zu ihm und zu Gott mit ihm, daß Er erhöre die Gebete, die er täglich an Ihn richte, und sie segne und unser Vaterland mit Heil kröne. — O wie lange ist es, daß man in der Christenheit keine solche herzerhebende Bekenntnißworte aus dem Munde eines Königs gehört hat!

Darum sei er gesegnet dem HErrn und gesegnet sei seine Regierung! Der HErr wolle sich zu ihm bekennen, wie er sich zu dem HErrn bekannt." M.-Bl. 1841, S. 5. Es war in der That eine Zeit, in der man sich der Wiederaufrichtung christlicher Grundsätze im öffentlichen Leben getrösten und erfreuen mochte. Die Absichten Friedrich Wilhelms des IV. waren die alleredelsten; er wollte Treue beweisen gegen Gott, er wollte sein Volk glücklich machen, er wollte auf gesetzlichem Wege die mangelhafte Gesammtverfassung Deutschlands vervollkommnen, er trug ein herzliches Verlangen in sich, von seinem Volke geliebt zu werden, er freute sich jedes einzelnen Beweises von Anhänglichlichkeit und Pietät, er gab mit seinem Hofe ein gutes Beispiel; er wollte alles thun, um die Verbreitung wahren Christenthums zu fördern; er wünschte der evangelischen Kirche zu einer bessern Kirchenordnung, zu einer würdigeren und unabhängigeren Stellung und zu einer erfolgreicheren Ausübung der Seelsorge zu helfen. Er war in der That mit dem frommen König Josias in Juda zu vergleichen. Aber er sah seine Absichten verkannt, seine Unternehmungen gehemmt und manche seiner Entwürfe vereitelt. Wie Josias, war er ein Werkzeug Gottes, um seinem Volke noch eine Zeit der Gnade zu bereiten, aber wie bei jenem gottesfürchtigen König in Juda gelang es ihm nur, die drohenden Gerichte Gottes eine Zeit lang aufzuhalten. 2 Kön. 22, 19. 20 und 23, 25—27. Die Gesammtschuld blieb auf unserem Volke liegen; eine durchgreifende innere Erneuerung Deutschlands kam auch diesmal nicht zu Stande.

Es mochten Andere sich über die Lage der Dinge täuschen, friedliche Zeiten und eine dauernde Befestigung christlicher Lebensordnungen erwarten, — Zeller wenigstens täuschte sich nicht, und die große Umwälzung des Jahres 1848 kam ihm nicht unversehens. Es war ihm klar und außer Zweifel, daß Deutschland trotz der scheinbaren Ruhe und Gesetzlichkeit am Revolutionsgeist krankte. „Ich bin der Meinung," so schrieb er schon im December 1842, „daß Deutschland, ob es gleich das fremde schmählich aufgeladene Joch (der französischen Herrschaft) abgeworfen hat, den Kampf mit der Revolution noch nicht für beendigt ansehen kann. Es ist noch fremdes Feuer in seinen Gebeinen. Die Rückkehr zu dem Glauben, davon unsere Väter so elend abgefallen sind und für dessen Verfall uns Gott so gerecht, so empfindlich und doch so väterlich gezüchtigt hat, ist bei weitem nicht in allen Klassen unseres Volkes zur That geworden. Wir sind noch krank; das fremde, epidemische Fieber schüttelt uns noch

hie und da. Ach, daß wir nicht wieder in anderer Form rückfällig werden, daß nicht der letzte Betrug ärger werde, als der erste!" M.-Bl. 1842. S. 96.

Zu gleicher Zeit erfüllten Besorgnisse anderer Art seine Seele. Sie entsprangen aus der Wahrnehmung, wie das geistliche Leben in den Gläubigen ermattete. Die freiwillige Thätigkeit an den Armen wurde in weiten Kreisen zur Modesache, allerlei Menschengefälligkeit und eine falsche Philanthropie schlich sich ein, man nahm es mit der Reinheit der Mittel nicht mehr so genau. Zeller fühlte diese Gebrechen in seinen nächsten Umgebungen. Er sprach im Jahresbericht 1841 seine Bekümmerniß über die Verweltlichung der christlichen Lehranstalten aus. Er befürchtete, daß für sein Beuggen schwere Prüfungen bevorstünden.

„Ist es trüberer Blick des Alters, oder Blick der Wahrheit, wenn es uns scheinet, daß im Ganzen die Erweckungen des Geistes, in Vergleichung mit der Zeit von 21 Jahren, allmälig nachzulassen beginnen? Ich spreche, wie ich fühle: mir kommt es so vor, als ob die Liebe Christi früher mehr in die Herzen ausgegossen gewesen sei, als jetzt, und daß jetzt der Heiland Vielen unter uns mehr nur von Hörensagen bekannt sei, als aus lebendiger Erkenntniß. Daher, scheint es mir, kommt es wohl vorzüglich, daß die erste Liebe so nachläßt."

„Es ist wahr, daß der gegenwärtige Zustand unseres Volksschulwesens geschicktere Schullehrer, gewandtere und kenntnißreichere Männer verlangt, als vor 21 Jahren, da wir hier anfingen, und da noch wenige oder keine Schullehrer-Seminarien in der Schweiz existirten. Auch wir suchen daher, ob wir gleich die Einfachheit einer freiwilligen Armen-Schullehrer-Anstalt fest zu halten streben, unsern Zöglingen etwas mehr zu geben, als vor 21 Jahren. Aber wer von uns, der die gegenwärtige Entwicklungszeit des Reiches Gottes betrachtet, siehet nicht ein, daß mit blos geschickteren und kenntnißreicheren Schullehrern und Erziehern unserer heutigen Jugend noch nicht geholfen ist? Nicht vom seelischen Wissen, sondern vom Leben gehet der Segen aus. Wir müssen Lehrer haben, in welchen die Liebe Christi ausgegossen ist durch den heiligen Geist, der in ihre Herzen gegeben ist; denn also lautet die Verheißung: „„Das Volk (deren) so ihren Gott kennen, werden sich ermannen, und es ausrichten."" Wer kennet aber Gott als seinen Gott, ehe die Liebe Christi ausgegossen ist in sein Herz? Daher ist es eben mein tiefer Kummer, daß ich sehe, wie das Streben nach seelischen Kenntnissen den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit so verdrängt, und daß die einmüthigen, vereinigten Bitten

um neue Ausgießungen der Liebe Christi in die jungen Herzen so bedenklich nachlassen, und daß Andere träg zum Lernen, und zugleich träg zu solchen Bitten sind." M.-Bl. 1841. S. 60.

Mit dem 21. März 1841 war Zeller in das dreiundsechzigste Lebensjahr eingetreten, das große Stufenjahr, annus magnus climactericus, wie es schon Hippokrates genannt hat, das Jahr, an dessen Klippen so manches Lebensschifflein gescheitert ist, eine besonders für Gelehrte gefahrvolle Stelle. In der ersten Hälfte dieses Jahres blieb Zeller mit Krankheiten verschont, aber ehe es zu Ende ging, kamen die schweren Prüfungen, die er geahnt hatte, über ihn selbst. Er wurde am 23. September 1841 und abermals am 20. Oktober von der rothen Ruhr befallen und lag in geschwächtem Zustand am Schleimfieber viele Wochen darnieder. Die Krankheiten in der Anstalt währten vier Monate; zwei Zöglinge, eine alte treue Dienerin und ein Kind starben; in sieben Tagen hatte man drei Leichen. Der kleine Samuel, Zellers jüngstes Kind, lag in großer Lebensgefahr neben dem kranken Vater darnieder. Es ist gut, über diese Trübsale Zellers eigenen Bericht zu hören.

„Schon in meinem letzten Jahresberichte (1841) habe ich Andeutungen gegeben von der in unser Haus eingedrungenen Lauigkeit. Aber seit der letzten Jahresfeier fühlte ich den Druck dieser steigenden Lauigkeit so sehr, daß ich einmal öffentlich in unserer Hausandacht darüber seufzte, und meine Ahnung aussprach, daß es nicht mehr lange so fortgehen könne ohne Züchtigungen und Gerichte. Ach, meine Freunde! Unsere Seufzer wider Andere sind Klagen, die da aufsteigen zu Dem, der auf dem Stuhle sitzet, und der da recht richtet über die Schuldigen. Doch, ich war damals weit entfernt einzusehen, daß auch ich — ein Mitschuldiger sei. Ist aber nicht der Hausvater gleich einem Haupte an dem Leibe seiner Haushaltung? Stehen nicht Haupt und Glieder in Wechselwirkung? Wie konnte nun der gerechte Vater die Kinder züchtigen, ohne auch den mitschuldigen Hausvater zu treffen? Haupt und Glieder sind — Ein Leib. Wie wahr ist es daher, wenn Jakobus warnet: „„Seufzet nicht wider einander, liebe Brüder, auf daß ihr nicht verdammet werdet. Siehe, der Richter ist vor der Thüre."" (Jak. 5, 9.) — Er stand auch vor unserer Thüre!"

„Bald nach dem Anfange des Septembers 1841 brachen die Krankheiten ein, und dauerten vier Monate bis in das Neue Jahr 1842 hinein. Zuerst brach die rothe Ruhr, nachdem sie in unserer nächsten Nachbar-

gemeinde schon viele Opfer unter Jungen und Alten theils ergriffen theils weggerafft hatte, auch in unser Haus ein, und ergriff Alte und Junge, Schullehrer=Zöglinge, Dienstboten und Kinder mit bösartiger Heftigkeit."

„Freunde! Ihr werdet denken: Was ist an dieser Trübsal zu rühmen? O Vieles! Erstlich: Die barmherzige und treue Hülfe, die uns zu Theil wurde. Denn nicht nur wurde meine Frau, die treue Pflegerin meiner und so vieler anderer Hausgenossen Krankheit, sammt meinen Töchtern und Gehülfinnen, stets gesund, kräftig und thätig erhalten, sondern es wurde uns auch durch treue Liebe und Theilnahme unserer Vorsteher, die sich als wahre Freunde in der Noth bewiesen, mit Zusendung von ärztlicher Hülfe, einer Krankenwärterin und eines Krankenwärters, und mit ihren eigenen fleißigen Besuchen so freundlich und thätig beigesprungen, daß wir uns an diesem einsamen Orte Beuggen nie verlassen fühlten. Zweitens: Hat Gott durch seine Heimsuchung und Züchtigung nicht nur das eingeschlafene Gewissen, unser Schuldbewußtsein, kräftig aufgeweckt, sondern auch hie und da eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit aus der Trübsal lassen hervorwachsen. Davon wäre Manches zu sagen. Es sei mir aber erlaubt, nur Folgendes anzuführen. Ich gedachte oft und viel an mein eigenes Sterben. Da lag ich, und durfte und konnte lange nicht lesen und nicht schreiben. Auf einmal fiel mein Blick auf ein kleines Psalmbuch, das mir einst die Frau Herzogin Henriette von Würtemberg in Kirchheim unter Teck ausdrücklich für kranke Tage geschenkt hatte. O diese Psalmen! Was hat mir Gott durch sie gegeben, als ich wieder allmälig anfangen durfte, sie und dann die Bibel zu lesen! Sie öffneten mir die Augen über meinen ganzen Zustand, daß ich auch meine Mitschuld an der Lauigkeit unsers Hauses erkannte, und auf das tiefste fühlte. Ein Hausvater ist nicht nur das Haupt, sondern auch der Priester seines Hauses. Ich aber hatte dieses Priesteramt, gefesselt durch die Lesesucht, der ich oft bis nach Mitternacht fröhnte, nach und nach so vernachläßigt, daß ich das stille, fürbittende Gebet im Verborgenen fast gänzlich aufgab. Wer nicht mehr betet, der erzieht nicht mehr. Denn was ist alles Erziehen ohne die heilsame Gnade Gottes, welche will erbeten sein? Die Lesesucht aber hatte mir Zeit und Lust zum Beten genommen, sie hatte mir auch den Blick in mein Herz und auf meine eigenen Fehler entzogen, indem ich fast nur noch fremde Fehler sah. Wie erkannte ich jetzt, was der Apostel des HErrn sagt: „„Ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht Alles; ich habe es alles Macht, aber es soll mich nichts gefangen nehmen.""

1 Cor. 6, 12. Wie fühlte ich den heiligen Ernst des Wortes Jesu in meinem Gewissen: „„Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße, und thue die ersten Werke.““ Offenb. 2, 4—5. Da ich sprach mit dem Psalmisten: „„Ich will dem HErrn meine Missethat bekennen!““ Ps. 32, 4. 5. — Freunde! Ich that es, und Er vergab mir die Missethat meiner Sünde. Am 16. Dezember erhielt ich einen solchen lebenskräftigen Eindruck aus dem Worte Gottes und aus einem Hillerschen Liede, daß ich es fühlte, wie die göttliche Lebenskraft der Wahrheit mir Geist und Seele, Mark und Bein durchdrang, und von dem Tage an fühlte ich nicht nur die Kraft der Wahrheit, sondern auch die Hoffnung der Genesung. Das Wort Gottes wurde mir, nach so langem Fasten der Lesesucht, wie ein ganz neues Wort, und manches, als hätte ich es in meinem Leben nie gelesen; nächst denselben erquickten mich besonders Roos Hausbuch und die Hillerischen Lieder, deren ich 16 auf meinem Krankenlager auswendig lernte.“ M. Bl. 1842, S. 54—56.

Das Lied von Hiller, welches ihn in seiner Krankheit so sehr erquickte, lautet:

„Ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ 1 Petri 2, 25.

Ehmals war ich nicht ein Kind,
Ehmals war ich nicht in Gnaden;
Ich war auch wie Viele sind,
Die sich Zorn auf Zorn aufladen.
Aber nun bin ich bekehrt:
Dieß ist eines Danklieds werth.

Nicht ich selbst bekehrte mich,
Nicht ich selbst gab mir das Leben;
Gott, mein Gott, erbarmte sich;
Was ich bin, hat Er gegeben.
Gott, mein Gott, nimm, was ich bin,
Nun zum Dank für Gnade hin.

Jesus der getreue Hirt
Ist mit Fleiß mir nachgegangen;
Er hat mich, da ich verirrt,
In dem Sturz noch aufgefangen,
Und dieß Eine rühm' ich bloß:
Jesu, Deine Huld ist groß.

Gottes Geist hat mich bestraft
Ueber meine Menge Sünden;

Also ward ich aufgerafft,
Daß ich konnte Gnade finden,
Und den Glauben schuf Er mir;
Ewig sei Ihm Dank dafür.

Hab' ich vormals nie begehrt,
Gott die Ehre zu erweisen,
O, so will ich als bekehrt,
Nun die Gnade kindlich preisen.
Gott, mein Gott, bereite Du
Mich zum Dank auf ewig zu.

An jenem 16. Dezember fand ein inneres Erlebniß statt, welches im Jahresbericht nicht erwähnt wird. Zeller dictirte seiner Gattin folgenden Traum, der ihn auf's Tiefste ergriffen hatte: „Früh in der Nacht träumte mir: ich stand mit einer Menge Menschen auf einer schmalen Gasse, die auf der einen Seite eine Reihe hoher Häuser, auf der andern eine Mauer mit einer niederen Brustwehr hatte, an deren Rande ich mich befand. Es war Nacht; doch brannten einige Straßenlaternen, die Mauer stand über einem gähen Berge, doch war es kein ganz kahler Fels, sondern er war mit Gras und mit einigen Stauden bewachsen. Tief unten am Fuße dieses steilen Berges war ein dunkeles schauerliches Wasser, ich weiß nicht ob Strom oder Meer. Eine Menge Menschen schauten mit mir bei dem Schein der Laternen in die Tiefe hinunter, ich glaube, um der Rettung Schiffbrüchiger zuzusehen, und schrieen theilnehmend mit mir, der Eine dies der Andere anderes hinunter. Indem ich mich über die Brustwehr bog, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte hinunter. Doch im Sturze ward ich durch einen kurzen Vorsprung des Berges an einer schwachen Staude aufgehalten, und ich erblickte oben an der Mauer viele Lichter und hörte aus der Menge der Zuschauer viele theilnehmende Rufe. Auf einmal sah ich bei dem Schein der Lichter ein Seil zu mir herabgelassen, das ich, da ich mich bei fast erschöpfter Kraft kaum mehr halten konnte, mit der rechten Hand ergriff und in dem Augenblick, wo ich es auch mit der linken Hand, womit ich mich noch am Grase des Berges hielt, ergreifen wollte, ward ich hinaufgezogen. Da hing ich mit meiner ganzen Schwere und meiner einzigen rechten Hand am Seile, und eben als mich meine Kraft verlassen, und ich das Seil fahren lassen wollte, ward ich mit einem Schwunge über die Brustwehr herübergezogen unter freudiger Theilnahme vieler Menschen. Gleich darauf befand ich mich in einem großen, schönen, hell erleuchteten Saale, wo ein vornehmer Herr, auch ein Ge-

retteter, mit seiner Gemahlin und einem kleinen engelschönen und lieb lichen Kinde an einem mit Speisen gedeckten Tische meiner warteten. Das Kind wollte sehen, wie ich mich bei dem Sturze beschädigt hätte. Indem ich ihm meine Füße zeigen wollte, siehe da waren sie glänzend und keine Verletzung war zu merken. Da erwachte ich und einige Stunden darauf las ich in Roos Hausbuch vom 16. Dezember die Morgenandacht, Seite 685, und das Hillerische Lied darunter, welches Alles mich auf das Innigste ergriff und besonders der Vers 3."

Wer sieht hier nicht das Wort des HErrn bestätigt: „Welche Ich lieb habe, die strafe und züchtige Ich!" Mit der leiblichen Krankheit und Noth verband sich die innere, Herz und Nieren durchforschende und demüthigende Wirkung des Geistes Gottes. Zeller unterwarf sich ihr, und aus der Trübsal und Traurigkeit ging eine köstliche Frucht hervor. Er beschreibt seine Erfahrung mit den Worten des 107. Psalms (V. 17—21.): „Die Narren, so geplagt waren um ihrer Uebertretung und um ihrer Sünde willen, daß ihnen ekelte vor aller Speise und wurden todtkrank; und sie zum HErrn riefen in ihrer Noth und Er ihnen half aus ihren Aengsten; Er sandte Sein Wort und machte sie gesund, und errettete sie, daß sie nicht starben: die sollen dem HErrn danken um Seine Güte und um Seine Wunder, die Er an den Menschenkindern thut, und Dank opfern und erzählen Seine Werke mit Freuden." Der volle Friede Gottes wurde ihm aufs Neue geschenkt, und 14 Jahre später verglich er noch diese göttliche Heimsuchung mit jener früheren Erfahrung göttlicher Gnade, die er einst am Charfreitag 1818 hatte machen dürfen. M. Bl. 1855, S. 52.

Mit dem innern Frieden kehrte auch die Gesundheit wieder ein. Es ging ihm wie dem König Hiskia in seiner Krankheit, und wie er dessen Seelenangst durchgemacht hatte, so konnte er sich auch dessen Dankgebet aneignen. Jesaia 38, 8—20.

„Ich aber spreche und bete: HErr, sei uns gnädig und heile unsere Seelen; denn wir haben an Dir gesündigt! Ja, unsere Seelen sind noch kränker gewesen, als unsere Leiber, und die Lauigkeit unserer Herzen war noch gefährlicher, als die rothe Ruhr und das Schleimfieber. Als uns ekelte vor aller Speise, und wir todtkrank wurden, da stand es nicht minder gefährlich, als da uns ekelte vor dem Manna deines Wortes, und da stille stand der Odem des Gebetes und wir nahe daran waren, ausgespeit zu

werden aus Deinem Munde. Darum danke ich Dir, HErr! daß Du uns gezüchtiget hast; aber ich danke Dir auch, daß Du hast gesendet Dein Wort, und hast uns gesund gemacht und uns errettet, daß wir nicht starben. Gieb, daß wir uns scheuen alle unsere Lebtage vor solcher Betrübniß unserer Seele, da Du uns zerbrachest alle unsere Gebeine, wie ein Löwe; als unsere Augen uns wollten brechen, als wir seufzeten: HErr, ich leide Noth! Lindere es mir! HErr! Du hast es uns zugesagt und gethan. Siehe, um Trost war uns sehr bange; aber Du hast Dich unserer Seelen herzlich angenommen, und hast alle unsere Sünden hinter Dich geworfen. Dafür laß mich, dafür laß uns Alle Dir ewig dankbar werden und bleiben! HErr, hilf uns, so wollen wir Dir unsere Lieder singen, so lange wir leben, im Hause des HErrn, am herzlichsten im Vaterhause! Amen!" Schlußwort des Jahresberichts. M. Bl. 1842, S. 61.

Als Zeller so krank lag, ging es den Angehörigen und Freunden in der Ferne sehr zu Herzen. In einer Versammlung des christlichen Männervereins in Schaffhausen, wo Spleiß zugegen war, betete man um sein Leben. Da rief plötzlich Spleiß mit göttlicher Gewißheit aus: „Der Mann darf noch nicht sterben!"

Im Geiste wieder aufgerichtet und mit neuer Arbeitskraft ausgerüstet, fühlte Zeller sich zu dem Wunsche gedrungen, nun bis an sein Lebensende in voller Thätigkeit ausharren zu dürfen. „Die Gnade Gottes, um die ich bitte, wolle bei uns bleiben bis an's Ende. Sie wolle verhüten, daß wir nicht, nachdem wir allmälig älter und schwächer worden sind, am Ende unsres Lebens unfruchtbar und untüchtig und eine unnütze Last der Erde werden mögen. Dürfte ich wünschen, so möchte ich, gleichwie jener gottselige deutsche Fürst stehend starb, und sterbend sprach: HErr ich warte auf Dich — mir die Gnade erbitten, in meinem Amte und mit brennenden Lichtern zu sterben." M. Bl. 1842, S. 59.

Eine Frucht jener Leiden waren zwei bemerkenswerthe Aufsätze: der eine über „Das Vaterhaus," nach Joh. 14, 1—3, welchen er mitten unter Kranken auf dem Krankenbette schrieb, M. Bl. 1841, S. 81—87; der andere: „Von menschlichen Krankheiten und deren göttlichen Zwecken." M. Bl. 1842, S. 9—13.

Es vergingen drei Jahre ohne einen Todesfall in der Anstalt. Aber im Juni 1843 erkrankten beide Hauseltern, so daß zum ersten Mal die übliche Jahresfeier nicht stattfinden konnte. „Da hatte ich auch," so bekennt Zeller, „zum ersten Mal seit 23 Jahren Anfälle von Muthlosigkeit

und Verzagtheit auszuhalten, welche gerade bei der größten körperlichen Schwäche am stärksten an mich drangen. Nun verstehe ich erst recht, was Bunyan in seiner Christenreise von den Anfällen des Riesen Desperatus geschrieben hat. Dem HErrn, meinem großen und gnädigen Gott, sei Lob und Dank gesagt, daß Er mich gedemüthigt, aber auch uns wieder Gesundheit und Glauben geschenkt hat.“ M. Bl. 1843, S. 62. Mit um so größerer Freude konnte Zeller die Jahresfeier im Juli 1844 veranstalten und seinen Dank gegen Gott für das Gedeihen dieser Feste und den davon ausgehenden Segen aussprechen.

„Ist es nicht dankenswerth und verwunderlich, daß das Zutrauen und die Theilnahme des Publikums, unerachtet wir unsern Glauben und unsere dem Zeitgeist nicht sonderlich gefälligen Ueberzeugungen und Grundsätze jederzeit frei bekennet haben, in allen diesen 24 Jahren nicht abgenommen, sondern zugenommen hat, und daß die Jahresfeier von Beuggen, ohne daß wir je solches erwarten konnten, noch dazu einladen durften, zu einem jährlichen, freilich einfachen, aber gesegneten christlichen Volksfeste geworden ist, wo Menschen aus allen Ständen, Reiche wie Arme, Hohe wie Niedrige, in herzlicher, anständiger Fröhlichkeit freiwillig sich versammeln, und sich mit einander darüber freuen, daß Gott der HErr auch auf das Niedrige siehet, und der Armen nicht vergißt, und so freundlich ist, und seine Güte ewiglich währet? Er, der HErr, weiß es am besten, wie viele tröstliche Eindrücke für bekümmerte Herzen, wie viele Aufmunterungen zum Guten und zum Bessern, wie viele Samenkörner lebendiger Wahrheit, wie viele kräftige Antriebe zum Fleiß in guten Werken, zum thätigen Lobe Gottes und zu neuem Ernst im Christenthum aus diesem Beuggen nach und nach in die Nähe und Ferne, auch in weite Ferne fortgetragen worden sind, und Frucht gebracht haben.“ M. Bl. 1844, S. 54.

An den Arbeiten jener Jahre zeigt sich Zeller's Kraft, Geistesfrische und Eigenthümlichkeit noch ungeschwächt, so z. B. in dem gediegenen Aufsatz über die Heilung des Gichtbrüchigen nach Matth. 9, 1—8. M. Bl. 1844, S. 25—32. Seine schriftstellerische Thätigkeit trug in diesem Jahrzehnt auch abgesehen von dem Monatsblatte noch schöne Früchte. Das Schriftchen über Kleinkinderpflege erschien 1841.

Schon seit vielen Jahren hatte er seinen Schülern, die er für das Lehramt vorbereitete, neben andern Unterrichtsfächern die Seelenlehre vorgetragen. In seinen ersten Ausarbeitungen und Entwürfen schloß er sich wahrscheinlich an das, was er in Tübingen von Professor Abel gehört

und was er aus den psychologischen Schriften jener Zeit entnehmen konnte. Es war die alt-herkömmliche Lehre von den verschiedenen Kräften, Vermögen oder Fakultäten der menschlichen Seele. Indem er aber an christlicher Erkenntniß zunahm, gewann auch die Seelenlehre, welche er vortrug, einen tiefern Gehalt. Er suchte auch auf diesem schwierigen Gebiet als ein williger Schüler aus dem Worte Gottes zu lernen, alle Aufschlüsse und Winke, die in demselben enthalten sind, treulich zu benützen. Nach langem Warten entschloß er sich endlich auf das Zureden seiner Schüler und Freunde, mit seiner Seelenlehre aus dem Schatten des Hausgebrauchs an das Licht der Oeffentlichkeit hervorzutreten. Die Vorrede, worin er sich mit gewohnter Bescheidenheit über seine Arbeit ausspricht ist vom 30. November 1845. Er hatte Vorgänger in seinem Bestreben, diesen Gegenstand im Lichte des göttlichen Wortes zu beleuchten. Er verweist auf die lateinische Schrift von Magnus Friedrich Roos und auf den Umriß der biblischen Seelenlehre 1843 von dem ihm innig befreundeten Professor Tobias Beck. Sein Bemühen war, im Unterschied von den gelehrten Werken dieser Männer, etwas gemeinfaßliches und volksthümliches zu geben.

Es war vorzüglich der unternehmende und rastlos thätige Doktor Barth, welcher unsern Zeller bestimmte, mit seinem Manuskript herauszurücken und dasselbe unter den Schriften des Calver Verlagsvereins erscheinen zu lassen: „Kurze Seelenlehre gegründet auf Schrift und Erfahrung.“ Calw 1846 (5. Ausg. 1874).

Es war eine weise Vorsicht, die jeder Schriftsteller beobachten sollte, daß Zeller seine Handschrift zuvor urtheilsfähigen Freunden zur Durchsicht übergab, ehe er sie drucken ließ. Fürwahr einen besseren Freund und fähigeren Beurtheiler hätte er nicht finden können, als Gotthilf Heinrich von Schubert in München, dessen größeres Werk, die „Geschichte der Seele“, im gleichen Geiste abgefaßt und mit reichen Nachweisungen aus Erfahrung und Literatur versehen ist. Schubert, der auch schon als Gast mit seiner Gattin in Beuggen eingekehrt war, flüchtete sich jedes Jahr während der Universitätsferien aus München nach einem abgelegenen, von keinem Touristen betretenen Oertchen, Namens Pähl zwischen dem Starnberger und dem Ammer-See. Doch arbeitete er, in einem Bauernhause verborgen, ungestört an der Hervorbringung seiner Schriften. Dort suchte Dr. Barth ihn auf und brachte ihm Zeller's Manuskript. Die beiden

lasen es miteinander und Zeller bekam Schuberts Berichtigungen zu dem Abschnitt: „Von dem Leibesleben“ mitgetheilt.

So entstand diese kleine, aber köstliche Schrift, ein schönes Ergebniß sorgfältiger Beobachtung und Schriftforschung, ein Denkmal seltener Lehrgabe. In den schlichtesten Worten sind tiefe Wahrheiten vorgetragen. Ueber die dunkelsten Räthsel des Menschenlebens, wie das sogenannte Hellsehen, S. 50, (oben S. 125. 126.) und die Einwirkung böser Geister, S. 75, werden bedeutsame Gedanken mitgetheilt. Die Lehre von der Sünde und ihren Wirkungen, von ihrer Heilung und den Einwirkungen des göttlichen Geistes, von dem Zustand der Seelen nach dem Tode und von der Auferstehung sind mit biblischer Lauterkeit behandelt. Besonders reich an Beobachtungen und feinen Bemerkungen ist das letzte Hauptstück: „Von den verschiedenen Einwirkungen auf die leibliche, seelische und geistige Entwicklung des Menschen“ S. 123—180, wo von der Abstammung, dem Geschlecht, den Temperamenten und Lebensaltern, von dem Einfluß des Klima, der Erziehung und des Unterrichts, von der Sitte, von den verschiedenen Staatsverfassungen, von der falschen und wahren Religion die Rede ist.

Man kann nicht erwarten, daß der große Gegenstand erschöpft werde; es sind Lücken vorhanden, so fehlt z. B. in dem Abschnitt von dem Leibesleben jede Beziehung auf die sogenannte Phrenologie, deren richtige Würdigung und Anwendung ohne Zweifel für die Selbsterkenntniß und die Erziehung von Werth ist. Indessen ist wohl eine erschöpfende Psychologie überhaupt noch von Niemand geschrieben worden. Ganz eigenthümlich, sinnreich und als Lehrmittel bedeutend sind die neun „Bilder“, welche Zeller den Hauptabschnitten vorangestellt hat. Jedesmal sucht er durch eine Scene aus der biblischen Geschichte oder aus dem täglichen Leben den Gegenstand, welcher behandelt werden soll, anschaulich zu machen. Diese sinnbildlichen Schilderungen, von Zeller nur in Worte gefaßt, hätten es verdient durch die Hand eines Künstlers ausgeführt zu werden.

Zeller bereitete mit Sorgfalt eine neue Ausgabe seiner „Lehren der Erfahrung“ vor. Es war ihm ein Anliegen, in der Vervollkommnung der Lehrmethoden nicht zurückzubleiben, er wendete sich deßhalb wiederholt an seinen Schwiegersohn Ludwig Völter, den Herausgeber des süddeutschen Schulboten, um Rath über den Unterricht in der Naturgeschichte, der Geographie und dem Gesang. Im Ganzen hielt er seine früheren Grund-

sätze fest, und lehnte die in der pädagogischen Welt reißend überhandnehmenden Neuerungen ab. Hierin war sein Freund und Fachgenosse Direktor Stern in Karlsruhe anderer Meinung. Er meinte, sie hätten beide ohnehin einen harten Stand, indem sie die christlichen Grundsätze für die Erziehung und den Religionsunterricht gegen den Zeitgeist behaupteten. Den Kampf über die Methode der weltlichen Lehrgegenstände, die mit dem christlichen Glauben und Bekenntniß nicht zusammenhängen, sollte Zeller sich lieber ersparen, und es nicht auf sich nehmen, auch in dieser Hinsicht gegen den Strom zu schwimmen.

Diese wohlgemeinten Vorstellungen bezogen sich insbesondere auf den Unterricht in der deutschen Sprache und im Rechnen. Denn gerade auf diesen Gebieten machten sich die Neuerungen am stärksten geltend, und wurden von manchen Lehrern mit unreifer Begeisterung willkommen geheißen. Zeller ließ sich in seinen Ueberzeugungen nicht irre machen. Die Methoden des Unterrichts in den einzelnen Schulfächern, wie er sie im zweiten Bändchen seiner Lehren der Erfahrung dargelegt hatte, waren die Frucht eines tiefen Nachdenkens und hatten sich ihm durch vierzigjährige Uebung bewährt. Dennoch fühlte er sich bewogen, bei der neuen Ausgabe seines Werkes im Jahre 1850 den zweiten Theil, die Methodenlehre für die einzelnen Fächer wegzulassen. Er that dies aus Bescheidenheit, worin er wohl etwas zu weit ging; er that es zugleich aus Friedensliebe, um nicht in ein Gezänk über solche Fragen verwickelt zu werden. Er ging sogar noch einen Schritt weiter in der Nachgiebigkeit. Indem er den Sprach- und Rechenunterricht seinen Gehülfen überließ, wendete er nichts dagegen ein, daß diese in seiner Anstalt den Sprachunterricht nach Götzinger und Wurst ertheilten. Er sprach wenig über diesen Wechsel der Methode, doch fühlte man ihm eine gewisse Wehmuth darüber an. Diese war nicht ohne Grund, denn es wurde wirklich etwas Besseres verdrängt und etwas minder Gutes an die Stelle gesetzt. Es ist erfreulich, daß in der neuesten Zeit Zellers Leistungen auf diesem Gebiet wieder zur Anerkennung kommen. Dr. Joh. Friedrich Ostertag (Pfarrer in Eltingen), ein competenter Beurtheiler, Verfasser einer deutschen Schulgrammatik (2. Ausg. Stuttgart 1876), hebt die Vorzüge der Methode Zellers hervor.

Seine Behandlung der deutschen Sprache hielt sich fern von einer einseitig analytischen Methode, welche leicht in das Tändelnde, Oberflächliche und Ideenlose verfällt. Er suchte das synthetische und analytische Verfahren zu verbinden. Er knüpfte mit Recht an die Grammatik der

alten Sprachen an, und es gelang ihm, zugleich die höchstmöglichste Anschaulichkeit vermittelst graphischer Darstellung zu erreichen.

Bei der größten Klarheit, Einfachheit und Stetigkeit der successiven Entwicklung wußte er zugleich die Denkkraft zu wecken, zu üben und zu stärken, die Schüler zur selbstthätigen Auffindung der Sprachgesetze anzuleiten, und durch lauter gutgewählte, edle und gehaltvolle Beispiele ihren Geschmack zu bilden. Gegen das Unwesen der Declamationsübungen und gegen das noch größere Unwesen der modernen Aufsatzverfertigung, da man die Kinder anleitet, Erzählungen zu erdichten, Gefühle zu erheucheln, und über Dinge, die sie noch nicht verstehen, zu schwätzen, hat er goldene Worte gesprochen. Lehren der Erfahrung II. S. 27, 137, 175.

Gegenüber der jetzt vorherrschenden Ueberschätzung der Methode bewahrte er sich das richtige Urtheil. So sehr er eine gute Methode zu schätzen wußte, hielt er doch dafür, daß nicht die Methode, sondern der Mann, der sie handhabt, das Wichtigste sei; daß ein guter Lehrer auch mit einer schlechten Methode viel, und ein schlechter Lehrer mit einer guten Methode wenig ausrichten könne. Diejenigen, welche Zellers eigenen Sprachunterricht genossen haben, wissen ihm Dank dafür, und sind der Meinung, daß gegenwärtig in Schulen gleichen Ranges nicht mehr das Gleiche erreicht werde, was Zeller auf seine Weise zu Stande brachte.

Im Jahre 1847 trat nach zweijähriger Theuerung ein reicher Erndtesegen ein. Zeller konnte in seinem Jahresbericht für die wunderbare Erhaltung der Anstalt in so schwerer Zeit Gott danken. M.-Bl. 1847, S. 50. In demselben Jahre erschien er auf dem Jahresfest der Anstalt zu Freienstein im Kanton Zürich, und brachte am 1. September auf der dortigen Volksversammlung einen großen Eindruck hervor durch eine Ansprache „Ueber den Stein der Weisen, oder das Geheimniß des göttlichen Segens, über die Bedingungen desselben und über die Hindernisse, welche seiner Einkehr im Wege stehen.“ Zeller stand in der Volksversammlung unter freiem Himmel, und indem er hinwies auf die Ritterburgen auf den Höhen und auf die Fabriken unten im Thal, sprach er über die alte goldene Hausregel: Bete und arbeite — folgendes:

„Meinet nicht, mit Beten allein die rechte Hausordnung einzuführen, wie in gewissen Klöstern einst nur gebetet, aber nicht mehr gearbeitet wurde; suchet aber auch nicht mit Arbeiten allein den Segen des Hauses zu behalten, wie in gewissen Fabriken, wo zwar fleißig gearbeitet, aber

nicht mehr gebetet wird. — Am wenigsten machet es wie in gewissen Schlössern und Burgen, wo sie zuletzt weder gebetet noch gearbeitet haben, bis der Fluch sie zerbrochen hat und ihr auf jenen Höhen nur noch ihre verwitterten Trümmer sehet. Oder, wie es in manchen Haushaltungen auch unten im Thale jetzt zugeht, die vor Euern Augen zerfallen und zu Grunde gehen, weil sie darin nur die drei bösen S. S. S. treiben, nämlich Schwelgen, Saufen, Spielen". So sei es denn nun Zeit, daß Haushaltungen und Anstalten aufgerichtet werden, in denen Beides geschieht, in denen gebetet und gearbeitet wird. M. Bl. 1847, S. 81—88. Einigen anwesenden Fabrikherren soll das Gesagte übel gefallen haben; nicht so dem Volke, und ein Knecht, der Zeller gefahren hatte, sagte voll Selbstgefühl zu den Umstehenden: „Das ischt myn Herr!"

Noch einige Worte seien erlaubt, über häusliche Ereignisse jenes Jahrzehnts, ehe wir der Weltbegebenheiten und ihrer Wirkung auf Beuggen gedenken.

Samuel Gobat hatte sich von seinen schweren Krankheiten soweit erholt, daß er wieder eine Stelle annehmen konnte, und zwar als Vorsteher eines protestant college in Malta.

Mit diesem Ruf war die Aufforderung verbunden, die bischöfliche Ordination in der anglicanischen Kirche zu empfangen, wogegen Gobat selbst, wie auch sein Schwiegervater eine Zeit lang ernste Bedenken hegte. Gobat war bei seiner Aussendung aus dem Basler Missionshaus von einem protestantischen Dekan zu Lörrach in Baden ordinirt worden. Der HErr war mit ihm während seiner dreijährigen Wirksamkeit in Abessynien. Wenn er nun in der Episkopalkirche sich noch einmal ordiniren ließ, so war zu befürchten, daß dadurch sein ganzes bisheriges Wirken für unrechtmäßig erklärt und die Gnade Gottes, die ihn bis dahin in seinem Amte begleitet hatte, verleugnet würde. Doch wurden diese Bedenken durch eine bessere Auslegung überwunden, und Gobat entschloß sich zum Empfang der anglikanischen Presbyter-Weihe. Zellers ältester Sohn, Nathanael, der seine Ausbildung in Lichtenstern und dann in Genf empfangen hatte, ging als Hülfslehrer zu Gobat nach Malta und folgte ihm 1848 nach dem Orient. Am 7. März 1846 empfing Gobat aus London durch Herrn von Bunsen die Nachricht, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihn zum evangelischen Bischof in Jerusalem ernennen wolle. Zeller vernahm dieses Anerbieten nicht ohne Besorgniß.

Die Schrift von Professor Hundeshagen: „Ueber das anglikanische Bisthum zu Jerusalem und was daran hängt", war ihm nicht unbekannt geblieben. Er mochte insbesondere fürchten, daß sein geliebter Schwiegersohn durch die hohe kirchliche Würde und die damit verbundenen weltlichen Ehren von der Einfalt und Demuth abgelenkt werden möchte. Als aber Gobat im Sommer 1846 nach Deutschland kam, überzeugte sich Zeller mit Freuden, daß wenigstens diese Besorgniß nicht begründet war. Gobat empfing, nachdem er sich in Berlin dem König vorgestellt hatte, in London die höhere Weihe durch den Erzbischof von Canterbury und trat hierauf sein Amt an, in welchem er zu einem Beschützer der evangelischen Missionen im Orient wurde und zahlreiche Schulen und andere wohlthätige Anstalten, Pflanzstätten ächt christlicher Gesittung zu gründen vermochte.

Zellers zweiter Sohn Reinhard wurde zum Studium der Theologie bestimmt. Er kam zu Ostern 1841 auf das Gymnasium nach Erlangen, wo er bei seiner dort verheiratheten Schwester wohnte. Das Jahr darauf wurde er am Palmsonntag in München durch den Dekan Böck confirmirt. Im Frühjahr 1843 siedelte er mit seinem Schwager nach Marburg über, wo er drei Jahre das Gymnasium unter Vilmars Leitung besuchte. Im Herbst 1845 unternahmen die geliebten Aeltern eine Reise bis nach Marburg, die das Herz der Ihrigen daselbst erfreute. Der Aufenthalt in Marburg war für Reinhard mit großen Gefahren verbunden, indem trotz aller Strenge der Leitung bei den Gymnasiasten der Weltsinn und der Empörungsgeist mächtig waren. Diese Uebel standen im Zusammenhang mit dem tiefen Verfall der protestantischen Kirche in Hessen und der Verödung ihrer Gottesdienste. Zeller ließ es an ernsten Ermahnungen nicht fehlen. Reinhard verließ das Marburger Gymnasium im Frühjahr 1846 und bestand in Aarau das Maturitäts-Examen. Er begann sein theologisches Studium in Basel unter Wilhelm Hoffmann. Sein Vater erlebte die hohe Freude, daß der junge Mann sich mit ganzem Ernste dem HErrn hingab, um Ihm zu dienen. Ueber die Führung des HErrn, durch die er dazu gelangte, hat Reinhard Zeller selbst folgendes erzählt:

„Unvergeßlich und bis heute nachwirkend ist mir die erste und einzige Aufforderung meines Vaters zum Bibellesen im Frühling 1846. Es war gerade am Anfange meines theologischen Studiums in Basel. Ich war auf Besuch in Beuggen und erzählte meinem Vater auf seinem

Zimmer, was für Collegien ich höre. Indem er seine Pfeife stopfte, anzündete und die ersten eifrigen Züge daraus that, sagte er ganz ohne besonderen Nachdruck und Feierlichkeit, scheinbar kaltblütig: „„Höre, Reinhard, es wäre jetzt Zeit, daß Du anfingest, die Bibel zu lesen; aber regelmäßig, täglich, keinen Tag aussetzend, und der Ordnung nach, wie die Bücher in der Bibel stehen; am Morgen könntest Du cursorisch und am Abend statarisch lesen."" Ohne selbst zu wissen, welche Macht dieses schlichte Wort auf die Richtung und Entscheidung meines Herzens habe, ging ich desselben Tages wieder nach Basel zurück und fing noch denselben Abend an, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen. Ich that es nur im Gehorsam und nur meinem Vater zu lieb. Ich fing mit dem ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi an, und zwar statarisch; eine harte Nuß gleich am Anfang für einen lustigen Studenten, das Geschlechtsregister! O wie manchmal schob ich des Abends um 10 Uhr, wenn ich vor dem zu Bett Gehen die Bibel ergriffen hatte, um meine zur strengen Pflicht gewordene Aufgabe zu erfüllen, noch einen oder etliche Verse zu betrachten, wie manchmal schob ich, fast nicht mehr fähig, aufrecht zu sitzen vor Schlaf, die Bibel mit Widerwillen und Aerger von mir, und wollte aufstehen um in's Bett zu gehen! Aber in demselben Augenblick stand mir jedesmal mein Vater vor Augen in jener Stellung, wie er mir zum ersten Mal so herzlich zuredete, und dieser dringenden Stimme und Bitte meines Vaters konnte ich nicht widerstehen; unwillkürlich zog ich die weggeschobene Bibel wieder herbei und verrichtete mit großer Ueberwindung meine kindliche Pflicht. Viele Wochen fuhr ich standhaft fort zu lesen und nachzudenken, ohne den mindesten Eindruck auf mein Herz. Aber das ernstfreundliche Bild meines Vaters trat immer wieder mit ungeschwächter Frische vor meine Seele, und seine Gegenwart, sein Auge, sein Mißfallen und seine Betrübniß ließen mir nicht zu, das Lesen zu unterbrechen oder zu unterlassen. Da kam das Wort Jesu, Matth. 6, 32: „„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen.""

„Das war nicht eines Menschen Stimme, das war Gottes Stimme, es war wie aus der Ewigkeit heraus geredet. Es ging mir im Kleinen, wie dem Apostel Johannes Off. 1, 10. ff. „„Ich war im Geist an des HErrn Tage, und hörte hinter mir eine große Stimme als einer Posaune,"" die sprach: Leichtsinniger Mensch, trachte am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit! „„Und ich wandte mich um zu

sehen nach der Stimme, die mit mir redete."" Ich sah und hörte Niemand, aber ich erkannte, daß es der HErr war. Es ging mir wie dem Elia: „„Der HErr ging vorüber und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, ging vor dem HErrn her, der HErr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der HErr war nicht im Erdbeben. Nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der HErr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes Sausen. Da das Elias hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging heraus und trat in die Thüre der Höhle."" Ich sprach: HErr rede; dein Knecht höret!"

Der entscheidende Schritt war geschehen. Der junge Theologe las und forschte von da an in einem anderen Geiste als vorher; und „der HErr redete immer öfter und immer deutlicher und freundlicher mit ihm, durch Sein geschriebenes Wort." M. Bl. 1861, S. 65. 66.

Zwei Jahre später ging Reinhard Zeller von Basel nach Tübingen und setzte dort 1848 –1850 unter Professor Tobias Beck seine Studien in gesegneter Weise fort.

Seit der schweren Krankheit im Dezember 1841 bedurfte Zeller einen theologisch gebildeten Vikar. Es kamen ihm zwei würtembergische Theologen zu Hülfe: Hermann Betulius von 1842 bis 1844 (jetzt Pfarrer in Strümpfelbach) und nach dessen Abgang Franz Held (jetzt Herausgeber des Kirchenboten und des evangelischen Sonntagsblattes in Stuttgart) vom Oktober 1844 bis Ende April 1847. Als die Stelle wieder erledigt war, wünschte sich Zeller am liebsten seinen Schwiegersohn Völter als Gehülfen; konnte es aber nicht erlangen. Endlich, im November 1851 konnte er seinen eigenen Sohn, nachdem derselbe in Aarau die Ordination empfangen hatte, als Vikar und Amtsgehülfen anstellen.

Am 23. März 1846 starb in Stuttgart Karl August Zeller, 72 Jahre alt. In seinen letzten Lebensjahren war er mit Christian Heinrich in immer innigere Verbindung getreten. Er wünschte nach Beuggen zu ziehen und dort zu sterben.

„So oft mich mein älterer Bruder besuchte," erzählt Zeller, „pries er mich glücklich und sagte: Darum bist du so gesund; denn die Atmosphäre junger Kinder, in der man täglich athmet und lebet, ist eine lebenerhaltende und verjüngende Luft." M. Bl. 1856, S. 50.

Karl August Zeller war unstreitig einer der bedeutendsten, selbstständigsten und erfolgreichsten Schüler Pestalozzi's. Seine Autobiographie

„Stürme und Windstillen meines Lebens“ ist leider verloren gegangen. Doch vermochte Pfr. Hegler einen schönen Ueberblick seiner Lebensgeschichte zu geben, in Schmid's pädagogischer Encyclopädie. Nach Karl Zeller's Hingang fanden zwei seiner Töchter Aufnahme als Glieder der Familie in Beuggen. Sein einziger Sohn Paul, einige Zeit deutscher Prediger in Bergamo, ist am 18. August 1867 als Pfarrer in Mühlhausen bei Vayhingen gestorben.

Zeller stand mit seinem Schwiegersohn in Marburg in einem vertraulichen Briefwechsel. Zeller legte dem jungen Manne mitunter theologische Fragen zur Beantwortung vor und theilte ihm lehrreiche Bemerkungen über seine Schriften mit. Von dem „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunkts für die Kritik der neutestamentlichen Schriften“ war er sehr befriedigt. Auch über die „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus“ sprach er sich sehr freundlich aus, wiewohl er zugleich einige Einwendungen erhob. In der That gaben jene Jugendarbeiten des Verfassers Anlaß hiezu, denn wiewohl sie der Hauptsache nach im Dienste der christlichen Wahrheit geschrieben sind, findet sich im Einzelnen Unreifes und Uebertriebenes. Jedoch durch diese Mängel ließ sich Zeller in seinem guten Zutrauen nicht stören. Indessen änderte sich in den Jahren 1849—1850 die Lage. Zu Ostern 1850 hörten die Vorlesungen des Schwiegersohnes an der Universität Marburg auf, denn er hatte schon im August 1849 bei dem Staatsministerium in Kassel um Enthebung von seiner Professur nachgesucht. Er that diesen Schritt, um sich ganz einem Rufe hingeben zu können, der ihm geworden war, zur Mitwirkung im Dienste Christi an der katholisch-apostolischen, sogenannt irvingianischen Gemeinde. Dieser Entschluß war für den theuren Vater befremdend und betrübend. Es war auch in der That für den, der diesen Schritt that, keine leichte Sache, einen schönen Wirkungskreis aufzugeben und auf Aussichten, welche die Welt glänzend nennt, zu verzichten. Er that es in der Ueberzeugung, daß die an ihn ergangene Aufforderung von dem HErrn war, er handelte aus einem Gefühl der Pflicht gegen Gott, in dem Wunsche Gehorsam zu leisten, in der Hoffnung, dem HErrn und Seinen Gläubigen besser dienen zu können, und in der Ueberzeugung, auf diesem Wege für sein und seiner Familie Seelenheil am besten zu sorgen. So war denn seine Verzichtleistung ähnlich jenem Schritte, den Zeller selbst 30 Jahre früher gethan, als er im Blick auf den HErrn seinen schönen

Wirkungskreis in Zofingen verließ und ungeachtet der Einwendungen seiner Freunde den unscheinbaren Wirkungskreis in Beuggen erwählte.

Aber Zeller war mit diesem Schritt nicht einverstanden. Sein Schwiegersohn hatte ihm seit 1847 Mittheilungen über die apostolischen Gemeinden und das Wirken des Geistes Gottes in denselben gemacht, und erwartete bei Zeller Anklang zu finden, im Hinblick auf die tiefe Uebereinstimmung der Lehre mit der Bibel, auf die segensreiche Wirkung der Gottesdienste und auf die treue Seelsorge, Güter, die er nach jahrelanger Prüfung und genauer persönlichen Anschauung in den apostolischen Gemeinden gefunden hatte.

Auch hegte ja Zeller selbst die Erwartung, der HErr werde Seiner Kirche Apostel zu Hülfe senden, nur daß er darunter Auferstandene und Verklärte sich dachte; solche würden die Schnitter zur Zeit der Erndte sein, von denen der HErr im Gleichniß geredet hat. Oben S. 166.

Wirklich nahm Zeller jene Mittheilungen freundlich auf und äußerte seine Bedenken mit Vorsicht und Mäßigung. Aber unterdessen fanden feindliche Einwirkungen statt. Theologische Freunde, auf deren Urtheil Zeller große Stücke hielt, beschuldigten seinen Schwiegersohn der Schwärmerei. De Valenti äußerte sich in der heftigsten und wegwerfendsten Weise. Er und Dr. Marriot griffen die Sache an einem Punkte an, der für Zeller höchst empfindlich war, indem sie behaupteten, diese Richtung führe unvermeidlicher Weise zum Papstthum zurück. Allerhand Nachtheiliges wurde von Basel aus nach Beuggen getragen; zum Theil mögen es Klatschereien, zum Theil vielleicht auch begründete Anstöße gewesen sein. Denn jeder Unbefangene wird wohl zugeben, daß es für fehlbare Menschen, wie wir alle sind, außerordentlich schwierig ist, eine an sich durchaus heilige Sache in jeder Hinsicht würdig zu vertreten und solche Vorsicht im Wandel, solche Weisheit in der Rede zu beobachten, daß kein Gegner einen Anhaltspunkt findet.

Wenn irgendwo in der Christenheit ein göttliches Wirken hervortritt, so ergeht an alle Gläubigen jene Einladung, welche Philippus an Nathanael richtete: Komm und siehe! Aber dieser Einladung zu folgen, konnte sich Zeller, wiewohl ein Nathanael, ein Jünger Christi ohne Falsch, dießmal nicht entschließen. Es mochte sein hohes Alter, es mochten die dringenden Vorstellungen seiner Freunde ihn abhalten. Als man die Bitte stellte, er möge gestatten, daß ein Mann, der als Augenzeuge und aus eigener Erfahrung von der Entstehung des apostolischen Werkes und von

den wunderbaren Führungen Gottes berichten konnte, William Caird aus Schottland, zum Besuch nach Beuggen komme, lehnte er es ab.

Die entscheidende Frage, worauf es in dieser Sache ankömmt, ist diese: Erweisen sich die geistlichen Gaben, die hier vorhanden sind, bei einer strengen Prüfung nach den in der Bibel angegebenen Kennzeichen als ächt, und hat wirklich ein Ruf und Auftrag vom Himmel an die hier wirkenden Männer stattgefunden? Zu dieser Prüfung ist es bei Zeller nicht gekommen. Die Furcht vor den Verderbnissen des päpstlichen Kirchenwesens scheint ihn davon abgeschreckt zu haben. Als ihm sein Schwiegersohn auf sein Verlangen die wichtigsten Glaubens- und Hoffnungslehren, die in den apostolischen Gemeinden lebendig sind, schriftlich darlegte, war seine Einwendung in einem Briefe vom 15. Januar 1850: „Ich habe vergeblich in den 96 Thesen mich nach einer Stelle umgesehen, aus der ich schließen könnte, daß du und deine Genossen das Augsburgische Bekenntniß noch annehmen. Ihr wollet keine Protestanten sein" (Anspielung auf eine unüberlegte Aeußerung von Alphons Woringer, welche Dr. Marriot an die große Glocke gehängt hatte), „aber so lange es eine römische Kirche unter dem römischen Papstthum giebt, und so lange beide vereinigt ihre widerchristlichen Irrlehren nicht feierlich widerrufen haben, kann kein Mitglied der evangelischen Kirchengemeinschaft aufhören dagegen zu protestiren, und darf nicht liebäugeln und fraternisiren mit der unter dem Papstthum gefangenen römischen Kirche, und sich diese idealisiren, wie sie nirgends in der Wirklichkeit besteht. Das heißt sich fremder Sünden theilhaftig machen und mit den thörichten Galatern aus der Gnade fallen."

Die römisch-katholische Kirche, wenn es erlaubt ist hier ein Wort über jene Einwendung zu sagen, ist ein wundersames Gemisch der besten und der schlimmsten Elemente. Da finden sich Beispiele der Andacht, der Aufopferung und der Liebe, wovor man die höchste Achtung haben muß. Da finden sich auch schrecklicher Aberglaube, ungestrafte Aergernisse, ein Geist des Hasses und Grimmes. Wiederum: so unrichtig und gefährlich manche Lehrsätze der römischen Kirche sind, beruhen sie doch meist auf Uebertreibung altchristlicher Wahrheiten und Gebräuche. So haben denn die Vertreter der reinen christlichen Lehre gegenüber der römischen Kirche eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Es gilt, gegen alle Entstellungen der christlichen Lehre, des Cultus und der Sitte auf Grund des göttlichen Wortes ein entschiedenes Zeugniß abzulegen. Aber andererseits ist es auch

Wirkungskreis in Zofingen verließ und ungeachtet der Einwendungen seiner Freunde den unscheinbaren Wirkungskreis in Beuggen erwählte.

Aber Zeller war mit diesem Schritt nicht einverstanden. Sein Schwiegersohn hatte ihm seit 1847 Mittheilungen über die apostolischen Gemeinden und das Wirken des Geistes Gottes in denselben gemacht, und erwartete bei Zeller Anklang zu finden, im Hinblick auf die tiefe Uebereinstimmung der Lehre mit der Bibel, auf die segensreiche Wirkung der Gottesdienste und auf die treue Seelsorge, Güter, die er nach jahrelanger Prüfung und genauer persönlichen Anschauung in den apostolischen Gemeinden gefunden hatte.

Auch hegte ja Zeller selbst die Erwartung, der HErr werde Seiner Kirche Apostel zu Hülfe senden, nur daß er darunter Auferstandene und Verklärte sich dachte; solche würden die Schnitter zur Zeit der Erndte sein, von denen der HErr im Gleichniß geredet hat. Oben S. 166.

Wirklich nahm Zeller jene Mittheilungen freundlich auf und äußerte seine Bedenken mit Vorsicht und Mäßigung. Aber unterdessen fanden feindliche Einwirkungen statt. Theologische Freunde, auf deren Urtheil Zeller große Stücke hielt, beschuldigten seinen Schwiegersohn der Schwärmerei. De Valenti äußerte sich in der heftigsten und wegwerfendsten Weise. Er und Dr. Marriot griffen die Sache an einem Punkte an, der für Zeller höchst empfindlich war, indem sie behaupteten, diese Richtung führe unvermeidlicher Weise zum Papstthum zurück. Allerhand Nachtheiliges wurde von Basel aus nach Beuggen getragen; zum Theil mögen es Klatschereien, zum Theil vielleicht auch begründete Anstöße gewesen sein. Denn jeder Unbefangene wird wohl zugeben, daß es für fehlbare Menschen, wie wir alle sind, außerordentlich schwierig ist, eine an sich durchaus heilige Sache in jeder Hinsicht würdig zu vertreten und solche Vorsicht im Wandel, solche Weisheit in der Rede zu beobachten, daß kein Gegner einen Anhaltspunkt findet.

Wenn irgendwo in der Christenheit ein göttliches Wirken hervortritt, so ergeht an alle Gläubigen jene Einladung, welche Philippus an Nathanael richtete: Komm und siehe! Aber dieser Einladung zu folgen, konnte sich Zeller, wiewohl ein Nathanael, ein Jünger Christi ohne Falsch, dießmal nicht entschließen. Es mochte sein hohes Alter, es mochten die dringenden Vorstellungen seiner Freunde ihn abhalten. Als man die Bitte stellte, er möge gestatten, daß ein Mann, der als Augenzeuge und aus eigener Erfahrung von der Entstehung des apostolischen Werkes und von

den wunderbaren Führungen Gottes berichten konnte, William Caird aus Schottland, zum Besuch nach Beuggen komme, lehnte er es ab.

Die entscheidende Frage, worauf es in dieser Sache ankömmt, ist diese: Erweisen sich die geistlichen Gaben, die hier vorhanden sind, bei einer strengen Prüfung nach den in der Bibel angegebenen Kennzeichen als ächt, und hat wirklich ein Ruf und Auftrag vom Himmel an die hier wirkenden Männer stattgefunden? Zu dieser Prüfung ist es bei Zeller nicht gekommen. Die Furcht vor den Verderbnissen des päpstlichen Kirchenwesens scheint ihn davon abgeschreckt zu haben. Als ihm sein Schwiegersohn auf sein Verlangen die wichtigsten Glaubens- und Hoffnungslehren, die in den apostolischen Gemeinden lebendig sind, schriftlich darlegte, war seine Einwendung in einem Briefe vom 15. Januar 1850: „Ich habe vergeblich in den 96 Thesen mich nach einer Stelle umgesehen, aus der ich schließen könnte, daß du und deine Genossen das Augsburgische Bekenntniß noch annehmen. Ihr wollet keine Protestanten sein" (Anspielung auf eine unüberlegte Aeußerung von Alphons Woringer, welche Dr. Marriot an die große Glocke gehängt hatte), „aber so lange es eine römische Kirche unter dem römischen Papstthum giebt, und so lange beide vereinigt ihre widerchristlichen Irrlehren nicht feierlich widerrufen haben, kann kein Mitglied der evangelischen Kirchengemeinschaft aufhören dagegen zu protestiren, und darf nicht liebäugeln und fraternisiren mit der unter dem Papstthum gefangenen römischen Kirche, und sich diese idealisiren, wie sie nirgends in der Wirklichkeit besteht. Das heißt sich fremder Sünden theilhaftig machen und mit den thörichten Galatern aus der Gnade fallen."

Die römisch-katholische Kirche, wenn es erlaubt ist hier ein Wort über jene Einwendung zu sagen, ist ein wundersames Gemisch der besten und der schlimmsten Elemente. Da finden sich Beispiele der Andacht, der Aufopferung und der Liebe, wovor man die höchste Achtung haben muß. Da finden sich auch schrecklicher Aberglaube, ungestrafte Aergernisse, ein Geist des Hasses und Grimmes. Wiederum: so unrichtig und gefährlich manche Lehrsätze der römischen Kirche sind, beruhen sie doch meist auf Uebertreibung altchristlicher Wahrheiten und Gebräuche. So haben denn die Vertreter der reinen christlichen Lehre gegenüber der römischen Kirche eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Es gilt, gegen alle Entstellungen der christlichen Lehre, des Cultus und der Sitte auf Grund des göttlichen Wortes ein entschiedenes Zeugniß abzulegen. Aber andererseits ist es auch

Pflicht, das vorhandene Gute und die gleichsam im Hintergrund verborgenen Wahrheiten aufrichtig anzuerkennen und hervorzuheben. Diese letztere Aufgabe, die von den protestantischen Theologen so vielfach versäumt worden war, hatte sich Zeller's Schwiegersohn gestellt, als er die Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus herausgab. Die andere Aufgabe suchte Henry Drummond, ein in den apostolischen Gemeinden hervorragender Diener Christi, zu erfüllen, der in Schriften und Parlamentsreden gegen die Uebel in der römischen Kirche mit aller Schärfe sich aussprach. Dies war für unsern Zeller so unerwartet, daß er die Vermuthung aussprach, es müsse zwei Henry Drummond geben.

Vater Zeller äußerte damals die Befürchtung: „Ihr werdet bald im Schooß der römischen Kirche sitzen!“ Aber es dauerte nicht lange, so wurde diese Vorstellung durch Thatsachen widerlegt, indem Bekenner des apostolischen Werkes nicht in den Schooß, sondern in das Gefängniß der römischen Kirche zu sitzen kamen. Im Jahre 1856 begann in Bayern die Verfolgung. Der ehrwürdige Decan Lutz wurde nach Dillingen in das Pönitenzhaus gesteckt, wo man die Geistlichen, die sich grober Sünden schuldig gemacht haben, einsperrt. Andere wurden nächtlicher Weile mit Gensdarmen abgeholt und eingekerkert. Manche wurden ihres Lebensunterhaltes beraubt, indem man sie polizeilich in ihre Heimathorte wies und daselbst internirte. Einige mußten sich durch nächtliche Flucht über die Gränze nach Würtemberg retten, wo die Ausgewanderten durch die liebreiche Fürsprache des Prälaten von Kapff und des Consistoriums eine Zufluchtsstätte, Gewissens- und Cultusfreiheit fanden. Alle jene harten Maßregeln gingen von dem bischöflichen Ordinariat in Augsburg und dem Dompropst von Allioli, damals Verweser des erledigten Bischofssitzes, aus.

In der Stellung, welche Zeller eingenommen hatte, bewahrte er die christliche Milde. Anders verhielt sich de Valenti, welcher am 9. April 1849 folgendermaßen an Zeller's Schwiegersohn schrieb: „Ich rede aus schmerzlicher Gewißheit, wenn ich Sie als einen Menschen beklage, der schon seit längerer Zeit nicht mehr in der Furcht des HErrn gewandelt ist, welche der Weisheit Anfang, Fortgang und Ende ist. Ja glauben Sie es nur, Sie haben vielleicht noch nie, oder seit langem nicht mehr im Geiste dieser ungefärbten Gottesfurcht studirt. Sie haben Ihre Gaben zur eignen Ehre mißbraucht und sind zuletzt zu Ihrer Strafe unselig groß geworden. Ja Sie sind vom Geiste der Einfalt und Wahrheit ver-

lassen, aus der Einfältigkeit in Christo herausgetreten, um, wer weiß wie lange, ach vielleicht für immer als ein bezauberter Galater Christum auf's Neue zu kreuzigen und zuletzt ein Ende mit Schrecken zu nehmen. In Hoffnung, daß diese von den Gebeten tiefgekränkter Liebe begleitete Ermahnung Ihr Herz noch erreichen und erweichen könne, unterlasse ich es einstweilen noch die in dem mir gesandten Buche (Katholicismus und Protestantismus) enthaltenen argen geistlichen Trügereien, Zaubereien und Giftmischereien einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen, erhalte ich aber binnen hier in vier Wochen keine befriedigende Antwort auf meinen Brief, so kann ich es schwerlich unterlassen, die Pflicht der wahren Geisterprüfung auch einmal Ihnen gegenüber in Ausübung zu bringen. Ich würde aber dann nicht mehr mit dem geliebten Schmerzenskinde, sondern mit dem ausgearteten, undankbaren geistlichen Rabenkinde zu schaffen haben, welches eben von unerkanntem Hochmuth aufgeblasen, vom Versucher auf die Zinne des Tempels hingestellt, einen Wundersprung in die Tiefe wagt, die sich vor seinem trunkenen Geistesauge eröffnet hat."

In wohlthuendem Gegensatz hiezu hielt sich Zeller von jedem harten Urtheil, und von dem Sauerteig theologischer Verbitterung frei. Zwar stellte er nicht mehr, wie früher, vertrauliche theologische Fragen an seinen Eidam, aber die Liebe blieb ungetrübt, und die Aufnahme bei den Besuchen in Beuggen war herzlich. Als 1855 die Schrift: „Ueber christliches Familienleben" erschien, verschwieg er sein Wohlgefallen an derselben nicht. Wir dürfen annehmen, daß er an dem Buche über „die Kirche im apostolischen Zeitalter" einen Fortschritt gegen die früheren Schriften des Verfassers bemerkt hat. Er mag gefühlt haben, daß sein Schwiegersohn und seine Tochter in der Schule, in die sie Gott geführt hatte, an wahrem Christenthum nicht verloren, sondern gewonnen. Er hatte in dem oben angeführten Briefe vom 15. Januar 1850 gesagt: „Ich bin voller Besorgniß und Kummer, daß wir weit auseinander kommen möchten." Aber so war es, Gott sei Dank, in Wirklichkeit nicht. Im Gegentheil, sein Eidam wußte, nach Allem, was er in der apostolischen Gemeinde gelernt, Zeller's gediegene biblische Lehrweise nur um so höher zu schätzen und um so richtiger zu würdigen. Der Beweis hiefür liegt nicht ferne. Die gegenwärtige Schrift ist der Beweis.

Wenden wir uns nun von dem Familienkreise zu den Weltbegebenheiten jener Tage.

Im Jahr 1845 brach in Krakau ein neuer Aufstand der Polen aus. Im gleichen Jahr entstand die große Spaltung der Schweiz, welche zum Sonderbundkrieg führte. In Polens Schicksal sah Zeller eine traurige Vorbedeutung dessen, was der Schweiz bevorstehen könnte. Er sprach seine Gefühle hierüber und ein Bekenntniß der Gesammtschuld in seinem Jahresberichte aus. Es sind Aeußerungen eines wahren christlichen Patriotismus, die hier mitgetheilt werden. „Wir müssen von Dingen sprechen, die wir leider nicht in der Ferne, sondern in der Nähe erlebt haben und noch erleben. Es ist der ausgebrochene Zank und Streit unter Brüdern und Bundesgenossen, unter Christen und Christen verschiedener Confessions-Parteien; es ist die politische und die confessionelle Aufregung und Parteiung; es ist eine Zwietracht, die unser näheres Vaterland bis auf den Grund aufwühlet und zerrüttet, und dasselbe an den Rand des Verderbens zu stoßen drohet. Es steht einer Zerrüttung und Auflösung nahe, in welcher schon so manche Republiken des Alterthums und des Mittelalters bis auf unsere Zeiten untergegangen sind, Republiken, die lange mächtig standen und blüheten, und alle durch innere Zwietracht und Anarchie ein trauriges Ende nahmen. Lasset uns nur Einen Namen nennen, — Polen. Es ist ein ernster, aufgehobener Finger, der uns Alle warnen und nüchtern machen soll! Nie hat Aufruhr und gewaltthätiger Umsturz eine dauernde Segens-Frucht der Gerechtigkeit hervorgebracht, und die kostspieligsten und theuersten Zechen sind noch immer — die Revolutions-Zechen. Wie wird denn die Frucht der Gerechtigkeit gesäet? — Das sagt uns der Apostel, wenn er schreibt: „„Der Gerechtigkeit Frucht wird gesäet im Frieden von denen, bei denen und für die, welche Friede machen nnd halten.““ (Jak. 3, 18.) Der HErr, unser Gott, ist der Gott des Friedens, und seine Kinder sind Kinder des Friedens. Wo aber in einem Hause und in einem Lande noch Kinder des Friedens sind, da beten und helfen sie mit Herz und Mund dazu, daß Frucht der Gerechtigkeit gesäet, Recht und Billigkeit gehalten wird, getrennte Brüder und Freunde sich wieder die Hand reichen, und den Stimmen der Wühler, Hetzer, Verleumder und Lästerer Ohr und Herz verschlossen wird.“

„Solch ein Kind des Friedens war einst der selige Bruder Klaus. Er betete für sein Vaterland, das er auf seinem Herzen trug, und rieth und half redlich und treuherzig zum Frieden, und der Gott des Friedens ließ es ihm gelingen. Darum bleibet auch sein Andenken im Segen unter allem unserm Volke.“

„Zu dienender Liebe sind wir Alle um so mehr aufgefordert, weil wir Alle, auch in der neuesten Zeit, vielfältig und vielseitig gefehlt haben. Denn das Unglück, die Zerrissenheit und Verwirrung unseres Vaterlandes wäre nicht möglich gewesen ohne viele, viele Fehler von allen Seiten, oben und unten. Die Unterlassung des Guten ist auch ein Fehler, ist auch Sünde. Vieles Böse wäre gar nicht möglich, ohne Unterlassung des Guten. Denn ein Pfund Gutes ist gewichtiger und kräftiger als eine ganze, große Masse, als ein ganzer Wagen voll Böses. Ja, auch die Kinder des Friedens haben sich viele Fehler vorzuwerfen, besonders Unterlassungsfehler. Da ist manches gute Wort, zu rechter Zeit geredet, mancher thätige, gemeinschaftliche Ernst, zu rechter Zeit angewendet, manches durchdringende Gebet, zu rechter Zeit aufsteigend, unterlassen worden. Darum, meine Lieben! wollet ihr murren, so murre ein Jeder wider seine Sünde; wollet ihr anklagen und beschuldigen, so klage ein Jeder sich selbst an! Das wäre einmal ein heilsames und seliges Murren und Anklagen! Es würde unsere Herzen geneigt machen, einander zu vergeben, einander abzubitten, statt einander zu beißen und zu fressen, oder gar uns gegenseitig aufzureiben; und der Gott aller Barmherzigkeit und Gnade, bei welchem viel Vergebung ist, würde bereit sein, uns zu vergeben, und den Wetterwolken seiner Gerichte, die sich so finster über uns zusammenziehen, gebieten, und ihnen einen Wind senden, daß sie sich wieder verziehen; da würde die Sonne der Gerechtigkeit wieder durchbrechen durch die trüben Gewölke und der Regenbogen, das Friedenszeichen, sich ausspannen über Stadt und Land."

„HErr! Laß uns nicht fallen in die Hände der Menschen, sondern laß uns in deine Hand fallen, o HErr! denn sie thut uns immerdar Gutes, und nie Böses, auch dann, wann du uns züchtigest, wo wir es verdient. Ach, züchtige uns nur mit Maßen, und laß uns nicht aufgerieben werden, und uns nicht selbst unter einander aufreiben, wie es schon einige Male nahe daran war. HErr! der du bist vormals gnädig gewesen unserm Lande, und hast unsere Gefangenen erlöset, der du die Missethat vormals vergeben hast unserm Volk, und alle ihre Sünde bedecket, Sela! Der du vormals hast allen deinen Zorn aufgehoben, und dich gewendet von dem Grimme deines Zornes! Tröste uns, Gott, unser Heiland, und laß ab von deiner Ungnade über uns! Willst du denn ewiglich über uns zürnen, und deinen Zorn gehen lassen immer für und für? Willst du uns nicht wieder erquicken, daß sich dein Volk über dich

freuen möge? HErr, erzeige uns deine Gnade, und hilf uns! Siehe, es sitzen nun bald unsere Aeltesten bei einander in der Tagsatzung, und halten Rath. Ach, komme doch in ihren Rath, daß sie nicht ohne Dich Rath halten, und es nicht heiße: Beschließet einen Rath, und — es werde nichts daraus! Ach, daß wir hören dürften, daß du, HErr, Gott, redetest, daß du Frieden zusagtest deinem Volke und deinen Heiligen, auf daß sie nicht auf eine Thorheit gerathen. Wir bitten dich, wehre dem Geiste des Ungehorsams und des Trotzes in Ländern und Häusern, und laß wieder Ehre wohnen in unserm Lande! O laß die Leute wieder freiwillig werden zum Guten und nicht zum Bösen; laß sie freiwillig werden wohlzuthun und mitzutheilen; denn solche Opfer gefallen dir wohl! Laß sie freiwillig werden für dein heiliges Wort, daß dies Wort in jeder Gemeinde ein gesegneter Gemeinde-Brunnen, und in jeder Haushaltung ein gesegneter Hausbrunnen werde! Laß Segensströme daraus fließen für alle Völker, auch für die Heiden! Ja, segne unsere Obrigkeiten und segne die Untergebenen! Segne alle unsre Wohlthäter und Wohlthäterinnen! Segne auch ihre Gaben, und laß alle Barmherzigen Barmherzigkeit finden, auf daß sich die Barmherzigkeit rühmen möge wider das Gericht, und dein Reich bald komme, und die Sonne der Gerechtigkeit aufgehe, und Heil unter ihren Flügeln! Amen." M. Bl. 1845, S. 50—52. 62.

In jenen Jahren der Spannung steigerte sich das gerechte Verlangen nach einer Herstellung der Einheit Deutschlands. Zeller verkannte gewiß nicht die Gebrechen, an denen das deutsche Vaterland in Folge der Zersplitterung in kleine souveräne Staaten und in Folge der fehlerhaften Verfassung des deutschen Bundes litt. Aber er betrachtete das Streben nach Einheit aus einem ganz ungewöhnlichen Gesichtspunkt. Er ahnte ganz richtig, daß es zur Aufrichtung eines deutschen Kaiserthums führen würde. Ein solcher Ausgang erschien ihm aber höchst gefährlich, denn er vermuthete, ein neues deutsches Kaiserthum würde in ein erneutes Bündniß mit der römischen Kirche treten, und das Einverständniß dieser beiden Mächte würde die Glaubenstyrannei und den Gewissenszwang einer vergangenen Zeit wieder heraufführen. Er konnte nicht wissen, daß die Entstehung eines neuen Kaiserthums von ganz anderer Art im Plane der göttlichen Vorsehung lag.

Am 24. Februar 1848 geschah der große Umsturz in Paris. Louis Philipp, den man als den Hort der conservativen Politik zu betrachten sich gewöhnt hatte, mußte fliehen. Der Aufstand triumphirte, die Republik wurde ausgerufen. Es war der Stoß eines geistigen Erdbebens,

der in ganz Europa gefühlt wurde. Wie Zeller schon in den ersten Tagen dies Ereigniß beurtheilte, zeigt folgende Stelle aus einem Brief an Ludwig Völter vom 1. März 1848: „Da die in Paris erfolgte Revolution in den Tagen vom 22.—27. Februar abermals den National-Charakter der Gallier, die schon Cäsar als novarum rerum cupidi bezeichnet hat, aber auch den dämonischen Charakter des neuesten Zeitgeists, der nicht nur contagios, sondern auch atmosphärisch wirkt (Eph. 2, 2. und 6, 12.) deutlich an der Stirne trägt, der wie alle Stirncharaktere von den Besitzern der Stirne gar nicht gelesen werden kann, und mehr von unbetheiligten, am Wort Gottes genährten Zuschauern entziffert werden soll: so darf man allerdings eine weitere Ansteckung für alle im Geisterrapport stehenden Nachbarländer erwarten. O Gott bewahre unser Vaterland! Er lasse Sein Reich, dem auch durch diese Erschütterungen und Einstürze Bahn gemacht wird, und das durch Gerechtigkeit und Gericht kommen muß, bald durchbrechen und siegen! Er sei mit uns und unsern armen Rettungsanstalten, die es nur zu sehr spüren, daß, wenn die Ungerechtigkeit überhand nimmt, die Liebe in Vielen erkaltet.“

Das badische Oberland war durch die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz der Erschütterung, welche von Paris ausging, am meisten ausgesetzt. In diesem kleinen Staate hatte ohnehin der Radicalismus das Volk aufgewühlt und die Autorität der Regierung untergraben. Von jener alten Schlichtheit und Zufriedenheit des Landvolks im badischen Schwarzwald, welche 50 Jahre früher bestand und in Hebel's Gedichten einen so schönen Ausdruck gefunden hat, war wenig mehr übrig. Die vom Ausland zurückkehrenden Flüchtlinge vereinigten sich hier mit den einheimischen Radicalen und bildeten Freischaaren, mit der Absicht, die monarchische Regierung zu stürzen.

Beuggen war mitten in diesen Bewegungen, und eine Zeit lang von jedem obrigkeitlichen Schutz entblößt. Was man dort in der Passions- und Osterwoche 1848 durchzumachen hatte, erzählt Zeller in einem Briefe vom 4. Mai an seine Tochter Monika, die sich damals bei Völter's in Lichtenstern aufhielt, folgendermaßen:

„Wie der badische Seekreis und der badische Oberrheinkreis, zu welchem auch wir in Beuggen gehören, seit dem Monat März, und sonderlich seit dem April, von den republikanischen Wühlern bearbeitet, aufgeregt, unterwühlt, und endlich zum bewaffneten Aufstand gegen die Regierung und Verfassung verführt, die Regierung völlig gelähmt, und von aller

freuen möge? HErr, erzeige uns deine Gnade, und hilf uns! Siehe, es sitzen nun bald unsere Aeltesten bei einander in der Tagsatzung, und halten Rath. Ach, komme doch in ihren Rath, daß sie nicht ohne Dich Rath halten, und es nicht heiße: Beschließet einen Rath, und — es werde nichts daraus! Ach, daß wir hören dürften, daß du, HErr, Gott, redetest, daß du Frieden zusagtest deinem Volke und deinen Heiligen, auf daß sie nicht auf eine Thorheit gerathen. Wir bitten dich, wehre dem Geiste des Ungehorsams und des Trotzes in Ländern und Häusern, und laß wieder Ehre wohnen in unserm Lande! O laß die Leute wieder freiwillig werden zum Guten und nicht zum Bösen; laß sie freiwillig werden wohlzuthun und mitzutheilen; denn solche Opfer gefallen dir wohl! Laß sie freiwillig werden für dein heiliges Wort, daß dies Wort in jeder Gemeinde ein gesegneter Gemeinde-Brunnen, und in jeder Haushaltung ein gesegneter Hausbrunnen werde! Laß Segensströme daraus fließen für alle Völker, auch für die Heiden! Ja, segne unsere Obrigkeiten und segne die Untergebenen! Segne alle unsre Wohlthäter und Wohlthäterinnen! Segne auch ihre Gaben, und laß alle Barmherzigen Barmherzigkeit finden, auf daß sich die Barmherzigkeit rühmen möge wider das Gericht, und dein Reich bald komme, und die Sonne der Gerechtigkeit aufgehe, und Heil unter ihren Flügeln! Amen." M. Bl. 1845, S. 50—52. 62.

In jenen Jahren der Spannung steigerte sich das gerechte Verlangen nach einer Herstellung der Einheit Deutschlands. Zeller verkannte gewiß nicht die Gebrechen, an denen das deutsche Vaterland in Folge der Zersplitterung in kleine souveräne Staaten und in Folge der fehlerhaften Verfassung des deutschen Bundes litt. Aber er betrachtete das Streben nach Einheit aus einem ganz ungewöhnlichen Gesichtspunkt. Er ahnte ganz richtig, daß es zur Aufrichtung eines deutschen Kaiserthums führen würde. Ein solcher Ausgang erschien ihm aber höchst gefährlich, denn er vermuthete, ein neues deutsches Kaiserthum würde in ein erneutes Bündniß mit der römischen Kirche treten, und das Einverständniß dieser beiden Mächte würde die Glaubenstyrannei und den Gewissenszwang einer vergangenen Zeit wieder heraufführen. Er konnte nicht wissen, daß die Entstehung eines neuen Kaiserthums von ganz anderer Art im Plane der göttlichen Vorsehung lag.

Am 24. Februar 1848 geschah der große Umsturz in Paris. Louis Philipp, den man als den Hort der conservativen Politik zu betrachten sich gewöhnt hatte, mußte fliehen. Der Aufstand triumphirte, die Republik wurde ausgerufen. Es war der Stoß eines geistigen Erdbebens,

der in ganz Europa gefühlt wurde. Wie Zeller schon in den ersten Tagen dies Ereigniß beurtheilte, zeigt folgende Stelle aus einem Brief an Ludwig Völter vom 1. März 1848: „Da die in Paris erfolgte Revolution in den Tagen vom 22.—27. Februar abermals den National-Charakter der Gallier, die schon Cäsar als novarum rerum cupidi bezeichnet hat, aber auch den dämonischen Charakter des neuesten Zeitgeists, der nicht nur contagios, sondern auch atmosphärisch wirkt (Eph. 2, 2. und 6, 12.) deutlich an der Stirne trägt, der wie alle Stirncharaktere von den Besitzern der Stirne gar nicht gelesen werden kann, und mehr von unbetheiligten, am Wort Gottes genährten Zuschauern entziffert werden soll: so darf man allerdings eine weitere Ansteckung für alle im Geisterrapport stehenden Nachbarländer erwarten. O Gott bewahre unser Vaterland! Er lasse Sein Reich, dem auch durch diese Erschütterungen und Einstürze Bahn gemacht wird, und das durch Gerechtigkeit und Gericht kommen muß, bald durchbrechen und siegen! Er sei mit uns und unsern armen Rettungsanstalten, die es nur zu sehr spüren, daß, wenn die Ungerechtigkeit überhand nimmt, die Liebe in Vielen erkaltet."

Das badische Oberland war durch die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz der Erschütterung, welche von Paris ausging, am meisten ausgesetzt. In diesem kleinen Staate hatte ohnehin der Radicalismus das Volk aufgewühlt und die Autorität der Regierung untergraben. Von jener alten Schlichtheit und Zufriedenheit des Landvolks im badischen Schwarzwald, welche 50 Jahre früher bestand und in Hebel's Gedichten einen so schönen Ausdruck gefunden hat, war wenig mehr übrig. Die vom Ausland zurückkehrenden Flüchtlinge vereinigten sich hier mit den einheimischen Radicalen und bildeten Freischaaren, mit der Absicht, die monarchische Regierung zu stürzen.

Beuggen war mitten in diesen Bewegungen, und eine Zeit lang von jedem obrigkeitlichen Schutz entblößt. Was man dort in der Passions- und Osterwoche 1848 durchzumachen hatte, erzählt Zeller in einem Briefe vom 4. Mai an seine Tochter Monika, die sich damals bei Völter's in Lichtenstern aufhielt, folgendermaßen:

„Wie der badische Seekreis und der badische Oberrheinkreis, zu welchem auch wir in Beuggen gehören, seit dem Monat März, und sonderlich seit dem April, von den republikanischen Wühlern bearbeitet, aufgeregt, unterwühlt, und endlich zum bewaffneten Aufstand gegen die Regierung und Verfassung verführt, die Regierung völlig gelähmt, und von aller

gesetzlichen Waffenmacht und gesetzlichem Schutze fast gänzlich entblößt war, das alles könnt Ihr aus den Zeitungen erfahren haben. Erst seit dem 14. April, so viel ich weiß, fingen würtembergische und bayrische Bundestruppen an, in den badischen Seekreis einzurücken, und der Regierung und der gesetzlichen Ordnung in diesen schändlich unterwühlten Gegenden, Städtchen und Gemeinden Hülfe zu bringen. Am Palmensonntag (den 16.) vernahmen wir zuerst durch vage Gerüchte, daß sich Heckersche, Struvesche, Weishaarsche und andere Freischaaren gegen Waldshut bewegen, und sich dem Oberrheinkreise nähern, um dann nach Freiburg und Carlsruhe zu ziehen, und die Regierung zu stürzen. Sie hofften, in allen Gemeinden auf ihrem Durchzuge alle bewaffnete Mannschaft vom 18. bis 40. Jahre an sich zu ziehen, durch Drohung und Lockung, und so ein Heer zu werden. Wir ließen daher durch die ganze Charwoche hindurch alle Nacht im Schlosse und im Griechenhaus, in jedem durch zwei Brüder Wache halten, und sahen nach und nach auch hier vorbei einzelne kleine Freischaaren kommen und gehen, ohne daß sie sich aufhielten. Die größeren Züge nahmen den Weg durch das nahe Wiesenthal, bis am Mittwoch in der Charwoche, den 19. April auch hierdurch die Weishaarsche Freischaar von etwa 500 bis 600 Mann mit vielem Gepäck, Lebensmitteln und Munition und geplünderten obrigkeitlichen Kassen schnell gegen Lörrach und Kandern an der hiesigen Post vorbeizog, wo am 20. das Gefecht bei Kandern und Steinen vorfiel, bei welchem der edle General v. Gagern fiel, die Freischaaren aber durch hessische und badische Truppen tüchtig geschlagen wurden. So kam denn endlich der erste stürmische Tag für Beuggen, der Gründonnerstag. Während ohne unser Wissen bei Kandern und Steinen gekämpft wurde, saßen wir hier um unsern herrlichen Passionstext versammelt. So auch Nachmittags in der Kinderlehre. Während dieses Gottesdienstes ertönten auf einmal unter unsern Fenstern zwei Trommeln, und es marschirten etwa 50 Mann von der Karsauer Bürgerwehr mit Unter- und Obergewehr vor unserer Hausthür auf, und ließen mich fordern. Ich ließ ihnen sagen, sie möchten sich gedulden bis nach Beendigung des Gottesdienstes, wonach ich zu ihnen hinaustrat. Wie ich kam, zog der Anführer, der Schmid Clemens Brombach, den Säbel, und ließ die Mannschaft Gewehr in Hand nehmen, trat dann vor mich hin, und befahl mir mit barschen Worten, daß ich sogleich alle unsere junge Mannschaft vom 18. bis 40. Jahr bewaffnet zur Bürgerwehr nach Karsau stellen solle. Als ich fragte, auf wessen Befehl

diese Forderung an uns ergehe, sagte er etwas stockend: Von unsern Obern und der ganzen Gemeinde. Ich antwortete: Der Bürgermeister von Karsau habe mir das gedruckte obrigkeitliche Bürgerwehrgesetz mitgetheilt, aus welchem ich ersehen hätte, daß nur Ortsbürger in die Bürgerwehr aufnahmfähig seien, wir aber hätten nur einen einzigen badischen Bürger unter uns, der noch nicht einmal definitiv bei uns aufgenommen sei (Wittinger), der alle Tage entlassen werden könne. Ueberdieß sei die Bürgerwehr zum Schutze der Personen, und zur Aufrechthaltung der Verfassung bestimmt, und nicht gegen dieselbe; worauf er zu verstehen gab, daß sie unzufrieden mit der Verfassung und der Tyrannei der Regierung, sich an die Freischaaren anschließen wollten. Ich antwortete, ich sei zwar nicht zu ihrem Rathgeber berufen, aber ich rathe ihnen und bitte sie, daß sie das gar nicht thun möchten. Ueberdieß hätte ich gehört, daß Hecker nur Freiwillige begehre, und ich könne nicht glauben, daß so Manche unter ihnen, die Weib und Kinder haben, zu einem so ungesetzlichen Zug freiwillig sein sollten, worauf mehrere Wehrmänner versicherten, sie seien nicht freiwillig. Da gebot der Hauptmann barsch Stillschweigen seiner Mannschaft, die unter dem Gewehr stehe; ich aber sagte, daß sie Niemand zwingen könne zu ziehen, und was mich betreffe, so könne ich mich nicht entschließen, auch nur Einen Mann zu stellen, worauf der Hauptmann antwortete: „„Nun so müssen Sie zum Land hinaus."" Nach mehreren von meiner Seite stets gelassenen und freundlichen Worten, wollte endlich der Hauptmann meine Antwort schriftlich haben, worauf ich erklärte, wenn sie mir ihre ungesetzliche Forderung schriftlich und gehörig unterzeichnet geben wollten, so wolle ich ihnen meine ablehnende Antwort auch schriftlich zustellen. Und so zogen sie endlich unter Trommelschlag in militärischer Ordnung ab. Kaum waren nach diesem Vorfall $1^1/_2$ Stunden verflossen, so hörte und sah man die bei Kandern und Steinen geschlagenen Freischaaren, voran ihre galoppirenden Gepäckwagen und hinter diesen ganze Haufen Freischärler mit Flinten, Sensen und Spießen bewaffnet, theils auf der Landstraße von Nollingen her an der Post vorbei, theils über den Rebhügel und den Berg über der Post, Riedmatt und Säckingen zu laufen, und eine Schaar vor der Post Halt machen. Gleich darauf kamen zwei ihrer Anführer in den Hof herein, und hielten, mit Landkarten und Zeitungen in der Hand, eine Berathung. Nach Beendigung derselben gingen sie auf die Anstalt zu, und begehrten mit mir zu sprechen. Ich ließ sie auf mein Zimmer kommen, und sich

auf das Sopha setzen, worauf der Aeltere von den zweien, ein Mann mit einem großen rothen Barte und einer Blouse und etwas bekümmertem Gesicht, die fragende Bitte an mich richtete, ob wir nicht etwa 80 Mann von ihrer sehr ermüdeten Mannschaft zum Nachtessen und über Nacht behalten möchten. Ich antwortete: Ob wir gleich eine zahlreiche Armenanstalt seien, und wenig Platz hätten, so wollen wir thun, was wir können, wenn die Leute vorlieb nehmen wollten, so sollten sie kommen. Aber nicht lange darnach marschirte der größte Haufen unerwartet wieder von der Post ab, Schwörstett zu, und es kamen statt 80 nur 16 der ermüdetsten Freischärler herab in unsern Hof, darunter manche wilde bärtige Gesichter, die aber nach und nach, als wir ihnen bereitwillig zu essen und zu trinken gaben, freundlich und gesprächig wurden, und mir auf meine Fragen eine ausführliche Beschreibung des Gefechts bei Kandern und Steinen gaben; und als ich ihnen meinen Schmerz über dieses Blutvergießen zwischen Deutschen und Deutschen ausdrückte, und ihnen sagte, daß sie am besten thäten, wenn sie wieder heim zu ihrem Beruf und zu Weib und Kindern zurückkehrten, so antwortete einer mit einem rabenschwarzen Bart aus Sachsen: Zwecke höherer Humanität hielten sie fest bei den Waffen. Wirklich zogen sie, nachdem wir ihnen im Griechenhaus in drei leeren Zimmern ein tüchtiges Strohlager bereitet hatten, am Charfreitag früh wieder von hier ab, und ließen nur drei Mann, welche krank waren und wunde Füße hatten, bei uns zurück, welche erst am Oster-Dienstag von hier mit vielem Dank Abschied nahmen."

„Während dieser Tage, am Ostertag und Ostermontag, fielen, ohne daß wir hier etwas davon wußten, die blutigen Gefechte vor und in Freiburg vor, welche allein mehr Blut gekostet haben, als der ganze schweizerische Sonderbundkrieg im November 1847, und wo die Macht der Freischaaren durch die Hessen und Badener entschieden geschlagen, und Freiburg, das vielleicht die Hauptstadt der badischen Republik hätte werden sollen, von zahlreichen Bundestruppen besetzt worden ist. Am Oster-Dienstag und Mittwoch hatten wir hier Ruhe, nur daß allerlei Gerüchte von Rheinübergang der Herwegschen Arbeiter-Freischaaren und ihrer Annäherung, und von dem in entgegengesetzter Richtung kommenden Anrücken der würtembergischen Bundestruppen von Säckingen her, unsere Gemüther stark beschäftigten. Aber bald brach der stürmischste Tag von allen bisherigen in Beuggen an. Das war Donnerstag, der 27. April. Schon am Morgen sahen wir die ersten Würtemberger hier an der Post vor-

überziehen. Es war eine Abtheilung Lanzenreiter, welche auf der Wiese unterhalb unseres Grasgartens sich mit ihren schwarzrothen Fähnlein in Linie aufstellten, von da Vorposten, theils nach Nollingen, theils nach dem Eingang der Rheinfelder Brücke entsendeten, und endlich nach Nollingen wegtrabten, denen nicht lange hernach eine andere Abtheilung Lanzenreiter in gleicher Richtung nachfolgte, um die über den Rhein gedrungene Herwegsche Arbeiterschaar, und die von Freiburg her durch das Wiesenthal zersprengten und dort geschlagenen Heckerschen Freischaaren im Rücken und in der Flanke anzugreifen, während eine größere Kolonne Infanterie unter dem General von Baumbach von Säckingen her über Schwörstett und Dosenbach anrückte. Dort auf der Höhe von Dosenbach nnd dem Walde kam es Donnerstag zu einem Gefechte mit den Freischärlern, in welchem ein Sensenmann dem Hauptmann Lipp vom 6. würtembergischen Infanterieregiment vier Finger der Hand mit der Sense fast abhieb, aber auf der Stelle von den erbitterten Soldaten erstochen und in Stücke gehauen wurde. Plötzlich wurde die ganze Freischaar aus einander gesprengt, Herweg und seine Frau flüchteten sich nach Karsau, und von da in Bauernkleider verkleidet nach Rheinfelden, ein anderer Theil aber der zersprengten Freischaaren floh nach Beuggen und an den Landungsplatz bei dem hiesigen Fischerhäuschen, wo ihrer etliche den Fischerkahn ablösten, und mit einem Verwundeten, der aber auf der Ueberfahrt starb und in's Wasser geworfen wurde, eilig an das aargauische Ufer hinüberruderten; die Uebrigen lagen erschöpft am Boden und sahen sich vergeblich nach einem andern Kahn um. Ich eilte sogleich in den Garten, wo eben die Freischärler über die Mauer in denselben hineinstiegen, in der Allee hin- und herliefen und nicht wußten, wo aus und wo an. Ich rief ihnen zu, daß sie hier keinen Augenblick sicher wären und nicht über den Rhein fahren könnten, sondern daß sie ihre Waffen ablegen und eilends fliehen sollten. Ich hatte seit dem Palmsonntage Tag und Nacht die hintere Hausthüre verschlossen halten lassen und den Schlüssel in meinem Zimmer aufgehangen, daher konnten die fliehenden Freischärler nicht, weder in noch durch das Haus, sondern sie flohen theils um unser Haus herum, theils durch das katholische Pfarrhaus in den vorderen Hof, und zwar zum untern Thor hinaus, theils in das alte Schloß hinauf, theils hart am Rheinufer hin in die untere Sandgrube, und wo sie sich verstecken zu können hofften. Inzwischen war ich wieder in mein Zimmer gegangen, und sah mit meinem Fernglas, wie eben eine bedeutende Anzahl würtem-

bergische Soldaten durch den Karsauer Wald den Hügel herab zwischen Riedmatt und Beuggen zerstreut herunterrannten, gegen das Fischerhäuschen an den Landungsplatz liefen, und plötzlich den Garten, den hinteren und vorderen Hof mit Bewaffneten füllten. Auf einmal schrieen die im hinteren Hof stürmenden Soldaten, daß man die hintere Hausthür aufmachen solle. Ehe ich noch mit dem Schlüssel hinunter eilen konnte, hatten schon die erhitzten und erbitterten Soldaten drei Schüsse in das Haus gethan, das hintere Küchenfenster mit einer Kugel durchschossen, welche über unserer zitternden alten Lise in die Decke fuhr, und mit ihren Flintenkolben die hintere Hausthüre eingeschlagen, und die ganze untere Hausflur mit schreienden und tobenden Soldaten erfüllt. Sie machten mir und meiner Frau die heftigsten Vorwürfe, daß wir die fliehenden Freischärler versteckt, und ihnen, den Soldaten, mit Fleiß die hintere Hausthür verschlossen hätten. Vergeblich waren alle meine Versicherungen, daß kein einziger Freischärler in unser Haus gekommen sei, noch habe können. Sie glaubten uns nicht, und schalten meine Frau ein Luder, knüpften mir Fäuste unter die Nase, und drohten mir mit Flintenkolben, indem sie zugleich mit Schreien verlangten, daß man alle Zimmer aufthun solle, damit sie das ganze Haus von unten an bis oben aus d. h. vom Keller bis auf den Dachboden durchsuchen könnten. Dieß geschah! Ja, selbst alle unsere Kästen wurden aufgemacht und unter alle Betten geschaut. So war es in unserm ganzen Hause, das mit durchsuchenden Soldaten angefüllt war, welche endlich auf dem Dachboden der katholischen Kirche drei Freischärler fanden, ergriffen und gefangen unsere Treppen herunterführten. Wie unser Haus, so wurde auch das Griechenhaus, die Mühle, die Scheuern, der Holzschopf und der alte Thurm am unteren Thor durchsucht, und ebenfalls einige versteckte Freischärler gefangen. Alle diese Gefangenen mußten sich in Gegenwart und umgeben von den Soldaten bis auf's Hemd auskleiden und durchsuchen lassen, nachdem sie schon vorher entwaffnet und ihre verschiedenen Waffen auf ein Wägelein geladen worden waren. Alle wurden sodann unter Bedeckung nach Schwörstätt abgeführt. Als die Soldaten von der Untersuchung des alten Thurmes herunterstiegen, und eben vor das Thor hinaustraten, um auch die Meierei vor demselben zu untersuchen, kam ein versprengter Freischärler ohne Waffen vom Rheinufer an das Brücklein vor dem Thor hinaufgestiegen, als ihn die Soldaten erblickten, und die Gewehre gegen ihn fällten, um ihn gefangen zu nehmen. Der Freischärler stieg herauf und

streckte die Hand gegen das Bajonnet eines Soldaten, als ob er dasselbe fassen wollte. Da drückte der Soldat, der höher stand als er, los, und schoß ihm die Kugel in die Brust, daß sie durch die Lunge hinein und hinten an der Leber wieder hinausfuhr, und der Mann tödtlich verwundet in das Gras gestreckt dalag. Der katholische Pfarrer wurde geholt, der dem sterbenden Freischaarenmann die letzte Oelung brachte, und aus einem Gebetbüchlein stille Gebete ablas. Mehrere Soldaten standen mitleidig im Kreise umher und sahen zu. Als der katholische Pfarrer abgetreten war, kam ich dazu und fragte den Sterbenden, ob ich, der zwar kein Geistlicher sei, auch mit ihm beten solle? Mit schwacher Stimme sagte er: Ja! Da knieete ich zu ihm nieder in's Gras und betete für seine unsterbliche Seele. Dann sagte ich zu dem Sterbenden: Es steht geschrieben in der heiligen Schrift: Wer den Namen Jesu anrufen wird, soll selig werden. Darum bitte ich euch, sprechet von Herzen mir nach. Und da betete er mit schwacher Stimme: HErr Jesu, Du einziger Heiland aller Menschen, aller Sünder, erbarme Dich meiner unsterblichen Seele, und lasse sie gerettet werden! Amen!"

„Es war mir nicht möglich, den Verwundeten unter freiem Himmel sterben zu lassen. Ich bat daher vier würtembergische Soldaten, den Sterbenden in unser Haus hinein tragen zu helfen, was sie willig und mitleidig thaten, worauf ich den Unterarzt der Compagnie bat, dem armen Mann, der heftig blutete in dem unteren Eckzimmer der Buchbinderei, wo inzwischen meine Frau ein Bett bereitet hatte, zu verbinden, was er auch willig that. Ich ließ ihn dann durch zwei Brüder pflegen und bewachen. Inzwischen war die 5. Compagnie des 1. Infanterie-Regiments unter Herrn Hauptmann v. Wullen und Oberlieutenant Götz im vorderen Schloßhof aufmarschirt, wo ich diese Offiziere begrüßte und sie befragte, ob wir ihrer Mannschaft nicht etwas zur Erquickung bringen dürften? Sie bewilligten es mit Freuden. Da ließen wir nun für die gesammte in zwei Gliedern aufmarschirte Mannschaft, zusammen 133 Mann, zwei Körbe voll Brod und zwei Körbe voll Gläser, die wir mit unserm trefflichen Most füllten, Mann für Mann austheilen, worauf die Mutter noch zwei Körbe voll Aepfel bringen und auf den Boden stellen ließ, damit Jeder nach Belieben davon nehmen möchte."

„Da hättet Ihr sehen sollen, wie umgestimmt auf einmal die ganze Mannschaft, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten wurden, besonders als wir Würtemberger uns zu erkennen gaben, und ich mit den freund-

lichen Offizieren, und die Lehrer und Brüder mit den Soldaten uns in nähere freundschaftliche Gespräche einließen. Wir bekamen, als endlich die Mannschaft vertheilt wurde, 64 Mann in's Quartier, welche wir, die Offiziere oben, die Soldaten unten, im Griechenhaus und in der Krankenstube, so gut wir konnten, unterbrachten, und am 27. und 28. behielten, bis sie am 29. nach Minseln abmarschirten. Viele unserer Soldaten gaben uns vor dem Abmarsch die Hand, ebenso auch die Offiziere alle. Von nun an bekamen wir nur noch 5 Mann in's Quartier, welche die Wachposten am Rheinufer besetzen mußten, und alle Tage von andern 5 Mann abgelöst wurden, und so geht es bis heute fort."

„Samstags, den 29. April, starb um 12 Uhr Nachts der tödtlich verwundete, von unsern Brüdern treulich verpflegte, und von dem hiesigen alten katholischen Pfarrer Würz öfters und von mir täglich besuchte Freischaarenmann Victor Keßler von Trier, seines Handwerks ein Sattler, und mit aus Frankreich herübergekommen, an den Folgen seiner Todeswunde, zu welcher der Brand sich geschlagen hatte. Er hatte seinen Fehltritt erkannt und herzlich bereut, und sich auch noch mit dem würtembergischen Infanteristen, der ihn geschossen hat, auf eine rührende Art versöhnt, und uns aufgetragen, seinen Eltern in Trier seine Reue und seinen Tod zu melden."

„Sonntags, den 30. April, besuchten uns Herr und Frau Ryhiner, Herr Pfarrer Legrand und Herr Spittler von Basel, und verwunderten sich sehr über unsere Erzählung der vergangenen Tage, und bekannten laut den Schutz Gottes, der über uns gewaltet hat. Montags, den 31. wurde der gestorbene Freischaarenmann hier begraben. Die Feier am Grabe geschah nach katholischem Ritus, aber wir versammelten uns nachher auf unserm Lehrsaal, wo ich über Habakuk 3, 12. 13 eine Ansprache hielt. Seitdem bis heute, Donnerstag den 4. Mai, ist's wieder ruhig bei uns und in der Umgegend."

So weit Zeller's eigene Erzählung. Eine Tochter, welche damals der Mutter zur Seite stand, giebt uns noch einen Beitrag zur Geschichte jenes Gründonnerstages.

„Man hatte den ganzen Vormittag schießen gehört, aber man wußte nicht wo. Man wußte nur, daß das würtembergische Militär die Freischaaren verfolge, und daß sie ganz in der Nähe seien. Schon sah man zahlreiche Flüchtlinge den Berg bei Riedmatt herabspringen und dem Schloß zueilen. Da gab der Vater — wie sich nachher zeigte durch gött-

liche Leitung und Eingebung — den Befehl, daß alle drei Eingänge des Hauses sollten geschlossen werden, und alle Kinder sollten, anstatt in der Schule (im ersten Stock des Schlosses), sich im obersten Stock aufhalten und durch die Lehrer beaufsichtigt werden, was auf Widerstand bei den Lehrern stieß und zu großer Unzufriedenheit Anlaß gab. Etwa nach einer Stunde erscholl das Geschrei: Sie kommen, die Würtemberger kommen! Wir dachten: sie befreien uns von unserer Angst vor den Freischaaren, die sich in immer größeren Schaaren um das Schloß herum machten und Eingang suchten. Wir Erwachsenen (die nicht mit den Schulkindern consignirt waren) eilten hinauf an die Landstraße, um das Militär vorüberziehen zu sehen, da wenigstens wir Zellerkinder noch kein Militär in Masse gesehen hatten. Während wir nun an der Landstraße standen und die Heranziehenden mit guter Ruhe zu besehen gedachten, da bekam eine Abtheilung derselben, weiter hinten bei Riedmatt, Befehl, das Schloß zu untersuchen und die Freischaaren zu fangen. Auf einmal hörten wir Schuß auf Schuß im Garten und Schloßhof und es befiel uns eine namenlose Angst um unsere Leute daheim. Wir sprangen dem Schlosse zu, und dieß war thöricht, denn es gab den Anschein, als wollten auch wir vor dem Militär fliehen. Auf einmal erscholl es von den Soldaten her: Wer nicht unter seinem Dache ist, wird erschossen! Wir erreichten die vordere Hausthür, die eben geöffnet wurde. Zwei von uns Geschwistern führten die Mutter, und wie wir in den unteren Hausgang eintraten, krachte ein Schuß von der hinteren Hausthür her, die noch verschlossen war, und die Kugel flog zwischen der Mutter und mir durch in die Wand."

„Dieß war uns nachher groß und merkwürdig, daß durch den Befehl des Vaters, der nichts von alle dem im voraus wußte, die Kinder oben im Hause versammelt, beaufsichtiget und dieser Gefahr nicht ausgesetzt waren."

Der Sommer dieses Jahres ging ruhig vorüber, und nur aus der Ferne hörte man das Donnergetöse der Revolution, die sich von Hauptstadt zu Hauptstadt wälzte und ganz Europa durchzog. Während in Paris die blutigen Juniustage eintraten mit ihren Straßenkämpfen und Barrikadenstürmen, feierte man am 23. Juni das Jahresfest zu Beuggen in ungestörtem Frieden.

Für Deutschland erfolgte eine neue Krisis, als am 18. September die rothen Republicaner das deutsche Parlament in Frankfurt, welches

ihnen zu langsam und zu gesetzlich voranging, zu stürmen versuchten und den frevelhaften Mord an dem Fürsten Lichnowsky und dem General von Auerswald begingen. Damals war auch das badische Oberland wieder in Aufruhr, und Struve ließ in Lörrach die Republik ausrufen, indem er „Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle“ dem Volk verhieß. Aber bald war auch dieser Aufstand durch die blutigen Gefechte bei Staufen und Freiburg niedergeschlagen. Struve wurde auf der Flucht gefangen genommen und die Reste der Freischaaren entkamen in die Schweiz. Dieses Gewitter ging an Beuggen vorüber, ohne die friedliche Arbeit zu stören. Am 21. September, demselben Tage, da die Struve'sche Freischaar aus der Schweiz nach Lörrach überging, hielt man in Beuggen, ohne etwas hiervon zu ahnen, die jährliche Prüfung in Gegenwart der Vorsteher der Anstalt. Diese September-Ereignisse erzählte Zeller seiner Tochter Maria Gobat mit folgenden Betrachtungen:

„Beuggen, 29. September 1848. Welch eine Zeit ist es, in welche unsere Enkelkinder eintreten! Es ist mir oft, seit der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 sei keine Zeit derjenigen, welche dieser Zerstörung vorausging, so ähnlich gewesen, wie die gegenwärtige. Gleichwie jene eine schlußgerichtliche Zeit über das alt-testamentliche, in Staat und Kirche faul gewordene Israel war, so scheint mir oft, sei die gegenwärtige eine schlußgerichtliche Zeit über das neu-testamentliche, in Staat und Kirche faul und antichristlich gewordene Christenvolk, und wir seien dem schwersten und gefährlichsten Uebergange in die letzte Zeit des Elendes in schneller Entwicklung nahe gerückt, wo eine vom Himmel zu erwartende Dazwischenkunft unseres Heilandes unausweichlich nöthig ist. Die blutigen Revolutionen folgen einander Schlag auf Schlag. Was ist seit dem 24. Februar d. J. in Paris, in Berlin, in Wien, in Mailand, in Neapel, in Deutschland, in Ungarn, in Sicilien, Erbärmliches, Blutiges, Jammervolles geschehen! Jeder Monat bringt beinahe eine Revolution in irgend einem Theile von Europa! Selbst hier in unserm stillen und einsamen Beuggen haben wir in diesem Jahre schon zum zweiten Male eine revolutionäre Bewegung in der Nähe gehabt. Am 21. ging Struve mit ungefähr 5—600 Freischaaren bei Basel und Rheinfelden, also aus der Schweiz, wo sie als Flüchtlinge seit dem April Schutz gesucht und gefunden hatten, über den Rhein, proklamirte in Lörrach die deutsche Republik, setzte die Beamten gefangen, beraubte die Zoll- und andere obrigkeitliche Kassen und forderte in allen Gemeinden um uns her unter schweren Drohungen

alle waffenfähige Männer von 18—40 Jahren zum bewaffneten Empörungs-Zuge auf. Viele gingen mit; viele weigerten sich. In der Nacht vom 24. auf den 25. September gegen Mitternacht brach ein Trupp Freischaarenmänner unserm Nachbar Rüsch, der gerade abwesend war und dessen Frau krank im Bette lag, gewaltsam in's Haus, durchsuchten Alles und ließen sich dann noch zu essen und zu trinken geben, ehe sie abzogen. Aber schon am 27. erhielten wir die Nachricht, daß die Empörer bei Staufen und in Staufen, südlich von Freiburg, von den auf der Eisenbahn herbeigeeilten badischen Truppen geschlagen und auseinander gesprengt, Struve aber und etliche seiner Mitgenossen geflohen, und in Bauernkleidern verkleidet in Wehr, woher wir unser Fleisch beziehen, entdeckt, gefangen und gebunden nach Freiburg abgeführt worden seien. Nun ist zwar jetzt bei uns Ruhe; aber wie lange? Das Volk im Badischen und Würtembergischen und fast in ganz Deutschland ist allenthalben von Menschen bearbeitet und zerwühlet, welche den Verführern, welche 2 Petri 2 und im Briefe Judä geschildert werden, auffallend ähnlich sind. So steht es jetzt bei uns. Unser Thiersch war in diesem Jahre in Berlin, wo es sehr bedenklich steht, und wo man ihm eine Aeußerung des Königs mittheilte, der einer vertrauten Person gesagt haben soll, er fühle sich als einer der unglücklichsten Menschen in Europa."

„Die Missions-Anstalt in Basel steht wirklich in einer schweren Verlegenheit. Es ist erstaunlich, wie in neuester Zeit alle Missions-Anstalten in Deutschland, besonders aber die Pariser mit Noth zu kämpfen haben. Es wird wohl bald allen Anstalten des Reiches Gottes, gegen welches der Geist, der zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, und weiß, daß er nicht mehr viel Zeit hat, mit großer Macht und List ankämpfet, eine schwere Prüfungszeit bevorstehen, auch dem evangelischen Bisthum in Jerusalem. Aber getrost, der HErr ist nahe, und der Richter ist vor der Thür."

Gegen Ende des Jahres schrieb er im Rückblick auf die beiden Umwälzungen von 1830 und 1848 folgendes nieder:

„Im Jahre 1830 wollte man in Frankreich eine Revolution, eine gewaltsame Umwälzung und Empörung, und man machte sie. Ein böser Baum wurde gesetzt; daraus sollte nun Ordnung und Recht über das Land hervorblühen; der böse Baum sollte gute Früchte bringen. Aber man nannte die böse That glorreich, den bösen Baum einen guten,

und erwartete aus seiner Frucht, genannt constitutionelle Monarchie, schöne Blüthen und Früchte. Die Sünde der Empörung wurde weder erkannt noch bekannt; Niemand, weder Oben noch Unten verurtheilte sie; Niemand, weder Oben noch Unten sagte sich davon los; sondern das begangene Unrecht wurde vielmehr alle Jahre im July festlich gefeiert; und wer dachte an das wichtige Wort: Wenn wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet? (1 Kor. 11, 31.) Wer wandte sich darüber an Den, der aller Welt Richter ist, an den einigen Gesetzgeber, welcher selig machen und verdammen kann? (Jak. 4, 12.) — Nein, Sünder wollten ihre Sünde zu einem Rechtsbestand erheben. Das ist nicht gelungen, und konnte nicht gelingen. Das ist ja der Fluch der bösen, nie bereuten, sondern bejubelten That, daß immer neues Böses sie gebieret. Nach 18 Jahren erfolgte ein neuer Umsturz. Der Julius-thron, wie er durch Verschwörung und Gewaltthat errichtet worden, wurde wieder durch Verschwörung und Gewaltthat zertrümmert, und, statt einer constitutionellen Monarchie, jetzt die Republik erhoben. Aus ihr soll nun die Frucht eines neuen Ordnungs- und Rechtsbestandes hervorblühen. Allein das Land birgt zwei widerstimmige Republiken in seinem Schooße, die einander feindselig entgegenstehen, die Republik der angesessenen Bürgerschaft und die Republik der besitzlosen Arbeiter, und bald genug brach und bricht der Zweikampf dieser feindlichen Gegensätze los auf Leben und Tod. Wie lange will man vergessen die blutigen Lehren der Vergangenheit? Wie lange mißachten die heilsamen Lehren und Warnungen des Wortes Gottes. des Allerhöchsten, das Seine Güte und Wahrheit uns Menschen auf unsern Weg gegeben hat zum treuen Wegweiser, uns, die wir so wenig weit sehen, uns, die wir von gestern her sind, und morgen abgerufen werden.“ M. Bl. 1848, S. 74.

Am 1. November 1848 wurde das in Empörung befindliche Wien durch den Fürsten Windischgrätz eingenommen, am 9. November machte Manteuffel der Anarchie in Berlin ein Ende. Diese Befestigung der Autorität in den beiden Hauptstädten Deutschlands übte sogleich eine bändigende und beruhigende Wirkung auf alle deutschen Länder aus. Aber der unglückliche Gang, welchen die Verfassungsarbeit des deutschen Parlamentes nahm, gab Veranlassung zu den neuen und größeren Unruhen, welche im Mai, Juni und Juli 1849 das südwestliche Deutschland erschütterten. Die Mehrheit des Parlaments hatte den König von Preußen zum deutschen Kaiser erwählt und endlich die langerwartete

Reichsverfassung mit demokratischen Grundrechten zu Stande gebracht. Die Hoffnungen waren auf's Höchste gespannt, und das berechtigte Verlangen der Vaterlandsfreunde nach einer einheitlichen Gestaltung Deutschlands schien endlich in Erfüllung zu gehen. Da wurden diese Erwartungen getäuscht, indem der König von Preußen die Krone ablehnte und die Reichsverfassung zurückwies. Hierdurch bekam die revolutionäre Bewegung einen neuen Schwung, sie konnte jetzt die Reichsverfassung und das Parlament auf ihre Fahne schreiben, und sie hatte unterdessen ihre Kräfte viel besser organisirt und ihre Vorbereitungen in viel größerem Maaßstab getroffen als 1848, wo Alle, die Regierungen sowohl als die Männer der Umsturzpartei, von den Ereignissen überrascht worden waren. In Baden wurde das Militär in die Revolution hineingerissen. Der Großherzog entfloh. In seinem Lande und in der bayrischen Pfalz wurde die Republik mit einer provisorischen Regierung aufgerichtet, die badische, die bayrische und die würtembergische Regierung waren gelähmt, in Stuttgart tagte die äußerste Linke der deutschen Nationalversammlung als Rumpfparlament und ernannte eine revolutionäre Reichsregierung von fünf Mitgliedern. Von den insurgirten Ländern aus sollte sich der Aufstand nach Norden verbreiten. Er wurde durch eine preußische Armee in einer Reihe von Kämpfen niedergeschlagen und durch die Einnahme von Rastatt beendigt. Wiederum wälzten sich die Trümmer der revolutionären Heerhaufen nach der südwestlichen Ecke Deutschlands, und diesmal kamen die Bewohner Beuggens, in den Tagen, wo sonst die Jahresfeier gehalten wurde, durch die Freischaaren in größere Gefahr als je zuvor.

Folgende Schilderung der Begebenheiten und insbesondere des Schreckenstages, den man in Beuggen am 6. Juli erlebte, entnehmen wir Zeller's Briefen an Gobat's in Jerusalem, an seinen Sohn Reinhard in Tübingen und an die Seinigen in Großheppach, Lichtenstern und Marburg, geschrieben am 17. und 26. Juli 1849:

„Während ihr in Jerusalem, fern von den Stürmen, die seit dem 24. Februar 1848 über Europa hereinbrachen, in tiefem Frieden lebtet, haben wir hier zwei schreckliche Monate von Revolution, Bürgerkrieg und großer Unruhe zugebracht."

„Seit dem Januar d. J. haben sich durch ganz Baden in allen Städten, Städtchen und vielen, sehr vielen Dörfern, z. B. auch in unserm nahen Karsau die sogenannten März-Vereine, als eben so viele eng verbundene und organisirte Revolutions- und republikanische Clubs gebildet.

Am 11. Mai brach der Anfang in Lörrach aus, am 12. und 13. in Offenburg, am 14. Mai in Karlsruhe, wo sich der Großherzog und seine ganze Familie, seine Brüder mit ihren Familien, und sein Ministerium in der Nacht auf die Flucht und außer Landes begaben. Denn fast alles Militär, von den März-Vereinen längst bearbeitet, fiel meineidig und von der Offenburger Versammlung am 13. Mai, auf welcher bei 20,000 Menschen sich versammelt hatten, förmlich zum Abfall aufgefordert, plötzlich von dem Großherzog ab, und der Revolution zu; sie nahmen die Festung Rastatt in Besitz, befreiten dort Struve, Blind und andere Staatsgefangenen, und erklärten sich zu den Häuptern der Verschwörung, die sich zuerst als Landesausschuß und dann als provisorische Regierung, L. Brentano an der Spitze, zusammenthaten, und alle Mitverschworenen, als Civil- und Militär-Commissäre in alle Oberämter aussandten, sich aller Kassen bemächtigten, und überall das erste Aufgebot der Bürgerwehr, das ist alle ledigen Männer vom 18. bis 30. Jahre, zu den Waffen riefen. Zu gleicher Zeit ging es, wie in Baden, auch in der bayrischen und hessischen Rheinpfalz, in ähnlichen, längst verabredeten Bewegungen los. Der Plan war, sobald am 13. Juni in Paris die rothe Republik unter Ledru Rollin gesiegt hätte, eben so in Würtemberg, Bayern, Sachsen und am ganzen Rhein hinunter, wo alles durch ähnliche März-Vereine unterhöhlt war, loszuschlagen, und die Republik in ganz Deutschland zu proclamiren. Aber der Plan mißlang, weil er am 13. Juni in Paris mißlang."

„Preußen unternahm es zuerst, diese Bewegung zu brechen nnd die Revolution zu ersticken. Am 18. Juni brachen die Preußen in die Pfalz ein, und in wenigen Tagen war sie, sommt den Festungen Landau und Germersheim von ihnen und den Bayern wieder erobert. Während die letzteren in der Pfalz blieben, und die pfälzischen Freischaaren und abtrünnigen Soldaten sich über den Rhein in's Badische flüchteten, brachen drei deutsche Armee-Corps bei Germersheim, Heidelberg und Zwingenberg, 60,000 Mann stark über den Rhein und den Neckar in Baden ein, alle drei Armeen unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen, und unter ihm die drei Heerführer: Graf von der Gröben, General Hirschfeld und General Peuker, alle drei in wohl combinirten Bewegungen die badischen und pfälzischen Schaaren angreifend, schlagend und zersprengend, oder vor sich her gegen die Schweizergränzen in wilder zuchtloser Flucht herjagend.

Vom 20. Juni bis 6. Juli war ganz Baden von Mannheim bis Konstanz wieder erobert."

„Mittwoch den 4. Juli, während unsere älteren Brüder den Basler Jahresfesten beiwohnten, kamen Nachmittags unerwartet 5 pfälzische Freischaarenmänner, mit Stutzern bewaffnet, von der Post herunter in unsern Hof vor das Haus. Ich ging ihnen entgegen mit einigen Brüdern, und fragte nach ihrem Begehren. Sie fragten, wo man sich hier über den Rhein setzen lassen könnte, nicht ohne einige ängstliche Verlegenheit in ihrer Mienen zu verrathen, bis auf einem bärtigen jungen Mann, der finster und trotzig aussah. Wir gingen mit ihnen in den Garten, und zeigten ihnen die kleine Halbinsel am Fischerhäuschen, wo sie sich ermüdet auf den Boden niederlegten, während zwei Andere dem Fischer pfiffen und riefen, der weit unten am schweizerischen Ufer seinen Kahn ruderte. Ich sagte ihnen, das schweizerische Ufer sei mit Eidgenossen besetzt, und sie könnten nicht mit ihren Waffen in die Schweiz eintreten. Sie sprachen, die Waffen seien ihr Eigenthum, und sie geben sie nicht her; der finstere Bartmann aber setzte hinzu, mit seinem Stutzer wolle er vorher einen Aristokraten erschießen, ehe er ihn hergebe. Dennoch boten sie uns bald darauf ihre Waffen zum Kaufe an. Wir aber sagten ihnen, daß wir das nicht thun dürften; vielleicht könnten sie dieselben drüben in der Schweiz eher verkaufen. Da gab sich einer unter ihnen als rheinhessischer Schullehrer zu erkennen, der schon fünf Jahre Schule gehalten habe, als er hörte, was in Beuggen für eine Anstalt sei. In dem jüngsten unter den Fünfen glaubten Einige unter uns ein in Freischaarenkleider verkleidetes Mädchen zu erkennen. Endlich kam der Fischer und brachte sie in seinem Kahn hinüber. Mitten auf dem Rhein schwenkten sie noch ihre Hüte zum Abschied. Nach ihnen kamen noch am 4., 5. und 6. mehrere Einzelne, die sich eben so hinüber fahren ließen, die aber nicht durch unsern Hof, sondern hinter unserm Garten an den Rhein gelangten."

„Freitag den 6. Juli hätte unser Jahresfeiertag sein sollen. Er brachte nur einige Gäste aus dem Aargau und aus dem Wiesenthal, die nicht erfahren hatten, daß unsere Jahresfeier abbestellt worden. Der Tag ging ruhig vorüber, und ruhig gingen wir zu Bette, nicht ahnend, wie unruhig für uns die Nacht werden sollte."

„Nach 10 Uhr Nachts klopfte unser Knecht Heinrich an unserer Thüre an, weckte uns aus dem Schlafe und kündigte uns an, daß Frei-

schaaren im Hofe angekommen seien. Schnell ließ ich alle Brüder und Kinder wecken, mit dem Befehl, daß die Kinder in ihren Schlafzimmern bleiben, unser Samuel bei ihnen, die Brüder aber sich hinunter an die Hausthür und in das Speisezimmer sammeln sollten. Nachdem meine Frau und ich uns wieder angekleidet hatten, gingen wir auch hinunter. Zuerst kamen 17 Freischärler herein; bald waren es 30, nach und nach 60—80. Endlich stieg ihre Zahl über 100. Sie wollten essen und trinken, und schienen etwas Unheimliches und Böses im Sinne zu haben. Sie waren von Degerfelden und Nollingen gekommen, und gehörten zu der 1000 Mann starken pfälzischen Freischaar des Obersten Blenker. Alle vier langen Tische in unserm Speisezimmer waren mit Freischaaren-männern besetzt, welche Wein und Brod, Suppe oder Kaffee gefordert, einige auch höflich erbeten hatten. Etliche verlangten Nachts zwischen 11—12 Uhr auch Fleisch, Schinken und Käse, und drohten mit Blenker und mit 1000 Mann. Als ich ihnen vorstellte, daß sie in so später Mitternacht, unangemeldet und ohne Einquartierungsbillets, von einem Waisenhause, in welchem über 100 Personen wohnen, unmöglich alle beherbergt, und mit bestem Willen nicht besser gespeist werden könnten, und daß diese Anstalt überdieß eine schweizerische Anstalt sei, die hier blos zur Miethe wohne, so sagte ein sogenannter Hauptmann, der, obgleich schon betrunken eintretend, doch immer fort ein Glas Wein um das andere leerte: „Das ist nicht wahr, daß dieß eine schweizerische Anstalt ist! Das glaube ich nicht. Zeigen Sie mir es schriftlich!“ Ich antwortete ihm: „Was habe ich Ihnen zu Leide gethan, daß Sie meinem Worte nicht glauben wollen? Wir wohnen schon 30 Jahre hier, und Jedermann in der ganzen Umgegend kann Ihnen bestätigen, daß wir hier eine schweizerische Anstalt sind.“ Da schwieg er nach einigem Murren. Als ich aus dem Speisezimmer wieder in den Hof hinunter gegangen war, kamen wieder neue Leute herbei, unter ihnen mehrere Reiter, welche begehrten, ihre Pferde sollten in den Stall gestellt werden; diese ließen sich begütigen, und in die Nachbarschaft weisen. Bei der Rückkehr in das Haus traten im untern Sommerhaus 7 bewaffnete Wehrmänner, Pfälzer, zu mir, und sprachen: „Dort drinnen (im Speisezimmer) sind einige schlechte Kerls, die haben Böses im Sinne. Aber fürchten Sie sich nicht! Wir lassen Ihrer Armenanstalt nichts zu Leide geschehen. Wir werden die ganze Nacht nicht schlafen, sondern wachen, und eher schießen wir die Schurken nieder, ehe wir zugeben, daß man Sie mißhandle.“ Dabei stießen sie ihre

Stutzer und Flinten auf den Boden. Ich dankte ihnen und drückte ihnen die Hand."

„Endlich rief ein riesenmäßiger Mann, ich vermuthe ein Unteroffizier, die Leute in den Hof, wo inzwischen auch ein Oberoffizier zu Pferde angekommen war, denen ich gleichfalls erklärte, daß es unserer Armen-Anstalt nicht möglich sei, so viel Leute zu beherbergen. Er versprach Abhülfe, wofür ich ihm dankbar die Hand drückte. Der Unteroffizier sagte: „„Auch ich kann nicht zugeben, daß man eine Armen-Anstalt so überlade."" Als ich ihm gedankt hatte, kommandirte er: Richt Euch! Rechts um! Marsch! Da marschirten alle ab, und zum obern Thor hinaus, bis auf 32 Mann, denen wir im Wirthshäuschen, wo Peter Schüppi seinen Laden gehabt hatte, zwei Zimmer mit Strohlager gerüstet hatten, wo sie übernachteten; die 7 redlichen Pfälzer aber, die erklärt hatten, daß sie wachen und nicht schlafen wollten, ließen sich doch endlich bereden, im untern Arbeitszimmer der Mädchen, auf Strohsäcken, die wir hinein hatten tragen lassen, sich wenigstens niederzulegen. Wir alle aber, Brüder und Kinder und Dienstboten, blieben in unsern Kleidern die ganze übrige Nacht auf. Viele Kinder beteten sehr ernstlich. Und wir sind sehr gnädig erhört worden."

Eine der Töchter erinnert sich folgendes aus jener angstvollen Nacht: „Im Speisezimmer hatten sich die Freischaarenmänner zu Tische gesetzt: sie begehrten bessern Wein; das, was man ihnen vorgesetzt hatte, sei kein Gesöff für sie! Unterdessen hörte einer der Zöglinge, der sich im Hausgang verborgen hielt, wie einige der Männer mit einander rathschlagten, sie wollten die Kasse verlangen und im Fall der Verweigerung das Haus anzünden. Als dem Vater dieß angezeigt wurde, ging er in sein Zimmer hinauf, wo der alte Freund Emmanuel Lüscher von Zofingen sich aufhielt. Beide fielen auf ihre Kniee und beteten einer nach dem andern um die Hülfe des HErrn. Unterdessen geschah es, daß einer der Freischaarenmänner unten an einer Stubenthür das Täfelein mit der Aufschrift: Arbeitszimmer der Mädchen, bemerkte. Er fand darin mit seinen Kameraden die Bestätigung dessen, was man ihnen vorher vergeblich gesagt hatte, daß dieses eine Armen- und Waisenanstalt sei. Darauf hin sagten diese Männer zu einander: Es soll diesem Hause kein Leid geschehen. Sie ließen den Hausvater rufen und gaben ihm diese beruhigende Versicherung."

„Am andern Morgen, als die Freischaaren frühstückten, ließ man die Knaben und Mädchen in den Speisesaal gehen, und zum Beweis, daß hier eine Anstalt für schweizerische Kinder sei, ließ der Vater sie einige Schweizerlieder singen, wodurch mehrere der wilden Männer sehr gerührt wurden."

Hierauf marschirten sie friedlich ab.

„Gedenke ich jener Nacht," so sagt ein Schüler Zeller's, der Augenzeuge der Begebenheiten war, „so muß ich mich über die Kühnheit unseres seligen Vater Zeller wundern, wie er im Speisesaal mit Ruhe unter der tobenden Rotte auf und abging, als beschäftigten ihn psychologische Studien; wie er hinaustrat in den Hof in einer Haltung als hätte er über die Leute zu gebieten. Da habe ich gesehen, daß der Satz Wahrheit ist: je mehr Gottesfurcht, desto weniger Menschenfurcht."

Zeller selbst fährt fort in seinem Berichte:

„Unsere 32 Gäste zogen Samstag den 7. Juli Nollingen und Degerfelden zu, wo sich die Blenkersche Schaar gegenüber von Rheinfelden auf freiem Felde niederließ, um da zu campiren und mit dem eidgenössischen Gränzbefehlshaber wegen des Eintritts in die Schweiz zu unterhandeln. Während dessen war die Brücke von Rheinfelden gesperrt, so daß etliche Stunden lang Niemand weder herüber noch hinüber konnte. Sonst verging der übrige Theil dieses Samstags hier ruhig. Aber in der Nacht um halb 12 Uhr, wo wir alle wachten, füllte sich auf einmal wieder der Hof mit 100 Mann von der Schaar des Obersten Doll, Bürgerwehr und Linienmilitär, von denen 50 Mann in die Maierei hinauszogen, 30—34 Mann bei uns blieben und die Uebrigen bei unseren Nachbarn sich einquartierten. Nur unser alter Nachbar, der 78jährige katholische Pfarrer blieb auch diese Nacht, wie in der vorigen, mit Einquartierung verschont. Alle diese Leute waren ordentlich und bescheiden, und einer unter ihnen hatte sogar beim Eintritt in das Speisezimmer meine Frau gegrüßt mit den Worten: Guten Abend, Frau Mutter!"

„Sonntags den 8. Juli hatten wir Ruhe, indem das Blenkerische Corps in Rheinfelden entwaffnet wurde, und Waffen, Kanonen, Munitionswägen und Pferde an den eidgenössischen Gränz-Commandanten abliefernd, auf schweizerischen Boden übertrat, das Dollische Corps aber nach Säckingen

abzog, wo es an der Brücke entwaffnet gleichfalls auf Schweizerboden überging."

„Montags den 9. bis und mit Mittwoch den 11. Juli blieb es hier ruhig, außer daß bei Tag und bei Nacht viele Einzelne sich bei dem Fischerhäuschen über den Rhein fahren ließen. Sie flüchteten aus Furcht vor den nahenden Preußen."

„Donnerstags den 12. Juli 1849 sahen wir die ersten Preußen oben an der Post vorbei nach Säckingen ziehen. Es waren Füsiliere und Scharfschützen vom 30. Regimente nebst etlichen Husaren. Von letzteren kam einer, da wir gerade am Mittagessen saßen, in den Hof mit gespanntem Karabiner hereingeritten, und fragte, ob noch Freischaaren im Hofe wären, welche Frage wir verneinten, und dem Husar ein Glas Wein durch das Fenster darreichten. Zwei Füsiliere kamen sogar, doch ohne Waffen, in das Speisezimmer, waren sehr höflich und freundlich, und begehrten nur unsere zahlreiche Haushaltung zu sehen. Sie wurden mit ihren blinkenden Pikelhauben von unseren Knaben sehr bewundert. Ihnen folgten 4 Scharfschützen, die nach dem Platz fragten, wo die Ueberfahrt in die Schweiz wäre, denen wir den Weg zeigten. Worauf sie hart am Rheinufer nach Riedmatt zogen."

„Freitags den 13. Juli zog eine starke Abtheilung preußische Landwehr Morgens früh oben an der Post vorbei. Sie kamen von Lörrach und Nollingen und eilten nach Säckingen, auf welchem Wege sie in Riedmatt noch etliche Gefangene machten."

„Samstags den 14. und Sonntag den 15. hatten wir den Tag über Ruhe. Aber am Sonntag Abend bekamen wir die erste Einquartierung von Preußen ins Haus."

Die preußische Besetzung des badischen Landes sicherte die Ruhe. Die Einquartierung dauerte in Beuggen 9 Monate, während welcher Zeit nach und nach über 800 preußische Kriegsleute beherbergt wurden. Diese Gäste hinterließen gute Erinnerungen und nahmen freundliche und wohlthätige Eindrücke mit. Als die Zeit für die jährliche Feier kam, befand sich das Land noch im Belagerungszustand, und das badische Oberamt Säckingen in Uebereinstimmung mit dem preußischen Militärcommando gestattete die Abhaltung an dem gewöhnlichen Orte nicht, wegen der Nähe der Schweiz, welche die flüchtigen Revolutionäre beherbergte. Die Feier wurde deswegen nach der Höhe von St. Chrischona auf dem Gebiet der Stadt Basel verlegt, von wo man auf die drei aneinandergrenzenden

Länder herabschaut, aus welchen seit 30 Jahren so manche arme Kinder Herberge und Erziehung in Beuggen gefunden hatten. Dieses Fest am 5. Juli 1850, welches von ungefähr 2000 Personen besucht wurde, soll das schönste der Beuggener Jahresfeste gewesen sein. Im Rückblick auf die beiden, so eben überstandenen Revolutionsjahre und im Genuß des wiedergekehrten Friedens war die Stimmung eine besonders feierliche. Zeller stellte in seinem Vortrag folgende schöne Betrachtungen an über die heilsamen Lehren, welche wir aus einer solchen Zeit zu ziehen haben:

„Wir zweifeln sehr, ob noch eine Rettungs- und Armen-Anstalt in ganz Baden, ja in ganz Deutschland also überladen gewesen sei, wie wir. Aber wir dachten mit Hiob: „„Haben wir so viele Jahre hindurch Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?““ Wir dachten: „„Wenn das ganze badische Land leidet, sollten wir nicht auch etwas von seiner schweren Last tragen?““ Wir dachten: Wenn ein schweres Gericht Gottes über ein ganzes Land kommt, wer ist wohl in demselbigen Land, der da sagen könnte vor Gott, dem Allwissenden: Ich habe keine Schuld daran? O wo ist Einer, der nicht auch wenigstens eine Unterlassungs-Schuld auf seinem Gewissen hätte! — Wir haben manche Wochen und Tage durchlebt, wo aller obrigkeitliche Schutz gänzlich fehlte. Aber wie viele Jahre des Friedens haben wir durchlebt, wo wir ruhig und sicher unter obrigkeitlichem Schutze standen, ohne ihn recht zu schätzen, ohne besonders dankbar dafür zu sein! Wie lau oder kalt wurde das wöchentliche Kirchengebet für die Landesobrigkeit und das ganze Volk oft gebetet! Und wie wenig wird gewöhnlich Gottes allmächtiger Schutz erkannt, ohne welchen auch aller obrigkeitliche Schutz nichts vermag! Kurz, wir müssen es bekennen, daß, wie groß auch manchmal Noth, Gefahr und Druck gewesen ist, dennoch Gottes Schutz, Bewahrung, Schonung und Durchhülfe viel größer gewesen sei, und daß Er nicht mit uns gehandelt habe nach unserm Verdienen, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit. Und wenn man sagen kann: „„Wer nach einer schweren überstandenen Krankheit nicht besser wird, der wird schlimmer,““ so kann man wohl auch sagen: „„Wer nach einem überstandenen Gottesgericht, nach einer Krisis, wie eine Revolution ohne Zweifel eine Krisis ist, nicht besser geworden ist, der wird schlimmer.““ Oder sollte man nicht wenigstens Etwas gelernt haben, wenn man so scharfe Lektionen bekommen hat? Sollen denn alle Lehren der Zeit umsonst an uns verschwendet

worden sein? Es sei mir erlaubt, wenigstens Etliches anzuführen, was, wie ich hoffe, noch Manche mit uns gelernt haben."

„1. Wo menschlicher Schutz, menschliche Hülfe ganz vergeblich und kein nütze ist, da wird Gottes allmächtiger Schutz nicht umsonst angerufen; da zeigt Er sich erst recht groß, mächtig und wunderbar, ja reich über Alle, die Ihn anrufen."

„2. Es ist leicht, eine Revolution anzurichten; aber schwer, überaus schwer ist es, eine angerichtete zu leiten, zu regieren und hinauszuführen; denn wo Revolutionen ausbrechen, da dringen so viele finstere, feindselige, widerstimmige, dämonische Kräfte ein, daß sie menschlichem Gebot ungehorsam, ja seiner spottend, die Anstifter oft in ähnliche Lage versetzen, wie jenen Zauberlehrling, der die wilden Geister zwar heraufbeschwören, aber die hereingebrochenen nicht wieder bannen konnte."

„3. Etwas einreißen, zerbrechen und verderben kann jeder Bube. Aber etwas Gutes und Dauerndes aufbauen, das erfordert einen Baumeister. Und wer sind die rechten Baumeister? — Sie sind die freiwilligen Gesellen, Gehülfen und Handlanger des Einen großen Baumeisters, von dem sie gelernet haben und lernen, sich selbst verleugnen, sich uneigennützig in Liebe und Geduld für Andere hinzugeben, und Allen zu dienen; denn nur die sich selbst verleugnende, uneigennützige und dienende Liebe und Geduld kann bauen, was da bleibet im Segen."

„4. Wenn die Selbstsucht, der Eigennutz, der Hochmuth, die List und der abfallende Unglaube es bis zum Siege, bis zum scheinbaren Gelingen, ja bis aufs Höchste getrieben hat: dann offenbaren sie erst ihre innere Unfähigkeit zu regieren, und das Getadelte besser zu machen."

„5. Die Revolutionen sind die Erndten früherer Saaten. Wo die Regenten, Beamteten, Pfarrer, Schullehrer und Hausväter eine geraume Zeit hindurch den Wächtern und Hirten gleichen, von denen der Prophet das traurige Bild gezeichnet hat, da erwachset und reifet endlich die Erndte der Revolutionen. Also lautet das traurige Bild des Propheten Jesaja von ihnen: „„Alle ihre Wächter sind blind; sie wissen alle nichts; stumme Hunde sind sie, die nicht strafen (und bellen) können; sie sind faul, liegen und schlafen gerne. Es sind aber starke Hunde von Leibe, die nimmer

satt werden können. Sie, die Hirten, wissen keinen Verstand. Ein Jeglicher siehet auf seinen Weg; ein Jeglicher geizet für sich in seinem Stande: Kommet her, lasset uns Wein holen und voll saufen, und soll morgen sein wie heute und noch viel mehr."" (Jesaj. 50, 10—12.)"

„6. Wenn bei einem Hause und Gebäude, wie bei einem Staate, ein gewaltiger Einsturz geschieht, da offenbaren sich die verborgenen Schäden, die man so lange nicht geachtet hat, und die den Einsturz herbeigeführt haben. Da gilt es, statt zu flicken, die Kosten nicht zu scheuen, um einen soliden Bau aufzuführen, und wenn die alten Fundamente gut sind, den Neubau auf sie zu gründen."

„7. Endlich haben wir gelernt, daß Leute, welche keine Bibel haben, oder keine mit Nachdenken lesen, allen Wahrheitssinn und alle Prüfungsgabe so sehr verlieren, daß sie sich unbegreiflich leicht von Volksschwätzern und Volksschmeichlern blenden, betrügen und verführen lassen, und das nicht nur einmal oder zweimal." M. Bl. 1850, S. 50. 51.

Im höchsten Greisenalter, in seinem letzen Jahresbericht, zehn Jahre nach diesen Begebenheiten, machte Zeller seinem Herzen Luft, indem er noch einmal in Gegenwart der festlichen Versammlung dem HErrn dankte für die damals erfahrene Hülfe. „Während die Kinder und die Jugend allzu sorglos sind: so ist das Alter gar zu oft zu dem entgegengesetzten Fehler geneigt, zu einem kummerhaften, ängstlichen und sorgenvollen Wesen. O wie fühle ich es auch so oft in meinem hohen Alter; aber da läßt mir der HErr durch seinen Knecht und Apostel Petrus sagen: „„Alle eure Sorgen werfet auf den HErrn; denn Er sorget für euch."" (1 Petr. 5, 7.) Höre es doch, du armes Herz! Alle eure Sorgen, sagt Er, sollst du auf Ihn werfen."

„O wie oft haben wir diese Verheißung in den verflossenen vierzig Jahren unserer hiesigen Arbeit erfahren, o wie oft hat Er für uns gesorget! Darum dringt es mich, heute unserm HErrn den herzlichen Dank dafür auch öffentlich auszusprechen; denn wahrlich unzählige Male haben wir seine gnädige Fürsorge in dieser ganzen Zeit erfahren, besonders auch in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, da der ganze große Hof und unser Haus mit Freischaaren-Männern angefüllt war, und aller obrigkeitliche Schutz gänzlich aufgehört hatte. Wie da ganz unerwartet und ohne unsere Bitte ein langer, hochgewachsener Mann im vordern Hofe mitten in dem Gewimmel auftrat, und sagte: Kameraden! Ich kann es nicht über's Herz brin-

gen, daß wir einer Armen-Anstalt so zur Last fallen sollen. Kommet! Ordnet euch! Wir wollen noch in dieser Nacht weiter ziehen! Und es stellten sich wohl bei hundert Mann in Ordnung, und zogen auf das Commando: Marsch! in der Nacht zu dem obern Thore hinaus. Ja, gelobet sei der HErr für diese und für so viele andere unvergeßliche Erfahrungen seiner Fürsorge! Ja, gelobet sei Er, daß Er thut, was Er verheißt." M. B. 1859, S. 56.

XV.

Zeller's Urtheile über die Weltbegebenheiten und insbesondere die Revolutionen seiner Zeit.

Unserem Zeller war ein langes Leben beschieden, und es war so abgemessen, daß er die größten Begebenheiten der neueren Zeit als Zeuge wahrnehmen und mit Verständniß beobachten konnte. Er war ein Knabe im vierzehnten Lebensjahr, als die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. kam. Als ein junger Mann sah er Napoleons Kaiserreich entstehen, als ein gereifter Mann war er Zeuge seines Falles. Er stand noch in der Fülle der Kraft, als die Julirevolution von 1830 Europa erschütterte, und als siebzigjähriger Greis sah er sich von den Schrecken der Umwälzung des Jahres 1848 umringt. Mit Theilnahme folgte er den Ereignissen der Zeit. Er widmete ihnen solche Aufmerksamkeit, daß er sich selbst mitunter das allzu eifrige Lesen der Augsburger Allgemeinen Zeitung zum Vorwurf machte. Aber nicht blos als Liebhaber der Geschichte und als ein Freund seines Volkes, faßte er die Begebenheiten in's Auge. Er stand auf seiner Warte als ein erleuchteter Christ und als Kenner der heiligen Schriften. Es ist eine Pflicht des Christen, die Zeichen der Zeit nicht nur zu beobachten, sondern auch zu verstehen. Es ist eine Aufgabe der christlichen Lehrer die Zeichen dieser Zeit zu deuten. Die räthselhafte Schrift, welche an die Wand des babylonischen Königspalastes geschrieben wird, soll nicht ungelesen bleiben. Daniel 5, 5. Das göttliche Wort ist das Licht, mit welchem treue und demüthige Forscher

die wunderbaren Wege Gottes in der Geschichte beleuchten sollen. Etwas von diesen Wegen zu verstehen, wurde auch unserem Zeller gegeben.

Sein Leben fiel in das Zeitalter der Revolutionen. Diese Umwälzungen mit ihren Ursachen und ihren Wirkungen richtig zu verstehen und zu beurtheilen, die göttlichen Winke und die Lehren der Vorsehung, welche dadurch den Völkern gegeben werden, zu begreifen, die rechte Anwendung hieraus zu ziehen, die Pflichten und die Gefahren der Hohen und der Niedern aufzuzeigen, war ihm ein ernstes Anliegen. Besonders nach den Begebenheiten von 1830 und 1848 fühlte er sich gedrungen, in Jahresberichten und Aufsätzen über die Zeitereignisse sich auszusprechen.

Indem er solches that, hatte er fürwahr ein Recht, aufmerksames Gehör zu erwarten. Denn seine Gesinnung war ebenso unabhängig, wie seine Stellung, — unabhängig von Menschen, abhängig allein von Gott und Gottes Wort. Er schrieb nie eine Zeile im Dienste einer Partei oder einer Regierung, er lieferte keine Beiträge in politische Blätter und Zeitschriften, er versteckte sich nie im Dunkel der Anonymität. Was er schrieb, war im Dienste der Wahrheit geschrieben, und für jedes Wort trat er ein mit seinem Namen und mit seiner Verantwortlichkeit. Er bewahrte die Ehrerbietung gegen die Fürsten und Obrigkeiten, aber er schmeichelte ihnen nicht. Er verlangte für sich und seine Thätigkeit keine Gunst der Gewaltigen; was er für die Arbeit christlicher Liebe und für die Verkündigung der Wahrheit von den Fürsten und Obrigkeiten wünschte und erwartete, war allein Freiheit der Bewegung und Schutz gegen Unbild und Frevelthat. Ein Mann, der ohne irdische Stütze, aus Liebe zur Wahrheit und im Vertrauen auf Gott, den Empörern so unerschrocken entgegen trat, hat ein Recht auf Gehör für seine Urtheile über die Begebenheiten und den Geist der Zeit. In einem Gedicht, das Dr. Barth nach Zeller's Tod verfaßte, rief er mit poetischer Kühnheit, doch nicht unwahr, aus: „Du warest werth, an einem Thron zu stehen!"

Nie wanktest Du; ob auch Orkane brausten,
Ein Mann, ein ganzer Mann, so standst Du da;
Wenn böse Geister durch die Lüfte sausten,
So sangest Du ein himmlisch Gloria.

Wir beginnen damit einige Stellen hervorzuheben, in welchen Zeller einen Ueberblick des Zeitalters der Revolutionen giebt, den Uebeln der Zeit auf den Grund zu gehen sucht, und die Hoffnung ausspricht, die

dem Christen in einer so dunkeln Zeit wie diese leuchtet. Wir lassen hierauf folgen, was er über die Pflichten der Fürsten und der Unterthanen im Einzelnen und gegen die falschen Grundsätze, welche oben und unten eingedrungen sind, zu sagen hatte. Wir suchen wiederzugeben, was er zur Charakteristik der Revolutionsmänner, und was er über die in den Revolutionen hervorbrechenden Sünden gesagt hat.

Unmittelbar nach der Februarrevolution von 1848 schrieb er eine Betrachtung über „die große Stimme des Engels," Offenb. 14, 6. 7.; „Fürchtet Gott und gebet Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichtes ist gekommen; und betet an Den, der gemacht hat den Himmel und die Erde und das Meer und die Wasserbrunnen."

„Wer von uns zurückschauen kann auf die verflossenen 60 Jahre seit dem ersten Ausbruche der französischen Revolution im Juli 1789, und seit dem zweiten Ausbruche derselben im Juli 1830, und seit dem dritten und neuesten Ausbruche am 23. und 24. Februar 1848, und auf das, was daraus entstehen kann, auf alle die Krisen und Revolutionen, die Schlag auf Schlag geschehen sind und noch geschehen werden: wer darf läugnen, daß wir in einer Zeit der Krisen leben, oder auf gut deutsch, in einer Zeit der Gerichte? Aber alle diese Krisen oder Gerichte hangen zusammen nnd bilden mit dem, was noch kommen kann und wird, Ein großes zusammenhangendes Gericht, nicht ein Gericht des Zufalls oder des Ungefährs, sondern das unter der genauesten Leitung unsers HErrn stehet, dem der Vater alles Gericht gegeben hat, und zwar darum, weil Er des Menschen Sohn ist. (Joh. 5, 22. 27.) Darum dürfen wir sagen: Es ist eine Zeit seines Gerichtes. Und was kann noch in 41 Jahren geschehen, bis man schreiben wird 1889? — Ein und vierzig Jahre aber sind nur eine Stunde, wenn tausend Jahre sind wie ein Tag. Jedenfalls ist eine wichtige Stunde gekommen. Und wie schnell gehet Alles; wie schnell bewegt sich das Rad der Zeit! Könnten wir uns auch nur ein wenig außerhalb dieses Rades auf einen festen Punkt stellen, wie würden wir erstaunen über die Schnelligkeit der Bewegung! So aber sind wir, dieweil wir noch in der Zeit uns befinden, selbst in dem Schwunge des Rades begriffen, also daß wir denselben minder empfinden."

„Ja, die Zeit seines Gerichtes ist gekommen. Welch einen schauerlichen Gang nimmt es nach und nach durch alle Völker! Wie durchläuft

es allmälig die ganze Erde von einem Weltmeere zu dem andern, und ergreifet alle Stände, Geschlechter und Alter, von Kaisern und Königen und Fürsten bis herab zu den untersten Klassen! Seit dem ersten Ausbruche der Revolution in Frankreich im Jahr 1789 wollen die Revolutionen in Europa gar nicht aufhören, ja sie sind über das Weltmeer auch nach Amerika gedrungen und erschüttern die neue Welt wie die alte, besonders aber die Christenheit in allen den Ländern, welche einst zu dem Gebiete des großen Römer-Reiches gehöret haben, ein Gebiet, auf welchem vielleicht auch die letzten großen Gerichte noch werden durchgeführt werden. Wer Zeit und Gelegenheit hat, die Geschichte der letzten 60 Jahre bis auf die neuesten Ereignisse in einem Ueberblicke zu lesen, der wird den Eindruck bekommen: „„Wahrlich, das ist die Zeit seines Gerichtes, das gekommen ist und kommt!““ Eine solche schauerliche Menge von Revolutionen, Umstürzen, Kriegen, Empörungen, blutigen und unblutigen Umänderungen der Fürstenthümer, Herrschaften, Verfassungen, alten Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, eine solche Menge von abscheulichen Gräueln und von edeln und herrlichen Charakterzügen ist, wenigstens seit dem Mittelalter, und vielleicht seitdem es ein Christenthum in der Welt giebt, in der Christenheit nie, nie in den kurzen Zeitraum von 60 Jahren zusammengedrängt worden, und Schlag auf Schlag erfolgt, wie in dieser neuesten gerichtlichen Zeit. Es ist kein Land, kein Staat in der ganzen Christenheit, ja vielleicht in der ganzen Welt, der nicht von den Erschütterungen dieses ungeheuern Erdbebens mit getroffen worden wäre oder noch würde, die diesen letztverflossenen 60jährigen Zeitraum in der Weltgeschichte auszeichnen. In dieser außerordentlichen Zeit sind in Frankreich drei Königsthronen und ein Kaiserthron gestürzt, mehrere durchgreifende Verfassungsveränderungen, und eine große Zahl von Verwaltungs- und Minister-Veränderungen durchgesetzt, einmal das Christenthum und aller Gottesdienst abgeschafft, und sogar Zeit und Gesetz, ja die uralte Wochenzeitrechnung umgeändert, eine Menge Eide geschworen und gebrochen, Ströme Blutes vergossen worden, ein erstaunlicher Wechsel im Besitz zeitlicher Güter und irdischen Vermögens, ja zweimal ein Staats-Bankrutt geschehen.“

„Aehnliche Erschütterungen, Umstürze, Veränderungen, Wechselfälle, Empörungen und blutige Bürgerkriege bemerken wir in demselben Zeitraume auch in Portugal und Spanien und in den großen amerikanischen Colonieen dieser Reiche, welche noch immer nicht aufhören wollen. Ganz

ähnlich geht es in Italien zu, wo wir sogar den Stuhl des Pabstes umgestürzt, seinen Kirchenstaat confiszirt und dem französischen Reiche einverleibt, den Pabst selbst abgesetzt und auf Befehl Napoleons gefangen weggeführt sahen, bis er selbst, der gewaltige Kaiser, der an Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, der Schweiz, Holland und Deutschland nicht genug hatte, und dem ganz Europa zu enge schien, zweimal geschlagen und überwunden, zweimal abgesetzt und endlich nach einer kleinen Insel im Weltmeere gefangen weggeführt wurde, und daselbst als ein Gefangener sterben mußte."

„Und welche Veränderungen in Deutschland! Da sehen wir das uralte mittelalterliche deutsche Kaiserthum, das sogenannte heilige römische Reich deutscher Nation nach einem tausendjährigen Bestand aufgehoben, den alten Bundesstaat mit seinem Reichs-Oberhaupt, seinem Reichstage und seinem Reichsgerichte mit mehr als hundert großen und kleinen reichsfreien souveränen Staaten, Ländern, Ländchen und Städten in einen Staatenbund von etlichen und dreißig Bundesstaaten verwandelt, alle geistlichen Fürstenthümer, alle gefürsteten Abteien abgethan und weltlichen Fürsten zugetheilt, und von allen freien Reichsstädten nur noch vier übrig gelassen."

„Nicht ein einziger Staat in der ganzen Christenheit blieb von allen diesen Erschütterungen und Veränderungen unberührt, und sie haben kein Ende, und werden auch nicht endigen, bis es heißen wird: „„Nun sind alle Reiche der Welt unseres Gottes und seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.""

„Alle diese Erschütterungen, Krämpfe und Zuckungen, sammt denen, welche vielleicht die nähere Zukunft bringen wird, stehen vor unsern menschlichen Augen da, wie die Wehen vor einer Geburt, von welchen die letzten gemeiniglich am stärksten, aber auch am schnellsten zu verlaufen pflegen. Wir wollen hoffen und wünschen, daß sie uns die große Zeit der Wiedergeburt herbeiführen mögen und die Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des HErrn, wann Er senden wird Den, welcher jetzt zuvor geprediget werden muß in aller Welt, Jesum, den Christus Gottes, welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwieder gebracht werde Alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an. (Matth. 19, 28. Apostelg. 3, 20–21.)"

„Man erwarte aber keine Zeit einer solchen Erquickung ohne Wie-

dergeburt, und keine Wiedergeburt ohne Wehen. Ernstlich jedoch ist zu warnen, daß man die Wiedergeburt (palingenesia), welche uns der heilige Mund des HErrn verheißen hat, nicht verwechsle mit den Scheingeburten oder todten Frühgeburten, welche aus falschem menschlichem Treiben hervorgehen, und mit schönen Worten oder gutmüthigen Hoffnungen als eine Wiedergeburt der Völker und der Menschheit angekündigt und erwartet werden, und sich, weil sie nicht von Oben und aus dem heiligen Geiste Gottes, aus dem Geiste des Vaters und des Sohnes, hervorgehen, sondern nur vom Zeitgeiste, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, bewirket werden, mit traurigen und niederschlagenden Täuschungen und Enttäuschungen, wie alle Fehlgeburten endigen. Die Wiedergeburt, welche uns der HErr und seine Apostel verheißen, ist kein menschliches Machwerk, kein Werk der Verführung und der Ungerechtigkeit, wie dasjenige Scheinwerk, welches wir (nach 2. Thess. 2, 1—12.) zu erwarten haben, und das wahrscheinlich mit kräftigen Täuschungen und glänzenden, hohen Versprechungen der wahren Wiedergeburt vorangehen wird, um die Welt zu betrügen, und ihr den Wechselbalg des Antichristenthums unterzuschieben."

„Jede sogenannte Regeneration, jede regenerirt genannte Verfassung, ohne regenerirte Menschen ist eine Fehlgeburt, und gleichet einem Hause, dessen Hausthüren, Fensterläden und Außenwände hübsch angestrichen, dessen innere Zimmer etwa auch frisch geweißet sind, dessen Bewohner aber die gleichen ungebesserten, gottlosen, uneinigen und zanksüchtigen Menschen bleiben, wie vorher. Auch die großen industriellen und Handelsbewegungen unserer Zeit, wie die socialen Veränderungen, die sich anbahnen, werden keine neue Weltschöpfung hervorbringen; denn sie werden und können keine neue, regenerirte Menschen schaffen, die nach Gott geschaffen sind, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit."

Als ein merkwürdiges Beispiel der Täuschungen, in denen sich die wohlwollenden aber unerleuchteten Volksfreunde unserer Zeit bewegen, führt Zeller die Worte an, die Lamartine in einer Sitzung der Academie zu Macon gesprochen:

„Das Resultat der großen industriellen Begebenheiten und Erfindungen unserer Zeit wird sein: eine zweite Schöpfung der geographischen, moralischen und mercantilischen Welt. Das Resultat davon ist die Verschmelzung der Sprachen, der Volksstämme, der Sitten, der Religionen und der Interessen. Für die gesammte Menschheit erwächst daraus eine

Vermehrung der Kräfte und der Einigkeit, deren Folgen nur Gott berechnen kann. Endlich kann daraus die von so vielen Welteroberern und Philosophen seit Jahrhunderten geträumte, aber nie erreichte Universal-Monarchie hervorgehen; ich meine nicht die politische, sondern die Universal-Monarchie der Intelligenz, des Handels, der Industrie und der Ideen." M. Bl. 1848, S. 29. 30.

Die Revolutionen sind nicht ein Werk des Zufalls, sie dürfen auch nicht als eine bloße Ausgeburt der menschlichen Willkür, des Wahnsinns und des Frevels betrachtet werden. Sie sind Gottes Gerichte, sie sind, wenn auch meistens von den Menschen nicht verstanden, göttliche Schickungen voll Weisheit und Gerechtigkeit. Schiller's Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, ist in dieser Fassung unwahr, denn es leugnet das große, allumfassende Schlußgericht, das wir noch zu erwarten haben. Aber in einer etwas veränderten Fassung, wenn wir sagen: die Weltgeschichte ist ein Weltgericht, ist es Wahrheit; denn die Gerichte, in deren Mitte wir uns jetzt schon befinden, sind die Vorboten, die Anbahnung, das Beginnen des großen Endgerichtes. So sagt Zeller im Anschluß an den 97. Psalm:

„Wolken und Dunkel ist um den HErrn her, wenn Er richtet, also daß sterbliche Menschen Ihn selbst bei seinem gerichtlichen Walten nicht sehen, wohl aber die Wirkungen desselben hören, fühlen und vernehmen können. Das ist sonderlich für diejenigen gesagt, welche kein gerichtliches Kommen des HErrn anerkennen wollen, wo der HErr nicht persönlich sichtbar erscheint. Er richtet, persönlich unsichtbar, vor unsern Augen, von seinem Throne aus, dessen Grundveste Gerechtigkeit und Gericht ist, und der eben deßwegen unerschütterlich steht, während Ungerechtigkeit alle Lande verwüstet und so viele Thronen erschüttert. Feuer gehet vor Ihm her, und zündet an alle seine Feinde. Kurz vor dem Ausbruche seiner heiligen und gerechten Gerichte und während desselben kann man eine auffallend leidenschaftliche Heftigkeit, ein Feuer des Zornes, des Parteihasses und glühender, racheburstiger Begeisterung bemerken, welche die Feinde Gottes ergreift, und sie oft bis zur Wuth entzündet. Da kommt plötzlich ein Tag, der da brennet wie ein Ofen, da werden alle Verächter und Gottlose zu Stroh, und der Tag des ausbrechenden Gerichtes Gottes zündet sie an, spricht der HErr der Heerschaaren, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen. Da entladen sich die schweren Gewitterwolken seiner Gerichte, und Blitze fahren aus unter ihrem Donner, und leuchten auf

dem Erdboden; das Erdreich sieht es und erschrickt. Aber die Blitze fahren nicht nur aus, sondern sie schlagen auch ein und zünden. Dann entbrennen die Feuerausbrüche der Revolutionen, Empörungen, Bürgerkriege und Straßenkämpfe, daß die Sturmglocken ertönen, und die Zeitungen ihre Spalten mit Gräuel-, Schreckens- und Trauer-Nachrichten füllen müssen. Da zerschmelzen Berge wie Wachs; da werden Königreiche und Fürstenthümer, die lange Zeit wie Berge unerschütterlich dazustehen schienen, und deßwegen so oft in der Sprache der Propheten Berge genannt werden, in dem Feuer der Revolutionen in kurzer Zeit aufgelöset, daß sie zerfließen wie Wachs vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens. Da verkündigen die Himmel seine Gerechtigkeit, die in Zeiten der Sprachverwirrung Ungerechtigkeit hieß, und alle Völker sehen seine Ehre, die Ihm von Menschenstolz und Menschenvergötterung so lange entzogen wurde. Da müssen sich schämen, die den Bildern dienen, und dem HErrn nicht dienen wollen; da müssen sich schämen, die sich der Götzen rühmen, und diejenigen hoch leben lassen, die doch kein Leben aus sich selbst haben, und die sich verlassen auf Wesen, die doch so nichtig, gebrechlich und hinfällig sind. Und was setzet der Prophet hinzu? — Er spricht: „„Zion hört es und ist froh, und die Töchter Juda sind fröhlich, HErr! über deinem Regiment. Denn du, HErr! bist der Höchste in allen Landen; du bist sehr erhöhet über alle Götter.““ (Ps. 97, 1—9.)“ M. Bl. 1849, S. 51.

Die Revolutionen unserer Zeit können nicht für sich allein beurtheilt werden, abgelöst von dem gesammten Leben der christlichen Völker. Der Geist, der sich darin offenbart, steht im Zusammenhang mit dem Sinken der christlichen Sitte und dem Abfall vom christlichen Glauben. Andererseits, so verwerflich der Geist der Empörung an sich selber ist, darf man doch nicht übersehen, daß derselbe hervorgerufen ist durch die jahrhundertlangen Fehler, Unterlassungen und Versündigungen, deren sich die Beherrscher der christlichen Völker schuldig gemacht haben. Es ist unmöglich, in Einer Darstellung die unzähligen Fäden, aus welchen das Gewebe der neuern Europäischen Staatengeschichte zusammengesetzt ist, bloßzulegen. Der Entwickelungsgang kann und muß von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Einen dieser Gesichtspunkte hat Zeller besonders hervorgehoben. Es ist die mangelhafte Verwirklichung der Reformation, die zwar ihren Ursprung in einem Wirken des göttlichen Geistes hatte, aber in Folge des gewaltigen Widerstands von der einen,

und der mangelhaften Durchführung von der andern Seite nicht die rechte Frucht getragen hat. In der Vereitelung oder Verkümmerung des Reformationswerkes durch Schuld der Menschen sah Zeller die Hauptursache der gewaltsamen Umwälzungen der neuern Zeit. In den Jahren, die der Revolution 1848 vorangingen, war es das Lieblingsthema der römisch-katholischen Schriftsteller in Deutschland, daß aus der Reformation die modernen Revolutionen hervorgegangen seien. Denn die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts sei eben das erste Beispiel einer systematisch durchgeführten Auflehnung gegen die rechtmäßige Autorität gewesen, und nach dem theilweisen Gelingen jener Umwälzung seien dieselben Grundsätze auf dem politischen Gebiet wirksam geworden und hätten somit alles Unheil der neuern Zeit herbeigeführt. Nur in einer Wiederkehr des Mittelalters sei Ruhe für die Völker und Sicherheit für die Throne zu hoffen.

Alles dies gab für Zeller Veranlassung zu einem Aufsatz über die großen Bewegungen der Zeit und ihre Bedeutung, welchen er in einer richtigen Vorahnung der kommenden Dinge im Januar 1848, also unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, erscheinen ließ.

„Kaum hatte sich durch die Entdeckung von Amerika und des neu aufgefundenen Seeweges nach Ostindien ein neues großes Weltgebiet für die Eroberung, die Auswanderung, den Welthandel und die Weltschifffahrt eröffnet; kaum hatten die zwei größten damaligen Seemächte Portugal und Spanien in der neuen Welt ungeheure Ländermassen in Besitz genommen; kaum war das spanisch-deutsch-römische Kaiserreich zu einem Weltreich emporgestiegen, in dessen weiten Räumen die Sonne nie unterging, als sich auch der römisch-päpstliche Catholicismus durch die geöffneten Thore in die neu entdeckten Welttheile ergoß, und sich das römische Papstthum zu einer hierarchisch-geistlichen Weltmonarchie gestaltete, die, wie vorher in der alten Welt, so nun auch in der neuen Welt noch in viel größerem Umfange über die Gewissen gebot, als die kaiserlich-politische Weltmonarchie über die Völker herrschte. Das Evangelium, die göttlichen Urkunden heiliger Schrift, hatten beinahe ganz aufgehört, das Gemeingut der Christenheit zu sein. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit stand in Gefahr unterzugehen. Da erwachte eine Geistesbewegung, wie seit den Tagen der ersten Pfingstzeit in der Kirchengeschichte keine ähnliche gemeldet wird, und das Evangelium wurde wieder mit einer Kraft und Einfalt und mit einer biblischen Begründung gepredigt, wie man es seit der apostolischen Zeit nicht mehr gehört hatte. Das Licht

der Reformation ging auf nach dem tausendjährigen Mittelalter, und die tausendjährige Macht des römischen Papstthums wurde erschüttert und fiel dahin in der Hälfte der Christenheit. Die Macht evangelischer Wahrheit schien eine weltumfassende Bewegung werden zu wollen, welcher sich die vereinigte Welt-Macht des römischen Kaiserthums und Papstthums mit allen Waffen der Gewalt, ja mit Feuer und Schwert, den unmächtigen Waffen des Fleisches, gemeinschaftlich entgegensetzte. Es bildete sich ein gewaltiger römischer Zwölferbund gegen einen schwächern evangelischen Sonderbund; und ein blutiger, verheerender Bruderkrieg, genannt der dreißigjährige Krieg, von Jesuiten gehetzt und geschürt, brach aus über einen großen Theil von Europa, sonderlich aber über die Niederlande und Deutschland, auf dessen Boden der Baum der Reformation zuerst gepflanzt worden, und brachte sie einigemale dem Untergang nahe. Aber „„ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, dem Geiste zu wehren, und hat nicht Macht zur Zeit des Sterbens, und wird nicht losgelassen im Streit; und das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht."" (Pred. 8, 8.) Das Evangelium konnte nicht unterdrückt werden; die Kirchentrennung rettete die evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit, und im Friedensschlusse des Jahres 1648 wurden beide Bünde als gleichberechtigte Brüder und Confessionen rechtlich anerkannt."

„Große, schwere Sünden hatten sich die romanischen Regierungen in dem langen, traurigen Kampfe und in der blutigen Verfolgung und theilweisen Unterdrückung des Evangeliums zu Schulden kommen lassen; auch evangelische Regierungen germanischen Stammes hatten ihre Hände nicht ganz rein von ungerechtem Gute gehalten. Gerechtigkeit, Billigkeit, christliche Liebe und Milde wurde von allen Seiten vielfältig verletzt. Die Sünden der Inquisition, die Scheiterhaufen und Blutgerüste, darauf so viele Märtyrer des Glaubens hingerichtet worden waren, ja fast ärgere Verfolgungsgräuel, als sich das römische Heidenthum in den ersten Christenverfolgungen erlaubt hatte, und so mancher freventliche Raub der Kirchengüter waren himmelschreiende Sünden, die da schwere Gottesgerichte auf Regierungen und Völker herabzogen, welche doch alle den Christennamen trugen. „„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben,"" auch der Völker, der Regierungen. Und das Verderben kam. Hundert Jahre, nachdem König Ludwig XIV. das Edikt von Nantes, wodurch nach den blutigen Hugenottenkriegen den reformirten Christen in Frankreich Glaubens-, Gewissens- und Kirchen-

freiheit feierlich zuerkannt worden war, gegen sein früheres Versprechen und königliches Wort eigenmächtig aufgehoben hatte, brach das Gottesgericht über das bourbonische Königshaus und über Frankreich aus im Jahr 1789. Das ist das große Gottesgericht der Revolution, deren Bewegungen noch nicht aufgehört haben und immer weltumfassender zu werden scheinen. Wie wenn im menschlichen Körper die Säfte- und Blutmasse immer mehr verdirbt, und das innere Verderben allmälig in entzündlichen Geschwüren und offenen Schäden ausbricht, die nicht heilen wollen und den Körper immer mehr schwächen und abzehren, ja die besten Säfte in Eiter verwandeln: so wollen seitdem die Revolutionen an dem Körper der Christenheit gar nicht aufhören, und immer brechen wieder neue Revolutionsgeschwüre an verschiedenen Orten dieses großen Körpers aus. Die Revolutionen, welche seitdem nach und nach die alte und neue Welt erschüttert haben, und mit ihren Umwälzungen, Neuerungen, Kämpfen, Kriegen und Empörungen fortwährend die Welt erschüttern und bewegen, sind keine Wirkungen der Reformation, keine Wirkungen der großen Wohlthat, daß das Licht des Wortes Gottes heiliger Schrift unter dem Scheffel, darunter es im Mittelalter gestellt worden war, durch die Reformation wieder auf den Leuchter gesetzt und zu einem Gemeingute der Nationen gemacht worden ist. Sie sind keine Wirkungen der neuerwachten, über die Welt sich verbreitenden Predigt des Evangeliums. Es ist nicht nur ein Mißverstand, dieß zu denken, es ist auch eine Lästerung, dieß zu sagen. Nein! die Revolutionen unserer Zeit sind nicht Wirkungen der Reformation, sondern Wirkungen und Folgen der Sünden gegen die Reformation; sie sind gerechte Gottesgerichte über die vielen Widerstände gegen das Evangelium, über die gottlosen Unterdrückungen, die man sich gegen die Verbreitung und gegen die freimüthigen Bekenner desselben erlaubte, und darüber, daß die Reformation kaum die Lehre reinigen, am wenigsten aber durch eine allgemeine Buße und Bekehrung das Leben in der Christenheit erneuern konnte. Daran sind jene Widerstände und Unterdrückungen, daran die große Undankbarkeit, die Gleichgültigkeit und Verachtung gegen eine Wohlthat und eine Erleuchtung Schuld, wie sich seit der Apostel Zeit keine größere und hellere über die Welt ergossen hat. „„Das ist ja das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht; denn ihre Werke waren böse.““ (Joh. 3, 19.) Ein unermeßlicher, unübersehbarer Segen wäre über die Christenheit, und durch sie über die Welt gekommen,

wenn die Reinigung der Lehre hätte vollendet, eine Erneuerung des Lebens hätte zu Stande gebracht, und aus der gereinigten Lehre und dem erneuerten Leben eine heilsame Verbesserung der staatlichen, kirchlichen, häuslichen und socialen Verfassungen hätte heraus entwickelt werden können. Denn was helfen alle Reformen solcher Verfassungen, wenn sie nicht aus der Wurzel eines neuen Lebens herauswachsen? Könnten äußere Reformen, könnten selbst die äußeren Formen des Reiches Gottes den Völkern und Geschlechtern der Menschheit helfen, ohne eine Erneurung ihrer Gesinnung und ihres Lebens, so würde weder Johannes der Täufer, noch unser HErr selbst ihrem Volke gepredigt haben: „„Aendert, erneuret eure Gesinnung! (Thut Buße!) Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen."" Aber das verblendete Volk, wie seine blinden Führer und Oberen, wollten nicht, und haßten die beste und nothwendigste aller Reformen, die Reform und Erneurung des Herzens und Lebens, und wollten sich selber helfen durch eine kräftige Erhebung über die mächtigen Römer und eine gewaltthätige Abschüttelung ihres Joches, stießen sich an dem köstlichen Stein, der in Zion gelegt war, und der Eckstein eines heiligen und herrlichen Verfassungs- und Lebensbaues werden sollte, und zerschellten an Ihm, wie ein irdenes Gefäß zerschellet an einem Granitfelsen, und das Reich Gottes, das ihnen so nahe gekommen war, ward ihnen genommen, und den heidnischen Völkern in unserm Europa zugewendet. Die Scherben aber des zerschellten Gefäßes liegen nun zerstreuet in allen Landen zu einem Zeugniß über alle christlichen Völker, wenn diese sich auch, wie jene, an demselben Steine stoßen und ärgern, der, weil er nun erhöhet ist im Himmel über alle Namen, wenn er einst, vielleicht bälder als man vermuthet, ohne Hände herabgerissen wird (détaché sans main), über sie fallen, ja sie überfallen, und das Riesenbild des Antichristenthums, das sie vergöttern, an seine zehn Zehen schlagen und das ganze Machwerk sammt ihnen zermalmen wird. Das wird geschehen, wenn keine Bekehrung in der großen Mehrheit der christlichen Nationen mehr erfolgen sollte. Ohne eine solche Gesinnungsveränderung ist es eitel Täuschung und Wahn, eine gründliche Besserung unserer politischen, kirchlichen, häuslichen und socialen Zustände zu erwarten. Die Blutmasse des großen Körpers wird böser, fauler werden, die Geschwüre werden nicht aufhören zu eitern, die Lebenswärme der thätigen Liebe wird abnehmen, die Ungerechtigkeit zunehmen, die leidenschaftliche Reizbarkeit und Unzufriedenheit sich vermehren, und das Glück, das Gedeihen, das Wohlergehen, das man sich in immer

neuen Formveränderungen zu erlangen träumte, wird nicht kommen, sondern fliehen, „„das Reich des Thieres sich so verfinstern, daß seine Verehrer sich die Zungen zerbeißen und Gott im Himmel lästern werden vor ihren Schmerzen und vor ihren Drüsen, und doch nicht Buße thun werden für ihre Werke."" Darum werden auch die Gottesgerichte fortgehen, bis Babylon gefallen, das Thier und seine zehn Hörner überwunden, und mit dem falschen Propheten sammt seiner Propaganda hingerichtet sein werden. Aber mitten in allen diesen Bewegungen und Gerichten wird der HErr eine Zahl von Treugebliebenen und Auserwählten behalten, die zu Ihm rufen Tag und Nacht, und die Er, wenn Er gleich lange Geduld gehabt hat, retten wird in einer Kürze. Wie weit aber der antichristische Abfall sich dannzumal verbreitet haben wird vor dieser zweiten Zukunft des HErrn, das können wir abnehmen aus der merkwürdigen Frage des HErrn: Wann des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß Er auch werde den Glauben finden auf Erden?? (Luk. 18, 8.)"

„Wenn daher keine größere Bekehrungs- und Glaubensbewegung eintreten sollte, so ist nichts Anderes zu erwarten, als daß die Bewegungen des Abfalles und des Unglaubens, wie sie bereits angefangen haben, immer größer und weltumfassender werden. Und es ist auffallend, wie dieß nicht nur in der Christenheit geschieht, sondern auch im Judenthum, im Islam und im Heidenthum. In allen vier Hauptreligionen der Welt gähret unter dem Namen Fortschritt und Reform eine Bewegung des Abfalles von allem dem Positiven, das sie in mehr oder minder großem Maße bisher noch gehabt haben. In allen vier Hauptreligionen will man reformiren, nur nicht Herz und Leben; in allen vier Hauptreligionen der Erde ist eine Mehrheit diesen sogenannten Reformbewegungen und dem Einreißen zugethan, während eine entgegengesetzte Partie sich bemühet, das Faule, das Unterwühlte, das Unhaltbare festzuhalten, keine von beiden aber dasjenige mit allem Ernst der Wahrheit und der Liebe erstrebet, was Allen zum Frieden und zur Rettung gereichen würde. Es ist eine ähnliche Verblendung, wie sie einst Jerusalem gefangen hielt, als unser HErr nahe hinzu kam, und die Stadt ansahe, und über sie weinte und sprach: „„Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen, und

keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesuchet bist.““ (Luk. 19, 41—44.) M. Bl. 1848, S. 2—5.

Falsche Lehren von der Obrigkeit und der bürgerlichen Gesellschaft, unbiblische Vorstellungen von dem Ursprung und der Bestimmung der Obrigkeit, von den Pflichten und Rechten der Unterthanen, sind Quellen der Uebel, die uns bedrängen und die Völker nicht zur Ruhe kommen lassen. Indem Zeller die Irrthümer der Zeit bis zu ihrer Wurzel zu verfolgen und aufzudecken suchte, schrieb er schon 1831 einen Aufsatz über jene grundlegende Stelle der heiligen Schrift, Römer 13: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit“ u. s. f. „Es ist ein auffallendes Zeichen unserer Zeit, daß eine bedeutende Mehrheit der Zeitgenossen so geneigt ist, alle menschlichen Verhältnisse, auch die, welche offenbar Gottes Ordnung sind, mehr von dem weltlichen und sinnlichen als von dem göttlichen und geistlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten und zu behandeln. Es ist ein Zeichen, daß ein irdischer Sinn vorherrscht, und gehört mit zu denjenigen, womit Fichte das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit beschrieben hat. Es gehört aber auch zu der Flachheit, einer Folge jenes Sinnes, womit die wichtigsten Verhältnisse nur nach ihrer oberflächlichen Erscheinung in der Sinnenwelt und nicht aus ihrer Tiefe und von ihrer geistigen Wurzel, nicht als Erscheinungen und Leitungen der göttlichen Vorsehung und als Anstalten der weltordnenden Regierung des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi angeschauet werden.“

„Zu solchen gemeinen flachen Ansichten muß man insbesonders den so häufig mißverstandenen Satz rechnen: Die Obrigkeit ist die Dienerin des Volkes. Es würde ein großer Fehler sein, wenn man es leugnen wollte, daß die Obrigkeit des Volkes wegen da ist, und nicht das Volk der Obrigkeit wegen. Darum sagt auch der Apostel in obiger Stelle: Sie ist Gottes Dienerin dir zu Gute, und weiter unten: Sie ist eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. Da siehet man ja klar, daß die Obrigkeit um der guten, aber auch um der bösen Menschen willen da ist. So würde es auch wenig Tiefe verrathen, wenn man den herrlich schönen Sinn verkennen wollte, der in den Worten liegt: Die Obrigkeit ist die Dienerin des Volkes. Ja es ist etwas göttlich Schönes, einem ganzen Volke zu dienen, für ein ganzes Volk da zu sein, für dasselbe zu arbeiten, zu sorgen, sich in seinem Dienste zu verzehren wie ein Kerzenlicht, und

sein Leben für das Beste eines Volkes hinzugeben. In diesem göttlich schönen Sinne ist unser Heiland als Menschensohn zu uns gekommen, nicht daß Er sich dienen lasse, sondern daß Er diene und gebe sein Leben zu einem Lösegeld für Viele. Aber jetzt ist eine Zeit gekommen, da die Obrigkeit nichts andres mehr sein soll als eine Dienerin des Volkes, nach seinen Lüsten und nachdem ihm seine Ohren jucken, da man die heilsame Lehre nicht mehr leiden mag, die da spricht: Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin."

„Die Obrigkeit ist allerdings für das Volk da, aber sie ist für dasselbe da als Gottes Dienerin. Wo diese gedoppelte Stellung verkannt wird, da müssen sich unausbleiblich verderbliche Folgen zeigen, Folgen, wie sie unsre Zeit zur Genüge darbietet."

„Die Obrigkeit verkennt oft selbst ihre Stellung. Sie thut es, wenn sie nicht mehr Gottes Dienerin sein will, wenn sie, namentlich in der Christenheit und seit der Erhöhung des Menschensohnes auf den Stuhl der Weltregierung, ihre Abhängigkeit von dem erhöhten Heilande nicht mehr einsieht und fühlt, nicht mehr anerkennt und öffentlich bekennt, wenn sie von einer Selbstherrlichkeit träumt, die es ganz vergißt, was einer der größten Monarchen, Nebukadnezar, erfahren hat, „„daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und giebt sie wem Er will."" Daniel 4, 22."

„Die Obrigkeit verkennt ihre Stellung, wenn sie zwar Gottes Dienerin sein will, aber nicht — ist, wenn sie ihr Abhängigkeitsverhältniß von Gott nur erheuchelt, aber nicht lebendig und in ihren Handlungen darstellt; wenn sie in ihrem öffentlichen Leben Gott dienen will, in ihrem Privatleben aber der Sünde dienet, oder wenn sie in ihrem Privatleben sich den Geboten des ewig Guten unterwirft, in ihren Regentenhandlungen aber nur vom Eigennutz, von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, und andern verwerflichen Rücksichten sich leiten läßt und die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit mit den Füßen einer sogenannten Politik zu Boden tritt, oder wenn sie nach eitlem Menschenruhm trachtet und nach der noch eitleren wetterwendischen Volksgunst haschet und die Ehre, die bei Gott ist, verschmähet."

„Die Obrigkeit verkennt ferner ihre Stellung, wenn sie statt Gottes Dienerin eine Feindin und Gegnerin Gottes wird, wenn sie, verblendet, den ewigen Zwecken des Reiches Gottes entgegen tritt, die Entwicklungen desselben unterdrücken und wider Gott streiten will, und mit den tobenden

Völkern, die sich auflehnen wider den HErrn und Seinen Gesalbten, aus dem Taumelbecher der großen Ehebrecherin trunken spricht: Lasset uns zerreißen ihre Bande, und von uns werfen ihre Seile! Wenn sie trotz aller lauten Donner-Warnungen die Stimme des Geistes Gottes verachtet, der im zweiten Psalm zu ihr spricht: „„So lasset euch nun weisen ihr Könige, und lasset euch züchtigen ihr Richter auf Erden! Dienet dem HErrn mit Furcht, und freuet euch mit Zittern; küsset den Sohn, daß Er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege; denn Sein Zorn wird bald anbrennen; aber wohl allen die auf Ihn trauen.““ Wenn sie, statt auf den erhöhten Sohn zu trauen und zu bauen und im Vertrauen auf Ihn, den unerschütterlichen Fels, selbst unerschütterlich im Sturm der Zeit dazustehen, sich verlässet auf Rosse und Wagen und Heere und nicht merkt, wie die große Weltspinne die geheimen Fäden ihrer Verführung und des Abfalls im Finstern durch alle Heere gesponnen hat, die Obrigkeiten wie Fliegen einzuspinnen und zu umgarnen, sobald sie Fleisch für ihren Arm halten und mit ihren Herzen vom HErrn weichen.“

„Die Obrigkeit verkennet endlich ihre Stellung, wenn sie nicht mehr im göttlich schönen Sinne herrschen, daß ist, wenn sie nicht mehr Gott an seinem Volke dienen will; wenn sie sich weigert, das Menschliche, das durch Zeit und Menschen und eigene Gebrechlichkeit fehlerhaft geworden ist, zu verbessern, wenn sie sich weigert, billige, bescheidene, im Wege der Ordnung und des Gesetzes an sie gebrachte Bitten zu hören; wenn sie ihr Ohr und Herz dem Volk verschließt, und dem Schmeichler und Lügner öffnet; wenn sie ihr Wohl von dem Wohl des Volkes trennet und nur für sich lebt, nur sich weidet; wenn sie Recht und Gerechtigkeit nicht mehr handhabet auf Erden, kleine Diebe hängen, große Diebe laufen läßt; wenn sie zusiehet, wie Füchse und Schweine den Weinberg verheeren und die Gottlosen ungestraft bleiben; wenn sie den Wolf siehet kommen und fliehet; wenn sie die Armen unterdrücken und die Elenden im Volk umbringen lässet, wenn sie nicht Leid und Freud theilet mit ihrem Volke, sondern spricht: der Staat, das bin Ich.“

„Wo sich die Obrigkeit selbst also von ihrer Lebenswurzel trennet, da ist es kein Wunder, wenn sie, wie die hölzernen Götzen unsrer Zeit, die Freiheitsbäume, ein wurzelloser Baum wird, der weder Stand hält, noch Frucht bringt, noch Schatten gewährt, wenn sie hingegeben wird in die Hände ihrer Feinde, wenn sie fällt und ist Niemand, der ihr helfe, noch sie beklage.“

„Aber vielleicht noch öfter, besonders in unsern Tagen geschieht es, daß das Volk die doppelte Stellung seiner Obrigkeit mißkennt."

„Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin, aber sie ist nicht Gott. Wie kann man nun von ihr Dinge erwarten, die nur Gott geben kann, wie kann man die Hülfe von ihr hoffen, wo nur Gott zu helfen vermag? Je mehr das Vertrauen auf den lebendigen Gott unter einem Volke abnimmt, desto mehr erwartet es von seiner Obrigkeit; da soll die Obrigkeit aller Noth abhelfen, und man murret über sie und fordert es von ihrer Hand. Muß da nicht die Obrigkeit antworten, wie dort der König Israels jener Frau, die in der Hungersnoth in Samaria ihren Sohn geschlachtet hatte, und den König anschrie mit den Worten: Hilf mir, mein Herr König! und er ihr zur Antwort gab: Hilft dir der HErr nicht, woher soll ich dir helfen? Von der Tenne oder von der Kelter?"

„Kommt Hungersnoth und Theurung, so erwartet man die nöthige Abhilfe von der Regierung — Gottes? Nein, von der menschlichen Regierung, der Obrigkeit. Kommt Krieg, so hofft man den Sieg von den Wehranstalten der Obrigkeit. Kommt Seuche, Pest und Cholera, so hat die Obrigkeit solche kräftige Sanitätsanstalten zu treffen, daß nichts zu fürchten ist, und man ganz sicher sein kann. Wird nun die abgöttische Hoffnung getäuscht, so muß die Obrigkeit — Schuld haben, und das Murren geht über sie los."

„Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin, auch da, wo sie vom Volke gewählt wird; darum kann und soll sie nicht dienen den Lüsten, den Leidenschaften, den Sünden und Irrthümern, den Launen und dem Wankelmuthe des Volkes. Darum hatte Pilatus Sünde, weil er dies that, und in diesem Nachgeben den Heiligsten und Reinsten, der je auf Gottes Erdboden stand, dem Volke dahin gab. Gott ist es, der die Obrigkeiten einsetzt und absetzt. Er giebt die ungerechten und harten den Völkern zur Strafe, und nimmt ihnen die guten in Seiner weisen Ungnade, gleichwie ein Arzt einem Kranken bald schmerzhafte, bittere und angreifende Mittel verordnet, bald angenehme und wohlschmeckende Speisen verbietet und entzieht. Darum, wer sich wider die Obrigkeit setzet oder auflehnt, oder verschwört, der versündigt sich an Gottes weiser und gerechter Anordnung, und wird Seinem Urtheil nicht entrinnen, er sei, wer er wolle, und man braucht nicht alt zu werden, um es zu erfahren, wie wahr diese Drohung eintreffe."

„Die Obrigkeit ist allerdings Gottes Dienerin dir zu gut, aber wie

kann sie Gott dienen dir zu gut, wenn du böse bist, und Böses thust, du Volk, und du Einzelner im Volke? Wie kann sie dir zu gute dienen, wenn du sie verräthst, verleumdest, verfluchest, verlästerst, wenn du deine Ehre, deinen Nutzen, dein Wohlergehn von ihrer Ehre, von ihrem Nutzen, von ihrem Wohlergehn gedankenlos oder boshaft und selbstsüchtig trennest? Wenn du dich gegen sie auflehnest und empörest? Unsinniger! Wie kann da eine Obrigkeit, und wenn sie auch aus lauter Engeln bestünde, dir zu gute dienen? Fällt nicht alles Unheil, das aus solchen Sünden entsteht, als deine Schuld auf deinen Kopf? Wie kann sie dir zu gute dienen, wenn du ein schlechter Haushalter, ein nachlässiger Vater, ein untreuer Ehegatte, ein Dieb, ein Müßiggänger, ein Mörder, ein Meineidiger, kurz ein unsittlicher, ein gottloser Mensch bist? Da murre nicht wider sie, sondern wider deine Sünde."

„Die Obrigkeit ist eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. Wie oft wird diese, nach göttlichem und menschlichem Rechte nothwendige Stellung der Obrigkeit übersehen und verkannt! Die Strafpflicht der Obrigkeit darf durchaus nicht blos aus menschlichen Zweckmäßigkeitsgründen, und nur im Blicke auf Menschen und Zeitumstände angesehen werden. Es giebt eine ewige und göttliche Gerechtigkeit, über deren heilige Forderung sich keine Obrigkeit und kein Volk ungestraft hinweg setzt. Vernachlässigung dieser Forderung bringt eine Blutschuld über ein ganzes Land."

„Eine Verfassung, als Menschenwerk betrachtet, kann allerdings einer Obrigkeit allerlei menschliche Rechte und Pflichten übertragen; aber die göttlichen Rechte und Pflichten der Obrigkeit können Menschen ihr weder geben noch nehmen. Die Souverainität Gottes über alle Königreiche und Staaten der Menschen ist unantastbar. Alle Könige, Richter und Obrigkeiten sind Seine Dienstleute, Seine Amtleute, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht. Wenn der Allmächtige eine Obrigkeit hält, so kann keine menschliche noch teuflische Macht sie stürzen. Wenn Er sie aber dahin giebt und verwirft, so kann Niemand sie halten. Alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden, das ist alle Erziehungs- und Regierungsgewalt hat ihren Namen, ihr Wesen, ihre Kraft, ihren Bestand, ihre Verantwortlichkeit von dem allerhöchsten Gott und HErrn, der da ist über alle und durch alle und in allen. Weder der Wille eines Monarchen, noch der Wille einer aristokratischen Behörde, noch der Volkswille kann, darf und wird das höchste Gesetz sein. Darum ist auch jede eigen-

willige Empörung, sie sei monarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch (denn von allen drei Arten liefert die Geschichte Beispiele genug), jeder gewaltsame Umsturz, jede listige und heimliche Untergrabung einer bestehenden Erziehungs- und Regierungsgewalt, ein frevelnder Eingriff in die Souverainität des Allmächtigen, der die Schuldigen bestrafen wird, und wenn die ganze Welt Amnestie über sie ausspräche." M. Bl. 1831, S. 76—80.

Noch einmal sprach sich, im folgenden Jahre, Zeller aus über die Irrlehren, welche allen Bestand der Obrigkeit und der bürgerlichen Ordnung erschüttert haben. „Die bloße hohle leere Formel: Von Gottes Gnaden, thut solche große Dinge nicht; sie kann nichts tragen und nichts halten. Die Regenten müssen sie nicht gebrauchen als eine Meinung, ihre Völker im Zaum zu halten, sondern als eine Wahrheit für ihr eigenes Herz, ihren Regenten-Beruf und ihre Erwählung fest zu machen, daß sie sprechen können mit dem hundert und achtzehnten Psalm: „„Der HErr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun? Es ist gut auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Man stößet mich, daß ich fallen soll, aber der HErr hilft mir. Der HErr ist meine Macht, mein Psalm, und ist mein Heil."" Aber solchen Glauben hat der Zeitgeist mit seinem Giftzahn angefressen. Er hat durch die falschen Lehren der Zeit, die er in unzähligen Kanälen ausgespieen hat, und durch eine ganze Sündfluth von Zeitungen verbreiten läßt, diesen Glauben geschwächt und geschändet, und das obrigkeitliche Ansehen so abgerissen von seiner göttlichen Wurzel, so gemein gemacht und entheiligt, daß Tausende unserer Zeitgenossen die obrigkeitliche Gewalt für nichts mehr ansehen, als für ein bloß menschliches Machwerk, wobei von Ehrfurcht und heiliger Scheu vor dem allmächtigen Vater und Sohne fast gar keine Spur mehr erscheint, und die Verfertigung einer bürgerlichen Verfassung, die selbst im heidnischen Alterthume nicht ohne Opfer, Gebet und heilige Feier geschah, zu einer Stylübung junger Männer herab gesunken ist. Daher zählen wir aber auch seit 40 Jahren mehr neue Staatsverfassungen und Charten, als das ganze Römische Reich deutscher Nation in 1000 Jahren nicht zählte, und ihrer keine vermochte bisher das Mannesalter zu erreichen."

„So sehen wir nun nach und nach alle Gewalt erschüttert, gemein gemacht und entheiligt, und nichts soll mehr für heilig gelten, als die Souverainität des Volkswillens, der, wenn er auch wirklich immer der

Wille desselben wäre, eben so wenig jederzeit das Rechte und das Beste will, als der Wille Einzelner, weil er als menschlicher, ein der Sünde und dem Irrthum so oft unterliegender Wille ist, und daher eben so wenig der höchste sein kann als irgend ein anderer, außer dem Willen des Allerhöchsten. Zu solchen Abgöttereien ist man nun gekommen, oder auf dem Wege dazu, seitdem man von dem geoffenbarten Wort und Willen Gottes abgefallen ist, und die Vernunft des sündigen Menschen, nicht nur zu dem höchsten Richter, sondern auch zu dem höchsten Grund aller Wahrheit und alles Rechts hinaufrevolutionirt hat. Nicht mehr das Sonnenlicht, sondern das Auge soll die Quelle des Lichtes sein; nicht mehr die Sonne, sondern die Taschenuhren sollen die Zeit bestimmen. Nach den Taschenuhren soll fortan die Zeit regulirt werden! — Also das, was am meisten abweicht, und am leichtesten geändert werden kann, und am häufigsten allen möglichen Leidenschaften ausgesetzt ist, das soll nun die höchste Norm sein.“ M. Bl. 1832, S. 53.

Vergeblich und unbillig ist es, von einer Obrigkeit, die aus gebrechlichen Menschen besteht, etwas vollkommenes zu erwarten, vergeblich und thöricht ist es, von einem gewaltsamen Umsturz das Kommen besserer Zeiten zu hoffen.

„Alle menschliche Souveränität ist nur eine zeitliche, vorübergehende, von dem HErrn auf kurze Zeit übertragene, oder von Ihm auf einige Zeit gelassene Souveränität, nicht eine bleibende, weil sterbliche Menschen nicht immer bleiben, und sündige Menschen sie selten lange ohne Mißbrauch und Sünde behalten können. Denn nur der zarteste Gehorsam, die größeste Selbstbeherrschung und die heiligste Gerechtigkeit, gepaart mit der mildesten Barmherzigkeit, kann eine so große Gewalt lange ohne Sünde ausüben. Auch ist alle menschliche Oberherrlichkeit, eben weil sie eine menschliche ist, weil sie von Menschen geübet wird, die, wie Joseph in Aegypten bekennen muß, unter Gott stehen (1. Mose 50, 19.), eine höchst verantwortungsvolle, verantwortlich gegen Gott, und verantwortlich oft auch gegen Menschen, die ja auch alle unter Gott stehen. Oft schon aber ist es, laut der Geschichte alter, mittlerer und neuerer Zeit geschehen, daß Gottlose sich das Scepter der Oberherrlichkeit angemaßet, und es zu großem Druck der Untergebenen und willkürlicher Ungerechtigkeit und Tyrannei, ja zur Unterdrückung und Verfolgung des Volkes und der Gemeine Gottes furchtbar mißbraucht haben. Die Geschichte nennet viele gottlose Monarchen, die ihre Gewalt also mißbraucht haben, daß ihr

Scepter eine Ruthe und ihr Königsstab ein Stecken des Treibers genannt wurde. Da sollte man meinen, wenn das Volk selbst die Herrschaft ergreift, wenn es sich endlich empöret, der Obrigkeit das Scepter entwindet, und eine demokratische Selbstherrlichkeit eingeführet wird, da werde unter einer solchen Volkssouveränität Alles besser gehen. Allein die Geschichte lehret, daß kein Despotismus ärger ist, als der demokratische, keine Tyrannei schlimmer, als die Tyrannei gottloser Massen, aber auch Gott Lob! keine schneller sich selbst zerstört, keine schneller vorübergeht, als wenn eine Menge gottloser Menschen zur Oberherrschaft gelangt. Ueberall, wo Gottlose regieren, da wird der Gottlosen Scepter nicht bleiben, sei es ein monarchisches oder demokratisches. Eine Regierung der Gottlosen hat keine Lebensfähigkeit auf die Dauer; denn was ohne Gott ist, das ist ohne Leben und ohne Heil, gottlos, leblos, heillos!" M. Bl. 1850, S. 4. 5.

So viel über die gesunden und die verkehrten Grundsätze im Allgemeinen. Sehen wir nun zu, welche Pflichten im Einzelnen sich ergeben, welche Gefahren und Irreführungen drohen, und zwar zuerst für die Fürsten, sodann für die Völker.

Einer von Davids Psalmen, der hundert und erste, wird von Alters her mit Recht ein Regentenspiegel genannt. Unser Zeller hat diesen Psalm zweimal eingehend behandelt. Zuerst in dem Aufsatz: „Fürstliche Gedanken" 1834, und abermal unter der Aufschrift „Regentenspiegel, oder Lebensvorsätze für Landes- oder Gemeinde- und Hausvorsteher" 1849. „Ich hoffe zu Gott," sagt er, „daß die Zeit kommen wird, da man alle Macchiavelle, Fenelone u. s. w. auf die Seite setzen und nach diesem köstlichen Schatze greifen und daraus fürstliche Gedanken für alle Fürsten Gottes und Christi schöpfen und darüber halten wird." Heben wir einige Stellen aus diesen Betrachtungen hervor.

V. 2. „Ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause."

„Wer auf Andere im Segen wirken, wer Andere bessern will, der muß bei sich selbst, bei seinem Ich anfangen, und den Angehörigen seines Hauses zuerst mit einem guten Wandel vorangehen. Alle wahre Reform muß bei dem eigenen Herzen und bei den Zugehörigen des eigenen Hauses anfangen. Da ist es der rechte Lebens-Vorsatz, ja der Lebens-Entschluß, mit Gott gefaßt, vorsichtig und redlich zu handeln. Wo so viele Augen

auf Einen sehen, so viele Ohren auf Einen hören, so viele Herzen Einem vertrauen, da ist Vorsicht, Redlichkeit und Treue nöthig; da gilt es, ein ganzer Mann vor den Augen, Ohren und Herzen aller Zugehörigen zu sein, wo ein einziger unvorsichtiger, unüberlegter Schritt, ein einziges unbedachtsames Wort, ein einziger übereilter Befehl oder ein solches Versprechen Vielen schädlich, ja allen Untergebenen verderblich sein kann. Wie hing Davids häusliches Leben, sein häuslicher Sündenfall mit seines Sohnes Empörung so nahe zusammen; welch eine Summe von Verderben, Herzeleid, Blut und Thränen hat sein häuslicher Sündenfall dem ganzen Lande und Volke gebracht! Das Privatleben und das öffentliche Leben stehen in Wechselbeziehung. Man kann nicht im häuslichen Leben schwanken und fallen, und im öffentlichen Leben fest stehen. Wer in seinem häuslichen Leben nicht treu ist, wie will der, im Innern los geworden, nach Außen Land und Leute regieren? Wie du bist in deiner Kammer, so wirst du offenbar werden in deinem Amte. Untreue, Abfall im Verborgenen deiner Kammer wird Untreue, Abfall draußen in deinem öffentlichen Amtsleben nach sich ziehen, und das Geheime wird öffentlich werden, und nicht verschwiegen bleiben."

„Welch ein Wahn! Meinet ihr, daß es gleichgültig sei, wie eine Uhr in ihrem innern Trieb- und Räderwerk beschaffen sei und gehe, wenn nur die Schale, das Gehäuse, und das Zifferblatt in Ordnung gehalten werde?"

V. 3. „Ich nehme mir keine böse Sache vor; ich hasse den Uebertreter, und lasse ihn nicht bei mir haften."

„Nimmst du dir nichts Böses vor, so hast du nichts Böses nachzunehmen; enthältst du dich vom Unrecht, so trifft dich kein Unglück. Wie viele Nachwehen vermeidet man, wo man keinen unnöthigen Streit und Krieg, keine schädliche Verschwendung, keine sündliche Lustbarkeit, keinen ungerechten Eingriff in fremde Rechte sich erlaubet! So nimm dir auch keine böse Sache, sie mag noch so schön glänzen oder noch so lieblich klingen, zum Muster der Nachahmung vor. Hassest du den Uebertreter, als solchen, hassest du seine Uebertretung und Sünde, und lässest du ihn nicht bei dir haften: so hast du auch keinen gefährlichen Rathgeber und keinen noch gefährlicheren Sündendiener und Helfershelfer in deiner Nähe. O wie viele elende Schmeichler gehören in diese Klasse! Fort mit Menschen, die einen unsittlichen Lebenswandel führen, aus der Nähe eines Regenten! Sie sind es, welche die Hofluft verpesten."

V. 6. „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener.“

„Ein Hausvater, wie ein Fürst, muß seine Augen brauchen, und nicht durch fremde Augen sehen. Dieß ist vornehmlich bei der Wahl seiner Umgebung und seiner Diener nöthig, sonst ist er verrathen, und verkauft, und gefangen, und gleichet einem Papagei in einem goldenen Käfig, der nur nachschwätzet, was man ihm vorspricht, und nur siehet, was man ihm zeigt. Der Hausvater, wie der Fürst, muß treue Diener haben; will er sie aber haben, so muß er sie im Lande suchen. Er muß nach ihnen sehen; denn gerade die Treuesten drängen sich am wenigsten vor, und suchen nicht das Ihre, sondern, weil sie treu sind, warten sie auch auf einen Ruf. Die Treue im Kleinen werde über Größeres gesetzt, wenn sie bewährt erfunden ist. Lauter treue Leute um einen Fürsten her, welch ein gesegneter Hof! Wer aber wandelt, d. i. fortschreitet, in Frömmigkeit, Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, wenn er auch nicht fromm zu reden weiß, aber von Herzen fromm ist, der soll eines Fürsten Diener sein; sein Diener und nicht sein Herr. Fromme, rechtschaffene Kammerdiener, Hofdiener, Staatsdiener, Kirchendiener, Kriegsdiener, die gerne dienen, und nicht herrschsüchtig sind, welch ein Segen, welch eine Bedienung!“

„Wie kommt es, daß man im Staatsdienst, wie im Kirchendienst, so oft nur auf Intelligenz, Talent, wissenschaftliche Bildung, nur auf seelische Geschicklichkeit achtet, und die höchste Eigenschaft, die Treue oft ganz übersieht? Wie kann man sich wundern, daß die Treulosigkeit und treuloser, meineidiger Abfall in unserer Zeit so zunimmt!“

V. 8. „Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Uebelthäter ausrotte aus der Stadt des HErrn.“

„Alle Verbrechen sollen ihre Strafe finden. Nachsicht, Schonung und Straflosigkeit gegen Gottlose ist Untreue am Lande, Untreue gegen die Gehorsamen, Stillen, Schwachen, Schutzlosen im Lande, und ist Ungehorsam gegen Gott. Denn Gott gibt der Obrigkeit das Schwert; Er fordert die Strafpflicht; darum gibt Er ihr das Strafrecht und die Strafmacht. Amnestie gegen Hochverräther ist eine Erfindung aus dem Abgrunde, aus dem Zeitgeiste. Ein Fürst, der mit der Popularität liebäugelt, und bei seinem Strafamte nicht auf Gott siehet, nicht im felsenfesten Glauben Gott, seinen HErrn und König vor Augen hat, der wanket auf seinem Stuhle, kapitulirt mit seiner Pflicht, und unterschreibet seine Absetzung.“

„Frühe müssen die Mordbrenner vertilgt werden, ehe die Stadt, ehe

das ganze Land brennet; ehe die heiligen Schranken fallen, und der Teufel Meister ist im Lande. Aber auch frühe am Tage, nüchtern, ehe noch Wein und starkes Getränke getrunken und das Blut erhitzet wird, nüchtern müssen die Strafurtheile gefällt, nüchtern die Befehle zur Vollstreckung gegeben werden. Stadt des HErrn ist ein christlicher Staat; Volk des HErrn ist ein christliches Volk. Dem HErrn gehört es, nicht sich selbst, nicht einem Sterblichen. Ihm soll es bewahrt, Ihm geschützt, Ihm erhalten, für Ihn regiert werden."

„Aber wohl gemerkt, gegen Gottlose, gegen Uebelthäter ist solche obrigkeitliche Strenge heilige Pflicht, nicht gegen Unschuldige, Treue und Gehorsame. Die sollen bleiben in der Stadt des HErrn, und nicht verfolgt, nicht unterdrückt werden; denn sie sind Sein, und ihr Blut ist theuer geachtet vor seinen Augen." M. Bl. 1834, S. 4—8; 1849, S. 73—78.

Abermals sagt Zeller, im Blick auf die Erschütterung im Jahr 1848: „Die wahre Gottesfurcht ist die unsichtbare, erhaltende Kraft, ohne welche keine Haushaltung, keine Gemeinde, kein Staat, kein Reich in die Länge bestehen kann. Wo sie fehlt, da wird jedes Haus, jede Gemeinde, jeder Staat und jedes Reich mit sich selbst uneins, und wo dies geschieht, da mag es nicht bestehen; wo sie fehlt, da kann sie auch durch keine materiellen Mittel ersetzt werden; da ist der stärkste physische Zwang nicht mehr hinreichend, den einreißenden Strom des Verderbens aufzuhalten. Es ist auch eine ganz falsche Berechnung, wenn man denkt, es sei genugsam, wenn nur bei den Untergebenen Gottesfurcht erhalten werde, mögen die Oberen noch so gottesvergessen sein. Nein! wenn es oben los wird, so wird es bald auch unten los, und wenn das Haupt einer Haushaltung von Gott abfällt, so zieht sein Abfall die ganze Haushaltung in's Verderben. Haupt und Glieder hangen zusammen, und stehen in Wechselwirkung; denn sie bilden Einen Leib. Gottesvergessene Regierungen, gottesvergessene Beamte haben mit dem Verlust der wahren Gottesfurcht auch die wahre Regierungskraft verloren, wie ein gottesvergessenes Volk die Gotteskraft des wahren Gehorsams verliert. Da kann auch ein gottseliger König Josias das Verderben seines untergebenen Volkes kaum noch bis zu seinem frühzeitigen Tode aufhalten. 2. Kön. 22, 12—20. Kurz, alle Staatsweisheit, alle Staatsklugheit, alle Heereskraft, aller Reichthum und Wohlstand hilft nichts, wo es an Gottesfurcht fehlt, oben und unten." M. Bl. 1848, S. 27.

Es ist unwidersprechlich, was Zeller zum Lobe der heiligen Allianz sagt: „Eine hohe Anregung zur Rückkehr zu der lebendigen Heilsquelle, scheint die großartige Idee des heiligen Bundes unserer Tage gewesen zu sein. Eine wahre Josiasidee! Aber wie mangelhaft durchgeführt, wie mißtrauisch und engherzig verleumdet, wie feindselig bekämpft und zerrissen wurde sie, wie hat sie der hochmüthige Zeitgeist durchbrochen! Nun geht es schon wieder von allen Seiten an die ausgegrabenen Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben. Keiner Idee wird von Seiten des Zeitgeistes ernstlicher entgegen gearbeitet, als dieser Idee, einer freiwilligen Verbindung von Staatsregierungen, wodurch sie die Oberherrlichkeit Jesu Christi öffentlich anerkennen, und sich feierlich verpflichten, ihre Völker nach dem Evangelium zu regieren, und mit andern Völkern so viel wie möglich im Frieden zu leben.“ M. Bl. 1833, S. 54. — 1837, S. 14.

Eine fast in Vergessenheit gerathene Pflicht der Fürsten, die doch durch die Klugheit und Selbsterhaltung ebenso dringend, wie durch die Gottesfurcht und Liebe empfohlen wird, ist die Fürsorge für die Armen im Volk, die Besitzlosen, Hülflosen und Unterdrückten. „Alle Propheten Gottes warnen vor Vernachlässigung und Verwahrlosung der Armen und Dürftigen, vor Unterdrückung der Geringen und Elenden, und drohen mit Gottes Gerichten über alle Länder, in welchen man diese Warnungsstimmen nicht achtet. Einsturz aller Grundfesten eines Landes ist die unausbleibliche Strafe solcher Verachtung und Versäumniß. Freunde! blicket hin auf die Trümmer der alten, eingestürzten Staaten; blicket hin auf die Umwälzungen, die wir erlebt haben; blicket hin auf den wankenden Boden, der unter unsern Füßen zittert, und lernet, warum alle Grundfesten jener Länder fielen; lernet es aber nicht aus dem Munde der neuen Geschichtschreiber und Zeitungen, sondern aus dem Munde der heiligen Männer Gottes, die alle Gaben besaßen, nur die nicht, ihren Zeitgenossen zu schmeicheln, und sie in eine falsche Sicherheit einzuschläfern.“ Psalm 82, 3—5. Jahresbericht 1826, S. 2—3.

„Ein König, der die Armen treulich richtet, dessen Thron wird immer bestehen. Sprüche Sal. 29, 14. Das ist ein Wort aus dem Munde eines großen Monarchen, welcher der weiseste unter allen Königen seiner Zeit war, der an Reichthum und Weisheit sie nicht nur alle übertraf, sondern auch in seiner schönsten Zeit ein Mann Gottes gewesen ist, durch welchen der Geist Gottes redete, und noch redet für alle Zeiten, auch für die unsrige. Es giebt, laut dieses königlichen Wortes, einen Zusammen-

hang zwischen dem Thron eines Königs, und zwischen den Armen seines Landes. Wieviel giebt uns dies Sprüchwort zu denken! Ja auch uns, die wir bei unseren Lebzeiten so manchen Thron haben wanken, und auch einen und den andern haben fallen gesehen! Es gehört Weisheit dazu, die Ursachen, die oft tiefliegenden Ursachen dieser Erlebnisse einzusehen, und gehört Weisheit dazu, daraus zu lernen, und sie sich zu Herzen gehen zu lassen.“ M. Bl. 1853, S. 49.

Die Hochgestellten sind von besondern Gefahren umgeben und allerlei Irreführungen ausgesetzt. Ihre Versäumnisse und Unterlassungen sind eben so verhängnißvoll, wie ihre falschen Maaßregeln und verkehrten Schritte. Durch Duldung und Nachgiebigkeit gegen die widerchristlichen Grundsätze hat man wohl gemeint, die Throne zu erhalten, aber in der That werden sie dadurch untergraben. „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wie dort aus der Saat von Drachenzähnen geharnischte Männer aufwuchsen, die sich unter einander erwürgten, so sind aus der Saat antibiblischer und antichristlicher Lehren die Revolutionen aufgekeimt, die jetzt ein Königreich wider das andere und ein Volk über das andere, ja einen Volkstheil wider den andern aufregen. Und nachdem eine falsche Zucht der Jugend geschmeichelt, so läßt es jetzt die verzogene Jugend ihre Erzieher entgelten und wirft sie zum Dank mit faulen Eiern und Koth. Wer den Unglauben gepflegt, geschützt und begünstigt hat, der muß sich nicht wundern, wenn ihm solche Ernten aufgehen aus seiner Saat; wer seine Mutter verachtet hat, der muß sich nicht wundern, wenn er ein Spott der Jugend wird; wo Gottes Zeugniß nicht mehr geglaubt, Gottes Ansehen nicht mehr geachtet wird, wo soll da noch Achtung eines menschlichen, väterlichen, lehrerlichen, obrigkeitlichen Ansehens herkommen? Die Gerichte Gottes sind die verdienten Strafen falscher, verderblicher Lehren, Grundsätze und Systeme, die bei den Kindern des Unglaubens, nachdem sie das Wort Gottes verworfen, unter dem Schein von Weisheit die Stelle der Wahrheit einnehmen. Im Munde sind sie süße, aber es folgt Bauchgrimmen danach; man bewundert, lobt und beklatscht sie am Anfang und verflucht sie am Ende. Eine Obrigkeit, die das Antichristenthum pflanzet und heget, unterschreibt ihre Absetzung.“ M. Bl. 1831, S. 28.

„Es scheint, die ganze Welt sei darin einverstanden, es sei nicht mehr wahr, was der Wahrhaftige gesagt hat: Ohne Mich könnt ihr nichts thun. Es scheint vielmehr, man habe das Universalmittel gefunden, alles ohne

Jesum den Christ des HErrn wohl thun zu können. Und so regieren denn unsere Staatsmänner ohne Ihn; unsere Lehrer lehren ohne Ihn; unsere Hausväter und Hausmütter erziehen ohne Ihn; unsere Krieger ziehen ohne Ihn in den Streit. Vergeblich schreibt Paulus seinem Freunde Timotheus: Der HErr aber wird dir in allen Dingen Verstand geben. 2. Tim. 2, 7. Unsere Leute haben schon so ungeheuer viel Verstand, daß sie es gar nicht mehr nöthig finden, daß ihnen der HErr welchen gebe. Es wird bald nicht mehr viel fehlen, so muß es der HErr aller Herren noch für eine Ehre halten, wenn unsere Staatsmänner, ehe sie ihre Verhandlungen eröffnen, Ihm noch vorher einen Ceremonienbesuch in der Kirche abstatten. Von Gebet um Verstand und Segen ist keine Rede mehr." M. Bl. 1834, S. 3.

Der Besitz der Herrschaft weckt in einem thatkräftigen Geist allzu leicht böse Leidenschaften, Hoffarth und unersättliche Begierde nach immer größerer Macht und Gewalt. „Der Wein betrügt den stolzen Mann, daß er nicht bleiben kann, welcher seine Seele aufsperrt wie die Hölle und ist gerade wie der Tod, der nicht zu sättigen ist, sondern raffet zu sich alle Heiden und sammelt zu sich alle Völker." Im Anschluß an diese Worte des Propheten Habakuk (2, 5) sagt Zeller:

„Die Herrschsucht ist mit der Trinksucht zu vergleichen. Wie der Trinksüchtige nicht genug trinken kann, so kann der Herrschsüchtige nicht genug herrschen und erobern. Wie der Wein den Säufer betrügt, wenn er in der Trunkenheit eine Erhöhung der Lebenskraft erhalten zu haben wähnet, während er in der That durch seine Trinksucht seine Lebenskraft erschlaffet und untergräbt: so betrüget das Herrschen, Erobern, Siegen den Herrschsüchtigen und Stolzen, weil er wähnet durch seine Siege mächtiger geworden zu sein, während er in der That durch seine Siege an seinem Unterliegen arbeitet, und mit dem Anwachs seiner Macht seine innere Unmacht und Unfähigkeit, in der Wahrheit zu regieren immer mehr an den Tag kommt, bis er stürzt. Unersättlich, wie die Hölle, wie der Tod, der immer mehr Seelen an sich raffet, will auch er immer mehr Land und Leute an sich raffen, um sich sammeln, sich unterwerfen, beherrschen, bis sie ihm über den Kopf wachsen und er sie nicht mehr bewältigen kann, sondern sie selber seiner mächtig werden, wie der Wein des Trunkenen mächtig wird, bis er unter dem Tische liegt oder vom Schlaf übernommen wird." M. Bl. 1849, S. 35.

Ueber die Verantwortung der Fürsten und Völker, die von Erobe-

rungssucht getrieben, Krieg führen, sagt Zeller: „Wenn schon die Ermordung eines einzigen Menschen, eines einzigen Kindleins eine entsetzliche Blutschuld auf die Seele eines Mörders, einer Kindesmörderin ladet, wie fürchterlich muß die Blutschuld eines Eroberers sein, der in einer Schlacht, bei der Belagerung einer einzigen Stadt so viele tausend Menschenleben hinschlachtet! O wie wird der unersättliche Ehrgeiz, Geldgeiz und Ländergeiz, der so viele Menschen unglücklich macht, so entsetzlich viel Menschenblut vergießt, einst strafrichterlich zurückfallen auf das schuldige Haupt des großen Verbrechers und Eroberers und seines Samens." M. Bl. 1855, S. 85.

Ein bedeutsamer Text für große und gewaltthätige Herrscher ist bei Jesaias das 14. Kapitel, der Triumphgesang über den Fall des Königs von Babylon. Hierüber bemerkt Zeller in dem Aufsatz: „Die Ankunft eines großen Monarchen im Todtenreich", folgendes: „Es ist ein Grundsatz babylonischer Reichsregierung und Politik, was man vor einigen Monaten mit folgenden Worten öffentlich ausgesprochen las: „„Wer nur einigermaßen in den Elementen der Politik bewandert ist, weiß, daß ihr Katechismus so wenig die Begriffe von Großmuth und von Opferwilligkeit wie von Dankbarkeit kennt. Die Politik der Staaten leitet mit vollem Recht (?) das eigene Interesse und nur dieses. So lange die Welt steht, kümmert sich jeder Staat nur für sein Interesse und nicht für das Interesse eines Andern!"" Man hat, so viel ich weiß, nirgends einen Widerspruch gegen diesen babylonischen Regierungsgrundsatz gehört, vielmehr hört man fast in allen Regierungsverhandlungen immer wieder und wieder von dem eigenen Interesse reden. Es scheint also, daß man in unsern christlichen Staaten damit einverstanden sei. Aber ist denn der Grundsatz des eigenen Interesse, das mit vollem Rechte die Politik der Staaten leite, ein christlicher Grundsatz? Das wird Niemand behaupten können. Denn er ist den Grundsätzen des Evangeliums und des Reiches Gottes gerade entgegen. Es ist also ein antichristlicher Grundsatz; denn das Reich Gottes, um dessen Kommen wir bitten sollen, ist das Reich Christi; das erste und letzte Weltreich aber, das dem Reiche Christi entgegenstand und stehen wird, heißt in heiliger Schrift Babylon. Die Politik des eigenen Interesse ist also eine babylonische Politik, und wird ein Weltreich, das dem Reiche Gottes so entgegen arbeitet, so wenig erhalten, als das babylonische Weltreich erhalten worden ist, dessen Untergang wir gehört haben. Was ist aber der Grundsatz und die Basis des Reiches Christi?

Das wollen wir hören aus dem Psalm 89, 15, wo es heißt: „„Gerechtigkeit und Gericht ist deines Thrones Festung (fester Boden); Gnade und Wahrheit (und Treue) sind vor deinem Angesichte."" Das ist die Gerechtigkeit und das Gericht, das ist die Gnade und Wahrheit und Treue, die ihr lernen sollet, ihr Gewarnten, ihr gewarnten Regenten und ihr gewarnten Unterthanen: Discite justitam moniti! Gerechtigkeit und Gericht nach göttlichem Rechte. Dies Recht ist ein ewiges Recht; das eigene Interesse aber ist etwas wächsernes, das sich verändert und dreht nach den veränderten Zeitumständen, wie aller Eigennutz und alles selbstsüchtige Unwesen. Das lehren uns die Warnungen der Geschichte." M. Bl. 1855, S. 86. 87.

Es sind dieselben Grundsätze des Unglaubens, welche Zeller in dem Aufsatz bekämpfte: „Das scheinbare Erliegen der guten Sache und die harten Reden wider den HErrn der Heerschaaren", im Anschluß an Maleachi 2, 17.

„Kommt es wirklich, wie ein öffentliches Blatt unlängst ohne Scheu behauptete, nur darauf an: wer kann seine Meinung, sein Recht oder sein Unrecht geltend machen und wer kann es nicht? Mit andern Worten: wer kann herrschen? — Wäre wirklich das Heidenthum schon so herrschend unter uns geworden, daß nur der zeitliche Erfolg, das zeitliche Gelingen und Siegen darüber entscheiden könnte, wer Recht habe und welche Sache eine gute Sache sei? Das sei ferne! Wie könnten wir der heiligen Aufforderung: Hasset das Arge, hanget dem Guten an, entsprechen, wenn nicht auch wir zu beurtheilen hätten, was gut ist, was die gute Sache ist, wer Recht oder Unrecht hätte! — Die Methode Gottes, womit Er die gute Sache nach scheinbarem Mißlingen und Erliegen, und durch unerwartete Feuerproben zum endlichen, herrlichen Siege führt, ist dem fleischlichen Sinne ein Räthsel und Anstoß. Er beurtheilt eine Sache nicht nach ihrem wahren Werthe im Lichte des Geistes und Wortes Gottes, sondern nach ihren scheinbaren Erfolgen. Wer es zeitlich gewinnt, der hat in seinen Augen Recht, wer zeitlich unterliegt, der hat in seinen Augen Unrecht; der leidende Hiob muß vor ihm ein Heuchler sein, und der sterbende Christus wird unter die Uebelthäter gerechnet. Auf Joseph im Kerker wirft er den wehthuendsten Verdacht; aber die lügenhafte Ehebrecherin, der ihre Bosheit zu gelingen scheint, ist ein Muster ehelicher Treue. Jeremia in der Tiefe der Schlammgrube muß ein Narr sein und Unrecht haben; aber einem Hananja, einem Semaja fällt der Pöbel zu."

„Der fleischliche Sinn kann nicht glauben an die göttliche Gerechtigkeit und an die langsam kommende, aber schnell ausgeführte Strafe des allwaltenden Herrschers. Er kann nicht warten auf das Ende der Gottlosen. Er fällt dem siegenden Absalom zu und verläßt den weinenden David, und achtet den lästernden Simei, der den verhüllten König mit Steinwürfen verfolgt, als einen freimüthigen Volksvertreter. O wie herrlich scheint ihm der neue König mit seinen prächtigen Haaren; aber er bedenkt nicht, wie bald er mit dieser goldenen Lockenpracht hangen wird an der Eiche. Ja er macht den HErrn unwillig durch lästernde Reden: „„Wer Böses thut, der gefällt dem HErrn, und Er hat Lust zu denselbigen. Oder wo ist der Gott, der da strafe?““ Da huldigt man dem triumphirenden Bösewicht; da betrachtet man den glücklichen Sünder als einen Liebling Gottes. Das sind Reden, womit man den HErrn unwillig macht; denn sie verkehren die heiligsten Wahrheiten, das tief in die Herzen und Gewissen der Menschen geschriebene Gesetz Gottes, das Gefühl von Recht und Unrecht, und verwirren die Gewissen. Dadurch sind bereits eine Menge Zeitgenossen so gewissensbanquerott geworden, daß sie denken und sprechen: Man hat nicht zu fragen, wer hat Recht oder Unrecht?“ M. Bl. 1833, S. 73—75.

In diesem Protest gegen die widerchristlichen Grundsätze in der Politik, mit denen sich Hohe und Niedre, Herrscher und Völker in unserer Zeit (und besonders seit 1866) beflecken, beharrte Zeller bis zum letzten Athemzug. Wenige Wochen vor seinem Hingang schrieb er, wie ein Vermächtniß für die kommende Zeit, folgendes Wort:

„Das auffallendste Kennzeichen des Verfalles unseres bürgerlichen Staatslebens ist der Revolutionscharakter, der seit dem Ausbruche der französischen Revolution im Jahre 1789, seit 70 Jahren nicht mehr aufgehört hat, unsere Staaten und Reiche zu verwirren und zu zerwühlen, und der gerade jetzt auch in Italien losgebrochen ist und sich so nach und nach wie eine politische Seuche über einen Staat nach dem andern ansteckend verbreitet, und nicht aufhören wird, bald da, bald dort auszubrechen, wo man dem zersetzenden Uebel nicht durch gründliche und aufrichtige Reformen und zwar in christlichem Geiste entschieden zuvorkommt oder entgegentritt, und wo man nicht dem teuflischen Grundsatz den Abschied giebt, der da spricht: „„Wer sich nicht verstellen und heucheln kann, der kann nicht regieren““ (qui nescit dissimulare, nescit regnare). Ja, wie die verfallende Lehre des kirchlichen Mittelalters eine Reformation der kirch-

lichen Lehre bedurfte, so bedarf der Revolutionscharakter unseres politischen Staatslebens eine politische Reformation im wahrhaft christlichen Sinne und Geiste. O wer wird den ernstlichen Anfang machen? Oder wollet ihr damit warten, bis es heißen wird: Es ist zu spät?" M. Bl. 1860, S. 30.

So viel für die Regierungen. Lassen wir einige Zeugnisse folgen gegen die Täuschungen, in denen die Völker befangen sind.

„Man hört in neuerer Zeit gar viel von einer Wiedergeburt der Völker reden. Da liest man von einer Wiedergeburt der Griechen, der Südamerikaner u. s. w. Forscht man nach, wie diese Wiedergeburt zu Stande gekommen sei, oder solle zu Stande gebracht werden: so hört man von neuen Verfassungen, die auf ein Papier oder Pergament geschrieben sind, welches man mit dem französischen Wort Charte bezeichnet. Davon soll dann ein neues Volksleben erwachen. Vor Zeiten giengen die Verfassungen der Städte und Völker aus dem Volksleben und den Erfahrungen dieses Volkslebens hervor, heutiges Tages aber soll das Volksleben aus den Verfassungen hervorgehen, die aus Ideen gemacht und auf Papier niedergeschrieben worden sind. Was soll man nun hierüber denken? Es ist zu fürchten, daß kein wahres, neues Volksleben entstehen werde, sondern daß die Völker ihr altes Leben und Wesen unter neuen Formen forttreiben werden. Es ist auch im Volke und unter den Völkern kein neues wahres Leben zu erwarten, wenn es nicht ein Leben und Sein in Christo wird. In Christo aber, das ist in der Wahrheit, gilt nichts als der Glaube, der in Liebe thätig ist." M. Bl. 1830, S. 4.

Woher dieser seltsame Charakterzug unserer Zeit, dieses rastlose Haschen nach Verfassungen und Verfassungsrevisionen? So viel bittere Erfahrungen, und doch immer wieder dies Verlangen und die Hoffnung einer Hülfe auf solchem Wege! Es liegt etwas krankhaftes darin, und nur aus einem Krankheitszustand der Gesammtheit läßt sich diese Erscheinung erklären. „Was wollen denn die Völker? Wie jene Auswanderer Verbesserung ihrer ökonomischen Lage in einem neuen Lande suchen, so suchen hier die Völker Verbesserung ihrer bürgerlichen Lage in neuen Verfassungen und Bundesformen. Wie der hypochondrische oder hysterische Kranke bei jedem neuen Arzte, von jedem neu angepriesenen, äußern Mittel Heilung hofft, aber seine Lebensweise nicht ändern will: so hofft auch

hier Jedermann alles Gute von neuer Verfassung, von neuem Bunde; aber den alten Sinn will man nicht ändern, zu dem alten Bundesgott nicht zurückkehren, die alte Bundestreue nicht erneuern; man will nur neue Formen, aber nicht den neuen Geist, keine Erneuerung im Geist des Gemüths.“ M. Bl. 1833, S. 51.

Die große Mehrzahl der Zeitgenossen wird von Redensarten beherrscht. Unklare, halbverstandene Worte üben auf die Menge, und zwar auch auf die Menge der Gebildeten, eine Art Zauber aus. Um so nöthiger ist es, solche Worte und Begriffe einer genauen Prüfung zu unterziehen, und ihren wirklichen Gehalt an's Licht zu stellen. Die Freiheit, der Fortschritt, die Menschenrechte, die öffentliche Meinung, der Nationalstolz sind solche Losungsworte unserer Zeit.

Politische Freiheit ist ein Gut, sie ist ein hoher geistiger Besitz. Aber der Werth desselben ist gänzlich abhängig von der sittlichen Tüchtigkeit des Besitzers. „Die bürgerliche Freiheit muß selbst von einem geistigen Inhalt, von dem Besitze großer geistiger Vorzüge und Gaben getragen, durchdrungen und belebt werden, wenn sie nicht schrecklich ausarten und zur traurigsten Knechtschaft und Frechheit werden soll. Man gebe einem rohen, ungebildeten, fleischlich gesinnten Volke große politische Freiheit; man lasse es auch von dem Pathos der politischen Ideen ergriffen und durchdrungen werden; wozu wird es dann seine bürgerliche Freiheit mißbrauchen? Welch' ein Fluch, welch' ein Verderben wird sie ihm und seiner Umgebung werden? Sie wird in seiner rohen Faust ein Schwert werden, womit es zuletzt in seinen eigenen Eingeweiden wühlen wird. Sie wird eine Freiheit für's Fleisch, eine jämmerliche Macht und ein Deckmantel seiner Bosheit werden. Nur wahre Geistesbildung, nur der Besitz großer, geistiger Vorzüge kann den Besitz politischer Freiheit ertragen. Roheit und Fleischessinn hat zu schwache Beine dazu; Gottlosigkeit und Unglaube hat aber die allerschwächsten. Darum kann der bloße Besitz politischer Freiheit mit allem seinem Pathos, das leider nur zu oft nichts als Schwulst, Phrase und Wind ist, nicht der höchste Besitz, und politische Rechte und Freiheiten können nicht die größesten und höchsten Vorzüge eines Volkes sein. Bürgerliche Freiheit wird vielmehr bedingt durch höhere Vorzüge, und nur da, wo solche höhere Vorzüge besessen und wohl angewendet und geheiligt werden, ist die politische Freiheit ein heilsames Gut und ein bleibender Segen.“ M. Bl. 1842, S. 83.

Als Sanherib, der König von Assyrien, seine Boten sandte, um die

Männer Jerusalems von ihrem König Hiskia abfällig zu machen, da ließ er ihnen glänzende Anerbietungen machen. „Thut mir zu Dank und gehet zu mir heraus; so sollt ihr ein jeglicher von seinem Weinstock und von seinem Feigenbaum essen, und aus seinem Brunnen trinken; bis daß ich komme und hole euch in ein Land, wie euer Land ist, ein Land, da Korn und Most ist, ein Land, da Brod und Weinberge innen sind.“ 2. Kön. 18, 29—35. „Wie hier der sogenannte große König Freiheit verhieß den Männern von Jerusalem, wenn sie elend genug gewesen wären, dem lockenden Großsprecher mehr zu trauen als dem HErrn ihrem Gott und der Stimme Seiner Knechte, so haben die Volksverführer aller Zeiten bis herab auf die große Nation immer Freiheit den Völkern verheißen. Freiheit, Freiheit war von jeher die Lockspeise, womit die falschen Menschenfischer die Leute in ihre Netze fingen. Wie die Fische dem Köder, so strömen die lüsternen Völker dem Rufe der Freiheit zu. Ganz anders lautet der Ruf der wahren Volksführer und Lehrer: Thut Buße, rufen sie, das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen! Thut Buße, denn die Axt ist den Bäumen an die Wurzel gelegt! Woher dieser verschiedene Ruf der Diener der Lüge und der Diener der Wahrheit? Es ist nicht möglich, daß ein Volk, wie der einzelne Mensch, frei sein, die äußerliche Freiheit ertragen und erhalten könne, so lange es nicht von dem Joch der Sünde innerlich frei ist und noch unter der Knechtschaft der Sünde und ihrer Lüste steht. Die bürgerliche Freiheit ist, wenn sie diesen Namen verdienen und kein Spiegelgefecht sein soll, die Frucht der innern Freiheit, das ist, der Freiwilligkeit zu allem, was recht und gut ist. Daher fängt alle wahre Freiheit mit dem Abscheu und Haß gegen die inwohnende und anklebende Sünde, mit der Aenderung des fleischlichen Sinnes, mit der Buße an. Ihr folgt der Glaube, der die heilsame Gnade ergreift und sich zueignet. Diesem folgt die Liebe, welche ausgegossen wird durch den heiligen Geist in die Herzen, daß sie willig und thätig werden zu allem Willen Gottes und geschickt zu allem guten Werk. Ein solcher innerlich freigewordener Mensch thut das Rechte mit Freuden, er sei beschränkt oder unbeschränkt im Aeußern. Ein verdorbener Mensch, ein verdorbenes Volk, das in Sünden und Lasterdienst versunken ist, das die Sünde mehr liebt als den Willen Gottes, das keine Gottesfurcht, keine Erkenntniß Gottes hat, ist daher zu einer unbeschränkten Freiheit noch nicht reif. Wer es dazu ruft, entfesselt die Thierheit, der entfesselt die Sünde, der

man Zaum und Gebiß anlegen muß, soll sie nicht gegen sich und andere wüthen.“ M. Bl. 1832, S. 29. 30.

Durch bloße Bewilligungen und Geschenke von oben, seien sie nun freiwillig oder erzwungen, ist einem Volke wenig geholfen. „Alles Gute und Segenbringende erfordert viel Zeit, Geduld, Ausdauer, Fleiß, Anstrengung und Eintracht vereinigter Menschen; aber eine einzige Revolution zerstört in wenigen Stunden und Tagen oft die Arbeit, Saat und Frucht vieler Jahre und Jahrzehnte. Die Heilmittel sind langsamer als die Uebel, sagte Tacitus vor mehr als schon 1700 Jahren. Freiheit, wahre Freiheit für Alle wird nicht durch die List der Listigsten, nicht durch Gewaltthätigkeit der Verwegensten, sondern durch dienende Liebe der Besten zu Stande gebracht. Zu solcher dienenden Liebe ist alle Tage viel Gelegenheit; dienende Liebe steht Niemanden im Wege; Niemand beneidet sie. Der Edelste, Heiligste und Beste unseres Geschlechtes, der sich nicht schämt uns Seine Brüder zu heißen, ist die dienende, sich selbst hingebende Liebe selber. Darum wird Ihm auch Sein großes Werk der Befreiung und Erlösung gelingen, und Er wird es herrlich und siegreich hinausführen.“ M. Bl. 1845, S. 51.

Es giebt nichts unbestimmteres in der Welt als das Wort „Fortschritt“. Fast muß man sich schämen, und doch ist es nothwendig, daran zu erinnern, daß Alles darauf ankommt, in welcher Richtung, von welchem Punkte aus und zu welchem Punkte hin man fortschreitet. Je nachdem es sich hiemit verhält, wird der Fortschritt ein Gut oder ein Uebel, ein Gewinn oder ein Verlust, ein Glück oder ein Unglück sein. Hierüber spricht sich Zeller also aus. „Was will der Apostel damit sagen, wenn er schreibt: „„Mit den bösen und verführerischen Menschen wird es je länger je ärger?““ 2 Tim. 3, 13. Er will damit einen Fortschritt andeuten, den es mit ihnen zum Schlimmeren nehme, vom Schlimmen zu immer Schlimmerem. Wie thöricht und trügerisch ist es daher, das Wort Fortschritt, Fortschritt zu einem Losungswort zu nehmen, wie man es so häufig in unserer Zeit hören kann, und wie es eine bethörte Menge gedankenlos nachspricht! Es ist ja, wie so manche Schlagwörter unsrer Zeit ein ganz unbestimmtes Wort, bei welchem man sich allerlei, aber auch nichts denken kann. Vielleicht eben deswegen mag es gewissen Leuten in ihren Kram dienen; den Verführern, um mit einem solchen scheinbar wohllautenden Worte leichtfertige Seelen desto leichter blenden zu können; den Gedankenlosen, um mit einem solchen Worte als Denker zu glänzen;

Männer Jerusalems von ihrem König Hiskia abfällig zu machen, da ließ er ihnen glänzende Anerbietungen machen. „Thut mir zu Dank und gehet zu mir heraus; so sollt ihr ein jeglicher von seinem Weinstock und von seinem Feigenbaum essen, und aus seinem Brunnen trinken; bis daß ich komme und hole euch in ein Land, wie euer Land ist, ein Land, da Korn und Most ist, ein Land, da Brod und Weinberge innen sind.“ 2. Kön. 18, 29—35. „Wie hier der sogenannte große König Freiheit verhieß den Männern von Jerusalem, wenn sie elend genug gewesen wären, dem lockenden Großsprecher mehr zu trauen als dem HErrn ihrem Gott und der Stimme Seiner Knechte, so haben die Volksverführer aller Zeiten bis herab auf die große Nation immer Freiheit den Völkern verheißen. Freiheit, Freiheit war von jeher die Lockspeise, womit die falschen Menschenfischer die Leute in ihre Netze fingen. Wie die Fische dem Köder, so strömen die lüsternen Völker dem Rufe der Freiheit zu. Ganz anders lautet der Ruf der wahren Volksführer und Lehrer: Thut Buße, rufen sie, das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen! Thut Buße, denn die Axt ist den Bäumen an die Wurzel gelegt! Woher dieser verschiedene Ruf der Diener der Lüge und der Diener der Wahrheit? Es ist nicht möglich, daß ein Volk, wie der einzelne Mensch, frei sein, die äußerliche Freiheit ertragen und erhalten könne, so lange es nicht von dem Joch der Sünde innerlich frei ist und noch unter der Knechtschaft der Sünde und ihrer Lüste steht. Die bürgerliche Freiheit ist, wenn sie diesen Namen verdienen und kein Spiegelgefecht sein soll, die Frucht der innern Freiheit, das ist, der Freiwilligkeit zu allem, was recht und gut ist. Daher fängt alle wahre Freiheit mit dem Abscheu und Haß gegen die inwohnende und anklebende Sünde, mit der Aenderung des fleischlichen Sinnes, mit der Buße an. Ihr folgt der Glaube, der die heilsame Gnade ergreift und sich zueignet. Diesem folgt die Liebe, welche ausgegossen wird durch den heiligen Geist in die Herzen, daß sie willig und thätig werden zu allem Willen Gottes und geschickt zu allem guten Werk. Ein solcher innerlich freigewordener Mensch thut das Rechte mit Freuden, er sei beschränkt oder unbeschränkt im Aeußern. Ein verdorbener Mensch, ein verdorbenes Volk, das in Sünden und Lasterdienst versunken ist, das die Sünde mehr liebt als den Willen Gottes, das keine Gottesfurcht, keine Erkenntniß Gottes hat, ist daher zu einer unbeschränkten Freiheit noch nicht reif. Wer es dazu ruft, entfesselt die Thierheit, der entfesselt die Sünde, der

man Zaum und Gebiß anlegen muß, soll sie nicht gegen sich und andere wüthen." M. Bl. 1832, S. 29. 30.

Durch bloße Bewilligungen und Geschenke von oben, seien sie nun freiwillig oder erzwungen, ist einem Volke wenig geholfen. „Alles Gute und Segenbringende erfordert viel Zeit, Geduld, Ausdauer, Fleiß, Anstrengung und Eintracht vereinigter Menschen; aber eine einzige Revolution zerstört in wenigen Stunden und Tagen oft die Arbeit, Saat und Frucht vieler Jahre und Jahrzehnte. Die Heilmittel sind langsamer als die Uebel, sagte Tacitus vor mehr als schon 1700 Jahren. Freiheit, wahre Freiheit für Alle wird nicht durch die List der Listigsten, nicht durch Gewaltthätigkeit der Verwegensten, sondern durch dienende Liebe der Besten zu Stande gebracht. Zu solcher dienenden Liebe ist alle Tage viel Gelegenheit; dienende Liebe steht Niemanden im Wege; Niemand beneidet sie. Der Edelste, Heiligste und Beste unseres Geschlechtes, der sich nicht schämt uns Seine Brüder zu heißen, ist die dienende, sich selbst hingebende Liebe selber. Darum wird Ihm auch Sein großes Werk der Befreiung und Erlösung gelingen, und Er wird es herrlich und siegreich hinausführen." M. Bl. 1845, S. 51.

Es giebt nichts unbestimmteres in der Welt als das Wort „Fortschritt". Fast muß man sich schämen, und doch ist es nothwendig, daran zu erinnern, daß Alles darauf ankommt, in welcher Richtung, von welchem Punkte aus und zu welchem Punkte hin man fortschreitet. Je nachdem es sich hiemit verhält, wird der Fortschritt ein Gut oder ein Uebel, ein Gewinn oder ein Verlust, ein Glück oder ein Unglück sein. Hierüber spricht sich Zeller also aus. „Was will der Apostel damit sagen, wenn er schreibt: „„Mit den bösen und verführerischen Menschen wird es je länger je ärger?"" 2 Tim. 3, 13. Er will damit einen Fortschritt andeuten, den es mit ihnen zum Schlimmeren nehme, vom Schlimmen zu immer Schlimmerem. Wie thöricht und trügerisch ist es daher, das Wort Fortschritt, Fortschritt zu einem Losungswort zu nehmen, wie man es so häufig in unserer Zeit hören kann, und wie es eine bethörte Menge gedankenlos nachspricht! Es ist ja, wie so manche Schlagwörter unsrer Zeit ein ganz unbestimmtes Wort, bei welchem man sich allerlei, aber auch nichts denken kann. Vielleicht eben deswegen mag es gewissen Leuten in ihren Kram dienen; den Verführern, um mit einem solchen scheinbar wohllautenden Worte leichtfertige Seelen desto leichter blenden zu können; den Gedankenlosen, um mit einem solchen Worte als Denker zu glänzen;

den Gutmeinenden, um sich zu trösten, daß sie es damit gut meinen." M. Bl. 1848, S. 77.

Anerkennung der Menschenrechte, möglichste Erweiterung und Ausdehnung der Rechte eines Staatsbürgers ist ein Hauptanliegen unsrer Zeit. Aber eben hierin liegt ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man in einem fort von Rechten spricht, und dabei der Pflichten nicht gedenkt. In einem Rundschreiben an die auswärtigen Zöglinge und Kinder sagt Zeller folgendes, über die Worte des Apostels: „Seid untereinander unterthan in der Furcht Gottes." Eph. 5, 21. „Wenn ein Jedes unter uns mehr seine Pflichten im Auge hat, als seine Rechte, und vornehmlich das immer mehr zu erfüllen strebt, was es vor Gott gegen Andre schuldig ist: so wird es leicht werden, einander unterthan zu sein. Aber wenn wir den Kopf immer nur von unsern Rechten voll haben, so kommen wir in's Fordern gegen Andere, werden gegen uns immer nachsichtiger, gegen Andere immer strenger. Nicht nur nimmt dann unser Gehorsam gegen unsre Vorgesetzten ab, sondern auch unsre Untergebenen finden den Gehorsam gegen uns immer lästiger. Das Geheimniß des Unterthanseins besteht also in der religiösen Erfüllung unsrer Pflichten. So wie ihr merket, daß eure Untergebenen trotziger und ungehorsamer werden: so werdet ihr nur desto genauer in Erfüllung eurer Pflichten, und zwar in der Furcht Gottes. Salomo betete um ein gehorsames Herz, um regierungsfähig zu werden. Ein wichtiger Wink!" M. Bl. 1830, S. 96.

Kann es etwas unvorsichtigeres und unüberlegteres geben, als wenn man sich auf die öffentliche Meinung wie auf eine Autorität, ja als auf die höchste aller Autoritäten beruft und sich damit beruhigt! „Unter die thörichtsten aber sehr häufigen Rechtfertigungen des Aberglaubens wie des Unglaubens gehört die, daß ihm die größere Mehrheit, oder ein ganzes Land, oder gar der Weltkreis zugethan sei. Vor der Sündfluth war die ganze Welt, nur acht Menschen ausgenommen, in Unglauben versunken; in Sodom die ganze Bevölkerung, ausgenommen drei bis vier Personen; in Jericho die ganze Einwohnerschaft, ausgenommen die Rahab; zur Zeit Ahabs war bei Weitem die größte Mehrheit der zehn Stämme in den schändlichsten Götzendienst dahingegeben, nur nicht der Prophet Elia und die siebentausend Mann, die ihre Kniee nicht dem Baal gebeugt hatten. Wer glaubte noch in Jerusalem zur Zeit der babylonischen Belagerung außer dem Propheten Jeremia, seinem Freunde Baruch und einigen wenigen Seelen, wie vielleicht auch der Mohr Ebed Melech, an das ge-

offenbarte Wort Gottes? Und wer blieb dort in jener großen Ebene bei Babel, als Nebukadnezar das goldene Bild zur Verehrung aufstellen ließ, unter der unzähligen Menschenmenge standhaft im Glauben, als allein die drei Freunde Daniels? Und wer verwarf den Heiland der Welt? Die bei weitem größere Mehrheit. Wer verfolgte dreihundert Jahre lang das lebendige Christenthum? Die bei weitem größere Mehrheit. Sehet da die öffentliche Meinung und ihren Werth. Die öffentliche Meinung ist — eine Meinung." M. Bl. 1831, S. 3—4.

Fehlt es an höheren Kräften und Beweggründen, um ein Volk für das, was recht und heilsam ist, zu begeistern, so pflegt man sich an die Ehrliebe der Menschen zu wenden und den Nationalstolz zu Hülfe zu rufen. Die Gränze zwischen rechtmäßigem Ehrgefühl und verwerflichem Ehrgeiz ist überhaupt schwer zu ziehen. So ist es auch nicht leicht zu bestimmen, in wie weit und auf welche Art die nationale Ehrliebe angerufen werden soll. Diese Frage, ob der Nationalstolz eine Tugend sei, hat unsern Zeller wiederholt beschäftigt. In dem Anfang der vierziger Jahre, als ein ernster Conflikt mit Frankreich zu drohen schien, wurde von den öffentlichen Blättern der Nationalstolz den Deutschen auf eine Weise empfohlen, gegen welche unser Zeller mit vollem Recht seine Stimme erhob. Da hieß es: Eine Nation könne des Stolzes nie zu viel haben; der Deutschen Nation insbesonders sei ein reicheres Maaß davon zu wünschen. Hiegegen erinnert Zeller: „Schon unsere deutsche Sprache giebt uns Winke, daß der Stolz keine Wahrheit ist. Wir bezeichnen einen stolzen Menschen als einen solchen, der sich etwas einbildet, nennen ihn einbildisch, den Stolz selbst Einbildung, und stellen ihn dadurch in die Reihe des Wahnes, der Selbsttäuschung und des Unwürdigen. Und wie richtig ist dieß! Wie nahe gränzt der Wahn des Stolzes an den Wahnsinn! Welch ein großer Theil der Wahnsinnigen in allen Irrenhäusern sind durch Stolz es geworden! Dies ist durch die Erfahrung so sehr bestätigt, daß man beinahe sagen möchte, der Stolz sei der Anfang des Wahnsinns." Zeller weist auf die Stellen des Wortes Gottes hin, welche bezeugen, daß „ein stolzes Herz dem HErrn ein Gräuel" ist. Sprüche Sal. 16, 5. „Stolzer Muth kommt vor dem Fall." Ebendaselbst V. 18. „Den Reichen von dieser Welt gebeut, daß sie nicht stolz seien." 1 Tim. 6, 17 u. s. w.

„Das, wovon die Schrift also spricht, kann unmöglich etwas Gutes, und noch viel weniger eine Tugend sein. Man sage nicht, es sei

ein Unterschied zwischen Stolz, Hochmuth und Uebermuth; denn dieser ganze Unterschied ist nur ein Stufenunterschied des Bösen, und alle drei Namen bezeichnen eine Gesinnung, die vor Gott verwerflich und ein Gräuel ist. Alle Selbsterhebung ist vor Gott verwerflich, sei sie nun Stolz, Hochmuth oder Uebermuth. Man sage auch nicht, es sei kein Uebel, von dem Gefühle seines Werthes voll sein, weil dieses Bewußtsein Muth und Stolz erzeuge. Denn auch hier ist wieder Begriffsverwirrung. Es ist nämlich kein Zweifel, daß der einzelne Mensch wie ein ganzes Volk große, wahre und wesentliche Vorzüge besitzen könne, welche Andere nicht also besitzen, und es ist eine falsche Demuth, wenn man meint, die Demuth bestehe darin, daß man über solchen Besitz und über den Werth solcher Vorzüge blind sei, und kein Bewußtsein davon habe. Wie kann man dankbar sein, wenn man die Gaben und Wohlthaten und deren Werth nicht erkennt, die man empfangen hat? Aber ein Anderes ist, die empfangenen Gaben und Wohlthaten erkennen und sich derselben als solcher bewußt sein, und ein Anderes, sich derselben für würdig halten und des Gefühles seines Werthes voll sein; denn wenn jenes zur Dankbarkeit erweckt, so erzeugt dieses Einbildung, Stolz und Undankbarkeit; denn der Dünkel, der einen Menschen des Gefühles seines Werthes voll macht, ist schon Selbsterhebung, und verblendet den Menschen, daß er die empfangenen Vorzüge nicht mehr als Gaben der freien, also auch unverdienten Güte ansehen kann, sondern als eine dem vermeintlichen Werthe seines Ich's angemessene Schuldigkeit betrachtet. Daher findet man nirgends unzufriedenere, unruhigere und undankbarere Menschen, als unter denen, die „„vom Gefühl ihres Werthes voll"" sind. Ja wohl voll im schweizerischen Sinn dieses Wortes, in welchem es so viel heißt, als: berauscht. Und eben deßwegen, weil dieses Bewußtsein Uebermuth und Stolz erzeuget, ist es ein Uebel, wenn einer des Gefühles seines Werthes (einer Einbildung) voll ist."

„Darum sagt einer der größesten Männer, die je gelebt und ihr Volk geliebt haben, zu dem versammelten Volke, zu dem er in Wahrheit sagen konnte: „„Wo ist ein so herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe?"" und dem das Land Kanaan zum Besitz und Erbtheil gegeben wurde, folgende Worte, geeignet, allen Dünkel von einem vermeintlichen eigenen Werthe niederzuschlagen:"

„„So wisse nun, daß der HErr, dein Gott, dir nicht um deiner

Gerechtigkeit willen dieß gute Land giebt einzunehmen, sintemal du ein halsstarriges Volk bist."" Vgl. 5. Mose 9, 1—7.

„Darum ist jeder Stolz, auch jeder Nationalstolz zu viel für ein Volk. Und die Behauptung, daß ein Volk nie zu viel davon haben könne, ist in unserm Deutschland erst aufgekommen, seitdem die Unwissenheit im Worte Gottes, die Entfremdung von dem Geiste Gottes, und der Abfall von dem wahren Christenthum in unserm Vaterlande aufzutauchen begonnen hat, und ein fremder, undeutscher, wälscher und unchristlicher Geist, während die Wächter schliefen und Andere aus dem Taumelkelch der Nationen trunken wurden, in unsere Kirchen und Schulen zuerst eingeschlichen, dann eingedrungen ist, und sich auf den Kanzeln und Lehrstühlen der entschlafenen und vor dem Unglück weggerafften Knechte Gottes festgesetzt hat. Seitdem ist ein junges, stolzes Geschlecht aufgekommen, das fast nichts mehr weiß von der Schmach, von der Schande, von dem Drucke und dem Elende unseres Vaterlandes, als dieses durch ein gerechtes Gericht Gottes um seiner Sünden willen unter die eiserne Herrschaft der Fremden dahin gegeben war, aber auch nicht dabei stand, als die drei Monarchen auf dem blutigen Schlachtfelde bei Leipzig niederknieten, Gott die Ehre gaben, und Ihm dankten für die mächtige Befreiung aus der Hand unserer fremden Dränger. Dieß Geschlecht fängt an, die großen Thaten Gottes zu vergessen, und sich Fleisches zu rühmen. Man sollte nicht meinen, daß wir Deutsche nach 27 Jahren es könnten vergessen haben, wo damals die große Hülfe, der glaubige Heldenmuth und der herrliche Sieg herkam, dem wir es zu verdanken haben, daß der Rhein, wie seit fast 1000 Jahren, wieder ein deutscher Fluß ist. Man sollte nicht meinen, daß nach einer so großen, unvergeßlichen Unterweisung Gottes man schon wieder anfangen könne, sich Fleisches zu rühmen, und nicht nur stolz zu sein, sondern auch den Stolz eine Tugend zu heißen, und zu behaupten, daß ein Volk, und also auch unser Volk davon nie zu viel haben könne. Ja, nie zu viel Dankbarkeit für die erfahrene, große, göttliche Rettung, nie zu viel Gefühl des großen Werthes der göttlichen Gaben und Vorzüge, die uns der HErr seitdem theils gelassen, theils neu gegeben, nie zu viel Gefühl unserer Unwürdigkeit im Bewußtsein unseres und unseres Volkes Dahintenbleibens hinter den Wohlthaten, Gelegenheiten und Aufforderungen Gottes zur Ausbesserung der vielen Lücken und Schäden, welche der verwüstete Weinberg Gottes noch immer hat." M. Bl. 1840, S. 25—31.

„Ein dankbares Bewußtsein eines werthvollen Besitzes verträgt sich nicht nur sehr wohl mit wahrer Vaterlandsliebe, sondern ist selbst die lebendige und stete Anregung zu derselben. Es heiliget die Vaterlandsliebe durch die herzliche Dankbarkeit gegen Gott, als den Geber solcher Vorzüge. Solche geheiligte, geistige Vaterlandsliebe ist die grandioseste Triebfeder in der Geschichte eines Volkes, nicht der Nationalstolz, welcher die wahre Vaterlandsliebe nicht aufkommen läßt, sondern dieselbe verunreinigt mit seinen selbstsüchtigen Trieben, sie trübet, verwirret und verderbet, und der in der Geschichte der Völker mit so vielen blutigen Flecken und Thränen bezeichnet ist. Sie macht den Menschen nicht blind gegen die Vorzüge anderer Länder und Völker, wie etwa der unwissende Grönländer jedes Land bedauert und gering schätzt, das keine Wallfische und Seehunde hat; aber sie macht ihn auch nicht undankbar gegen die eigenthümlichen, auch physischen Vorzüge seines Vaterlandes und seiner Geburtsstätte. Er schätzt diese vielmehr hoch und liebt sie um der Gaben willen, die Gott ihr gegeben, und weil Gottes Hand sie bereitet, Gottes Weisheit und Güte sie ihm zur Wiege, Schule und Wohnung ausgestattet hat." M. Bl. 1842, S. 83—84.

In den beiden Revolutionszeiten, welche Zeller im spätern Mannesalter und im Greisenalter erlebte, hatte er reichlich Gelegenheit den Charakter und die Künste der Umsturzmänner zu studiren. Durch diese Erlebnisse wurden ihm jene Abschnitte der biblischen Geschichte, worin Empörungen beschrieben sind, höchst wichtig und lichtvoll. Im alten Testament ist es der Aufruhr des Korah und seiner Rotte, im neuen Testament der Aufstand des Demetrius von Ephesus. Die Worte des Korah, als er sich mit seinen Verbündeten gegen Moses und Aaron erhob, lauten: „Ihr machet es zu viel! Denn die ganze Gemeinde ist heilig überall und der HErr ist unter ihnen. Warum erhebet ihr euch über die Gemeinde des HErrn?" 4. Mose 16, 1—50. „Es war ein aristokratischer Aufruhr," sagt Zeller, „der eigentlich nur von drei Männern ausging, doch wußten sie noch 250 andere der angesehensten Männer Israels in ihr Interesse zu ziehen und scheinen den Geist der Unzufriedenheit und des Murrens auch der ganzen Gemeinde eingeimpft und sie verstimmt zu haben. Doch wie manche demokratische Empörungen sind im Grunde dennoch aristokratische, indem auch bei ihnen nur wenige ehrgeizige und herrschsüchtige Menschen das Ganze anstiften, betreiben und

leiten, deren herrschsüchtige Zwecke im Hintergrund stehen und von der verleiteten Masse selten durchschaut werden. Bei Korah scheint die Triebfeder Neid und Eifersucht über die Bevorzugung Moses und Aarons zum Gesetzgeber- und Priesteramte, bei Dathan und Abiram ein ähnlicher Neid über die Bevorzugung des ganzen Stammes Levi gewesen zu sein, da doch Ruben, der erstgeborene Sohn Israels, diesen Vorzug mit mehr Recht ansprechen zu können schien. Doch stellen sie diese Triebfeder nicht voran, sondern schieben die Gründe der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vor und sprechen: Die ganze Gemeinde ist überall heilig und der HErr ist unter ihnen. Nach Art aller selbstsüchtigen Volksführer schmeicheln sie der leicht bethörten Menge unter dem Schein des Rechts, verdrehen die Worte Gottes 2. Mose 19, 5—6 mit unredlicher Anführung derselben, und hüllen ihre schlechte Sache in den Mantel schöner Worte, während sie nur das Ihrige suchen. Der Aufruhr Korah ist das Vorbild aller späteren." M. Bl. 1848, S. 79.

Ebenso lehrreich ist die Geschichte jenes Aufstands, welchen der Goldschmidt Demetrius zu Ephesus erregte. Ap. Gesch. 19, 23 ff. „Hinter großen Bewegungen und Empörungen," sagt Zeller in seiner Betrachtung über diesen Text, „steckt oft nur Einer, hinter der Wand, der den Eigennutz Anderer zum Spiel seines eigenen zu machen sucht, wie hier Demetrius mit denen vom Handwerk. Die Andern setzen dann erst die Menge in Bewegung, die selten weiß, um was es eigentlich zu thun ist. Geht die Bewegung übel aus, so ziehen sich die Anstifter und Leiter zurück und lassen der Menge Schaden, Schande und Strafe. Gelingt die Bewegung, so treten die Anführer hervor, nehmen Vortheil, Ehre und Lohn in Besitz und vorhin weg, reißen das Fleisch und das Mark an sich und werfen der Masse die Knochen zu, die mit Freuden darüber herfällt, bis sie sich die Zähne daran zerbissen hat und merkt, womit sie abgespeiset worden ist." M. Bl. 1831, S. 2.

Der HErr sagt: „Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei." Joh. 8, 36. Hiezu bemerkt Zeller: „Wer nun von Knechten der Sünde und des Verderbens, die auch in unserer Zeit so oft Andern Freiheit verheißen, eine Befreiung erwartet, der ist gewiß betrogen; denn sie können ja nicht einmal sich selbst frei machen, wie viel weniger Andere. Man sollte meinen, unsere Zeit sei genug getäuscht worden von den schönen, glänzenden Freiheitsverheißungen solcher Knechte der Sünde, und sollte gewitziget sein, um ihnen nicht mehr zu glauben. Man darf ja

nur Achtung geben, wie sie in ihrem häuslichen Kreise leben, wie sie ihre eigenen Haushaltungen regieren, wie sie ihre eigenen Kinder erziehen und Weib und Kinder versorgen. Können sie das nicht, wie sollten sie Land und Leute können frei machen, regieren und in Ordnung halten? Das eigene Herz, die eigene Haushaltung ist die erste Probe der Freiheit und der Befreiung. Da muß auch die Befreiung anfangen." M. Bl. 1851, S. 76.

„Darum ist einer noch kein Baumeister, daß er das Einreißen versteht." M. Bl. 1853, S. 58.

Aber in unserer Zeit wollen, wie schon Johannes von Müller bemerkt hat, Menschen, die nicht einmal einen Schweinstall bauen können — Staaten bauen.

Es gehört zu den Kennzeichen der falschen Propheten, daß sie „die Herrschaften verachten und nicht erzittern die Majestäten zu lästern." 2. Petri 2, 10. „Sie verachten die Herrschaften, besonders die, welche ihnen entgegen, oder im Wege stehen; denn sie verstehen es, auch den Herrschaften zu schmeicheln, so lange sie hoffen, dieselben mit ihren Spinnefäden umgarnen, durch Schmeicheleien bethören und sie regieren zu können. Aber selbst aus ihren ekelhaften Schmeicheleien und Lobeserhebungen, die sie Fürsten und Herrschaften zuweilen, oder eine Zeit lang darbringen, geht die innere Verachtung hervor, die sie gegen Herrschaften im Herzen tragen, so lange es ihnen noch nicht gelungen ist, sich an deren Stelle zu setzen, oder so lange sie noch unter ihnen stehen müssen. Denn das Wort Unterthan ist ihnen ein Gräuel — so lange sie selbst keine haben; sie wollen ja herrschen und nicht gehorchen. Herrschaft ist ihnen etwas bloß Menschliches, aus bloßer Menschenkraft Hervorgehendes, mit bloß menschlichen Mitteln zu Erlangendes und zu Behaltendes, auf bloßem Menschenwillen Beruhendes; sie denken dabei so wenig an den HErrn aller Herren, von dem alle Herrschaft ausgeht und unter dem sie sämmtlich stehen; es kommt ihnen so lächerlich vor, ein Monarch von Gottes Gnaden zu sein; sie glauben es so wenig, daß keiner eine Gewalt hätte, wenn sie ihm nicht von Oben gegeben wäre; sie erinnern sich so wenig an Nebukadnezar in den Ketten, an Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste, an Georg III. in seinem Wahnsinn; kurz sie haben eine so thierische Ansicht von der Herrschaft, und diese Ansicht ist so armselig, entblößt von allem höheren religiösen Blick, daß sie, von Selbstsucht ganz beherrscht, wohl nicht anders können, als die Herrschaften verachten; denn dahin führt jede irreligiöse

und antichristliche Selbstsucht. Sie ist es, die sie auch treibt, nicht nur die Herrschaften zu verachten, sondern auch auf alle Weise verächtlich zu machen und sich dabei keines, auch noch so schlechten, noch so schändlichen Mittels, auch der niederträchtigsten Verläumdung nicht zu schämen. Sie erzittern nicht die Majestäten zu lästern, ihre Fehler aufzuspüren und wie Ham aufzudecken, ihnen Fehler anzudichten, ihr Gutes verdächtig zu machen, ihnen wie Absalom die Herzen des Volkes zu stehlen, demselben Mißtrauen gegen sie einzuflößen, die Majestäten zu beschimpfen und lächerlich zu machen und sie allerwege herabzusetzen. Es thut ihnen nicht wehe, die Obrigkeiten Fehler machen zu sehen, sondern sie freuen sich schadenfroh darüber, bringen sie aus und vergrößern sie.“ M. Bl. 1832, S. 25. 26.

Von denselben falschen Propheten sagt Petrus: „Sie reden stolze Worte, da nichts hinter ist.“ Hiezu bemerkt Zeller: „Man denke an die stolzen Worte der Gnostiker, an die stolzen Worte, womit einst manche Päpste von ihrer schriftwidrigen Macht redeten; an die stolzen Worte, womit manche vermeintlich Inspirirte im Namen des Allmächtigen zu reden sich erkühnten. Man denke aber auch an die stolzen Worte politischer Verführer alter und neuer Zeiten, von der Proclamation weiland Königs Sanherib (Jesaia 36.) bis herab zu den Proclamationen der französischen Revolution, des französischen Kaiserreichs und der glorreichen Juliustage, bis zu den neuesten Stylübungen unserer Verfassungsstürmer. Welch eine Uebereinstimmung in stolzen, schwülstigen, hochtrabenden Worten, da nichts hinter ist, oder in der Kunst auf eine vornehme und hochmüthige Art zu lügen! Man möchte oft meinen, Ein Mann habe sie alle dictirt.“ Ebendas. S. 28.

Aechte Führer des Volks waren die Propheten des HErrn in alter Zeit. Hören wir, wie Zeller diese im Gegensatz zu den Demagogen der neuern Zeit charakterisirt:

„1. Nie schmeichelten sie dem Nationalstolze. Nie waren sie von dem Irrthum besessen, man müsse Nationalstolz erregen um Vaterlandsliebe zu pflanzen; denn die Liebe kommt niemals aus dem Stolze. Vielmehr arbeiteten sie alle mit großem Ernste und unerbittlicher Strenge gegen ein Uebel, das dem Falle der Einzelnen, wie der Völker, vorhergeht. „„Du bist das geringste unter allen Völkern,““ sagte Moses. Sie demüthigten dagegen die Selbsterhebung durch Aufzählung und Rüge der im Schwange gehenden Sünden, Laster und Sittenverderbnisse; sie hielten

den Zeitgenossen auch die Sünden der Väter vor, und leiteten den Verlust der Freiheit und Unabhängigkeit aus dem Abfall des Volkes von der heiligen Ordnung des HErrn ihres Gottes her. Wo kein Gehorsam ist gegen Gott und Sein Wort, da ist keine Selbstständigkeit und Freiheit in die Dauer möglich. „„Da sie,““ sagte Samuel, „„des HErrn, ihres Gottes, vergaßen, verkaufte Er sie unter die Hand ihrer Feinde.““

„2. Nie redeten sie dem Volkswahne, und wenn er auch die öffentliche, wenn er auch die allgemeine Meinung war, das Wort. Was ist der Volkswahn meistens anders, als Götzendienst? „„Verflucht ist der Mann,““ so sprach Jeremias, „„der Fleisch für seinen Arm hält, und mit seinem Herzen vom HErrn weichet““. Mit unerschütterlicher Kraft stemmte sich Elia gegen den allgemein gewordenen Baalsdienst, und spottete öffentlich desselben. „„Denket nicht,““ sagt Johannes der Täufer, „„daß ihr bei euch wollt sagen: Wir haben Abraham zum Vater.““ — Dagegen predigten sie dem Volke die reine Wahrheit, auch dann, wenn es dieselbe ungerne hörte.“

„3. Sie rühmten nicht die Menschen, sondern den HErrn. In allen ihren Vorträgen und Schriften stellten sie das Göttliche in's Licht, das Menschliche in Schatten. Gottes Wohlthaten und des Volkes Undankbarkeit wurden neben einander geschildert; die unaussprechlich großen Vorzüge des Volkes gerühmt, sein Zurückbleiben hinter denselben getadelt, seine Halsstarrigkeit gerügt.“

„4. Nie hat Einer das erbärmliche Wort ausgesprochen, das man so oft in unsern Tagen, aber stets mit Schande und Schmach vergolten, hören muß: „„Israeliten! Ihr vertrauet euch selbst, und eurer eigenen Kraft; Israeliten! Ihr seid unüberwindlich!““

„5. Dagegen wirkte der Geist, der in ihnen lebte und durch sie sprach, nicht selten eine allgemeine Reue und Sinnesänderung, und eine Rückkehr des ganzen Volkes zu dem lebendigen Gott, und fachte das erloschene Gottvertrauen so mächtig wieder an, daß die herrlichsten Siege und Großthaten gewirkt werden konnten. Oft weinte alles Volk, und bald darauf siegte es.“

„6. Nie trachteten sie nach Volksgunst, noch viel weniger erkauften sie dieselbe; denn sie suchten nicht die Ehre bei den Menschen; sie achteten die Schmach Christi höher, und für größeren Reichthum, denn alle Schätze Aegyptens; denn sie sahen an die Belohnung.“

„7. Die uneigennützigste Hingebung leitete sie bis in den Tod, und

dieser war gar oft — der Märtyrertod; ihr gewöhnlicher Lohn war Undank und Verfolgung. Moses Söhne und Nachkommen waren gemeine Leviten; Josua nahm mit seinem Thimnath vorlieb; Gideon verschmähte die angebotene Königswürde; Samuel trat sein Richteramt an Saul ab; Elia ging in ein Ziegenfell gekleidet, und wurde drei Jahre von einer armen Wittwe ernähret; Elisa schlug die Schätze Naemans aus; Nehemia opferte sein Vermögen auf, und speisete täglich 150 Mann.“

„8. Sie traten vor den Riß, wenn Alles zurücktrat, und oft wurde um ihrer Fürbitte willen das Volk verschont. Sie waren „„Wagen Israels und seine Reiter.““

„9. Sie liebten die Wahrheit, wie Gott, und ließen ihr Herz nie so klein sein, sie aus Menschenfurcht zu verschweigen, oder aus Heuchelei zu verdrehen, oder aus Parteigeist zu verstümmeln. Sie sagten die Wahrheit nicht immer nur Einer, der Gegenpartei, sondern allen Parteien; die unangenehmsten Wahrheiten den Königen, den Fürsten, den Reichen, den Armen, den Priestern, den Lehrern und Volksführern, den Einheimischen, den Fremden, allen Ständen des Volkes, allen Geschlechtern, zu gelegener Zeit und zur Unzeit.“

„10. Sie fürchteten Gott und scheueten Niemand. Darum waren sie auch frei, wenn Alles in Knechtschaft versunken war.“

„Es sei genug an diesen zehn Strichen aus dem Bilde dieser ächten Hirten und Volksführer. Sie waren Sterne erster Größe, wer sie kennt, der wird die Irrwische wohl unterscheiden lernen, die aus Sümpfen entstehen und in Sümpfe führen.“ M. Bl. 1831, S. 11—12.

Das vollkommenste Vorbild auch in dieser Hinsicht hat Er gegeben, der über Alle erhaben ist. Christus der HErr hatte mehr als einmal Gelegenheit, mit Hülfe des Volks sich auf den Thron zu schwingen, und dadurch der elenden Herrschaft eines Pilatus und Herodes, eines Hannas und Kaiaphas ein Ende zu machen. Aber Er wies jeden solchen Gedanken als eine Versuchung zurück. Er blieb innerhalb der Schranken Seines Berufs. Als das Volk von Galiläa, begeistert durch Seine Thaten, Ihn zum König machen wollte, da entwich Er auf das Gebirge und ließ Seine Jünger ohne Ihn über den See zurückfahren. Joh. 6, 14—17.

„Wie leicht wäre es Ihm da gewesen, mit den vielen tausend tief bewegten Männern einen Empörungs-Ausbruch zu bewirken, sie gegen den schweren römischen Druck aufzuregen, und einen Landesausschuß oder

eine provisorische Regierung zu organisiren, oder wie die Eingriffe in fremde Aemter in Revolutionszeiten sonst genannt werden mögen. Aber Sein treues Herz war weit davon entfernt. Er hielt vielmehr am andern Tage, als Ihn das Volk eifrig in Kapernaum aufsuchte und freudig wiederfand, die bekannte Rede von dem Brode, das Er geben werde für das Leben der Welt, von dem Essen seines Fleisches und von dem Trinken seines Blutes, an sie, welche viele Zuhörer so sehr ärgerte, daß es heißt: „„Von dem an gingen seiner Jünger Viele hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit Ihm.““ (Joh. 6, 66.) So wenig war es Ihm darum zu thun, sich einen fleischlichen Anhang zu sammeln, und die Leute mit Reden zu gewinnen, die sie gern hörten. Von Volksschmeicheleien, deren sich heut zu Tage die falschen Volks-Führer so gar nicht schämen, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen, findet sich in dem ganzen Leben Jesu von Anfang bis zu Ende niemals auch nur die geringste Spur. Sondern da ging vielmehr das weissagende Wort in Erfüllung, das David im Geiste von unserem HErrn während seines Wandels im Stande der Niedrigkeit gesprochen hat, wenn er aus dem Herzen des Heilands sagt: „„Ich habe den HErrn alle Zeit vor Augen: denn Er ist mir zur Rechten; darum werde ich wohl bleiben,““ (und nicht entweget werden.) (Psalm 16, 8. Vgl. Apostg. 2, 25.) Ja, dadurch blieb der HErr fest und unbeweglich in den Schranken seines niedrigen Berufes, fest, unbeweglich und treu gegenüber von den Einflüsterungen des Versuchers in Lichtengels-Gestalt, wie gegenüber von versuchenden Revolutions-Bewegungen der Tausende aus dem Volke.“ M. Bl. 1849, S. 84.

Ueber die Sünde der Revolution, die wahrhaftig zu den unerkannten Sünden unserer Zeit gehört, bemerkt Zeller, daß ihr eigentliches Wesen bestehe in der herrschenden, zum Ruhm und Lob gewordenen Neigung zur Selbstrache und Selbsthülfe, in einer gewaltthätigen Usurpation des göttlichen Richteramts. „Da wird uns so Vieles als vortrefflich, rühmlich, gut, nöthig, nützlich und heilsam vorgespiegelt, was vor Gott abscheulich, nichtswürdig, verächtlich, böse, unnöthig, schädlich und verderblich ist.“ M. Bl. 1830, S. 95.

Mit Unrecht und Verbrechen läßt sich nichts Heilsames und Dauerndes aufrichten. Dies hat vor Zeiten der Prophet Habakuk (2, 12. 13) ausgerufen: „Wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht. Ist es nicht also, das von dem HErrn Zebaoth

geschehen wird? Was dir die Völker gearbeitet haben, muß mit Feuer verbrennen, und daran die Leute müde geworden sind, muß verloren sein." Hiezu bemerkt Zeller: „Da wollen sie mit blutigen Revolutionen, mit Mord und Krieg Städte und Staaten bauen, und auf Ungerechtigkeit und Gewaltthat neue Staaten gründen, und mit List und Ränken neue Staatsverfassungen einrichten. Das sollen dann dauernde und mächtige Reiche oder Republiken werden! Was sind das für Fundamente und Grundlagen für Staaten und Städte, die mit Menschenblut und Sünden gelegt sind, welche gen Himmel schreien, und um so lauter gen Himmel schreien, je strafloser solche grundlegende und verfassunggebende Sünden und Verbrechen da unten geschehen können? O etwas ganz Anderes, als diese stolzen Städte- und Staatenbauer gedenken, wird von dem HErrn der Heerschaaren geschehen, dessen Rath, Beistand und Segen sie in ihrem stolzen Dünkel verschmähen, und entbehren zu können wähnen. Was wird geschehen? — Diese Leute arbeiten für's Feuer, und bemühen und ermüden sich für Vergebliches, Eitles. Verlorene Mühe, solche gottentfremdete Mühe! Gott ist nicht mit ihnen, weil sie nicht mit Ihm sind." M. Bl. 1849, S. 36.

Wir haben es genugsam erlebt, wie es bei Revolutionen zugeht: „Da gelangen gewissenlose Menschen, die sich vor keinem Mittel scheuen, zu hoher Ehre und Macht. Sie werden von leichtsinnigen uud verblendeten, aller Gottesfurcht ledigen Menschen vergöttert, und lassen sich im Uebermuth vergöttern. In allen Abfallszeiten, wann die Ungerechtigkeit aller Art überhand nimmt, und die Liebe in Vielen erkaltet, was für eine Untreue im Halten eidlicher Versprechen, was für eine bedenkliche Vermehrung von Meineiden muß man da erleben! Diese Untreue im Halten eidlicher Gelübde, wenn sich ein zeitlicher Vortheil damit zu erjagen zeiget, gehört zu dem Fluch solcher Abfallszeiten, und zu den Ursachen der Gottesgerichte, die über sie hereinbrechen." M. Bl. 1858, S. 4—5.

„Es wird in unserer Zeit unverblümt von einem Revolutionsrecht der Völker mit einer Keckheit geredet und geschrieben, als ob solches ganz unbezweifelt wäre. Und was die Chorführer vorsprechen, das wird von einer Menge gedankenloser Hörer und Leser ohne weiteres nachgesprochen, so daß man sich nicht verwundern muß, wenn in dieser babylonischen Zeit auch die Grundbegriffe der christlichen Lehre verwirrt und erschüttert werden."

Als dem HErrn die gefährliche Frage vorgelegt wurde: „Ist es Recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?“ — da wies Er auf die Zinsmünze hin und sprach: „Weß ist das Bild und die Ueberschrift?“ Sie antworteten: „Des Kaisers.“ Zur Deutung dieser Stelle des Evangeliums sagt Zeller: „Hiemit wollte der HErr ihnen eine Gewissensfrage zu bedenken geben, nämlich diese: „„Warum ist es uns Juden widerfahren, daß wir unter einer fremden, ja sogar unter einer heidnischen obrigkeitlichen Macht und Gewalt stehen? Es hat ja Niemand eine Macht und Gewalt über andere Menschen, wenn sie ihm nicht von oben herab gegeben ist, und so lange sie ihm also gegeben ist. (Joh. 19, 10—11.) Wir sind und sollen sein ein erwähltes Volk Gottes, und der HErr unser Oberhaupt und König; womit haben wir es verschuldet gegen Ihn, daß Er dem Kaiser Macht über uns gegeben hat?““

„Solche Gewissensfragen sind die nöthigsten und heilsamsten, zu deren Beantwortung weder historische noch juristische Kenntnisse erforderlich sind, und welche Jeder beantworten kann, der noch in sein Herz und Gewissen gehen und dessen Stimme hören will und hören kann.“

„Damit muß ein gedrücktes Volk anfangen, nicht mit eigenmächtigem Widerstand, nicht mit gewaltthätiger Empörung, nicht mit Unrechtthun und Verbrechen, wodurch man nicht frei, wohl aber ein Knecht des Verderbens wird. Denn von welchem Jemand überwunden ist, deß Knecht ist er geworden. (2. Petr. 2, 17—19.) Nicht durch Trotz und Ungehorsam, nicht durch Empörung, nicht durch eigenmächtige Revolution geht der Weg zur Freiheit, und so viele Empörungen, Aufruhre und eigenmächtige Revolutionen auch in heiliger Schrift erzählt werden: so sehen wir dennoch nicht Eine, die etwas wahrhaft Besseres oder einen bleibenden Segen gebracht hätte.“ M. Bl. 1850, S. 93.

Die Grundsätze, nach welchen Zeller die Empörungen beurtheilt, sind biblisch, christlich und unwiderleglich. Schreitet man nun aber zur Anwendung derselben auf einzelne Fälle, so kömmt es hiebei nicht blos auf schriftmäßige Lehre, sondern auch auf Kenntniß der Geschichte, der thatsächlichen Verhältnisse und der in einem bestimmten Lande und zu einer bestimmten Zeit bestehenden positiven Rechte und Gesetze an. Je nachdem man hievon eine Kenntniß und Ueberzeugung hat, wird sich das Urtheil im Einzelnen gestalten. Zwei Fälle kommen in dem Monatsblatt zur

Sprache, wo Zellers Urtheil einer Ergänzung zu bedürfen scheint: Die Steuerverweigerung, und die Erhebung der Griechen gegen die Türken.

Der so eben angeführte Aufsatz über das Evangelium vom Zinsgroschen hat die Ueberschrift: „Frage über das Steuerverweigerungsrecht, beantwortet von dem HErrn aller Herren. Matth. 22, 15—22.“ M. Bl. Dec. 1850.

Zeller findet in den Worten des HErrn die Verneinung eines solchen Rechtes, und sagt: „Was ist eine Steuerverweigerung der Unterthanen gegen die Obrigkeit im Wesen anderes als eine Empörung?“ S. 93. Wo immer ein Einzelner oder eine Anzahl von Unterthanen die Steuern, welche nach bestehendem Recht und Gesetz erhoben werden, verweigern, oder auch nur heimlicher und listiger Weise einen Theil der Steuern zurückhalten, da trifft das Verwerfungsurtheil zu. Kein Christ darf sich so etwas zu Schulden kommen lassen. Ferner, wenn behauptet wird, jedem Volke stehe ein ursprüngliches und unveräußerliches Recht zu, einer Obrigkeit, mit der es unzufrieden ist, die Steuern zu verweigern, so muß auf Grund der Schrift gesagt werden: ein solches Recht, welches in der That gleichbedeutend wäre mit dem Revolutionsrecht, existirt nicht.

Indessen giebt es auch Vorkommnisse anderer Art. Es giebt Länder, wo durch Gesetz und Vertrag die Erhebung der Steuern an Bewilligung der Stände gebunden ist. In solchen Ländern haben die Stände, die rechtmäßigen Vertreter des steuerzahlenden Volkes, auch ein Recht die Bewilligung zu versagen. Ob sie Steuern verweigern dürfen und in welcher Ausdehnung, kann nicht nach der Bibel, sondern nur nach dem Staatsrecht und den Gesetzen des Landes entschieden werden. Neu hinzukommende Steuern zu verweigern, die von der Regierung gewünschte Erhöhung der alten Steuern zu versagen, ist eine Befugniß, die in allen constitutionellen Staaten, sowie bei den altständischen Verfassungen den Ständen eingeräumt ist, und wogegen vom biblischen Standpunkt aus nichts eingewendet werden kann. Allerdings gingen die Steuerverweigerungen, welche Zeller im Auge zu haben scheint, weiter, z. B. die in Preußen im Jahr 1849. Gesetzt, die Verfassung eines Landes gestattet den Ständen die Verwerfung des ganzen Budgets und die Verweigerung aller Steuern, so könnte die Ausübung eines so weit gehenden Rechtes juristisch untadelhaft, und zugleich moralisch verwerflich sein. Bei einem solchen Beschluß, welcher die Fortführung des Staatshaushaltes und den Fortbestand der Regierung unmöglich machen würde, müßte man die Ge-

sinnung, die sich darin kund giebt, rügen. Ein Beschluß von dieser Tragweite könnte wohl nur unter dem Einfluß des Revolutionsgeistes unserer Zeit zu Stande kommen.

Eine besonders schwierige Frage ist die: in wie weit die Erhebung und der Kampf der Griechen gegen die Türken rechtmäßig oder unrechtmäßig war? Es giebt Befreiungskriege, deren Rechtmäßigkeit nicht bezweifelt werden kann. Wir finden nicht, daß Zeller sich verurtheilend über den Aufstand der Tyroler unter Andreas Hofer 1809, oder über das kühne Vorgehen des Generals York und der Stände von Ostpreußen 1813 ausgesprochen hätte. Es ist eine geschichtliche Frage, ob der Krieg gegen die Türken 1821—28 mit diesen Begebenheiten, oder ob er mit den Revolutionen von 1830 und 1848 auf eine Linie zu stellen sei? Unsere Ansicht hierüber ist anderswo dargelegt worden. An diesem Orte gilt es nur zu berichten, wie Zeller diese ernste Zeitfrage auffaßte, und anzudeuten, wo seine Auffassung einer Ergänzung zu bedürfen scheint.

Während des griechischen Befreiungskrieges bewies Zeller seine herzliche Theilnahme an den unglücklichen Griechenkindern mit Wort und That. S. oben I. S. 266—268. Aber eine Gelegenheit, über die staatsrechtliche und moralische Frage sich auszusprechen, hatte er nicht, denn es erschien damals noch kein Monatsblatt. Zum zweiten Mal trat die orientalische Frage in den Vordergrund 1840, durch den Krieg zwischen der Pforte und Aegypten und durch den Aufstand in Kreta. Damals suchte der alte Philhellene Eynard in Genf das Mitgefühl für die christlichen Bevölkerungen der Türkei auf's Neue anzufachen, und den Aufständischen Unterstützung zu verschaffen. Eynard's Rundschreiben gab unserem Zeller Veranlassung, sich über die ganze Sache auszusprechen in dem Aufsatz: „Der Liberalismus und die Emancipation der christlichen Bevölkerungen in der Türkei, besonders in Candia, in Syrien, Palästina und an andern Orten.“ M. Bl. 1841, S. 65—69.

„Da das türkische Reich“, sagt Zeller, „nur dadurch noch erhalten wird, daß die christlichen Regierungen es stützen, sei es, daß ihre Weisheit den Sturz verhindert, um nicht mehr Einstürze in seinem Sturz nachzureißen, oder daß ihre Eifersucht diese Katastrophe zurückhält, weil man über die Theilung der Trümmer nicht einig ist, so will die Ungeduld der Parteien nicht warten, bis der langsame Gang der Regierungsklugheit einen friedlichen Ausweg gefunden hat. Darum will man von unten zugreifen, weil man von oben einzugreifen zögert, und so bilden sich in

Paris, Lyon, Genf und an andern Orten bereits freiwillige Gesellschaften, mit Aufforderung an die christliche Wohlthätigkeit; man fordert die ehemaligen Griechencomites wieder auf und spricht: „„Das civilisirte, das christliche Europa kann Glaubensgenossen nicht in dem Zustande der Erniedrigung lassen, in welchem wir die Kreter erblicken. Die Menschenwürde kann nicht erlauben, daß in einer Zeit, wo alle Nationen den Negerhandel verboten haben, Christen in einer Lage gelassen werden, welche schlimmer ist als die der Negersklaven. Der Aufstand der Kreter giebt den Türken das Recht sie niederzumetzeln und als Sklaven zu verkaufen. Nun, wir Christen haben das Recht sie zu vertheidigen, wir können, wir dürfen solche Gräuel nicht zugeben; unsere Menschenpflicht ist, ohne Unterlaß die Intervention der großen Mächte anzurufen; und wenn die Rücksicht auf die Politik und europäisches Gleichgewicht sie zurückhält, so wiederhole ich es: organisiren wir denn wieder die Comites, in der Gewißheit, daß dieselben Mächte uns darum nicht tadeln werden, und scheuen wir uns nicht den armen Christen jegliche Hülfe zukommen zu lassen.""

So lautete Eynard's Aufruf. In demselben und in der ganzen Sache erkennt Zeller eine gefährliche Mischung. „Wir hören", sagt er, „daß diese Comites aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt seien, Gläubige und Ungläubige, Republikaner und Legitimisten, Radicale, Liberale vereinigen sich, den morgenländischen Christen in ihrer Widersetzlichkeit gegen die türkische Obrigkeit j e g l i c h e Hülfe zu bieten und ihnen zur Emancipation zu helfen. Ebenso mischt man Christenthum und Antichristenthum, evangelische und revolutionäre Beweggründe, wahres und falsches Mitgefühl, geheime Umtriebe und offene Ritterlichkeit, gute und schlechte Mittel zusammen, um den angegebenen Zweck gemeinschaftlich erreichen zu helfen und die öffentliche Meinung dafür zu stimmen. Da solche Mengerei, wie es scheint, immer mehr Mode wird, da man sich nicht scheut, zur Ausführung von Zwecken, die ein Christenherz unmöglich billigen kann, auch Gläubige zur Gemeinschaft nicht nur einzuladen, sondern es ihnen sogar als Menschenpflicht aufzudrängen: so scheint es allerdings an der Zeit zu sein, an die apostolische Warnung zu erinnern: „„Ziehet nicht an dem fremden Joch mit den Ungläubigen."" 2. Cor. 6, 14. Denn ein fremdes Joch ist jeder der christlichen Liebe fremde Zweck, also noch vielmehr jeder vom Evangelium verbotene, demselben widersprechende Zweck (wie der Umsturz einer bestehenden Regierung und Obrigkeit) den

man sich zur Pflicht machen läßt, um ihn in Gemeinschaft mit Ungläubigen ausführen zu helfen."

„Darum ihr Christen, habet keine Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsterniß, sondern strafet sie vielmehr! Strafet (das heißt rüget und verurtheilt) die geheimen und offenbaren Aufhetzungen zu bewaffneter Empörung. Sie ist ein Werk der Finsterniß. Strafet die schwärmerischen Prophezeihungen einer obscuren Zeit." (Anspielung auf die von den griechischen Mönchen im Interesse Rußlands verbreiteten, angeblichen Prophetieen des Agathangelos.) „Sie sind ein Werk der Finsterniß. Strafet die verruchte Lehre: Der Zweck heiligt die Mittel, oder wie Paulus diese Gottlosigkeit sprechen läßt: Lasset uns Böses thun, auf daß Gutes daraus komme. Eine Kirche, die mit solchen Werken Gemeinschaft machen, sie zu ihren Zwecken mißbrauchen, sich an sie alle anschmiegen, oder gar dazu aufstiften kann, die ist ganz gewiß eine falsche Kirche, ein falscher Verein, von dem man ausgehen muß, daß man nicht theilhaftig werde seiner Sünde. Nicht auf die schönen, frommen oder prächtigen Worte muß man heut zu Tage hören, sondern die Augen muß man aufthun und sehen auf die Gemeinschaft der Werke. So kommt man zur Einsicht."

Es ist wahr: Nationalhaß, Fanatismus und Mordgeist sind von den Erhebungen, welche in der Türkei stattgefunden haben und noch stattfinden, nicht zu trennen, und es wäre in der That unverantwortlich, wenn wir, die wir die Lehre Christi bekennen, jene Furien zu Hülfe rufen oder die Erweckung derselben gut heißen wollten. Zeller fährt fort: „Mit dem Geiste der Empörung die verderbte christliche Bevölkerung der Türkei wider ihre türkische Herrschaft aufstiften, das heißt Thierheit gegen Thierheit hetzen, daß sich beide Theile gegen einander aufreiben. Das hat keine Verheißung des göttlichen Segens. Der Halbmond geht nicht unter, bis die Sonne aufgeht. Der HErr sagte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. An das Letztere aber denken die christlichen Syrer oder Candioten, mit wenigen Ausnahmen vielleicht, so wenig als die Juden zu ihrer Zeit. O würde eine unterdrückte Bevölkerung Gott geben was Gottes ist, wie bald würde ihr Gott helfen! Aber leider verweigert man Gott in Unbußfertigkeit und Sündendienst was Gottes ist, und dem Kaiser in Ungehorsam und Empörung was des Kaisers ist."

Mit Recht erinnert Zeller an den von Gott gewiesenen Weg, auf dem ein Volk zu Freiheit und Glück gelangen kann und soll: „Wenn die

morgenländische Christenheit das Wort Gottes wieder kennen lernte; wenn sie den HErrn wieder hören würde, der unter ihr zeugen will; wenn sie als des HErrn Volk dem HErrn gehorchen und auf Seinem Wege gehen wollen: so würde der HErr ihre Feinde bald dämpfen und Seine Hand über ihre Widerwärtigen wenden, und die den HErrn hassen, müßten an Ihm fehlen. Ps. 81, 14—16. Was ist es, das die Christenheit in der Türkei bedarf? Es ist der neue Geist des Lebens, diese ächte Macht; es ist nicht sowohl die abendländische Civilisation, die in ihrer materiellen Richtung mehr Fleisch als Geist ist, welche des Islams Macht zerbrechen würde, sondern es ist vielmehr der erneuerte Geist des Christenthums; der ein Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht ist, welcher den faden Rationalismus des Islam überwinden wird, wenn er nun gewogen und zu leicht erfunden wird."

Zeller empfiehlt vor allem, daß die evangelischen Christen des Orients unter englischen und preußischen Schutz gestellt werden sollten. Zu diesem Zwecke sollte „eine friedliche aber ernstliche Intervention" von Seiten der protestantischen Mächte eintreten: „Nur Schutz der christlichen Mächte bedarf das Evangelium, wenn es sich mit neuer Kraft ausbreiten soll. Gewissensfreiheit, die bereits von Seiten der türkischen Regierung allen Christen in der Türkei versprochen worden ist, bedürfen die Christen im Orient unter jenem gerechten und mächtigen Schutze; die evangelische Thätigkeit selbst ist Sache der freiwilligen Christenliebe und des erleuchteten Christenglaubens. Zu solcher Thätigkeit kann ein Christ sich bekennen, dazu kann er mit gutem Gewissen beitragen, dazu an gläubige Christen sich anschließen. Die Erkenntniß der Wahrheit ist das Mittel der Rettung, ist der Weg zur Befreiung. Wenn aber Petrus das Schwert ausziehen will, so spricht der HErr: Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Matth. 26, 52."

Dies sind richtige und christliche Grundsätze. Aber eine erschöpfende Beurtheilung der orientalischen Frage ist damit noch nicht gegeben. Diese verlangt vielseitige historische Kenntniß und Erwägung. Wir erlauben uns hier nur einige Andeutungen über das, was noch zu sagen wäre. Zeller sagt: „Ist es nicht eine Schmach, daß vor den Augen der christlichen Mächte ein Muhammedaner mit dem Tode bestraft werden darf, wenn er ein Christ wird?" So ist es; und zur Beseitigung dieses Gesetzes, welches in allen moslemischen Staaten besteht, soll die von Zeller empfohlene „friedliche aber ernstliche Intervention" der europäischen Mächte

führen, und in der That ist die Abschaffung dieses Gesetzes eine von den Reformen, welche seitdem in Folge des Krimkriegs und des Pariser Friedens von 1856 in der Türkei verkündigt worden sind. Wie aber, wenn diese Reform gleich andern ein todter Buchstabe auf dem Papier bleibt, wenn den zum Christenthum übergegangenen Muhammedaner jeder beliebige Muhammedaner ermorden darf und ungestraft bleibt? Soll nun die Intervention diesen und ähnlichen Gräueln, zum Beispiel dem Sklavenhandel, ein Ziel setzen, so muß sie in der That eine sehr „ernstliche" sein. Wie sie aber ihren Zweck erreichen kann, ohne eine drohende und kriegerische Gestalt anzunehmen, ist nicht gesagt.

Denn wie verhält es sich überhaupt mit den Reformen, womit man die öffentliche Meinung Europa's zu beschwichtigen sucht? Mit dem Koran als höchstem Gesetzbuch, mit den Türken als herrschender Kaste, und bei dem Fanatismus, von dem die Türken und noch mehr die Araber erfüllt sind, bleiben die oft verlangten und oft versprochenen Reformen eine Unmöglichkeit und die Reformverheißungen ein unverschämter Schwindel.

Es ist wahr, Tiberius und Nero regierten und ihre Statthalter saugten die Provinzen aus zur Zeit, da Christus und Seine Apostel den Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärften und den gewaltsamen Widerstand gegen dieselbe verdammten. Es ist unzweifelhaft, daß dieselben Gebote auch heut zu Tage für christliche Unterthanen muhammedanischer und heidnischer Herrscher gelten. Doch dürfte man nicht außer Acht lassen, daß Paulus und Petrus, während sie die Pflicht des Gehorsams predigen zugleich voraussetzen, daß die Obrigkeit, wenigstens einigermaßen, den von Gott ihr gegebenen Auftrag, nämlich die Leistung des Schutzes für Leben, Ehre, Tugend und Eigenthum, erfüllt. Wie aber ist es, wenn eine sogenannte Obrigkeit das gerade Gegentheil thut? Wenn ein barbarisches Volk über ein unterjochtes Gewalt übt und diesem jeder Rechtsschutz gegen Gräuelthaten versagt ist? Wenn da Familienväter zusammentreten, um ihre Frauen und Töchter gegen das Aergste sicher zu stellen und dadurch eine ursprüngliche Pflicht erfüllen, wenn sie sich erheben, um mit Daranwagung ihres Lebens einen bessern gesellschaftlichen Zustand zu begründen, so hält es in der That schwer, solche Hausväter zu verdammen. Jedenfalls liegt die größere Schuld auf den Herrschern und Diplomaten der christlichen Nachbarstaaten, welche einem solchen Zustand gleichgültig zusehen und die Welt über die wirkliche Lage der Dinge zu täuschen suchen. Ist das Gesetz gegen den Uebertritt zum Christenthnm ein gerechter Grund

zu einer ernstlichen Intervention, so sind es fürwahr auch jene Gräuelthaten, die z. B. auf Kreta, laut den Berichten des Freiherrn Prokesch von Osten, eines der größten Kenner des Orients, (oder im Sommer 1876 in Bulgarien), verübt worden sind.

Gegen die Verbrüderung des Radicalismus mit den aufständischen Christen des Orients muß Zeugniß abgelegt werden. Die Christen können nur durch wahres Christenthum gehoben und beglückt werden. Aber ebenso nothwendig ist es heutzutage die Stimme zu erheben gegen eine andere Verbrüderung, die seit 1854 Mode geworden ist, die Verbrüderung eines ungläubigen und selbstsüchtigen Radicalismus mit dem Türkenthum. Jetzt gilt es Zeugniß abzulegen gegen den widerchristlichen Wahn, als könnte das Türkenthum durch Einimpfung des modernen ungläubigen Liberalismus civilisirt und veredelt werden. Wenn die Christusverächter des Abendlandes sich mit den Christusfeinden des Morgenlandes verbrüdern, wenn durch ein solches Bündniß das Heil des Orients herbei geführt werden soll, so kann man sich dagegen nicht stark genug aussprechen. Der Islam ist so beschaffen, daß er weder aus sich, noch auch durch Vermischung mit der falschen Aufklärung abgefallener Christen reformirt werden kann.

Es ist die Aufgabe eines jeden christlichen Lehrers zu streiten mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken. Je nach der Beschaffenheit der Zeiten wird er sich mehr gegen die eine oder die andere Seite zu wenden haben. Es gab eine Zeit, wo der Mißbrauch der fürstlichen Autorität und Gewalt vorherrschend war. Da mußten Männer Gottes und Zeugen der Wahrheit, wie Hedinger, Urlsperger und Moser gegen diese Uebel auftreten. Aber seitdem die erste französische Revolution die große geistige Wetterveränderung in der ganzen Welt herbeigeführt hat, seitdem in Folge dessen die Verachtung der Autoritäten und die übermüthige Erhebung der Unterthanen gegen die Fürsten vorherrschend geworden ist, erwächst allerdings für jeden Freund der Wahrheit und des Rechtes die Aufgabe, hauptsächlich den Irrthümern dieser Art entgegenzutreten. Deshalb darf man sich auch nicht wundern, oder es unserem Zeller verargen, wenn er in den Betrachtungen, die wir mitgetheilt haben, die Waffen des Geistes in vorwiegender Weise gegen die linke Seite wendet; denn, wie Salomo sagt: „Alles hat seine Zeit."

Schließen wir mit einigen zusammenfassenden Stellen. Das Gepräge unserer Zeit hat Zeller in einer Betrachtung über den 2. Psalm dargelegt:

„V. 1. Warum toben die Heiden und die Völker nehmen vor das umsonst ist?“ Warum, so wird gefragt, warum sind die Nationen so unruhig, so unzufrieden, so ungeduldig, so empörerisch? Warum ist es da unten so los, warum alles in so eitler, vergeblicher Bewegung? Es scheint keine Antwort auf diese Fragen da zu stehen; aber der folgende Vers beantwortet dieselben, wenn es heißt:“

„V. 2. Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen mit einander wider den HErrn und seinen Gesalbten.“

„Dieß ist der Aufschluß über diese auffallende Bewegung der Völker. Weil es oben los geworden ist, darum wurde es unten so los. Die Könige haben angefangen, sich widerchristlich aufzulehnen; die Machthaber haben angefangen, sich widerchristlich zu berathschlagen. Da haben sie ihren Halt verloren, womit sie die Völker halten können. Verlieren aber die irdischen Machthaber in widerchristlichem Abfall vom HErrn und Christ ihren göttlichen Halt, so können sie, weil alle menschlichen Mittel viel zu schwach für so viele widerstimmige Geister sind, ihre Untergebenen nicht mehr halten; diese fühlen bald, wie die Pferde, wenn ihren Herren die Zügel und Leitseile entfallen, den haltlosen Zustand ihrer Vorgesetzten und Machthaber da oben; es wird unten los, und die Ungeduld, die Unzufriedenheit, die Neigung, sich selbst zu helfen, selbst fortzuschreiten, und das Empören nimmt überhand. Wenn die Oberen sich wider den HErrn und Christ empören und sein Joch abschütteln, so empören sich die Untergebenen wider ihre Oberen, und schütteln ihr Joch auch ab. Denn die Völker werden von ihren Regenten gehalten; die Regenten aber von dem HErrn und Christ, dessen Amtleute sie sind, und so lange sie es sind. Erkennen sie aber den HErrn und seinen Gesalbten nicht mehr für ihren rechtmäßigen Oberherrn und König an; wollen sie, statt Amtleute, selbstherrliche Regenten sein, leiten sie ihre Gewalt nicht mehr von Gottes Gnaden, sondern von ihrer eigenen Willkür, oder von dem Willen ihrer Untergebenen ab, und gebrauchen sie dieselbe nicht mehr nach Gottes Wort, Sinn und Willen: wie kann es da anders, als überall los werden, wenn der HErr sich nicht mehr zu seinen abgefallenen und empörerischen Amtleuten bekennen kann? — Es ist eine hochwichtige Wahrheit in dem Worte, das der HErr zu Pilatus gesagt hat: „„Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben.““ Die wahre, obrigkeitliche Macht und Gewalt ist eine Macht über die Gemüther, wenn diese von

Liebe und Zutrauen oder von Ehrfurcht und Furcht erfüllt werden und gehorsam sind; aber nur Gott lenket die Herzen und Gemüther der Menschen wie Wasserbäche. Wo ist die menschliche Macht, welche Liebe, Zutrauen, Ehrfurcht oder Furcht in einem menschlichen Gemüthe erzwingen kann? Und was vermag der mächtigste Monarch, wenn er nirgends mehr Achtung und Liebe, Zutrauen oder Furcht bei seinen Untergebenen, und also auch nirgends mehr Gehorsam findet? Solches wirket, giebt oder erhält nur Gott, und darum ist auch alle obrigkeitliche Gewalt von Gott, welches nicht von allen obrigkeitlichen Personen gesagt werden kann. Wie sollte aber Gott diese Gewalt solchen Menschen lassen, welche Ihm nicht mehr dienen, sondern sich wider Ihn auflehnen, und wider Ihn rathschlagen? Vielmehr lehret die Erfahrung, daß in allen Zweigen obrigkeitlicher Gewalt, bei Königen und bei Fürsten, wie bei Obrigkeiten in Freistaaten, bei Kirchen-Vorstehern wie bei Schullehrern, bei Hausvätern wie bei Meistersleuten, Ehrfurcht, Zutrauen, Liebe und Gehorsam bei ihren Untergebenen immer lockerer, und daß diese immer meisterloser werden, je lockerer und loser die Verbindung ihrer Vorgesetzten mit dem HErrn und Christ wird, je widerchristlicher sie Ihm, als ihrem Meister entgegenstehen. Je mehr widerchristlicher Abfall bei den Vorgesetzten, desto mehr Haltlosigkeit oben, desto mehr Ungehorsam, Abfall und Haltlosigkeit bei den Untergebenen unten."

„V. 3. Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!"

„Im Zerreißen der Bande, womit der HErr nach seiner göttlichen Oberherrlichkeit und Weisheit die menschliche Freiheit beschränkt und geübt wissen will, und welche Er nach seiner gottmenschlichen, versöhnenden und heiligenden Christusherrlichkeit und Gnade zu Erziehungsanstalten für sein himmlisches Reich geheiliget hat und heiligen will; und in der Verwerfung, im von sich Werfen der Seile und Erziehungsmittel, mit welchen der HErr als Oberherr und Heiland die Menschen von dem Sündendienste weg, und zu sich in seinen heiligen Liebesdienst hinziehen will; in dieser gedoppelten Aufforderung und That besteht der widerchristliche Abfall. Vornehmlich sind es die ehelichen, bürgerlichen und kirchlichen Bande in der ehelichen, bürgerlichen und kirchlichen Verbindnng, in diesen drei von Gott gestifteten und von Ihm als Christus geheiligten Erziehungsanstalten, sie sind es, welche der widerchristliche Abfall durch Emancipation des Fleisches, durch Revolution und Separatismus zerreißen will. So sind

es auch die von Gott in jene drei Vereine gelegten, und von Christo geheiligten Erziehungs-, Versöhnungs- und Heiligungs-Mittel, welche der widerchristliche Abfall, als eben so viel göttlich-menschliche Seile, von sich zu werfen mit Wort und Schrift auffordert, und mit Beispiel und That zu thun strebt. Daher das Zerreißen der ehelichen Bande durch Hurerei und Onanie, durch wilde Ehen und Ehebrüche, durch Vielweiberei und Vielmännerei, durch Leichtsinn und Erleichterung der Ehescheidungen, durch Verwahrlosung oder Vereitelung der Kinderzucht. Daher das Zerreißen der bürgerlichen Bande durch Verführung zu Aufruhr, Empörung und Bürgerkrieg, durch revolutionäre Clubbs und geheime Gesellschaften, durch Verdächtigung, Verläumdung und Lästerung, durch die Drachensaat des Mißtrauens, durch Untergrabung des Zutrauens und des Gehorsams, durch Aufforderung zur Selbsthilfe und widerrechtlicher Gewalt, durch Verleitung und Vorspieglung falscher Selbstherrlichkeit, durch Verführung zum Mißbrauch der Gewalt, zu Tyrannei und Anarchie. Daher das Zerreißen der kirchlichen Bande durch Verdächtigung, Läugnung, Lästerung und Verspottung der heiligen Schrift, des Fundaments der Kirche, durch Verführung zum Unglauben, durch Verleitung zu fremder Offenbarung und zum Verkehr mit Todten und andern Geistern, durch Läugnung der göttlichen Persönlichkeit und des Verdienstes Jesu Christi, durch Behauptung fremder Vermittlung und fremder Mittler, durch Vergötterung menschlicher Vernunft, menschlicher Kraft und menschlichen Geistes, durch Vergötterung des Menschenwortes und Gleichstellung desselben mit dem Gottesworte, durch göttliche Verehrung der Geschöpfe und der Naturkräfte, durch Verführungen aller Art, dem Geschöpfe mehr Ehre zu beweisen als dem Schöpfer, durch Verleitungen zur Selbstbüßung, Selbstversöhnung, Selbsterlösung und Selbstrechtfertigung, durch willkürliche Aufstellung selbsterwählter und selbsterfundener Gottesdienste und Sakramente, durch Verlassung und Verwerfung des Glaubensbekenntnisses der Kirche, durch Verlassung und Verachtung der öffentlichen und häuslichen Erbauung, durch willkürliche Trennung und eigenmächtige Separationen, durch Eingriffe der Kirchenregierung in die Staatsregierung, und durch Eingriffe der Staatsregierung in die kirchliche Leitung, wie durch widerchristliche Vereinigung beider Gewalten, durch Gewissens-Tyrannei und gewaltthätige, blutige Verfolgung.“ M. Bl. 1840, S. 65—67.

„Seufzet nicht wider einander, lieben Brüder, auf daß ihr nicht verdammet werdet. Siehe der Richter ist vor der Thür.“ Ueber diese Worte

des Jakobus (5, 9) sagt Zeller: „Wir sind in eine große gerichtliche Zeit eingetreten und die Gerichte werden öffentlich gehalten. Es geht schnell und summarisch zu, also, daß man in kurzer Zeit viel Gerichte hören, sehen und erleben kann. „„Die Völker, die Nationen““, sagt man, „„sitzen jetzt zu Gerichte.““ — So scheint es vor unsern Augen; aber in der That und Wahrheit ist es nicht also; sondern sie werden auch gerichtet; sie stehen auch vor Gericht. Vor Gericht steht jede Eigenmacht, die sich versündiget gegen die heilige Haus- und Weltordnung Gottes, des Richters aller Welt. Vor Seinem Gericht stehen die eigenmächtigen Regierungen und die eigenmächtigen Völker und Volksmassen. Die Regierungen klagen wider die Völker nnd die Völker wider die Regierungen. Wie können sie nun eigenmächtig und willkürlich Kläger und Richter zugleich sein? Darum werden sie beide gerichtet von dem König aller Könige, von dem HErrn aller Herren, von dem HErrn und Richter aller Welt.“

„Die Unterthanen seufzen und klagen jetzt allenthalben über ihre Obrigkeiten, und wollen Oberthanen werden, und die Obrigkeiten zu Unterigkeiten machen; wenn sie es aber geworden sind, so machen sie es nicht besser, als diese es gemacht haben; und nun seufzen die Unterigkeiten über die herrschenden Oberthanen, und seufzen über die Fehler und Sünden derselben, deren sie sich selbst früher schuldig gemacht haben. So murret Einer wider den Andern, und des Murrens und Seufzens ist kein Ende, daß man mit dem Propheten fragen und sagen muß: „„Wie murren denn die Leute im Leben also? — Ein Jeglicher murre wider seine Sünde, und lasset uns forschen unsere Wege, und suchen unser Wesen, und uns zum HErrn bekehren! Lasset uns unser Herz sammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel: (und zu Ihm sprechen:) Wir, wir haben gesündigt, und sind ungehorsam gewesen; darum hast du billig nicht verschonet.““ (Klagl. 3, 39—42.) Das ist der beste Weg aus dem Gerichte zu kommen. Denn die Fehler, Sünden, Thorheiten, Mißgriffe, die Uebertretungen und Missethaten, über welche wir wider einander seufzen, liegen auf allen Seiten, nicht nur auf Einer, und wenn Brüder einander halb todt schlagen, so haben gewiß beide Unrecht.“ M. Bl. 1848, S. 40.

Als der Apostel der Heiden seinen Brief an die Christen zu Rom schrieb, nach Rom, welches durch die Vorsehung für lange Zeiten zum Mittelpunkt eines christlichen Europas bestimmt war, da hielt er eine prophetische Warnung für die aus der Heidenwelt gesammelte Christengemeinde nicht zurück. Im Hinblick auf das Volk Israel, das seine

es auch die von Gott in jene drei Vereine gelegten, und von Christo geheiligten Erziehungs-, Versöhnungs- und Heiligungs-Mittel, welche der widerchristliche Abfall, als eben so viel göttlich-menschliche Seile, von sich zu werfen mit Wort und Schrift auffordert, und mit Beispiel und That zu thun strebt. Daher das Zerreißen der ehelichen Bande durch Hurerei und Onanie, durch wilde Ehen und Ehebrüche, durch Vielweiberei und Vielmännerei, durch Leichtsinn und Erleichterung der Ehescheidungen, durch Verwahrlosung oder Vereitelung der Kinderzucht. Daher das Zerreißen der bürgerlichen Bande durch Verführung zu Aufruhr, Empörung und Bürgerkrieg, durch revolutionäre Clubbs und geheime Gesellschaften, durch Verdächtigung, Verläumdung und Lästerung, durch die Drachensaat des Mißtrauens, durch Untergrabung des Zutrauens und des Gehorsams, durch Aufforderung zur Selbsthilfe und widerrechtlicher Gewalt, durch Verleitung und Vorspieglung falscher Selbstherrlichkeit, durch Verführung zum Mißbrauch der Gewalt, zu Tyrannei und Anarchie. Daher das Zerreißen der kirchlichen Bande durch Verdächtigung, Läugnung, Lästerung und Verspottung der heiligen Schrift, des Fundaments der Kirche, durch Verführung zum Unglauben, durch Verleitung zu fremder Offenbarung und zum Verkehr mit Todten und andern Geistern, durch Läugnung der göttlichen Persönlichkeit und des Verdienstes Jesu Christi, durch Behauptung fremder Vermittlung und fremder Mittler, durch Vergötterung menschlicher Vernunft, menschlicher Kraft und menschlichen Geistes, durch Vergötterung des Menschenwortes und Gleichstellung desselben mit dem Gottesworte, durch göttliche Verehrung der Geschöpfe und der Naturkräfte, durch Verführungen aller Art, dem Geschöpfe mehr Ehre zu beweisen als dem Schöpfer, durch Verleitungen zur Selbstbüßung, Selbstversöhnung, Selbsterlösung und Selbstrechtfertigung, durch willkürliche Aufstellung selbsterwählter und selbsterfundener Gottesdienste und Sakramente, durch Verlassung und Verwerfung des Glaubensbekenntnisses der Kirche, durch Verlassung und Verachtung der öffentlichen und häuslichen Erbauung, durch willkürliche Trennung und eigenmächtige Separationen, durch Eingriffe der Kirchenregierung in die Staatsregierung, und durch Eingriffe der Staatsregierung in die kirchliche Leitung, wie durch widerchristliche Vereinigung beider Gewalten, durch Gewissens-Tyrannei und gewaltthätige, blutige Verfolgung.“ M. Bl. 1840, S. 65—67.

„Seufzet nicht wider einander, lieben Brüder, auf daß ihr nicht verdammet werdet. Siehe der Richter ist vor der Thür.“ Ueber diese Worte

des Jakobus (5, 9) sagt Zeller: „Wir sind in eine große gerichtliche Zeit eingetreten und die Gerichte werden öffentlich gehalten. Es geht schnell und summarisch zu, also, daß man in kurzer Zeit viel Gerichte hören, sehen und erleben kann. „„Die Völker, die Nationen““, sagt man, „„sitzen jetzt zu Gerichte.““ — So scheint es vor unsern Augen; aber in der That und Wahrheit ist es nicht also; sondern sie werden auch gerichtet; sie stehen auch vor Gericht. Vor Gericht steht jede Eigenmacht, die sich versündiget gegen die heilige Haus- und Weltordnung Gottes, des Richters aller Welt. Vor Seinem Gericht stehen die eigenmächtigen Regierungen und die eigenmächtigen Völker und Volksmassen. Die Regierungen klagen wider die Völker und die Völker wider die Regierungen. Wie können sie nun eigenmächtig und willkürlich Kläger und Richter zugleich sein? Darum werden sie beide gerichtet von dem König aller Könige, von dem HErrn aller Herren, von dem HErrn und Richter aller Welt.“

„Die Unterthanen seufzen und klagen jetzt allenthalben über ihre Obrigkeiten, und wollen Oberthanen werden, und die Obrigkeiten zu Unterigkeiten machen; wenn sie es aber geworden sind, so machen sie es nicht besser, als diese es gemacht haben, und nun seufzen die Unterigkeiten über die herrschenden Oberthanen, und seufzen über die Fehler und Sünden derselben, deren sie sich selbst früher schuldig gemacht haben. So murret Einer wider den Andern, und des Murrens und Seufzens ist kein Ende, daß man mit dem Propheten fragen und sagen muß: „„Wie murren denn die Leute im Leben also? — Ein Jeglicher murre wider seine Sünde, und lasset uns forschen unsere Wege, und suchen unser Wesen, und uns zum HErrn bekehren! Lasset uns unser Herz sammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel: (und zu Ihm sprechen:) Wir, wir haben gesündigt, und sind ungehorsam gewesen; darum hast du billig nicht verschonet.““ (Klagl. 3, 39—42.) Das ist der beste Weg aus dem Gerichte zu kommen. Denn die Fehler, Sünden, Thorheiten, Mißgriffe, die Uebertretungen und Missethaten, über welche wir wider einander seufzen, liegen auf allen Seiten, nicht nur auf Einer, und wenn Brüder einander halb todt schlagen, so haben gewiß beide Unrecht.“ M. Bl. 1848, S. 40.

Als der Apostel der Heiden seinen Brief an die Christen zu Rom schrieb, nach Rom, welches durch die Vorsehung für lange Zeiten zum Mittelpunkt eines christlichen Europas bestimmt war, da hielt er eine prophetische Warnung für die aus der Heidenwelt gesammelte Christengemeinde nicht zurück. Im Hinblick auf das Volk Israel, das seine

Stellung als Gottes Volk verloren hat, sagt er: „Sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Hat Gott der natürlichen Zweige (des edlen Oelbaumes) nicht verschonet, daß er vielleicht deiner auch nicht verschone. Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an die, so ferne du an der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen werden — der du aus dem wilden Oelbaum ausgehauen und in den edeln Oelbaum eingepfropfet worden bist." Röm. 11, 20—24.

Hieran knüpft Zeller folgende Betrachtung über die christlichen Völker Europas, ihren jetzigen Zustand und das ihnen drohende Schicksal. „Was war Europa, als vor 1800 Jahren die erste Einpfropfung geschah, als besonders durch den Dienst des Apostels Paulus die ersten Christengemeinden in Europa sich bildeten und dem neutestamentlichen Volke Gottes einverleibt wurden? Ach, wie sah es damals aus! Der südliche Theil, der Hauptsitz des west-römischen Kaiserreichs mit der Hauptstadt Rom, dem Zusammenfluß alles Verderbens der heidnischen Civilisation, und besonders seit Nero, dem Hauptsitz der blutigen Christenverfolgungen und des romanischen Heidenthums! Der nördliche Theil von Europa, wenig oder gar nicht bekannt in der übrigen civilisirten Welt, verwildert und roh, und der Hauptsitz des germanischen Heidenthums! So war einst Europa. Und nun, was ist es durch einen unermeßlichen Reichthum der Güte Gottes geworden? Der reichste, mächtigste, intelligenteste, durch Künste, Wissenschaft, Gewerbe, Handel, Schifffahrt gebildetste, weltherrschende Welttheil der ganzen Erde. Der einst der Letzte war, ist nun der Erste geworden. Und das Beste von Allem, was er noch hat, dieser bevorzugte und erste aller Welttheile, das verdankt er dem Lichte und dem Segen des Christenthums, den Segnungen des Evangeliums, also dem Reichthum der Güte Gottes, sofern er an dieser Güte bleibet. Darum heißt es nun vorzüglich an ihn: „„Bedenke, was du empfangen hast, und sei nicht stolz! Schaue die Güte und den Ernst Gottes! den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden."" O möchten diese inhaltschweren Worte dem ganzen christlichen Europa eingepräget bleiben, damit die in denselben enthaltene Drohung des furchtbaren Ernstes Gottes nicht über Europa ausbrechen müsse, besonders wenn es, aus der Finsterniß des Mittelalters durch das Licht der Reformationszeit herausgerissen,

noch tiefer und unverantwortlicher in den Abfall des Anti-Christenthums versinken sollte."

„Noch nennet man Europa — das christliche Europa; noch heißen seine Völker — christliche Völker, und seine Obrigkeiten und Regierungen christliche Regierungen. Aber was regiert die meisten dieser Regierungen? Anwort: Das Interesse und die Ehre, das ist, zeitlicher und irdischer Eigennutz, zeitliche und irdische Ehre und die damit verbundene Eifersucht. Sind das christliche Regierungs-Principien? Nein, o nein! Das wahre Christenthum wird regiert durch selbstverläugnende Liebe, durch hingebende Dienstfertigkeit für das Beste Anderer und durch Demuth, die Andere höher achtet als sich selbst. Schauet nun nach, ob diese christlichen Triebe die Beweggründe sind, die so viele blutige Kriege in der Christenheit hervorgebracht haben! Ach nein! sondern was einst alle die heidnischen Weltreiche getrieben und regieret hat, heidnischer Sinn und Weltgeist, das ist es, was jetzt die meisten sogenannten christlichen Reiche treibet und regieret."

„Und was in den oberen Regionen der Christenheit regiert, siehe, das regieret auch im Allgemeinen in den untern Regionen derselben. Wohin man siehet, da sind es überall die materiellen Interessen, welche die meiste Thätigkeit in Bewegung setzen, ein unersättlicher Trieb nach irdischem Reichthum, nach Ruhm und Ehre vor Menschen, ein schrankenloser Luxus, ein unmäßiger Hang nach Zerstreuungen, Lustbarkeiten und Vergnügungen des Fleisches, welche allen Sinn für das Höhere, Geistige, Ewige und Himmlische unterdrücken und tödten; weit und breit ein Christenthum, das den Namen hat, daß es lebe, aber geistig todt ist, oder eine Christenheit, die weder kalt noch warm ist, aber doch bei sich selbst spricht: „„Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, und weiß nicht, daß sie ist elend, jämmerlich, arm, blind und bloß"" (Offenb. 3, 1—3 und 14—16)."

„Und wie es jetzt in unsern großen europäischen Weltstädten zugeht, kann es wohl einst in den großen heidnischen Weltstädten Ninive, Babylon, Karthago viel ärger zugegangen sein, den allergröbsten Götzendienst ausgenommen? Darum o Christenheit, sei nicht stolz, sondern fürchte dich! Hat Gott einst jener natürlichen Zweige nicht verschont, ja hat Er auch sogar der abgestandenenen Zweige des edeln Oelbaumes nicht verschont, daß Er vielleicht deiner auch nicht verschone. Sonst wirst du auch abgehauen werden." M. Bl. 1857, S. 13. 14.

XVI.

Beuggen.

1850—1860.

Zeller's Lebensabend und Heimgang.

Das letzte Jahrzehnt, welches Zeller durchlebte, floß ruhig dahin. Das Getöse des Krimkriegs von 1854 bis 1856 und des lombardischen Krieges von 1859 ließ sich nur von Ferne hören; das deutsche und das schweizerische Vaterland blieb davon unberührt. Die Arbeit in Beuggen ging zu dieser Zeit ihren geräuschlosen Gang. Zeller gab noch seine vierzig Lehrstunden wöchentlich. Regelmäßig wurden in gewohnter Weise Kinder und Zöglinge aufgenommen und entlassen.

Wir unterscheiden in dieser letzten Periode sieben und drei Jahre; sieben Jahre noch andauernder Kraft; dann Abnahme, Leiden und Heimgang der beiden Eltern.

Zeller's Anstaltsberichte aus den sieben Jahren; die Begebenheiten seines Familienlebens; die Gegenstände, welche ihn in dieser Abendzeit seines Lebens am meisten beschäftigt haben, kommen hier in Betrachtung.

Als Zeller am 4. Juli 1851 seinen Jahresbericht vortrug, sprach er sich über die eingetretene Ruhe und Stille aus, und bezeichnete die Aufgaben, die es in einer solchen Zeit zu erfüllen giebt. Wer sich jener Tage noch erinnert, weiß wie nach dem Ablauf der Schreckensjahre 1848 und 1849 die sogenannte gebildete Welt sich in einen Vergnügungstaumel stürzte,

um das Erlebte zu vergessen und das Versäumte wieder einzubringen. Nie waren die Luxusbadeorte und die Spielhöllen so besucht wie dazumal.

„Es ist eine Stille eingetreten weit und breit. Aber was für eine Stille ist es? Ist es die Stille jener glücklichen Zeit, da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen? (Ps. 85, 11.) Ach nein! Es sagen wohl Viele: Es ist Friede, Friede! Und ist doch nicht Friede. (Jer. 6, 14.) Es ist ja ein friedlicher Kriegsstand, der sogar obrigkeitlich verordnet ist in manchem Lande, nahe und ferne. Andere sagen: Es ist die Stille vor einem Gewitter, vor einem Erdbeben."

„Dem sei wie ihm wolle! Denn der Ansichten sind viele; nicht so häufig ist die Einsicht, am seltensten die Voraussicht. Auch die Klügsten getrauen sich nicht, die nähere oder nächste Zukunft vorauszusagen. Aber eine Pause ist eingetreten in dem raschen Laufe der Begebenheiten unserer Zeit. Das beweisen auch die Sprachröhren unserer Zeit, die Zeitungen, deren keine frühere Zeit eine solche Menge gezählet hat, und die jetzt Mühe haben, ihre Spalten zu füllen. Es ist eine Pause eingetreten. Wie lange sie noch dauern wird? Wer vermag dieß zu sagen? Leichter ist zu antworten, wenn gefragt wird: Wie können und wie sollen wir diese Pause anwenden? Da muß man antworten:"

„1) Nicht zur Sicherheit. Denn wenn sie sagen werden: Es ist Friede; es hat keine Gefahr: so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleichwie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen. (1. Thess. 5, 3.) Es ist noch überall so viel Brennstoff vorhanden, ja es gibt noch so viele brennende Fragen! Die Uebergangszeiten vor großen und weitgreifenden Veränderungen und Entwicklungen des Reiches Gottes, dem durch sie Raum und Bahn gemacht werden soll, sind Gährungs- und Kampfzeiten, und sind die aller ungeeignetsten zur Sicherheit. Denn Sicherheit und stolzer Muth kommt gewöhnlich vor dem Falle. (Spr. 16, 18.) Darum haben wir jetzt alle Ursache zur Wachsamkeit, und uns auf Alles, auch auf das Unerwartetste (auf untoward events) gefaßt zu halten."

„2) Nicht zur schlaffen Trägheit und Unthätigkeit. Nach großen, fieberhaften, unnatürlich gesteigerten, sonderlich nach dämonisch-begeisternden Aufregungen, wie wir sie erlebt haben tritt, nur zu oft eine Erschlaffung der Thätigkeit und die Versuchung ein, Alles gehen zu lassen, wie es gehen mag. Das ist sehr gefährlich, sonderlich gegenüber von einem Feinde

der nicht schläfrig und matt wird, wie wir Menschen im sterblichen Leibe, und der um so thätiger an unserm Verderben arbeitet, je mehr er weiß, daß er nicht mehr viel Zeit hat. Offenb. 12, 12."

„3) Nicht zum Leichtsinn und zur Ausgelassenheit. Es scheint in solchen Pausezeiten, die nach großen Aufregungen, nach Furcht- und Schreckenszeiten eintreten, manchmal nicht anders, als ob der Leichtsinn, die Zerstreuungslust und die Ausgelassenheit unersättlich Alles auf einmal nachholen wolle, was man Jahre lang zu entbehren und zu unterlassen genöthigt war, wie die Mäuse aus allen Löchern hervor kriechen und lustig herumspringen und hüpfen, weil sie meinen, daß die Katze todt sei, die sich versteckt hat. Ja, die Geschichte erzählet, daß im Mittelalter hie und da die Ausgelassenheit und Liederlichkeit sogar am größesten war, als die Pest bereits eine ganze Straße ergriffen hatte. Zu allem dem ist uns die gegenwärtige Stille gewiß nicht gegeben, wohl aber"

„4) Dazu, daß wir aus den unheilvollen Erfahrungen der neueren und neusten Vergangenheit Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue lernen, und uns selbst und unsere begangenen Fehler und so viele verschuldete Unterlassungen des Guten verbessern sollen. Ja, zu solchem Lernen und Verbessern ist jetzt noch die rechte, aber auch dringende Zeit."

„Man sagt zwar, daß es Leute gebe, die nichts gelernt und nichts vergessen haben; aber gewiß giebt es noch viel mehr Leute, die nichts lernen und entsetzlich viel vergessen. Dem ungeachtet darf man sich aus vielen Beobachtungen die Hoffnung erlauben, daß die Zahl derjenigen nicht so gering und größer ist, als Viele meinen, die aus den gewaltigen Erfahrungen der letzten 60 Jahre, besonders auch der neusten 30jährigen Vergangenheit manche wichtige Wahrheit gelernt haben, wenn auch nicht alle laut bekennen, was sie lernten." M. Bl. 1851, S. 55, 56.

Es folgte 1852 ein theures Jahr, und Zeller hatte Ursache die Frage aufzuwerfen: „Wo kaufen wir Brod, daß diese essen?" und diese Frage aus Gottes Wort zu beantworten. „Das ist das Geheimniß des Segens", so sagte er im Anschluß an das Evangelium Marc. 8, 1—9, „daß man zuerst dem Worte Jesu und Seiner Stimme gehorsam sei, wenn Er befiehlt: Gebt ihr ihnen zu essen; und dann, daß man das, was man im Gehorsam geben will, vor dem Austheilen, dem HErrn zum Segnen darbringe, der es wunderbar vermehren kann. O was würde man erfahren, wenn man dies Geheimniß nicht nur von dem HErrn erlernt, sondern auch das Erlernte ausübt!" M. Bl. 1852, S. 36—40.

In Uebereinstimmung hiemit verbreitete er sich auch im Jahresbericht über die Ursachen der Armuth. Er konnte sagen, daß er während seiner zweiunddreißigjährigen Arbeit in Beuggen in wenigstens 666 arme Familien hineingeschaut, und Blicke in die Noth, das Elend und Verderben gethan habe. Dazumal wurden in der Anstalt seit dem 1. April bis zum 9. Juli an die Armen Suppe, Brod und andere Speisen von dem Tische der Anstalt in wenigstens 2200 Portionen ausgetheilt, indem man täglich 20—25 Bettler und Bettelkinder ins Haus treten sah. M. Bl. 1852, S. 53, 54.

Drei Jahre später mußte er abermals die noch fortdauernde theure Zeit erwähnen, aber um so freudiger konnte er die Vatersorge Gottes rühmen. „Die Theurung aller Lebensmittel, welche so viele tausend arme Haushaltungen unseres Volkes schwer gedrückt hat und noch immer drückt, haben auch wir gefühlt, indem wir über 3400 Franken mehr ausgegeben als eingenommen haben, wie unsere neueste Jahresrechnung ausweist. Dessen ungeachtet dürfen wir zum Preise der väterlichen Fürsorge und Durchhülfe des HErrn unseres Gottes rühmen, daß wir am Nöthigen nie Mangel leiden mußten, von größeren Krankheiten in einer so zahlreichen Haushaltung, und unter so vielen, auch körperlich verwahrlosten Kindern, auffallend und selbst zur Verwunderung des Arztes verschont blieben, und auch in dem verflossenen Jahre keinen Todesfall im Hause hatten.“ M. Bl. 1855, S. 49. Im folgenden Jahre mußte er abermals eine Mehrausgabe von 618 Franken erwähnen. „Ich fürchte“, sagte er, wir werden in diesem Jahre mit unentgeltlicher Aufnahme armer Kinder stillhalten müssen. Denn Schulden zu machen, um arme Kinder ohne Kostgeld aufnehmen zu können, dazu finden wir keine Erlaubniß in unserm Gewissen. Wir gedenken billig mit Dank gegen Gott daran, daß Er uns schon mehr als 36 Jahre lang ohne alle Geldschulden durchgebracht hat, und wenden das Wort auch auf Geldschulden an, wenn uns gesagt wird: Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch untereinander liebet. Röm. 13, 8.“ Diese Erfahrung erscheint um so merkwürdiger, wenn man vernimmt, daß selbst in jenen theueren Jahren nur 150 Fr. als jährliches Kostgeld für ein Kind, mit Einschluß aller seiner Bedürfnisse gegeben und angenommen wurden (M. Bl. 1856, S. 57), daß von 200 Zöglingen im Laufe der Zeit 191 ganz unentgeltlich aufgenommen und ausgebildet wurden, und daß Zeller sich nie dazu entschloß, das Publikum um Hülfe zu bitten oder zu collectiren. M. Bl. 1855, S. 44.

Unterdessen war der Pachtzins für die Gebäude, die Aecker und Wiesen erhöht worden. Dreimal war es nahe daran, daß das Schloß von der Domänenkammer verkauft werden sollte. Diese Gefahr drohte zur Zeit, da der Prinzregent Friedrich von Baden auf seiner Rückreise vom Bodensee an Beuggen vorüberkam. Er stieg aus, hörte den Gesang der Zöglinge und Kinder an, und gab eine huldreiche Antwort auf die in Säckingen ihm überreichte Bittschrift. Er erklärte, daß die Anstalt bleiben, und daß Alles beim Alten bleiben sollte. M. Bl. 1854. S. 50. 1855, S. 44.

Zeller beharrte bei allen gesegneten Erfolgen, die seiner Arbeit zu Theil wurden, in der Bescheidenheit. Im Blick auf die eigene Anstalt, auf die damit verwandten Unternehmungen und auf den gesammten Zustand des christlichen Lebens und Wirkens unserer Zeit, legte er 1854 folgendes merkwürdige Geständniß ab. „Man hört hie und da einen unserer Menschenfischer mißmuthig oder gar muthlos seufzen und sagen: Ach, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Die wollen wir freundlich fragen: Habt ihr denn wirklich ein Netz ausgeworfen? Oder, habt ihr euer Netz auf das Wort des HErrn ausgeworfen, oder aber in eigenem Willen und Gutdünken? Habt ihr das Netz auf die rechte Seite ausgeworfen oder auf die unrechte? Oder wollet ihr warten, bis der helle, lichte Morgen kommt? Nein! Die Nacht ist die rechte Zeit zum Fischen; am Morgen aber geht es an das Erlesen. O hätten wir nur einmal 300 Mann, welche die Posaune da, wo einen jeden Gideon hingestellt hat, tüchtig blasen könnten und jeder seine brennende Fackel recht in die Finsterniß hineinleuchten lassen und die leeren Krüge kräftig zerschlagen könnte, wie bald würden die Midianiter sich unter einander selbst aufreiben! Ja, solche 300 Männer, die stehend tranken aus der Hand zum Munde, und nicht wie die 9700, welche es sich bequemer machen wollten, sich niederließen und knieend tranken, die haben entschieden am Tage Midians (Richter 7, 6—7). An jenem Tage wollte der HErr es anschaulich zeigen, daß es Ihm gleich sei, durch Viele oder durch Wenige zu helfen, und daß es bei einem Rettungswerke nicht sowohl auf die Zahl, als auf die Tüchtigkeit und die entschiedene Hingebung der Werkzeuge ankomme. Ja, durch Wenige und Geringe und Verachtete wollte der HErr eine Rettung senden, damit nicht Israel sich rühmen möchte wider Ihn, und sagen: „„Meine Hand hat mich erlöset."" Richt. 7, 1—2.)"

„Doch, meine Freunde! Soll ich sagen, was ich denke, so muß ich sagen: Es scheinet unserer Zeit nicht nur an einem Gideon zu fehlen, der zu seinen Dreihunderten sagen konnte: Sehet auf mich, und thuet auch also, wie ihr sehet, daß ich thue! Es scheinet auch nicht nur an solchen entschlossenen, entschieden sich hingebenden dreihundert Männern zu fehlen, sondern es scheint auch, daß ein Tag, wie jener Tag Midians, noch nicht gekommen sei. Blicken wir auf das ganze Rettungswerk der innern und äußern Mission unserer Tage auf allen Arbeitsplätzen ihrer nahen und fernen Thätigkeit: so begegnet unsern Augen überall ein auffallender Mangel an großen Erfolgen und Ergebnissen, überall nur eine geringe und vor unsern Augen fast unscheinbare Wirksamkeit. Nirgends hören wir von einer einzigen Predigt, durch welche 3000 Seelen bekehrt wurden, nirgends von einer andern, durch welche 2000 andere Seelen hinzugethan wurden, nirgends von einer Zeit, von der man Berichte erstatten könnte und melden: „„Der HErr that täglich hinzu, die da selig und gerettet wurden."" Fast könnte man jetzt von Hunderten von Predigten sagen, durch welche etliche Wenige selig wurden."

„Freunde! Verzeihet mir, wenn ich thöricht, wenn ich nach dem Augenschein kurzsichtiger Menschen spreche. Denn der HErr kennt die Seinen, die auch in unserer Zeit selig werden. Aber ich möchte gerne auf die besondere Weltlage unserer gegenwärtigen Zeit hindeuten. Sie scheinet eine ähnliche zu sein oder zu werden, wie die, in welcher unser HErr selbst sein großes, universales Rettungs- und Missionswerk begonnen hat." M. Bl. 1854, S. 47.

Was im Hinblick auf das Ganze des Reiches Gottes sein Herz bewegte, das sprach er im Jahresbericht von 1857 aus. „Was ist jetzt im Blick auf die großen Gefahren, Versuchungen und Veränderungen der Gegenwart und der nähern und ferneren Zukunft als theure Christenpflicht zu thun? Freunde und Brüder! Erlaubet mir als Antwort auf diese Frage drei Vorschläge und Bitten an eure Herzen zu richten."

„Erster Vorschlag: Die eschatologischen Wahrheiten, diese wichtigen Lehren von den letzten Dingen, müssen von den Lehrern, Dienern und Verkündigern des Wortes und Evangeliums Gottes häufiger, deutlicher, kräftiger und erwecklicher in den Gemeinden gepredigt werden. Das darf aber nicht geschehen auf den Grund selbstgemachter, schwärmerischer und phantastischer Ideen und Meinungen, sondern gegründet auf die ausdrücklichen Worte unsers HErrn Jesu, die Er sonderlich in seinen letzten Tagen

so ernstlich gepredigt hat, und gegründet auf die Worte der Propheten und Apostel, die in ihrem großen Zusammenhang nachgewiesen werden sollen. Je näher wir seit 1800 Jahren den letzten Zeiten und Dingen entgegengerückt worden, desto gefährlicher ist die Unwissenheit und Unklarheit in der Christenheit darüber, desto dringender nöthig die gründliche Belehrung darüber, aber auch desto mehr zu hoffen, daß noch manche Seelen dadurch erweckt werden aus dem Schlafe der Sicherheit und des irdischen Treibens."

„Warum ist aber die Unwissenheit und Unklarheit so vieler Tausende in der Christenheit unserer Zeit darüber so groß? Ach Freunde es ist unglaublich, wie unbekannt die Bibel in so vielen Haushaltungen ist, wie wenig sie in vielen Familien gelesen wird, wie wenig sie besonders in ihrem großen Zusammenhange gelesen und betrachtet wird. Wenn dann die Leute auch in den Kirchen über gewisse Wahrheiten und Lehren selten oder nie predigen hören, wie muß die Unwissenheit und Unklarheit darüber zunehmen? Wer aber über den Abfall unserer Zeit und über die bevorstehenden drei Gottesgerichte darüber deutlich predigen soll, der muß freilich Dinge und Saiten berühren, die man nicht gerne hört, und die dem Prediger bald in den obern, bald in den untern Schichten der Gesellschaft oft sehr übel genommen werden."

„Daher kommt der zweite Vorschlag: Es muß in Haushaltungen, Versammlungen und Gemeinden, besonders in freiwilligen Gebetsvereinen ernstlicher und vereinigter um neue Ausgießungen des heiligen Geistes gebetet werden."

„Das entsetzliche Verderben in Stadt- und Landgemeinden, das durch die zunehmenden Sünden des Ehebruches, der Hurerei, des Betruges und des Stehlens, durch die schreckliche Verwahrlosung so vieler unehelicher Kinder und die zunehmende Bettelei, die besonders für Kinder so verderblich ist, immer offener an den Tag tritt, wird nach dem natürlichen Lauf der Dinge nicht abnehmen, sondern steigen, wenn nicht durch Erweckungen und Bekehrungen nahe und ferne, in kleineren und größeren Kreisen ein neuer sittlicher Ernst gepflanzet wird. Wie soll und kann aber eine solche heilsame und durchgreifende Veränderung geschehen und wachsen, ohne neue Geistes-Ausgießungen? Solche Ausgießungen aber sind noch viel größere Wohlthaten göttlicher Gnade, als ein herrlicher und fruchtbarer Regen nach großer und langer Dürre. Darf man schon um einen solchen natürlichen und körperlichen Regen bitten, wie viel mehr um jenen geistigen Regen nach geistiger Dürre. Denn eine solche große Wohlthat versteht

sich nicht von selbst, sondern ist eine Gnade. Um Gnade aber darf und soll man bitten, und wo man dieß in einmüthigem Vertrauen auf die göttliche Verheißung durch den Propheten Joel thut, wie sie der Apostel Petrus ausdrücklich auf die letzten Tage der neutestamentlichen Zeit angewendet hat, (Apostg. 2, 17—21.) da wird gewißlich eine Erhörung geschehen."

„Nun folgt der dritte Vorschlag: Es muß thätig für die Sammlung des Volkes Gottes zum Einzug in das nahe herbeikommende Reich Gottes auf Erden gearbeitet werden." M. Bl. 1857, S. 52. 53.

So lautete der Mahnruf dieses 78jährigen Dieners des HErrn; und wer sollte darin nicht ein köstliches Vermächtniß für das nachwachsende Geschlecht erkennen! Fürwahr, wo so gepredigt, so gebetet und an der Sammlung der Kinder Gottes gearbeitet wird, da wird im Sinne Christi gepredigt, gebetet und gearbeitet, da wird des HErrn Werk getrieben.

Wenden wir uns nun zu dem engen Kreis der Familie.

Im Jahresbericht 1850 konnte Zeller, nachdem er der schrecklichen Begebenheiten des verflossenen Jahres gedacht, ein freudiges Ereigniß aus der Geschichte seiner eigenen Familie erwähnen. „Unsere sechste Tochter Tabitha, die so manches Jahr die treue Gehülfin der Hausmutter und Mitarbeiterin an der Pflege und Erziehung unserer armen Anstaltsmädchen gewesen ist, wurde am 14. Juni 1850 mit Herrn Ludwig Schmuziger von Aarau durch Herrn Pfarrer Friedrich Haller in Veltheim zur Ehe eingesegnet und hat nun ihren bisherigen Wirkungskreis in Beuggen verlassen."

Dieser Eidam Zellers war den 15. Mai 1804 in Aarau geboren. Seine Eltern Max Schmuziger und Maria geb. Berger gehörten dem angesehneren Bürgerstande an. Ludwig verlor schon in seinem vierzehnten Jahr den Vater. Er wurde zur Kaufmannschaft bestimmt, die er in Aarau erlernte. Im Dienste seines Principals hatte er jährlich einige Zeit in Frankfurt a. M. zuzubringen. Später trat er in eine große Seidenhandlung in Marseille ein. Im Auftrag dieses Hauses verweilte er zweimal eine geraume Zeit im Orient, in Constantinopel und in Brussa am Fuß des Olympos in Bithynien, — einst die Königsstadt des Eumenes, wo Hannibal sein tragisches Ende fand, jetzt ein für das schweizerische Seidengeschäft wichtiger Handelsplatz. Es war eine wunderbare Fügung, daß Ludwig in die Türkei ziehen mußte, um mitten im muhammedanischen

Lande Christum zu finden, den er in der Heimath noch nicht recht kennen gelernt hatte. In Constantinopel wurde er mit dem Missionar Schaufler befreundet, und in dessen Familie, und durch seinen Umgang mit einem lebendigen Christenthum bekannt. Dort erlebte er selige und unvergeßliche Stunden.

Es war der Wunsch seiner alten Mutter, der ihn endlich in die Heimath zurückrief, denn ihre andern vier Söhne hatten sich alle im Ausland etablirt. In den Jahren, welche die alte Wittwe und ihr Sohn mit einander zubringen durften, lebten sie zurückgezogen, forschten täglich in der Schrift, und suchten dem HErrn immer besser zu dienen, bis die Mutter im neunundsiebzigsten Jahr entschlief.

Unterdessen hatte Ludwig eine eigene Seidenfabrik gegründet, worin er 80—100 Arbeiter beschäftigte. Dabei war es von Anfang an sein Bemühen, den Arbeitern ein treuer Rathgeber und Freund zu sein.

Durch den Hingang der Mutter war er ganz vereinsamt und in tiefe Trauer versetzt. Schon seit einiger Zeit hatte er sich an Zellers Schriften erbaut. Er machte Besuche in Beuggen, um Trost zu finden, und sich an Zellers Gesprächen, Predigten und Kinderlehren zu erquicken. So kam es dahin, daß er die Liebe zu dem väterlichen Freund auf eine der Töchter übertrug, und dieselbe nach Aarau heimführen durfte.

Ludwig Schmuziger hatte Erfolg in seinem Geschäft. Er und sein Bruder, der Stadt-Ammann, der aus Italien zurückgekehrt war, wollten ihre Dankbarkeit gegen Gott, der das irdische Gedeihen gegeben hatte, und ihre Theilnahme für den Arbeiterstand und für die Armen nicht mit Worten, sondern mit der That beweisen. Die beiden kauften aus eigenen Mitteln das schön gelegene und wohl erhaltene Schloß Chastelen am östlichen Abhang des Jura, in einem Seitenthal des Aargau, unweit von Schinznach, bestimmten es zu einer Erziehungsanstalt für arme Kinder und scheuten keine Mühe, es für diesen Zweck einzurichten. Ludwig sah mit kindlicher Verehrung auf seinen Schwiegervater und dessen Thätigkeit in Beuggen. Etwas ähnliches wünschte er für die verwahrlosten Kinder des Aargau in's Werk zu setzen.

Man bedurfte dazu eines tüchtigen Lehrers und Hausvaters, und wendete sich deßhalb nach Beuggen. Zeller empfahl einen seiner liebsten Schüler, Aaron Wizenmann von Thailfingen in Württemberg. Er war als Knabe seit 1838 von Zeller erzogen worden; er machte als Jüngling den Schullehrercursus in Beuggen durch; er wurde von den Vorstehern

in Beuggen als Lehrer und als Erziehungsgehülfe für Zeller angestellt. Am 15. October 1855 folgte er dem Rufe nach Chastelen. „Wizenmann“, so erzählt Zeller, „wurde von seinen neuen Vorstehern ermuntert, sich eine tüchtige Hausmutter für die armen Kinder in Chastelen zu suchen und zu diesem Zwecke sich nach Beuggen zu wenden. So wandte er sich denn, nach einer vorangegangenen schriftlichen Anfrage eines seiner Vorsteher, hieher und hielt im März 1856 um die Hand unsrer Tochter Monika an und erhielt von ihr und uns Aeltern das Jawort.“ M. Bl. 1856, S. 59.

Im Herbst desselben Jahres erfolgte die Hochzeit und so wurde Chastelen in mehr als einem Sinne eine Tochteranstalt von Beuggen.

Ludwig Schmuziger lebte noch 14 Jahre in einer glücklichen Ehe; es wurden ihm drei Töchter und ein Sohn geboren. Er war ein Mann des Friedens und der Bescheidenheit. Als er sein Ende nahen fühlte, übergab er in einem Gebete seine Familie und die Anstalt in Chastelen dem HErrn und entschlief sanft den 24. März 1864, im sechzigsten Lebensjahre, vier Jahre nach dem Heimgang seines Schwiegervaters.

Während Zellers Kinder nach einander das Vaterhaus verließen, wurde andrerseits das Familienleben bereichert und verschönert, indem nach einander mehrere Enkelkinder Aufnahme im Schooß der Familie fanden. Gobats kamen am 15. Mai 1852 aus Jerusalem zum Besuch und übergaben ihr Töchterlein Maria den Großältern zur Erziehung. Später kehrten auch Gobats ältere Töchter ein, Hannah und Dora, welche in Montmirail ihre Ausbildung erhielten.

Zeller durfte die Früchte seiner Erziehung an seinen eigenen Söhnen sehen und genießen. Alle drei wurden in diesem letzten Jahrzehnt zur Stütze seines Alters. Reinhard trat am 1. November 1851 als Vikar ein und übernahm die geistlichen Amtshandlungen, die Seelsorge und einen Theil der Predigten und Katechesen. Daneben arbeitete er die neun Jahre, bis zu des Vaters Hingang, als dessen Lehrgehülfe; er gab den Kindern Unterricht im Rechnen und in der Geographie, den Schullehrerzöglingen im Rechnen und Singen, in der Physik und Algebra. Nathanael, der vieler Menschen Städte gesehen und fremde Sprachen gelernt hatte, kehrte aus dem Morgenlande zurück und wurde am 1. November 1852 Lehrer in Beuggen. Samuel, der jüngste, hatte den Lehrercursus bei seinem Vater durchgemacht; im April 1851 wurde er nach Payerne zu Pfarrer

Christoph Möhrlen gesandt, um die französische Sprache zu erlernen. Zwei Jahre später erhielt er seine erste Anstellung als Lehrer an dem Seminar zu Schiers in Graubündten. Endlich am 25. October 1855 trat er in Beuggen an die Stelle von Wizenmann. Neben den drei Brüdern war die unverheirathete Tochter Sophie als Gehülfin der Hausmutter thätig, und sie blieb die Stütze der beiden Aeltern in gesunden und kranken Tagen bis an's Ende. So sah sich denn Zeller seit dem Spätherbst 1855 von vier seiner Kinder umgeben, die sich mit ihm und der Mutter in die Arbeit theilten und in demselben Geist, in welchem sie erzogen waren, der Erziehung und Unterweisung der ihrer Pflege Anbefohlenen sich widmeten.

So stand er noch aufrecht mit seiner Gattin und es grünte und blühte alles um ihn her, zahlreiche Enkel waren geboren (bei seinem Hingang lebten ihrer 38) mehrere von diesen erhielten geistvolle und rührende Pathenbriefe oder Taufzettel von seiner Hand. Da geschah es, daß zum ersten Mal der Tod eine schmerzliche Lücke in diese patriarchale Familie riß. Am 28. Januar 1856 starb in Zuffenhausen Zellers älteste Tochter Helene Völter an den Folgen einer Niederkunft. Sie hatte zehn Jahre ihrem Gatten in Lichtenstern zur Seite gestanden, als Hausmutter der Anstalt daselbst, welche ganz ähnlich eingerichtet war wie die Anstalt in Beuggen und in gleichem Geiste geleitet wurde. S. oben I. S. 317. Ihr Gemahl zog im Jahr 1850 als Pfarrer nach Zuffenhausen bei Ludwigsburg. Dort waltete sie noch 6 Jahre als treue Gattin und Mutter, eine demüthige, zu dienen willige, sich für Andere aufopfernde Seele.

Größere schriftstellerische Arbeiten hat Zeller in dieser letzten Periode nicht mehr hervorgebracht; wohl aber die täglichen Morgenbetrachtungen, die Lehrstunden und das Monatsblatt ohne Unterbrechung fortgesetzt. Und hier zeigt sich die seltene Erscheinung, daß ihm die Geistes- und Herzensfrische bis ins höchste Greisenalter erhalten blieb. Etwas Aehnliches fand sich bei einigen griechischen Weisen und Dichtern des Alterthums: sie verstanden die Kunst, alt und doch nicht alt zu werden. Aehnlich verhielt es sich mit Kant, welcher mehrere seiner bedeutendsten Schriften im Greisenalter ausgehen ließ. Aber Zeller schöpfte noch aus einer andern Quelle stete Verjüngung und Erneuerung im Geiste seines Gemüths. Er trug den Frieden Gottes im Herzen, er lebte ein verborgenes Leben mit Christo in Gott, er hatte einen ununterbrochenen Verkehr des Gebetes mit dem

HErrn, und bei dieser Herzensstellung fand er täglich neue Erquickungen im Worte Gottes, welches er mit seinen Hausgenossen betrachtete. Hiezu kam die außerordentliche Mäßigkeit und Ordnung seiner Lebensweise. Unberührt von störenden Leidenschaften und quälenden Sorgen konnte er noch die letzten Tropfen des Lebensöles im Dienste seines HErrn verwenden und sein Licht leuchten lassen auf einer Altersstufe, wo es bei uns Andern längst erloschen oder doch verdüstert zu sein pflegt.

Von seinem Geistesleben und seiner innern Geschichte geben die Aufsätze dieses letzten Jahrzehnts Kunde. Todesgedanken beschäftigten ihn so sehr, daß er bei dem Vortrag seines Jahresberichtes vor der festlichen Versammlung 1853 und 1854 förmlich Abschied nahm. Diese Richtung seines Gemüths spricht sich aus in einer Reihe von Betrachtungen über den Zustand nach dem Tode: Frage und Antwort über das Beten für Verstorbene. M. Bl. 1856, Nr. 5. — Seliges Leben, seliges Sterben. 1857 Nr. 5. — Wem ist Sterben ein Gewinn? 1858, Nr. 11. — Wie wird dir sein, wenn aus dem Leib du scheidest? 1859, Nr. 4.

Im Zusammenhang mit dieser Stimmung stehen die beiden Aufsätze, die ihm selbst und Anderen zur Aufrichtung dienten: Bitten im Alter nach Psalm 71, 9. 18. 19. Ps. 51, 12—14. 2. Tim. 4, 18. M. Bl. 1856, Nr. 12 — und: Mittel gegen die Ungeduld im Leiden. 1857, Nr. 4.

Diese Stimmung hatte nichts düsteres und gedrücktes, im Gegentheil, sie war verbunden mit der seligen Hoffnung auf das Daheimsein bei dem HErrn und mit dem Blick auf das wahre und eigentliche Ziel der Kinder Gottes, nämlich auf die erste Auferstehung bei der nahen Zukunft des HErrn. Zeugnisse dieser Hoffnung finden sich fast auf allen Blättern der Monatsschrift. Ganz besonders tritt sie hervor in Abhandlungen wie diese: Christus, die Auferstehung und das Leben. M. Bl. 1855, Nr. 5 — Von der Bereitschaft auf die Zukunft des HErrn. M. Bl. 1856, Nr. 1. — Ueber das Entgegenkommen zur Auferstehung der Todten nach Phil. 3, 7—14. M. Bl. 1858, Nr. 5 — Ueber die Leiberverwandlung bei der bevorstehenden Zukunft Christi, nach 1. Cor. 15, 51—55. M. Bl. 1860, Nr. 5.

In andern Aufsätzen erweitert sich der Blick zur hoffnungsreichen Anschauung des kommenden Reiches der Herrlichkeit: „Drei große Erwartungen der Christen“; sie warten auf ihres Leibes Erlösung, auf die Zukunft des HErrn, auf den neuen Himmel und die neue Erde.

M. Bl. 1853, Nr. 6. — Die Vollendung des Erlösungswerkes auf Erden, nach Offenb. 21. 1855, Nr. 12 — Betrachtungen, aus denen die leuchtendsten Stellen oben in dem Abschnitt über Zellers prophetische Forschungen schon hervor gehoben worden sind.

Man darf nicht meinen, er habe sich in einseitiger Weise mit den kommenden Dingen beschäftigt und dabei den Grund unseres Heils aus dem Auge verloren. Im Gegentheil, er lebte und webte beständig in der Versöhnung, die einmal für immer vollbracht worden ist durch den Tod des menschgewordenen Sohnes Gottes. Hievon zeugen zahlreiche Aufsätze aus dieser Zeit: Einer für Alle, nach 1. Timoth. 2, 5—8. M. Bl. 1852, Nr. 4. — Adam und Christus. 1853, Nr. 12. — Das einzige und einmalige Opfer für alle Sünden, nach Hebr. 10, 14. 1854, Nr. 8. — Endlich: Die Versöhnung der Welt, nach 2. Cor. 5, 19—21. 1860, Nr. 5.

Bis zuletzt suchte er sein Wächteramt zu erfüllen in gesalbten Ansprachen über die Aufgaben des christlichen Lebens, und über die Gefahren, denen die Gläubigen ausgesetzt sind. Hieher gehört seine Auslegung des Vaterunsers. 1852, Nr. 12 — 1853, Nr. 1—3. — Der vernünftige Gottesdienst, nach Röm. 12, 1—3. 1853, Nr. 4. — Wie sollen Christen fortgehen und wandeln? Eph. 5, 15—21. 1853, Nr. 11. — Von dem Zeugenamt, dem Priesteramt, dem königlichen Amt lebendiger Christen. 1855, Nr. 2, 3, 4. — Gegen die gefährlichen Irrthümer unserer Zeit erhob er seine Stimme in den Abhandlungen: Ueber das Tischrücken, Geisterklopfen und Todtenfragen, 1856, Nr. 3. — Glaubet nicht einem jeglichen Geist. Ebendas. Nr. 9. — Ueber den Selbstmord. 1857, Nr. 6.

So arbeitete er fort mit beinahe ungeschwächter Kraft, bis 1857 für seine Gattin und bald auch für ihn selbst eine Veränderung eintrat.

Frau Sophia Zeller, geb. Siegfried, war seit dem Tode der Frau Professor Fäsch 1821, die alleinige Hausmutter der aus 110—120 Seelen bestehenden Anstalt. Sie leistete Ungewöhnliches, indem sie Mutterpflichten nicht allein gegen ihre eigenen Kinder, sondern zugleich gegen die armen Knaben und Mädchen erfüllte; und nicht nur diesen, auch den Schullehrerzöglingen und Dienstboten war sie eine Mutter. Während Zeller sich dem Unterricht, der Seelsorge und dem Studium des Wortes Gottes widmete, war seiner Frau die ganze Haushaltung, und mit dieser zugleich die Leitung der Landwirthschaft überlassen. Ueber alle Einnahmen und

Ausgaben hatte sie die Rechnung zu führen und Rechnung abzulegen; es gab damals für Beuggen keinen eigenen Verwalter oder Oekonomen. So oft die große Wäsche und Glätterei wiederkehrte, war die Arbeit für Frau Zeller, für ihre Töchter und die beiden Arbeitsaufseherinnen eine ungeheure. So viel Personen in Wäsche, Kleidung und Nahrung zu erhalten, für Bestellung des Gartens und des Feldes, für die Einärntung und Einkäufe aller Art zu sorgen, alles dies lag der Hausmutter ob. Zu der Mühe mit den eigenen Kindern, so lange dieselben klein waren, kam noch die anstrengende Arbeit und Sorge an so manchem Kranken- und Sterbelager. Neben den Familienpflichten hatte sie eine ähnliche Aufgabe zeitweise wie die Vorsteherin eines Hospitals zu erfüllen. Die Gewöhnung an rastlose Arbeit und die Nothwendigkeit des Gebietens gab ihrem Auftreten etwas von Strenge, aber in ihrem Innern war ein mildes Herz, und was noch köstlicher war, sie beharrte neben der Arbeit, die auf ihr lastete, in treuer Uebung des stillen Gebets. Ja, sie hat wirklich, was man bei den Gläubigen so selten findet, die Eigenschaften einer Martha und Maria in sich vereinigt. Von ihrer Kindheit her hatte sie eine besondere Freude an Gellert's Liedern. Die täglichen biblischen Betrachtungen ihres Gatten nahm sie mit Begierde in ihr Herz auf. In dem Gebet und in dem Worte Gottes lag auch für sie das Geheimniß ihrer Kraft. Sie hatte eine besondere Gabe, Zwistigkeiten, die etwa unter den Zöglingen oder sonst entstanden, zu schlichten, Frieden zu erhalten und, auch in dieser Hinsicht eine treue Gehülfin ihres Mannes, ihm manche Bürde abzunehmen, manches Bittere zu ersparen. Als er trauernd über ihren Hingang ihren Lebenslauf niederschrieb, da konnte er mit Wahrheit sagen: „Die unterscheidenden Züge in ihrem Lebensbilde waren: thätige, aufopfernde Liebe, aufrichtige Treue, stiller, beharrlicher und kräftiger Arbeitsfleiß, ausdauernde Geduld, anhängliche Freundschaft, zarte, verständige Weisheit, demüthige Bescheidenheit und stets wahrhaftes, gottesfürchtiges Christenthum ohne viele Worte. O wie viele Herzen haben unvergeßliche Eindrücke von dieser ihrer Persönlichkeit empfangen, die ihr Lebensbild in gesegnetem Andenken behalten werden!" M. Bl. 1858, S. 71. 72.

Zu diesen, die einen solchen Eindruck von ihr empfingen, gehörte auch Gotthilf Heinrich von Schubert, der von ihr bezeugte: hier habe er gesundes, thätiges Christenthum gefunden. Dies lernten von ihr ihre Töchter, und dadurch besonders brachten sie einen so reichen Segen in die Ehe, eine jede für ihren Gatten und ihre Kinder.

Luther hatte einen Collegen, den er sehr liebte, den Pfarrer Hausmann in Wittenberg, bei dem die evangelische Lehre die schönsten Früchte trug. Er war ein stiller Mann und machte sich nie durch Schriften bekannt. Von ihm pflegte Luther zu sagen: Quod nos docemus, ille vivit. Das Gleiche hat Zeller zu seinen Schülern von seiner treuen Lebensgefährtin gesagt: „Was ich lehre, das lebt sie.“

Achtunddreißig Jahre hatte Frau Zeller in solchem Geiste ihren mühevollen und vielseitigen Beruf erfüllt. Sie hatte viel gearbeitet in dem HErrn; sie ward im Laufe der Zeit hunderten von anvertrauten armen Kindern und Schullehrerzöglingen eine Mutter im wahren Sinne des Wortes.

Es ist nicht zu verwundern, daß ihre Kräfte früher nachließen als die des Vaters. Sie hatte schon mehrere schwere Krankheiten überstanden. Im Herbst 1857 nahm man einen auffallenden Nachlaß ihrer früheren Stärke wahr, sie wurde mitunter aufgeregt, und dies rührte daher, daß sie fühlte, wie sie nicht mehr alles leisten konnte, wie sie gewohnt war und wie sie so gerne wollte. Zu der täglichen Arbeitslast kamen die Anforderungen der zahlreichen Gäste, welche zu erfüllen ihr immer schwerer fiel. Wohl hofften ihre Kinder, es würde ihr noch ein ruhiges, heiteres und leidensfreies Alter beschieden sein, aber Gott hatte es anders beschlossen. Sie litt an einem Herzfehler, der schon mehrmals in Gefahr drohender Weise sich bemerklich gemacht hatte. Dieser Fehler nahm zu, sei es durch allmälige Entwicklung oder durch eingetretene Erkältung und Entzündung. Am 25. Oktober 1858 bemerkte man die ersten Zeichen der schrecklichen Krankheit der Wassersucht (dirus hydrops.) Sie war noch auf und ging ein wenig umher, aber die Nächte waren schlaflos wegen Athmungsnoth. Der Zustand war lange Zeit, wie es bei diesem Uebel gewöhnlich der Fall ist, schwankend. Wer aber die Natur des Uebels kannte, dem konnte es nicht verborgen bleiben, daß hier keine menschliche Hülfe mehr sei. Mit dem Herzübel verband sich Leberleiden, Husten und Mundfäule. Oft drückte das Leiden des Körpers auch die Seele nieder, doch währte dies meistens nicht lange; sie hatte dazwischen selige Stunden, und besondern Trost gewährten ihr die Lieder in Hillers Schatzkästlein und manche aus dem würtembergischen Gesangbuch. Wenn leichtere Tage kamen, war sie voll Lobes und Dankes gegen Gott, wiewohl sie das gleiche Sehnen und Heimweh nach Erlösung aus diesem schwachen Leibe und nach dem Vaterhaus im Himmel behielt. Durch die

liebevolle Pflege ihrer Tochter Sophie und anderer Hausgenossen, und durch Briefe von ihren Lieben in der Ferne, auch durch Besuche einiger Enkel wurde sie erquickt.

So stand es im Februar 1858, als sie einen Besuch der Jungfrau Trudel aus Männedorf empfing. Sie weinte vor Freude über das, was der HErr an ihrem Sohn Samuel durch Dorothea Trudel gethan hatte. Er war durch ihren Zuspruch erweckt, und durch ihr glaubiges Gebet von einem hartnäckigen Flechtenübel geheilt worden.

Ueber jenen Besuch lautet der Bericht einer Hausgenossin, den wir ohne eigene Beurtheilung wiedergeben, also: „Jungfer Trudel, eine kleine, unansehnliche, bucklige Person, aber mit Augen, so durchdringend, daß man ihr Glaubensleben und ihr Herz voll Liebe ihr ansieht, erbot sich, bis am andern Tag ganz bei der lieben Mutter zu sein, und auch die Nacht bei ihr zuzubringen. Sie betete auch auf den Knieen so dringend mit ihr und für sie, wie ich noch Niemand gehört habe, aber nicht unbedingt um das Leben der Mutter, sondern so: wenn der HErr sehe, daß sie auch nur Einer Seele noch zum Segen und Heil sein könne, so möge Er ihr wieder Leben und Gesundheit schenken. Um 6 Uhr Abends sollte sie Morphium nehmen, aber Jungfer Trudel sagte freundlich, sie solle nichts einnehmen, sie könne doch schlafen. Allein die Arme hatte die ärgste Nacht seit langer Zeit und nicht die mindeste Erleichterung. Jungfer Trudel sagte, es komme daher, daß die Mutter nach ihrer Medicin verlange, was sie auch bekannte. Es wurde ihr um ihres Verlangens willen erlaubt damit fortzufahren, wenn sie nicht ohne Mittel glauben könnte. Am Morgen ging Jungfer Trudel fort. Die Mutter hatte einen schlimmen Tag von der Aufregung der Nacht. Nachher ging es besser. Am Samstag kam Jungfer Trudel wieder, aber nicht um leiblich zu heilen. Sie ist mit einer wunderbaren durchdringenden Macht begabt Menschen zu prüfen und zu ermahnen und hat unter Lehrern, Brüdern und Kindern viel Segen gestiftet. Alle hatten merkwürdiges Zutrauen zu ihr.“

Unterdessen hatte die Wassersucht so sehr zugenommen, daß man mit den schmerzhaften und schwächenden Abzapfungen begann, welche zeitweilige Erleichterung verschafften und nach und nach acht mal wiederholt wurden. In ihrem hülflosen Zustand und bei allem Gefühl des Elends, welches um Ostern schon so hoch stieg, daß man mehrmals meinte ihre letzte Stunde sei gekommen, war die Kranke voll zarter Aufmerksamkeit und

Theilnahme für alles, Großes und Kleines, was ihre Lieben in der Nähe und Ferne betraf. Ihre Angehörigen fingen an, um ein baldiges Ende ihrer Leiden zu bitten. Am Anfang des Juli wurde sie erfreut, indem ihre Tochter Maria mit ihrem Gemahl aus Jerusalem ankam, da sagte sie: „Nun will ich gerne sterben, da ich Euch noch gesehen habe."

„Ich habe sie sehr abgezehrt gefunden," schrieb Maria, „doch ist ihr Auge noch hell und leuchtend, sie" (die gewohnt war Andern zu dienen) „bedauert, daß sie sich so sehr muß dienen lassen. O wie ähnlich ist sie dem HErrn, dem großen Dulder, die Jüngerin ihrem Meister! Wir haben uns öfters versammelt vor ihrem Bett um miteinander zu singen und zu beten, einmal der, das andre mal ein andrer. Die Gebete thun ihr immer gut und sie scheint vom Gebet aufrecht erhalten zu werden." Auf einige Tage waren alle ihre Kinder und ihre Schwiegersöhne bei ihr, nur die Ihrigen in Marburg ausgenommen. Da hatte sie nach bangen Tagen Sonnen- und Gnadenblicke zu genießen. Nun aber eilte der HErr mit ihr zu Ende. Ihr Sohn Reinhard stand ihr als Seelsorger mit Zuspruch und Gebet treulich zur Seite. Als sie am 26. Juli die Vorboten des Todes fühlte, erhob sie ihre Augen und Hände und rief: „O Jesu, erbarme dich meiner! Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist." Sie verlangte das Lied: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. Als die Nacht überstanden war, sehnte sie sich sehr darnach, daß der Morgensegen, den der Vater im Lehrsaal hielt, bald vorüber wäre, damit der Vater wieder zu ihr komme. Gegend Abend ließ sie sich das Lied vorlesen: Fortgekämpft und fortgerungen. Während man zum Nachtessen gieng, verlangte sie allein zu sein. Der Vater kam wieder, hielt das Abendgebet an ihrem Bette und zog sich dann mit den Seinigen zurück. Sie erlaubte ihrer Tochter Sophie diese Nacht bei ihr zu bleiben. Auf einmal kam diese voll Schrecken zum Vater herüber. Der Zustand hatte sich plötzlich verändert, der Schlag hatte die Leidende gerührt, der rechte Arm und der rechte Fuß war gelähmt, die Zähne hatte sie hart zusammen gebissen, die Sprache verloren. Doch war das Bewußtsein noch nicht erloschen, sie gab mit dem linken Arm und mit den Augen noch Zeichen des Erkennens und der Liebe. Sie verstand es, als man ihr zurief: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde" — „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd' eingehen." — „Der HErr wird dich erlösen von allem Uebel."

An demselben Abend ereignete sich im Hause etwas Unerklärtes. Man hörte ein lautes Geschrei im Treppenhause. Es waren die Anstaltsmädchen, welche aus dem Schlafzimmer stürzten. Die meisten hielten sich den Kopf und weinten. Erst nach langem Fragen erfuhr man die Ursache. Sie hatten sich gerade im Halbkreis zur Abendandacht unter der Leitung ihrer Arbeitsaufseherin stellen wollen, da sei ohne irgend einen Laut ein Schlag auf den Kopf eines jeden gefallen und durch den ganzen Körper gefahren, der sie alle zu Boden stürzte und die Aufseherin mit ihnen. Einige Zeit lagen sie da, ehe sie sich von ihrem Schrecken aufrichten konnten; dann eilten sie zur Thüre hinaus. Es stand an jenem Abend ein fernes Gewitter am Himmel, aber man sah sonst keinen Blitz in der Nähe, und Niemand hörte ein Donnern. Erst als man die Mädchen beruhigt und zum Vertrauen auf Gott gewiesen hatte, gingen sie endlich zu Bett, mit dem Gefühl, daß dieser Schlag eine Warnung und Rüge für ihren Leichtsinn gewesen sei, dem sie am Sterbetag der Mutter Raum gegeben hätten.

Während dieses letzten Tages litten auch die Angehörigen unaussprechlich bei dem Anblick solcher Leiden, welche sie der Mutter nicht abnehmen konnten. Feurige und demüthige Bitten um Abkürzung des letzten Kampfes stiegen im Verborgenen zu Gott empor. Endlich gegen Mitternacht trat das Röcheln ein, und nach drei schrecklichen Erschütterungen des Körpers, derer Anblick den Umstehenden durch Mark und Bein gieng, stand der Athem still.

Das erste Gefühl im Herzen ihrer Kinder, als sie sahen, daß der Kampf überstanden war, war das des Friedens, der Ruhe und des Dankes gegen Gott, und sie gaben diesem Gefühl einen ungewöhnlichen Ausdruck, indem sie bald nach dem Sterben der Mutter in derselbigen Nacht den Gesang: Lobe den HErren, den mächtigen König der Ehren, anstimmten.

Es ist nicht glaublich, daß die Jünger des HErrn, nachdem Er am Kreuze gerufen: Es ist vollbracht, und das Haupt zum Tode geneigt hatte, einen Psalm des Dankes gesungen hätten. Die rechte Stunde für ein Freudenlied kam mit dem Ostermorgen. Der Morgen der Auferstehung kömmt auch für die Kinder Gottes, und dann wird ihnen ein neues Lied in ihren Mund gegeben werden zu loben unsern Gott.

Freitag den 30. Juli Vormittags fand das Begräbniß auf dem Gottesacker in Beuggen statt. Treue Freunde und Geistesverwandte

traten für den trauernden Vater und für seine Söhne ein. Professor Auberlen aus Basel hielt die Morgenandacht über die Worte der Offenbarung: „Diese sind es, die gekommen sind aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes.“ „Sie wußte es wohl,“ sagte Auberlen, „und sie hat es gegen das Ende ihres Pilgerlaufes immer tiefer erkannt, daß wir ohne die Kraft dieses Blutes, das den Sündern Gnade bringt, nicht im Frieden leben, nicht im Segen wirken, nicht geduldig leiden, nicht selig sterben können.“ Die Leichenrede hielt Pfarrer Jacob von Brunn, über die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben.“ Er sagte: „Es giebt für die Gläubigen Stunden der Angst und des Jammers, der sich bis zu der Klage steigert: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Kommen dann diese Angefochtenen aus dem Dunkel der Todesnoth in die heitere, warme, selige Luft ihrer ewigen Heimath bei ihrem Sterben, so ist es ihnen wie den Träumenden, die aus einem alpartigen Traum erwachen. Auch unsere Verewigte mußte an ihrem Lebensabende diese dunkle Heimsuchungszeit durchmachen, wie ein John Knox, Luther und Johann Arndt, damit alles Eigene und Sündliche abgestreift und geläutert werde und die Seele erkenne, daß sie aus Gnaden selig werde und durch das Blut Christi gereinigt von aller Sünde.“ M. Bl. 1858, S. 65—71. Pfarrer Werner, der geliebte Schwiegersohn, hielt eine Kinderlehre über die Worte des Psalms: „Vor dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen.“

Zeller selbst hatte den Lebenslauf der Entschlafenen aufgesetzt, welchen Pfarrer von Brunn vorlas. M. Bl. 1858, S. 71—73.

Nachdem er ihrer Arbeit der Liebe und ihres gesegneten Beispiels gedacht, fährt Zeller fort: „Aber sie sollte auch noch durch außerordentliche Leiden und Trübsale während der letzten 9 Monate ihres zeitlichen Lebens zur ewigen Seligkeit vorbereitet werden. Sie magerte ab zu einem bemitleidenswerthen Marterbilde und war so schwach, daß sie sich selbst nicht mehr allein bewegen konnte, sondern Tag und Nacht von zwei Wärterinnen gehoben, gelegt, gewendet und gestützt werden mußte. Endlich kam die Stunde, wo sie durch einen seligen Tod unter den Gebeten der um sie Stehenden und Knieenden erlöset wurde. Ich sage mit Bedacht: durch einen seligen Tod; denn in ihrer langen Krankheit hatte ihr der HErr die große Gnade einer festen Versicherung der Versöhnung und Vergebung aller ihrer Sünden geschenkt und ihr die gewisse Hoffnung des ewigen

Lebens zugeeignet, mit welcher Gewißheit sie heimgehen durfte zu dem, der gesagt hat: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast; auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Joh. 17, 24."

Solches schrieb der trauernde Greis. Er sprach am Begräbnißtage, bei der Feier im Hause und auf dem Gottesacker kein Wort. Er hatte das Grab ausmauern lassen in der Erwartung und mit dem Wunsche, bald an der Seite der theuern Entschlafenen zu ruhen. Gott stärkte ihn an diesem Tage; doch als das Begräbniß vorüber war, wurde er von dem Gefühl der Vereinsamung überfallen und mußte mit Macht dagegen beten. Eine kleine Reise zu seinen Lieben in Aarau und Chastelen diente ihm in etwas zur Aufrichtung.

Nach dem Hingang der Mutter hatte Sophie den Vater zu pflegen und die Haushaltung zu führen, Nathanael übernahm neben seiner Lehrerstelle das Rechnungswesen und die Leitung der Landwirthschaft. Reinhard und Samuel unterstützten wie bisher den Vater, der eine als Geistlicher, der andere als Lehrer.

„Schnell altern im Unglück die Sterblichen;" so klagt schon Homer. Zeller hatte das schwerste Jahr seines Lebens durchgemacht, und als er nun 80 Jahre vollendete, spürte man an ihm deutlich die Abnahme der Seelenkräfte. In seinen Aufsätzen zeigten sich die Schwächen des Greisenalters in Wiederholungen und umständlicher Breite, die man nie an ihm gewohnt war. Im gewöhnlichen Leben bemerkte man die Schwerfälligkeit der Auffassung und die Vergeßlichkeit. Er konnte seiner Tochter rufen: Frau! — Mutter! Die Ordnungsliebe, die ihn immer ausgezeichnet hatte, ließ nach. In der Leitung der großen Anstalt war nicht mehr die gleiche Umsicht und Festigkeit wie früher. In der That lag auch gerade damals eine besonders schwierige Aufgabe vor in der ungewöhnlichen Stellung seiner drei Söhne. Der zweite, nicht der älteste Sohn war als Geistlicher der eigentliche Seelsorger für die ganze Hausgenossenschaft. Er führte sein Amt mit Bescheidenheit und Gelindigkeit. Neben dem Vater war er nicht mit der vollen, zu seinem Beruf erforderlichen Autorität ausgerüstet. Der jüngste Sohn, welcher ganz in die Denkungsart seiner geistlichen Wohlthäterin einging, war mit dem Ernst und Eifer eines Neulings erfüllt und suchte auf seine Weise zu wirken, nicht im Anschluß an den Inhaber des Amts.

traten für den trauernden Vater und für seine Söhne ein. Professor Auberlen aus Basel hielt die Morgenandacht über die Worte der Offenbarung: „Diese sind es, die gekommen sind aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes." „Sie wußte es wohl," sagte Auberlen, „und sie hat es gegen das Ende ihres Pilgerlaufes immer tiefer erkannt, daß wir ohne die Kraft dieses Blutes, das den Sündern Gnade bringt, nicht im Frieden leben, nicht im Segen wirken, nicht geduldig leiden, nicht selig sterben können." Die Leichenrede hielt Pfarrer Jacob von Brunn, über die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben." Er sagte: „Es giebt für die Gläubigen Stunden der Angst und des Jammers, der sich bis zu der Klage steigert: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Kommen dann diese Angefochtenen aus dem Dunkel der Todesnoth in die heitere, warme, selige Luft ihrer ewigen Heimath bei ihrem Sterben, so ist es ihnen wie den Träumenden, die aus einem alpartigen Traum erwachen. Auch unsere Verewigte mußte an ihrem Lebensabende diese dunkle Heimsuchungszeit durchmachen, wie ein John Knox, Luther und Johann Arndt, damit alles Eigene und Sündliche abgestreift und geläutert werde und die Seele erkenne, daß sie aus Gnaden selig werde und durch das Blut Christi gereinigt von aller Sünde." M. Bl. 1858, S. 65—71. Pfarrer Werner, der geliebte Schwiegersohn, hielt eine Kinderlehre über die Worte des Psalms: „Vor dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen."

Zeller selbst hatte den Lebenslauf der Entschlafenen aufgesetzt, welchen Pfarrer von Brunn vorlas. M. Bl. 1858, S. 71—73.

Nachdem er ihrer Arbeit der Liebe und ihres gesegneten Beispiels gedacht, fährt Zeller fort: „Aber sie sollte auch noch durch außerordentliche Leiden und Trübsale während der letzten 9 Monate ihres zeitlichen Lebens zur ewigen Seligkeit vorbereitet werden. Sie magerte ab zu einem bemitleidenswerthen Marterbilde und war so schwach, daß sie sich selbst nicht mehr allein bewegen konnte, sondern Tag und Nacht von zwei Wärterinnen gehoben, gelegt, gewendet und gestützt werden mußte. Endlich kam die Stunde, wo sie durch einen seligen Tod unter den Gebeten der um sie Stehenden und Knieenden erlöset wurde. Ich sage mit Bedacht: durch einen seligen Tod; denn in ihrer langen Krankheit hatte ihr der HErr die große Gnade einer festen Versicherung der Versöhnung und Vergebung aller ihrer Sünden geschenkt und ihr die gewisse Hoffnung des ewigen

Lebens zugeeignet, mit welcher Gewißheit sie heimgehen durfte zu dem, der gesagt hat: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast; auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Joh. 17, 24."

Solches schrieb der trauernde Greis. Er sprach am Begräbnißtage, bei der Feier im Hause und auf dem Gottesacker kein Wort. Er hatte das Grab ausmauern lassen in der Erwartung und mit dem Wunsche, bald an der Seite der theuern Entschlafenen zu ruhen. Gott stärkte ihn an diesem Tage; doch als das Begräbniß vorüber war, wurde er von dem Gefühl der Vereinsamung überfallen und mußte mit Macht dagegen beten. Eine kleine Reise zu seinen Lieben in Aarau und Chastelen diente ihm in etwas zur Aufrichtung.

Nach dem Hingang der Mutter hatte Sophie den Vater zu pflegen und die Haushaltung zu führen, Nathanael übernahm neben seiner Lehrerstelle das Rechnungswesen und die Leitung der Landwirthschaft. Reinhard und Samuel unterstützten wie bisher den Vater, der eine als Geistlicher, der andere als Lehrer.

„Schnell altern im Unglück die Sterblichen;" so klagt schon Homer. Zeller hatte das schwerste Jahr seines Lebens durchgemacht, und als er nun 80 Jahre vollendete, spürte man an ihm deutlich die Abnahme der Seelenkräfte. In seinen Aufsätzen zeigten sich die Schwächen des Greisenalters in Wiederholungen und umständlicher Breite, die man nie an ihm gewohnt war. Im gewöhnlichen Leben bemerkte man die Schwerfälligkeit der Auffassung und die Vergeßlichkeit. Er konnte seiner Tochter rufen: Frau! — Mutter! Die Ordnungsliebe, die ihn immer ausgezeichnet hatte, ließ nach. In der Leitung der großen Anstalt war nicht mehr die gleiche Umsicht und Festigkeit wie früher. In der That lag auch gerade damals eine besonders schwierige Aufgabe vor in der ungewöhnlichen Stellung seiner drei Söhne. Der zweite, nicht der älteste Sohn war als Geistlicher der eigentliche Seelsorger für die ganze Hausgenossenschaft. Er führte sein Amt mit Bescheidenheit und Gelindigkeit. Neben dem Vater war er nicht mit der vollen, zu seinem Beruf erforderlichen Autorität ausgerüstet. Der jüngste Sohn, welcher ganz in die Denkungsart seiner geistlichen Wohlthäterin einging, war mit dem Ernst und Eifer eines Neulings erfüllt und suchte auf seine Weise zu wirken, nicht im Anschluß an den Inhaber des Amts.

Jedoch neben der leiblichen und seelischen Schwachheit behielt Vater Zeller die Frische des Geistes und Herzens. Davon zeugten bis zuletzt seine Morgenbetrachtungen, Predigten und Kinderlehren, seine Aufsätze und sein letzter Jahresbericht. „Gott ist getreu," sagte er, „Sein Herz, Sein Vaterherz verläßt die Seinen nie; Gott ist getreu, Er thut was Er verheißt. So singen wir, so dürfen wir es auch erfahren. Denn während die Kinder und die Jugend allzusorglos sind, so ist das Alter gar zu oft zu dem entgegengesetzten Fehler geneigt, zu einem kummerhaften, ängstlichen und sorgenvollen Wesen. O wie fühle ich es in meinem hohen Alter! Aber da läßt mir der HErr durch Seinen Knecht und Apostel Petrus sagen: Alle eure Sorgen werfet auf den HErrn, denn Er sorget für euch." Er schloß mit Dank gegen Gott und mit Dank gegen die freiwilligen Werkzeuge Gottes, die zahlreichen Wohlthäter der Anstalt. „Um einen reichen Gnadenlohn bitten wir den HErrn unsern Gott für alle unsre Wohlthäter. Solche Bitten sind das Einzige, was wir zur Bezeugung unsrer Dankbarkeit für sie thun können. Diese Dankbarkeit hoffe ich mit in die Ewigkeit nehmen und dort auch unsre unbekannten Wohlthäter und Wohlthäterinnen kennen lernen zu dürfen; dort, wo mein Geist sehen wird mit Preis und Dank die Schickung im Zusammenhang. Amen." M. Bl. 1859, S. 56.

In dem gleichen Monat, da Zeller diesen seinen letzten Bericht abstattete, wurde eine Anklage gegen ihn erhoben, die ihn während einiger Monate beunruhigte. Das Erzbischöfliche Dekanat Wiesenthal richtete eine Beschwerde an das Großherzoglich Badische Bezirksamt Säckingen, am 25. Juli 1859, „Herabwürdigung der katholischen Religion durch das Monatsblatt von Beuggen betreffend." Unterzeichnet war die Beschwerde von dem Definitor Restle, dem Pfarrer von Warmbach, das zwischen Beuggen und Basel liegt. „Man könnte," so hieß es in der Beschwerde, „auf Grund des Badischen Strafgesetzbuchs Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe bis zu einem Jahr beantragen, allein wir sind Katholiken, welche die Toleranz nicht bloß im Munde führen, sondern im Werke üben, deßhalb verzichten wir auf jede Bestrafung des Schuldigen, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß das Monatsblatt von Beuggen im Großherzogthum Baden verboten werde."

Den Anhaltspunkt für diese Beschwerde bildete der im Juniheft 1859 erschienene Artikel: „Das letzte Weltreich auf Erden, in seiner letzten Er-

scheinung vor der zweiten Zukunft des HErrn." Zeller geht hier von dem Traumgesicht Nebukadnezars bei Daniel im 2. Kapitel aus: Der König sah die Riesenbildsäule, deren Haupt von Gold war, die Brust von Silber, der Bauch von Erz, die Füße ein Gemeng von Eisen und Thon. Diese Füße bedeuten das vierte und letzte Weltreich, das römische, welches erst in zwei Reiche, daß östliche und westliche, getheilt wurde und später in eine Anzahl von Königreichen zerfiel. Dies sind die Zehen des Traumriesen und sie entsprechen den zehn Hörnern jenes vierten und schrecklichen Thieres, welches Daniel (im 7. Kapitel) aus dem Meer aufsteigen sah. Dieses Thier mit seinen zehn Hörnern erscheint wieder in der Offenbarung Kap. 17. Es sind zehn Könige, welche in der letzten Zeit miteinander auftreten werden. Diese haben einerlei Meinung, sie werden die Macht und das Reich dem Thier, das heißt dem persönlichen Antichrist übertragen. „Sie werden die große Babylon hassen, und werden sie wüste machen und bloß und werden ihr Fleisch fressen und werden sie mit Feuer verbrennen." Dasselbe Thier, von welchem die große Babel früher getragen wurde, wird sich gegen sie erheben und sie zerstören. V. 12 –17.

Das mittelalterliche römische Reich deutscher Nation, die Fortsetzung des altrömischen Weltreichs ist zerfallen; aber die Kräfte desselben werden noch einmal zusammen gefaßt werden in einem letzten Weltherrscher, dem Menschen der Sünde. Babylon, „die Hure," deutet Zeller auf die römisch-katholische Kirche, und in der Säcularisation der Kirchengüter sieht er schon den Anfang des Gerichts, welches die zehn Könige und ihr Oberhaupt der Antichrist an der Weltkirche der großen Babylon vollziehen werde. M. Bl. 1859, S. 41—47. Siehe oben S. 169—173.

Es ist begreiflich, daß dieser Aufsatz dem benachbarten Pfarramt und Dekanat zu großem Anstoß gereichte, aber schwer erklärlich ist das ungeheure Mißverständniß, wenn in der Beschwerde gesagt wird: „Der heilige Vater, der von allen Katholiken als Statthalter Jesu Christi anerkannt ist, wird als siebenköpfiges Thier verhöhnt, welches sammt seinem Anhang, also sammt allen Katholiken, demnächst der Hölle zufahren soll" — während doch Zeller gerade im Gegentheil das siebenköpfige Thier auf die weltliche Macht, auf das Kaiserthum und auf den zukünftigen großen Gegner und Verstörer des Papstthums und der römischen Kirche gedeutet hatte! Ebenso unglücklich angebracht war das auf Zeller gemünzte Citat aus Luthers Tischreden, womit die Beschwerde schließt. „Derselben Enthusiasten werden mehr kommen, in grauen Röcken einhergehen, die Köpfe hängen, sauer

sehen, ersoffen in ihren Gedanken und verdüstert; bleiben steif auf ihrem Wahn stehen, weichen niemals und das mündliche Wort verachten."

Zeller reichte am 31. Juli seine Verantwortung an das Bezirksamt ein. Seine Lage war allerdings mißlich, denn die schrecklichen prophetischen Bilder der heiligen Schrift bringen, wie schon oben (S. 171—172) bemerkt wurde, wenn sie in die Prosa des Lehrvortrags oder der Unterredung eingeflochten werden, allerdings einen herausfordernden Eindruck hervor. Zeller erwiederte in seiner Rechtfertigungsschrift: die harten Ausdrücke, worüber sich die Klagschrift beschwerte, kommen nur in dem Texte der ausgelegten Bibelstellen vor, in welchen kein unbefangener Bibelleser eine Herabwürdigung der katholischen Religion, sondern ernste Warnungen über gottesgerichtliche Ausartungen der Stiftungen des HErrn finden werde. „Ich erkläre daher feierlich, daß ich sowohl die römisch-katholische Religion als auch die griechisch-katholische, als auch die armenische, abyssinische und koptische, achten und schätzen kann, und mir alle diese katholischen Religionen in dem Maße ehrwürdig sind, in welchem sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen und darauf gegründet sind."

Ein Widerruf der im Monatsblatt enthaltenen Deutungen liegt hierin nicht, wohl aber giebt damit Zeller eine willkommene Ergänzung zu denselben, denn in der That bietet der Gegenstand zwei ganz verschiedene Seiten für die Betrachtung dar: die von Gott ausgegangene Stiftung, und die durch Schuld der Menschen eingerissene Entartung. Während man diese bekämpft, muß man jene anerkennen und in Ehren halten. Das eine muß man thun und das andere nicht lassen. Es ist eine schwierige Aufgabe, beides in der richtigen Weise zu verbinden; aber diese Aufgabe ist eben allen christlichen Lehrern gestellt.

Auch über den Papst spricht sich Zeller bei dieser Gelegenheit mit Melanchthonischer Vorsicht und Milde aus: „Zweitens erkläre ich, daß ich auch den Papst als den obersten Bischof der römisch-katholischen Religion und Kirche in diesem seinem heiligen Kirchenamt ehrwürdig nennen kann. Von diesem seinem heiligen Kirchenamt aber muß ich das weltliche Fürstenthum des päpstlichen Stuhles als nicht-apostolisch unterscheiden, sowie ich auch die Sünden einzelner Päpste, wie sie die Kirchengeschichte erzählt, nicht mit ihrem ehrwürdigen Kirchenamte vereinbar, sondern demselben widersprechend finde."

Zeller bekam eine Vorladung unter dem sonderbaren Rubrum: „Einschleppung pietistischer Pamphlete betreffend." Er war durch Unwohl-

sein, geschwollene Füße, verhindert, vor dem Bezirksamt persönlich zu erscheinen.

Die Sache war unterdessen an das badische Ministerium des Innern gegangen, und am 13. September erfolgte dessen Entscheidung. Am 4. October erschien Zeller, begleitet von Pfarrer Wilhelm Legrand, dem Präsidenten des Beuggener Comite, vor dem Bezirksamt in Säckingen. Das erzbischöfliche Ordinariat hatte sich die Beschwerde angeeignet, und das Ministerium fand, daß „dieselbe im Hinblick auf § 631a des Strafgesetzes, wonach sogar eine gerichtliche Verfolgung eintreten könnte, nicht unbegründet sei, und es sei dem Inspector Zeller zu eröffnen, daß ihm vor ähnlichen gesetzwidrigen Angriffen auf die katholische Kirche mit dem Anfügen eine Warnung ertheilt werde, daß man umsomehr deren Beachtung erwarte, als ihm das Gastrecht im Großherzogthum nur unter der Bedingung der genauen Befolgung der inländischen Gesetze zukomme."

Zeller behielt sich den Recurs vor,[1] und indem er diesen am 28. Oktober an das Gesammt-Staatsministerium in Karlsruhe einsandte, machte er geltend, daß seine Auslegung in Betreff der römischen Kirche mit den anerkannten symbolischen Büchern der evangelischen Kirche übereinstimme. Wirklich bezeichnet Luther in den schmalkaldischen Artikeln den Papst als den Antichrist. Zeller konnte geltend machen, daß die angefochtene Auslegung der Bibelstelle Offenb. 17, 1—6 nicht seine individuelle Ansicht, sondern ein Theil der Lehre sei, welche in der als gleichberechtigt anerkannten evangelischen Kirche herkömmlich sei. Das Gastrecht sei ihm nicht von einer untergeordneten Behörde, sondern unmittelbar von den Großherzogen Ludwig, Leopold und Friedrich bewilligt, auch habe die Anstalt dieses Gastrecht binnen 40 Jahren nicht mißbraucht, und der Umgegend und dem Lande in keiner Hinsicht zum Schaden gereicht. Auf diesen Recurs scheint keine Antwort erfolgt zu sein, und der Zeitpunkt war nicht mehr ferne, wo Zeller von dieser Bekümmerniß und von allen irdischen Bekümmernissen befreit werden sollte.

Doch ehe wir von seinen letzten Lebenstagen erzählen, sehen wir uns nach den alten Freunden um, welche vierzig Jahre früher die Anstalt gegründet hatten, und nach denen, welche während dieses Zeitraums an die Stelle der Dahinscheidenden getreten waren. Von jenen dreizehn, deren wir oben I. S. 158—160 gedachten, waren im Jahre 1860 nur noch drei, Wilhelm Legrand, Rybiner-Christ und Spittler unter den Lebenden.

Die entstehenden Lücken wurden allemal durch Cooptation ausgefüllt, und würdige Nachfolger nahmen die Stelle der Dahingeschiedenen ein.

Bereits 1824 trat Samuel Merian-Merian ein, geboren 1789, † 1863; ein Freund und Mitarbeiter Spittlers, Cassier der Anstalt von 1837 bis 1856.

1838 kam Hieronymus Bischoff-Respinger zu St. Alban hinzu; ein hochgestellter Mann, viele Jahre Präsident des Basler Stadtraths, ein liebevoller Freund und Wohlthäter der Familie Zeller; † 1870.

Nach dem frühen Tode des Rectors Laroche wurde 1842 dessen Bruder der Oberschreiber Andreas Laroche erwählt, der die Führung des Protokolls übernahm, † 1865. In demselben Jahr trat auch Pfarrer Sarasin-Forcart, der Herausgeber des christlichen Volksboten ein, bis 1859, da er wegen Ueberhäufung mit anderen Arbeiten ausschied.

1850 wurde Candidat Eglinger, ein bewährter Schulmann, zugezogen, † 1866.

Herr Karl Respinger kam 1853 hinzu († 1875).

1855 wählte man den Herrn Professor Johannes Riggenbach, den Theologen, gegenwärtig Präsident des Vereins; endlich kam 1856 Herr Albert Burckhardt als Cassier der Anstalt hinzu.

Gedenken wir noch der drei letzten Stifter und ihres Endes. Ryhiner-Christ feierte 1858 seine goldene Hochzeit. Als Zeller erkrankte, da lag auch er schon krank; als er von Zeller's Tod hörte, wendete er sein Angesicht zur Wand, weinte und sprach nichts mehr; noch sieben Tage, und er starb seinem alten Freunde nach, 25. Mai 1860. Die beiden Freunde waren auch im Tode nicht geschieden. Spittler war wie Zeller mit rüstiger Kraft gesegnet. Noch im Greisenalter gelangen ihm große Unternehmungen für christliche Zwecke: die Stiftung des Diakonissenhauses in Riehen und der Missionsanstalt auf St. Chrischona. Er überlebte seinen treuen Gefährten um sieben Jahre, und ging heim, 86 Jahre alt, den 8. Dezember 1867. Als der letzte schied Wilhelm Legrand dahin. Im Greisenalter gründete und leitete er das Alumnat junger Theologen in Basel. Er war Präsident des Beuggener Comite bis 1869 und entschlief genau 14 Jahre nach Zeller, den 18. Mai 1874.

Zeller setzte, wiewohl unter zunehmender Schwachheit, seine gewohnte Lehrthätigkeit fort. Er vollendete glücklich den jährlichen Confirmandenunterricht, der in den letzten Jahren besonders segensreich war, und freute

sich der Confirmation der von ihm vorbereiteten Kinder, welche sein Sohn Reinhard am 15. April 1860 vollzog. Als am Anfang des Mai 1860 seine Pflegerin Sophie eine kleine Reise unternahm, drang er auf ihre baldige Rückkehr, in einer richtigen Ahnung dessen, was bevorstand.

Er hatte nun seit seinem Eintritt in Beuggen 250 Schullehrerzöglinge unterrichtet und ausgesendet, 593 arme Kinder erzogen. Seit vielen Jahren war es sein Gebet: „Verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Tröste mich wieder mit deiner Hülfe und der freudige Geist erhalte mich. Und laß mich nicht im Alter arbeitsunfähig und müßig, laß mich nicht ein unnützer Mensch werden; laß mich stehend, im Amte stehend sterben."

Diese Bitte zu Gott brachte Zeller schon zu einer Zeit, da er noch im besten Mannesalter stand, in seinen Gebeten im Kreise der Familie vor. Sein Freund Ryhiner war Zeuge davon und tadelte ihn darüber. „Gott wird dir wohl nichts anderes anrichten als uns anderen," sagte er, „du wirst es eben auch annehmen müssen wie es kommt." Aber Zeller ließ sich in seinem Vertrauen nicht irre machen, und er wurde mit seiner Bitte nicht beschämt.

Er arbeitete an einem Aufsatz: „Die Zeit der Erquickung und ihr Kommen;" nach Apostelgesch. 3, 19—21. „Wenn die großen Gerichte überstanden sind, wird sie kommen, diese ersehnte Zeit der Erquickung, also nicht die Ewigkeit der Erquickung, sondern die Zeit der Erquickung; von dem Angesicht des HErrn, also von der sichtbaren Persönlichkeit Jehovahs. Sie wird eine Friedenszeit sein, wie noch nie eine gewesen ist, und welche das ganze letzte Jahrtausend dieser unserer Weltdauer fortwähren wird. Jesaia 2, 2—4. Aber was muß geschehen, und zum Theil vorausgehen, daß eine solche Zeit kommen kann? Der Befehl Gottes muß geschehen: So thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden vertilget werden." M. Bl. 1860, S. 41—43. So weit schrieb er, und nach diesen Worten legte er die Feder nieder. Den 11. Mai hielt er noch die tägliche Morgenandacht mit der ganzen Haushaltung, Vormittags um 11 Uhr die Religionsstunde bei den Schullehrerzöglingen, wobei er gerade das Lehrbuch des Religionsunterrichts von Kurz beendete. Hierauf aß er noch mit der ganzen Haushaltung zu Mittag, konnte aber hernach kaum mehr die Treppe hinauf in sein Zimmer kommen. Kurzer und schwerer Athem nöthigte ihn sogleich zu Bette zu gehen. Es entwickelte sich die

traten für den trauernden Vater und für seine Söhne ein. Professor Auberlen aus Basel hielt die Morgenandacht über die Worte der Offenbarung: „Diese sind es, die gekommen sind aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes." „Sie wußte es wohl," sagte Auberlen, „und sie hat es gegen das Ende ihres Pilgerlaufes immer tiefer erkannt, daß wir ohne die Kraft dieses Blutes, das den Sündern Gnade bringt, nicht im Frieden leben, nicht im Segen wirken, nicht geduldig leiden, nicht selig sterben können." Die Leichenrede hielt Pfarrer Jacob von Brunn, über die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben." Er sagte: „Es giebt für die Gläubigen Stunden der Angst und des Jammers, der sich bis zu der Klage steigert: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Kommen dann diese Angefochtenen aus dem Dunkel der Todesnoth in die heitere, warme, selige Luft ihrer ewigen Heimath bei ihrem Sterben, so ist es ihnen wie den Träumenden, die aus einem alpartigen Traum erwachen. Auch unsere Verewigte mußte an ihrem Lebensabende diese dunkle Heimsuchungszeit durchmachen, wie ein John Knox, Luther und Johann Arndt, damit alles Eigene und Sündliche abgestreift und geläutert werde und die Seele erkenne, daß sie aus Gnaden selig werde und durch das Blut Christi gereinigt von aller Sünde." M. Bl. 1858, S. 65—71. Pfarrer Werner, der geliebte Schwiegersohn, hielt eine Kinderlehre über die Worte des Psalms: „Vor dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen."

Zeller selbst hatte den Lebenslauf der Entschlafenen aufgesetzt, welchen Pfarrer von Brunn vorlas. M. Bl. 1858, S. 71—73.

Nachdem er ihrer Arbeit der Liebe und ihres gesegneten Beispiels gedacht, fährt Zeller fort: „Aber sie sollte auch noch durch außerordentliche Leiden und Trübsale während der letzten 9 Monate ihres zeitlichen Lebens zur ewigen Seligkeit vorbereitet werden. Sie magerte ab zu einem bemitleidenswerthen Marterbilde und war so schwach, daß sie sich selbst nicht mehr allein bewegen konnte, sondern Tag und Nacht von zwei Wärterinnen gehoben, gelegt, gewendet und gestützt werden mußte. Endlich kam die Stunde, wo sie durch einen seligen Tod unter den Gebeten der um sie Stehenden und Knieenden erlöset wurde. Ich sage mit Bedacht: durch einen seligen Tod; denn in ihrer langen Krankheit hatte ihr der HErr die große Gnade einer festen Versicherung der Versöhnung und Vergebung aller ihrer Sünden geschenkt und ihr die gewisse Hoffnung des ewigen

Lebens zugeeignet, mit welcher Gewißheit sie heimgehen durfte zu dem, der gesagt hat: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast; auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Joh. 17, 24."

Solches schrieb der trauernde Greis. Er sprach am Begräbnißtage, bei der Feier im Hause und auf dem Gottesacker kein Wort. Er hatte das Grab ausmauern lassen in der Erwartung und mit dem Wunsche, bald an der Seite der theuern Entschlafenen zu ruhen. Gott stärkte ihn an diesem Tage; doch als das Begräbniß vorüber war, wurde er von dem Gefühl der Vereinsamung überfallen und mußte mit Macht dagegen beten. Eine kleine Reise zu seinen Lieben in Aarau und Chastelen diente ihm in etwas zur Aufrichtung.

Nach dem Hingang der Mutter hatte Sophie den Vater zu pflegen und die Haushaltung zu führen, Nathanael übernahm neben seiner Lehrerstelle das Rechnungswesen und die Leitung der Landwirthschaft. Reinhard und Samuel unterstützten wie bisher den Vater, der eine als Geistlicher, der andere als Lehrer.

„Schnell altern im Unglück die Sterblichen;" so klagt schon Homer. Zeller hatte das schwerste Jahr seines Lebens durchgemacht, und als er nun 80 Jahre vollendete, spürte man an ihm deutlich die Abnahme der Seelenkräfte. In seinen Aufsätzen zeigten sich die Schwächen des Greisenalters in Wiederholungen und umständlicher Breite, die man nie an ihm gewohnt war. Im gewöhnlichen Leben bemerkte man die Schwerfälligkeit der Auffassung und die Vergeßlichkeit. Er konnte seiner Tochter rufen: Frau! — Mutter! Die Ordnungsliebe, die ihn immer ausgezeichnet hatte, ließ nach. In der Leitung der großen Anstalt war nicht mehr die gleiche Umsicht und Festigkeit wie früher. In der That lag auch gerade damals eine besonders schwierige Aufgabe vor in der ungewöhnlichen Stellung seiner drei Söhne. Der zweite, nicht der älteste Sohn war als Geistlicher der eigentliche Seelsorger für die ganze Hausgenossenschaft. Er führte sein Amt mit Bescheidenheit und Gelindigkeit. Neben dem Vater war er nicht mit der vollen, zu seinem Beruf erforderlichen Autorität ausgerüstet. Der jüngste Sohn, welcher ganz in die Denkungsart seiner geistlichen Wohlthäterin einging, war mit dem Ernst und Eifer eines Neulings erfüllt und suchte auf seine Weise zu wirken, nicht im Anschluß an den Inhaber des Amts.

Jedoch neben der leiblichen und seelischen Schwachheit behielt Vater Zeller die Frische des Geistes und Herzens. Davon zeugten bis zuletzt seine Morgenbetrachtungen, Predigten und Kinderlehren, seine Aufsätze und sein letzter Jahresbericht. „Gott ist getreu," sagte er, „Sein Herz, Sein Vaterherz verläßt die Seinen nie; Gott ist getreu, Er thut was Er verheißt. So singen wir, so dürfen wir es auch erfahren. Denn während die Kinder und die Jugend allzusorglos sind, so ist das Alter gar zu oft zu dem entgegengesetzten Fehler geneigt, zu einem kummerhaften, ängstlichen und sorgenvollen Wesen. O wie fühle ich es in meinem hohen Alter! Aber da läßt mir der HErr durch Seinen Knecht und Apostel Petrus sagen: Alle eure Sorgen werfet auf den HErrn, denn Er sorget für euch." Er schloß mit Dank gegen Gott und mit Dank gegen die freiwilligen Werkzeuge Gottes, die zahlreichen Wohlthäter der Anstalt. „Um einen reichen Gnadenlohn bitten wir den HErrn unsern Gott für alle unsre Wohlthäter. Solche Bitten sind das Einzige, was wir zur Bezeugung unsrer Dankbarkeit für sie thun können. Diese Dankbarkeit hoffe ich mit in die Ewigkeit nehmen und dort auch unsre unbekannten Wohlthäter und Wohlthäterinnen kennen lernen zu dürfen; dort, wo mein Geist sehen wird mit Preis und Dank die Schickung im Zusammenhang. Amen." M. Bl. 1859, S. 56.

In dem gleichen Monat, da Zeller diesen seinen letzten Bericht abstattete, wurde eine Anklage gegen ihn erhoben, die ihn während einiger Monate beunruhigte. Das Erzbischöfliche Dekanat Wiesenthal richtete eine Beschwerde an das Großherzoglich Badische Bezirksamt Säckingen, am 25. Juli 1859, „Herabwürdigung der katholischen Religion durch das Monatsblatt von Beuggen betreffend." Unterzeichnet war die Beschwerde von dem Definitor Restle, dem Pfarrer von Warmbach, das zwischen Beuggen und Basel liegt. „Man könnte," so hieß es in der Beschwerde, „auf Grund des Badischen Strafgesetzbuchs Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe bis zu einem Jahr beantragen, allein wir sind Katholiken, welche die Toleranz nicht bloß im Munde führen, sondern im Werke üben, deßhalb verzichten wir auf jede Bestrafung des Schuldigen, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß das Monatsblatt von Beuggen im Großherzogthum Baden verboten werde."

Den Anhaltspunkt für diese Beschwerde bildete der im Juniheft 1859 erschienene Artikel: „Das letzte Weltreich auf Erden, in seiner letzten Er-

scheinung vor der zweiten Zukunft des HErrn.“ Zeller geht hier von dem Traumgesicht Nebukadnezars bei Daniel im 2. Kapitel aus: Der König sah die Riesenbildsäule, deren Haupt von Gold war, die Brust von Silber, der Bauch von Erz, die Füße ein Gemeng von Eisen und Thon. Diese Füße bedeuten das vierte und letzte Weltreich, das römische, welches erst in zwei Reiche, daß östliche und westliche, getheilt wurde und später in eine Anzahl von Königreichen zerfiel. Dies sind die Zehen des Traumriesen und sie entsprechen den zehn Hörnern jenes vierten und schrecklichen Thieres, welches Daniel (im 7. Kapitel) aus dem Meer aufsteigen sah. Dieses Thier mit seinen zehn Hörnern erscheint wieder in der Offenbarung Kap. 17. Es sind zehn Könige, welche in der letzten Zeit miteinander auftreten werden. Diese haben einerlei Meinung, sie werden die Macht und das Reich dem Thier, das heißt dem persönlichen Antichrist übertragen. „Sie werden die große Babylon hassen, und werden sie wüste machen und bloß und werden ihr Fleisch fressen und werden sie mit Feuer verbrennen.“ Dasselbe Thier, von welchem die große Babel früher getragen wurde, wird sich gegen sie erheben und sie zerstören. V. 12 –17.

Das mittelalterliche römische Reich deutscher Nation, die Fortsetzung des altrömischen Weltreichs ist zerfallen; aber die Kräfte desselben werden noch einmal zusammen gefaßt werden in einem letzten Weltherrscher, dem Menschen der Sünde. Babylon, „die Hure,“ deutet Zeller auf die römisch-katholische Kirche, und in der Säcularisation der Kirchengüter sieht er schon den Anfang des Gerichts, welches die zehn Könige und ihr Oberhaupt der Antichrist an der Weltkirche der großen Babylon vollziehen werde. M. Bl. 1859, S. 41—47. Siehe oben S. 169—173.

Es ist begreiflich, daß dieser Aufsatz dem benachbarten Pfarramt und Dekanat zu großem Anstoß gereichte, aber schwer erklärlich ist das ungeheure Mißverständniß, wenn in der Beschwerde gesagt wird: „Der heilige Vater, der von allen Katholiken als Statthalter Jesu Christi anerkannt ist, wird als siebenköpfiges Thier verhöhnt, welches sammt seinem Anhang, also sammt allen Katholiken, demnächst der Hölle zufahren soll“ — während doch Zeller gerade im Gegentheil das siebenköpfige Thier auf die weltliche Macht, auf das Kaiserthum und auf den zukünftigen großen Gegner und Verstörer des Papstthums und der römischen Kirche gedeutet hatte! Ebenso unglücklich angebracht war das auf Zeller gemünzte Citat aus Luthers Tischreden, womit die Beschwerde schließt. „Derselben Enthusiasten werden mehr kommen, in grauen Röcken einhergehen, die Köpfe hängen, sauer

sehen, ersoffen in ihren Gedanken und verdüstert; bleiben steif auf ihrem Wahn stehen, weichen niemals und das mündliche Wort verachten."

Zeller reichte am 31. Juli seine Verantwortung an das Bezirksamt ein. Seine Lage war allerdings mißlich, denn die schrecklichen prophetischen Bilder der heiligen Schrift bringen, wie schon oben (S. 171—172) bemerkt wurde, wenn sie in die Prosa des Lehrvortrags oder der Unterredung eingeflochten werden, allerdings einen herausfordernden Eindruck hervor. Zeller erwiederte in seiner Rechtfertigungsschrift: die harten Ausdrücke, worüber sich die Klagschrift beschwerte, kommen nur in dem Texte der ausgelegten Bibelstellen vor, in welchen kein unbefangener Bibelleser eine Herabwürdigung der katholischen Religion, sondern ernste Warnungen über gottesgerichtliche Ausartungen der Stiftungen des HErrn finden werde. „Ich erkläre daher feierlich, daß ich sowohl die römisch-katholische Religion als auch die griechisch-katholische, als auch die armenische, abyssinische und koptische, achten und schätzen kann, und mir alle diese katholischen Religionen in dem Maße ehrwürdig sind, in welchem sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen und darauf gegründet sind."

Ein Widerruf der im Monatsblatt enthaltenen Deutungen liegt hierin nicht, wohl aber giebt damit Zeller eine willkommene Ergänzung zu denselben, denn in der That bietet der Gegenstand zwei ganz verschiedene Seiten für die Betrachtung dar: die von Gott ausgegangene Stiftung, und die durch Schuld der Menschen eingerissene Entartung. Während man diese bekämpft, muß man jene anerkennen und in Ehren halten. Das eine muß man thun und das andere nicht lassen. Es ist eine schwierige Aufgabe, beides in der richtigen Weise zu verbinden; aber diese Aufgabe ist eben allen christlichen Lehrern gestellt.

Auch über den Papst spricht sich Zeller bei dieser Gelegenheit mit Melanchthonischer Vorsicht und Milde aus: „Zweitens erkläre ich, daß ich auch den Papst als den obersten Bischof der römisch-katholischen Religion und Kirche in diesem seinem heiligen Kirchenamt ehrwürdig nennen kann. Von diesem seinem heiligen Kirchenamt aber muß ich das weltliche Fürstenthum des päpstlichen Stuhles als nicht-apostolisch unterscheiden, sowie ich auch die Sünden einzelner Päpste, wie sie die Kirchengeschichte erzählt, nicht mit ihrem ehrwürdigen Kirchenamte vereinbar, sondern demselben widersprechend finde."

Zeller bekam eine Vorladung unter dem sonderbaren Rubrum: „Einschleppung pietistischer Pamphlete betreffend." Er war durch Unwohl-

sein, geschwollene Füße, verhindert, vor dem Bezirksamt persönlich zu erscheinen.

Die Sache war unterdessen an das badische Ministerium des Innern gegangen, und am 13. September erfolgte dessen Entscheidung. Am 4. October erschien Zeller, begleitet von Pfarrer Wilhelm Legrand, dem Präsidenten des Beuggener Comite, vor dem Bezirksamt in Säckingen. Das erzbischöfliche Ordinariat hatte sich die Beschwerde angeeignet, und das Ministerium fand, daß „dieselbe im Hinblick auf § 631a des Strafgesetzes, wonach sogar eine gerichtliche Verfolgung eintreten könnte, nicht unbegründet sei, und es sei dem Inspector Zeller zu eröffnen, daß ihm vor ähnlichen gesetzwidrigen Angriffen auf die katholische Kirche mit dem Anfügen eine Warnung ertheilt werde, daß man umsomehr deren Beachtung erwarte, als ihm das Gastrecht im Großherzogthum nur unter der Bedingung der genauen Befolgung der inländischen Gesetze zukomme."

Zeller behielt sich den Recurs vor,[1] und indem er diesen am 28. Oktober an das Gesammt-Staatsministerium in Karlsruhe einsandte, machte er geltend, daß seine Auslegung in Betreff der römischen Kirche mit den anerkannten symbolischen Büchern der evangelischen Kirche übereinstimme. Wirklich bezeichnet Luther in den schmalkaldischen Artikeln den Papst als den Antichrist. Zeller konnte geltend machen, daß die angefochtene Auslegung der Bibelstelle Offenb. 17, 1—6 nicht seine individuelle Ansicht, sondern ein Theil der Lehre sei, welche in der als gleichberechtigt anerkannten evangelischen Kirche herkömmlich sei. Das Gastrecht sei ihm nicht von einer untergeordneten Behörde, sondern unmittelbar von den Großherzogen Ludwig, Leopold und Friedrich bewilligt, auch habe die Anstalt dieses Gastrecht binnen 40 Jahren nicht mißbraucht, und der Umgegend und dem Lande in keiner Hinsicht zum Schaden gereicht. Auf diesen Recurs scheint keine Antwort erfolgt zu sein, und der Zeitpunkt war nicht mehr ferne, wo Zeller von dieser Bekümmerniß und von allen irdischen Bekümmernissen befreit werden sollte.

Doch ehe wir von seinen letzten Lebenstagen erzählen, sehen wir uns nach den alten Freunden um, welche vierzig Jahre früher die Anstalt gegründet hatten, und nach denen, welche während dieses Zeitraums an die Stelle der Dahinscheidenden getreten waren. Von jenen dreizehn, deren wir oben I. S. 158—160 gedachten, waren im Jahre 1860 nur noch drei, Wilhelm Legrand, Rychner-Christ und Spittler unter den Lebenden.

Die entstehenden Lücken wurden allemal durch Cooptation ausgefüllt, und würdige Nachfolger nahmen die Stelle der Dahingeschiedenen ein.

Bereits 1824 trat Samuel Merian-Merian ein, geboren 1789, † 1863; ein Freund und Mitarbeiter Spittlers, Cassier der Anstalt von 1837 bis 1856.

1838 kam Hieronymus Bischoff-Respinger zu St. Alban hinzu; ein hochgestellter Mann, viele Jahre Präsident des Basler Stadtraths, ein liebevoller Freund und Wohlthäter der Familie Zeller; † 1870.

Nach dem frühen Tode des Rectors Laroche wurde 1842 dessen Bruder der Oberschreiber Andreas Laroche erwählt, der die Führung des Protokolls übernahm, † 1865. In demselben Jahr trat auch Pfarrer Sarasin-Forcart, der Herausgeber des christlichen Volksboten ein, bis 1859, da er wegen Ueberhäufung mit anderen Arbeiten ausschied.

1850 wurde Candidat Eglinger, ein bewährter Schulmann, zugezogen, † 1866.

Herr Karl Respinger kam 1853 hinzu († 1875).

1855 wählte man den Herrn Professor Johannes Riggenbach, den Theologen, gegenwärtig Präsident des Vereins; endlich kam 1856 Herr Albert Burckhardt als Cassier der Anstalt hinzu.

Gedenken wir noch der drei letzten Stifter und ihres Endes. Rhyiner-Christ feierte 1858 seine goldene Hochzeit. Als Zeller erkrankte, da lag auch er schon krank; als er von Zeller's Tod hörte, wendete er sein Angesicht zur Wand, weinte und sprach nichts mehr; noch sieben Tage, und er starb seinem alten Freunde nach, 25. Mai 1860. Die beiden Freunde waren auch im Tode nicht geschieden. Spittler war wie Zeller mit rüstiger Kraft gesegnet. Noch im Greisenalter gelangen ihm große Unternehmungen für christliche Zwecke: die Stiftung des Diakonissenhauses in Riehen und der Missionsanstalt auf St. Chrischona. Er überlebte seinen treuen Gefährten um sieben Jahre, und ging heim, 86 Jahre alt, den 8. Dezember 1867. Als der letzte schied Wilhelm Legrand dahin. Im Greisenalter gründete und leitete er das Alumnat junger Theologen in Basel. Er war Präsident des Beuggener Comite bis 1869 und entschlief genau 14 Jahre nach Zeller, den 18. Mai 1874.

Zeller setzte, wiewohl unter zunehmender Schwachheit, seine gewohnte Lehrthätigkeit fort. Er vollendete glücklich den jährlichen Confirmandenunterricht, der in den letzten Jahren besonders segensreich war, und freute

sich der Confirmation der von ihm vorbereiteten Kinder, welche sein Sohn Reinhard am 15. April 1860 vollzog. Als am Anfang des Mai 1860 seine Pflegerin Sophie eine kleine Reise unternahm, drang er auf ihre baldige Rückkehr, in einer richtigen Ahnung dessen, was bevorstand.

Er hatte nun seit seinem Eintritt in Beuggen 250 Schullehrerzöglinge unterrichtet und ausgesendet, 593 arme Kinder erzogen. Seit vielen Jahren war es sein Gebet: „Verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Tröste mich wieder mit deiner Hülfe und der freudige Geist erhalte mich. Und laß mich nicht im Alter arbeitsunfähig und müßig, laß mich nicht ein unnützer Mensch werden; laß mich stehend, im Amte stehend sterben."

Diese Bitte zu Gott brachte Zeller schon zu einer Zeit, da er noch im besten Mannesalter stand, in seinen Gebeten im Kreise der Familie vor. Sein Freund Ryhiner war Zeuge davon und tadelte ihn darüber. „Gott wird dir wohl nichts anderes anrichten als uns anderen," sagte er, „du wirst es eben auch annehmen müssen wie es kommt." Aber Zeller ließ sich in seinem Vertrauen nicht irre machen, und er wurde mit seiner Bitte nicht beschämt.

Er arbeitete an einem Aufsatz: „Die Zeit der Erquickung und ihr Kommen;" nach Apostelgesch. 3, 19—21. „Wenn die großen Gerichte überstanden sind, wird sie kommen, diese ersehnte Zeit der Erquickung, also nicht die Ewigkeit der Erquickung, sondern die Zeit der Erquickung; von dem Angesicht des HErrn, also von der sichtbaren Persönlichkeit Jehovahs. Sie wird eine Friedenszeit sein, wie noch nie eine gewesen ist, und welche das ganze letzte Jahrtausend dieser unserer Weltdauer fortwähren wird. Jesaia 2, 2—4. Aber was muß geschehen, und zum Theil vorausgehen, daß eine solche Zeit kommen kann? Der Befehl Gottes muß geschehen: So thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden vertilget werden." M. Bl. 1860, S. 41—43. So weit schrieb er, und nach diesen Worten legte er die Feder nieder. Den 11. Mai hielt er noch die tägliche Morgenandacht mit der ganzen Haushaltung, Vormittags um 11 Uhr die Religionsstunde bei den Schullehrerzöglingen, wobei er gerade das Lehrbuch des Religionsunterrichts von Kurz beendete. Hierauf aß er noch mit der ganzen Haushaltung zu Mittag, konnte aber hernach kaum mehr die Treppe hinauf in sein Zimmer kommen. Kurzer und schwerer Athem nöthigte ihn sogleich zu Bette zu gehen. Es entwickelte sich die

Lungenentzündung, verbunden mit einem Steckhusten. Sonntag den 13. erklärte der Arzt, es sei keine Hoffnung zum Aufkommen. Der Kranke wußte es, und erwartete sein Sterben ohne die mindeste Spur von Angst und Furcht. Es war ihm ein längst bekannter und vertrauter Gedanke. Er redete nicht hievon bis zur letzten Nacht.

Die Krankheit schien einen leichten Verlauf zu nehmen, und am 16. konnte man sich sogar der Hoffnung auf Wiederkehr der Gesundheit hingeben. Aber bald verschwanden diese Täuschungen. Als sich niemand verhehlen konnte, daß es dem Ende zugehe, gerade da wurde der Kranke noch einmal lebendig im Geiste. Seine drei Söhne waren gegenwärtig, sein Schwiegersohn Werner und von den Töchtern Maria, Therese und Sophie. Sie bezeugen es, wie er an seinem Sterbetage, nicht ohne große körperliche Anstrengung, Worte des Geistes und der Kraft redete, die den Umstehenden lebenslänglich unvergeßlich bleiben. Da bestätigte sich, was schon Plato gesagt hat, daß die Sterbenden weissagen, wie dieß ja auch durch die heilige Geschichte und durch die Erfahrung so mancher Gläubigen bestätigt wird. Noch beschäftigte ihn der große Gegenstand christlicher Hoffnung und er sagte: „Bis daß die volle Zahl der Heiden eingehe und also das ganze Israel selig werde, auf daß da komme die Zeit der Erquickung von dem Angesicht des HErrn! Trägheit, Mangel an Bekehrung sind Schuld, daß die Zeiten der Erquickung nicht kommen können.“ Auch in den Augenblicken des getrübten Bewußtseins sprach er von den großen Thaten Gottes, Magnalia Dei, und verwandelte dieses Wort nach eigener Erfindung in Habalia mit der Beifügung: „Haben, haben muß man!“ Dann sagte er wieder: „Jesus Christus in uns, die Hoffnung der Herrlichkeit und des ewigen Lebens!“ Als sein Sohn Reinhard ihn fragte: „Kennet Ihr den HErrn Jesum noch?“ entgegnete er: „Wie kannst du auch so etwas fragen, ich stehe ja in einer persönlichen Bekanntschaft und Verbindung mit Ihm, die hat schon lange gedauert und ist nie unterbrochen worden. Jesus Christus ist der einzige wahre Grund; wer einen andern legt, kann nicht bleiben, wird verdammt.“ Auf die Frage: „Setzet ihr euer Vertrauen allein auf die Gnade Jesu?“ antwortete er mit Eifer und Feuer: „Allein auf die Gnade, auf nichts sonst, gar nichts. Das ist meine Meinung und Lehre, und die übergebe ich jetzt meinem Sohn, gleichwie sie Christus übergeben hat seinen Jüngern.“

Die Schullehrerzöglinge durften sich um sein Sterbebett versammeln

und nachdem sie zum letzten mal ihm gesungen hatten, sagte er ihnen zum Abschied: „So gehet nun hin in diesem Geist der Liebe und der Einigkeit, ein Jeder an seinen Ort und in seine Heimath; erneuert euch im Geiste eures Gemüths. Das ist in euerm Beruf die Hauptsache, daß eure Vorgesetzten und Umgebungen Zutrauen zu euch haben. O daß Dein Feuer bald entbrennte!“ So ward ihm gegeben, noch auf seinem Sterbebette seinen Lehrerberuf zu erfüllen bis zwei Stunden vor seinem Verscheiden.

Er segnete seine Kinder und sagte: „Ja wir kommen alle wieder zusammen in dem großen Vaterhaus; das ist gewißlich, gewißlich wahr.“

Auf die Bitte, ihnen alles zu vergeben, sagte er: „Alles, alles, wie sollte ich das nicht! — Komm bald, HErr Jesu. Amen. In deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Nach diesen Worten waren seine Kräfte erschöpft; er redete nichts mehr, fing an mit schwerer Mühe Athem zu ziehen. Die Augen schienen gebrochen; aber noch zweimal hob er sie auf, sah sich um, schaute verwundert seine Kinder an und schloß dann für immer sein irdisches freundliches Auge. Ganz unvermerkt blieb der letzte Athemzug aus, um 9½ Uhr Vormittags den 18. Mai. Er brachte sein Alter auf 81 Jahre, 1 Monat, 19 Tage.

Sonntag den 20. Mai Nachmittags 3 Uhr war die Leichenfeier. Vor dem Hause, um den Sarg herum bildeten die Vorsteher der Anstalt, die 70 Kinder und 15 Schullehrerzöglinge nebst den übrigen Hausgenossen einen Kreis. An denselben schlossen sich viele aus der Nähe und Ferne herbeigeeilte dankbare, anhängliche Schullehrerzöglinge, so wie mehrere hundert Freunde aus Basel und der nächsten Umgebung an.

Hier stimmte man ein Lied von G. Langbecker an, das dem Entschlafenen besonders theuer war.

Wie wird mir sein, wenn ich dich, Jesu, sehe
In deiner göttlich hohen Majestät!
Wenn ich verklärt vor deinem Throne stehe,
Die Ewigkeit den Staunenden umweht.
Wie wird mir sein, o HErr, ich faß es nicht;
Nur Thränen rinnen mir vom Angesicht.

Wie wird mir sein, wenn deines Hauptes Strahlen
Mein Haupt umleuchten, das dem Grab entschwand!
Und wenn im Himmelsglanz sich vor mir malen

Die Freuden, die kein sterblich Herz empfand?
Wie wird mir sein? o welche Seligkeit
Empfind' ich, denk' ich jener Freudenzeit!

Wie wird mir sein, wenn Engelsharfen tönen
Und sanft ich ruh' in meines Hirten Schooß!
Wenn ausgeweint sind alle meine Thränen,
Und ich nun ganz von Erdenfesseln los.
Wie wird mir sein, o du, mein HErr und Gott,
Wenn nicht mehr schrecken Sünde, Höll' und Tod

Wie wird mir sein, wenn ich sie wiedersehe,
Die Theu'ren alle, die ich hier geliebt;
Wenn ich mit ihnen in des Heilands Nähe
Lobsingend steh', von Trennung nie betrübt.
Wie wird mir sein, o Freuden ohne Zahl,
Ihr strömet Licht in's dunkle Erdenthal.

Ja, unaussprechlich sind die sel'gen Freuden,
Die dort der HErr mir einst bereiten wird.
D'rum will ich harren, stille sein und leiden,
Bis mich nach kurzem Streit der treue Hirt
Aus Gnaden führt zum ew'gen Frieden ein.
Mein HErr, mein Gott, wie wird alsdann mir sein!

Nach dem Gesang setzte sich der Leichenzug in Bewegung; voraus die Knaben und Mädchen, dann der Sarg, hinter demselben die Familie, die Vorsteher, die Lehrer und andere Freunde, unter welchen man auch den tiefgebeugten de Valenti bemerkte. Auf dem Gottesacker wurde der Sarg in das Grab der vorausgegangenen Gattin versenkt. Am Grabe sangen die Missionszöglinge aus Basel den 126. Psalm:

Wenn der HErr einst die Gefangnen
Ihrer Bande ledig macht,
O dann schwinden die vergangnen
Leiden wie ein Traum der Nacht,
Dann wird unser Herz sich freun,
Unser Mund voll Lachens sein;
Jauchzend werden wir erheben
Den, der Freiheit uns gegeben.

HErr erhebe deine Rechte,
Gieb uns einen Vaterblick;
Führe die verstoßnen Knechte
In das Vaterhaus zurück!
Ach der Pfad ist steil und weit,
Kürze unsre Prüfungszeit.

Führ uns, wenn wir treu gestritten,
In des Friedens stille Hütten.

Aernten werden wir mit Freuden,
Was wir weinend ausgesät;
Jenseits reift die Frucht der Leiden
Und des Sieges Palme weht.
Unser Gott auf Seinem Thron,
Er, Er selbst ist unser Lohn;
Die Ihm lebten, die Ihm starben,
Bringen jauchzend ihre Garben.

Oft hatte Zeller dieses sein Lieblingslied singen lassen; doch war er nicht, wie man angenommen hat, der Verfasser. Der Dichter hieß Bürde.

Pfarrer Wilhelm Legrand hielt die Grabrede mit einfachen Worten der Liebe: „O laßt uns an diesen unsern Lehrer," so lauteten seine Schlußworte, „der uns das Wort Gottes gesagt hat, gedenken, sein Ende anschauen, seinem Glauben nachfolgen, damit auch wir einst in dem HErrn selig entschlafen mögen!" Hierauf stimmten die Schullehrerzöglinge Klopstocks Lied an:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub nach kurzer Ruh'!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Hallelujah!

Wieder aufzublüh'n werd' ich gesät;
Der HErr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, die mit Ihm starben.
Hallelujah!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird dann uns sein;
Mit Jesu gehn wir ein
Zu Seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler. Dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu Seines Namens Ruhme.
Hallelujah!

Die Feier war begleitet von freundlichem Sonnenschein nach trüben Tagen. Vom Grabe begab sich die ganze Versammlung nach dem Holzschuppen neben dem Schlosse, dem Ort, wo mehrmals auch die Jahresfeste gehalten wurden, und daselbst hielt Professor Auberlen die Gedächtnißrede, im Anschluß an den 1. Psalm.

Dieser liebenswürdige, früh vollendete Gottesgelehrte gab eine Charakteristik des Entschlafenen, von welcher wir hier die Hauptzüge wiederholen. „Zeller war ein Mann ohne Falsch. Er ist als ein Nathanael zu Jesu gekommen und hat sich Ihm fest und ganz, auf Leben und Tod übergeben. Er suchte und ergriff die Gnade mit grundredlichem, lauterem und völligem Herzen. Sie war ihm nicht ein bloßes Ruhekissen für's Leben oder für's Sterben; nicht ein bloßes Wort; sie war ihm eine Macht, welche, indem sie die Sünden vergiebt, unsere Trennung von Gott aufhebt und uns vor das Angesicht des heiligen Vaters im Himmel stellt, daß wir in Seinem Namen bewahrt, im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist. Man konnte von ihm sagen, wie von einem der alten Patriarchen: Er war ein Mann, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidete das Böse. Einfalt und Kraft, etwas durch und durch gesundes ohne alles Gepränge, das war der Eindruck, welchen dieser Patriarch machte. Eine besondere Freundlichkeit des HErrn ist es gewesen, daß Zeller sein Beuggen finden und behalten durfte, wo die ganze äußere Erscheinung und Umgebung zu dieser innern Eigenthümlichkeit stimmte. Hier in Beuggen, fern von den Städten, wo wir alle unter dem Einfluß der Ueberbildung dieser Zeit stehen, hat uns immer eine andere, frischere, reinere, ich möchte sagen, eine ursprünglichere Luft angeweht. Die Patriarchen wohnten in Zelten, und es ist etwas Aehnliches, was uns hier entgegen trat. Garten und Fluß, der Hof und diese Stätte, wo wir an des Entschlafenen Munde hangend die Feste feierten, und dies alte Schloß, welches durch die Spuren früheren Glanzes die jetzige Einfachheit desto mehr hervorhebt — Alles stimmte mit ein, um uns einen Besuch in Beuggen wie ein erfrischendes, geistliches Bad erscheinen zu lassen.“

„Es ruhte der Segen des HErrn auf diesem redlichen Abraham und

seiner getreuen Sarah. Es ist als habe in diesem langen Pilgerlaufe der himmlische Vater zeigen wollen, daß Er auch heute noch zu Seinem Worte steht: die Gottseligkeit sei zu allen Dingen nütze, und habe die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Gerade weil er auf Erden nichts suchte, konnte ihm der HErr in seiner Familie den größten Segen und das wahre Lebensglück geben."

Ueber Zeller's pädagogische Thätigkeit sagte Auberlen: „Was an den Grundsätzen Pestalozzis gut und gesund ist, hat er in die volle Kraft des Heilslebens eingeführt. Er selbst hielt Pestalozzi hoch und erzählte gern von dessen Besuch in Beuggen. Pestalozzi soll damals gesagt haben: jetzt möchte er von vorne anfangen!"

„Zeller's Größe bestand darin, daß er klein blieb. Mit den einfachsten Mitteln hat er Großes erreicht, auch in der Lehr- und Hausordnung. Ich erinnere mich, wie ich das erste Mal vor 15 Jahren hier war. Da ließ er bei der Morgenandacht das Gebet Salomos bei der Einweihung des Tempels lesen, und wußte durch die Art, wie es abwechselnd von Einzelnen und von Allen gesprochen wurde, die Kraft und Eindringlichkeit desselben tief in's Herz zu bringen. Welchen Besucher hat nicht der Tischgesang in diesem Hause tief bewegt? Wem ist nicht eine Thräne der Sehnsucht nach dem verlornen Paradiese der Unschuld und Seligkeit ins Auge getreten, wenn er den ehrwürdigen Greis, die beiden kleinsten Kinder an beiden Händen, den Versammlungssaal verlassen und die junge Schaar singend folgen sah? Auch die gewöhnlichsten Worte bekamen in seinem Munde Kraft. Ich hörte ihn einmal auf eine höchst lebensvolle Weise von den Eigenschaften und der Vorsehung Gottes reden, was nicht leicht ist. Er lebte darin."

„Sein Monatsblatt ist eines der wenigen, die mitten in dem Lärmen des Streites eine Stätte des Friedens geblieben sind. Den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit, wie ihn die heilige Schrift darlegt, breitete er darin vor uns aus, indem er bald diese, bald jene Seite der Wahrheit zur Sprache brachte. In diesem umfassenden und kernhaften Schriftverstand ist unser Heimgegangener ein ächter Sohn der guten alten Theologenschule seines schwäbischen Vaterlandes gewesen. Wie er in seiner Anstaltsthätigkeit mit den christlichen Männern und Anstalten Basels in Liebe verbunden war, so trug er in seiner biblischen Denkungsart den Stempel seiner ursprünglichen Heimath. Man konnte sich bei ihm an Männer wie Magnus Friedrich Roos und Flattich erinnert fühlen. Auch

darin war er ein Mann der Schule Johann Albrecht Bengel's, daß ihm zum ganzen Schriftverstand auch das prophetische Wort gehörte. In diesem Sinne nahm er auch den lebhaftesten Antheil an den Zeitereignissen. „„Ich sehe,““ sagte er einmal, „„in eine herrliche Zukunft, in einen lichten Morgen hinein; aber es geht vorher durch die schwersten Gerichte.““ Diese Erwartungen hielten ihn nicht ab, mit der größten Nüchternheit und dem treuesten Eifer seinem Berufe obzuliegen, vielmehr nahm er daraus nur um so mehr Antrieb, auch in seinem Theile dazu mitzuwirken, daß dem kommenden HErrn ein bereitet Volk entgegengehe.“

So viel aus Auberlens Gedächtnißrede.

Sieben Wochen nach Zeller's Heimgang wurde am 6. Juli 1860 ein gesegnetes, trostvolles Jahresfest gefeiert. Gott hatte väterlich gesorgt, und den Sohn des Entschlafenen, der in den letzten neun Jahren dem Vater zur Seite gestanden, und unter seiner Leitung gearbeitet hatte, dazu ausgerüstet, in die Fußstapfen des Vaters zu treten, und die Anstalt in dem gleichen Geiste zu leiten. Die Hausordnung, wie Zeller sie eingerichtet hatte, blieb erhalten. Auch hinfort ließ man das Wort Christi reichlich in der großen Haushaltung wohnen, man beharrte bei der Schlichtheit, der Bescheidenheit und dem arbeitsamen Leben. Ungeachtet mancher Aufforderung zu einer Umgestaltung des Lehrplan's, nach dem Geschmack der vielgeschäftigen Gegenwart, wurde die alte Einfachheit und Gründlichkeit des Unterrichts aufrecht erhalten. Bis heute noch ist das ganze Unternehmen eine Sache des Glaubens, nicht auf die vermeintliche Sicherheit irdischen Besitzes gebaut, sondern auf das kindliche Vertrauen zu dem lebendigen Gott, dem Beschützer der Armen, dem Vater der Waisen, dem Erhalter aller Menschen, sonderlich aber Seiner Gläubigen. Möge es durch Gottes Güte und Macht also fortbestehen, und sein, was es unter Vater Zeller's Leitung war: für Viele eine Stätte des Segens.

Anhang.

Aphorismen von Zeller.

Als nach Zeller's Hinscheiden ein Jahr vergangen war, da wurde am 18. März 1861 in Beuggen eine Gedächtnißfeier eigenthümlicher Art gehalten. Während die Hausgemeinde zur gemeinsamen Morgenandacht versammelt war, forderte Zeller's Nachfolger alle Anwesenden auf, Wahrheiten oder bedeutsame Sprüche, die sie aus dem Munde des geliebten Vaters und Lehrers gehört, die sie im Herzen und im Gedächtniß bewahrt hatten, mitzutheilen. Alle Anwesenden, die Familienglieder, die Lehrer, die Zöglinge, die Schulkinder und die Dienstboten wußten solche Worte, die ihnen wichtig geworden waren, zu erzählen. So suchte man der Ermahnung des Apostels zu entsprechen: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Hebr. 13, 7.

Von den 117 Sentenzen, die sich an dem Herzen und in der Erfahrung der Zuhörer bewährt hatten, und bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht wurden, mögen hier etliche stehen. Wir lassen hierauf noch einiges folgen, was Zeller selbst niedergeschrieben hat: „Gedanken beim Bibellesen,“ anknüpfend an das Evangelium nach Matthäus, Marcus und Lucas. Endlich wird es wohl den Lesern willkommen sein, wenn wir zum Schlusse noch eine Auswahl von Aphorismen aus Zeller's Schriften und Briefen über verschiedene Gegenstände hinzufügen.

Worte aus Zeller's Munde.

Wie sich die Seeleute an die Fixsterne halten, so sollten wir es mit den Verheißungen Gottes machen.

Den Gebetsumgang mit dem HErrn suchte Zeller dadurch anschaulich zu machen, daß er einem Kinde das eine Ende eines Fadens fest zu halten gab und er nahm das andere Ende und ging damit in ein anderes Zimmer, wo man ihn nicht sehen konnte; dann zog er an dem Faden, und fragte, ob man seinen Zug fühle. War der Faden stark angespannt, so fühlte man den leisesten Zug; war er aber nicht angespannt, so fühlte man nichts, auch beim stärksten Ziehen und Reißen.

Zweifle an Allem um dich her, nur an der Liebe Gottes nicht.

Wenn Kummer will das Herz verdunkeln, soll Gottes Lob im Herzen funkeln.

Es gibt neugierige, wißbegierige und heilsbegierige Fragen; letztere sind die besten, aber auch die seltensten.

Wer Jesum nicht als Heiland sucht und begehrt, der muß ihn als Richter haben.

Es kommen keine Gerichte ohne vorhergegangene Warnungen.

Ehe der große Weltsabbath, das Friedensreich, kommt, muß zuvor gesamstaget werden auf Erden.

Es fällt den Gelehrten, die ein großes Dr. vor ihrem Namen haben, fast nichts so schwer, als auf schwere Fragen zu sagen: ich weiß es nicht.

Wer nur einmal geboren ist, muß zweimal sterben; wer zweimal geboren ist, muß nur einmal sterben.

Im Blick auf die Zukunft des HErrn sind wir nicht auf Zahlen, sondern auf Zeichen gewiesen.

Die Predigt ist nur der Unterricht im Gottesdienst, nicht der Gottesdienst selber; wenn man aus der Kirche herauskommt, fängt erst der Gottesdienst recht an.

Das Lob der Welt ist sehr verdächtig für einen Christen, besonders das Zeitungslob.

Wenn du traurig bist, so fange nur an Gott zu loben; denn der Teufel kann das Lob Gottes nicht leiden. Durch Loben den Namen Gottes, wird man in eine sehr gute Gesellschaft versetzt, nämlich der Engel und guten Geister; denn alle guten Geister loben Gott den HErrn.

Ergreife das Heute, das Gestern ist nicht mehr dein, und das Morgen auch noch nicht.

Der HErr kann uns Alles nehmen; nur den Willen hat Er uns frei gelassen; zwingen zur Seligkeit will Er Niemanden.

Eine große Verheißung ist in der Bibel den treuen, frommen, Gott wohlgefälligen Dienstboten verheißen: Wisset, daß ihr von dem HErrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes. Col. 3, 14.

Auf Petri Predigt am Pfingsttage wurden 3000 Menschen bekehrt; jetzt ist es möglich, daß durch 3000 Predigten nicht Einer bekehrt wird.

Die Sünden der Unreinigkeit und der Unzucht können sogar nachtheilige Folgen auf den Auferstehungsleib haben. Keine Sünden verstocken so sehr als diese.

Wir sollten jedesmal erschrecken, wenn wir gelobt werden.

Ein Mensch ist noch nicht errettet, wenn er aus dem Wasser gezogen ist, auch nicht, wenn er in einer Rettungsanstalt versorgt ist, sondern erst, wenn er erlöst ist von Sünde, Tod, Teufel und Hölle.

Ein Mensch kann verloren sein wie ein Schaf, durch Verirrung, Weggehen, Stehenbleiben. Das Schaf weiß es, daß es verloren ist, es fühlt es und schreit auch, aber den Weg kann es nicht selbst finden. Ein Mensch kann auch verloren sein, wie ein Groschen, durch Vernachlässigung, Gleichgültigkeit, Leichtsinn der Aeltern; der Groschen weiß und fühlt es nicht.

Eine einzige Lieblingssünde, die man bei der Bekehrung nicht gänzlich ausrottet, kann einem das ewige Leben kosten.

Im Wein ertrinken viel mehr Menschen als im Wasser.

In meiner Vaterstadt hat Einer ein sehr schönes, großes Haus mit folgender Ueberschrift über der Thür: „linquenda“, d. h. ist zu verlassen. Dieß sollten wir zu allen sichtbaren Dingen, an welche sich unser Herz hängen will, hinzudenken.

Kann man den Versucher nicht im Glauben mit einem göttlichen Schriftwort schlagen, so thut man besser, ganz stille zu sein.

Es ist etwas anderes, den HErrn Jesum bekennen, wenn der Scharfrichter hinter einem steht, als wenn man des Bekenntnisses halber gelobt wird.

Man vergleicht sich gerne mit Menschen um sich herum, die schlechter scheinen als wir; aber man sollte sich lieber mit geförderten Christen vergleichen.

Kaufen vom HErrn ist: etwas drangeben z. B. unsere Eigenliebe.

Wer noch Reue über seine Sünde empfindet, der hat die Sünde wider den heiligen Geist nicht begangen.

Schwere Zeiten sind nicht so viel als böse Zeiten. Schwere Zeiten sind Anfechtungs- und Trübsalszeiten; böse Zeiten sind Verführungs- und Abfallszeiten.

Es gibt zweierlei Arten von Geiz; der eine sagt: mehr, mehr! der andere: nichts geben!

Jedem, der nach Gott fragt, wird Er auch geoffenbart, wie jenem Grönländer Kajarnak, der staunend das Meer und die Eisberge anschaute und sprach: Mein Kajak habe ich gemacht; wer hat aber dies Alles gemacht? Zu diesem schickte Gott Missionare aus Europa, daß sie ihm sagen sollten, wer der rechte Gott sei, und als diese schon mehrere Jahre vergeblich gepredigt hatten, und einst auch wieder vom Sohne Gottes erzählten, der als das Lamm Gottes sich für die Menschen schlachten ließ, fragte Kajarnak mit Thränen in den Augen: Wie war das? sage mir das noch einmal! Er wurde gläubig an den HErrn Jesum, und war der erste Grönländer, der sich taufen ließ.

Wir sollten es machen wie die Schafe, die ihren Hirten kennen, und sonst keiner anderen Stimme folgen. Auf dem Rigi war ein junger Hirte; sobald er seinen Schafen rief, kamen sie zu ihm. Ich rief ihnen auch mit den gleichen Namen und mit ähnlicher Stimme, aber sie kamen nicht; denn sie kannten meine Stimme nicht.

Die Kinder gedeihen nicht, die in Selbstzufriedenheit sagen: Kann man auch bräver sein als wir sind?

Es ist bedeutsam, daß man nicht sagt: im Amte sitzen, oder liegen, sondern im Amte stehen.

Wer sich den geistigen Magen verderbt hat durch weltliche und sündliche Lüste, dem eckelt es vor der lauteren Milch des Evangeliums.

Wie ein Haus durch den Schwamm oder durch den Wurm kann verderbt werden, so kann es auch durch Sünden und Laster, die darin getrieben werden, verunreinigt werden. Darum, so oft man in ein anderes Haus einzieht, sollte man den rechten Priester Jesum bitten, daß Er das Haus mit seinem Blut entsündige.

Das sind die drei seligsten Schritte: Abkehr von der Sünde, Umkehr zu Jesu, Einkehr in Seine Gnade.

Jesus klopft bei einem Menschenherzen ganz leise an; wenn dieser es nicht hört, so klopft Er etwas lauter und immer lauter, und wenn

man Ihm die Herzensthüre beharrlich nicht aufthut, so kommt Er endlich nicht mehr.

Mancher, der durch die Gnade Gottes erweckt und bekehrt wurde, meint, er müsse seinen bisherigen irdischen Beruf aufgeben, Brüder aufsuchen, sich dem Schullehrerberuf oder dem Missionsdienst widmen, und gewöhnt sich so an das Herumlaufen. Er wird einem Mühlrad gleich, das sich noch einige Zeit auch ohne Wasser fortbewegen kann. M. Bl. 1861, S. 76—81.

Gedanken beim Bibellesen.

Evangelium Matthäi 2, 11. Die Weisen beteten den Heiland an in seiner Kindesgestalt. Unsere thörichten Weltweisen wollen Ihn nicht anbeten in Seiner vollendeten Herrlichkeit und in Seiner Erhöhung über alle Namen.

Folgsamkeit bei geringscheinendem Lichte, und jedes glaubige und folgsame Kommen zu Jesu, wird mit hoher Freude und das glaubige Suchen mit frohem Finden belohnt.

Kap. 3, 1—6. Welch' ein Unterschied in der Wirksamkeit des Predigtamtes zweier von Gott gesendeten großen Männer Gottes! Jeremias der Prophet muß klagen: „Dreiundzwanzig Jahre predige ich euch nun mit Fleiß, aber ihr habt nie wollen hören." Jerem. 25, 3. Johannes aber, der Täufer, bleibt in der Wüste, geht nicht zu dem Volk, sondern es geht zu ihm hinaus, die ganze Stadt Jerusalem, das ganze Judäa und alle Länder am Jordan, und lassen sich taufen von ihm und bekennen ihre Sünden. Welch' eine beispiellose Erweckung bei kaum zweijähriger Amtsführung!

Man darf also eine göttliche Sendung nicht immer nach der Größe und Ausdehnung der Wirksamkeit der Gesendeten beurtheilen. Wenn nur Jeder in seiner Sendung treu ist.

Kap. 6, 26—30. Es giebt eine selige Naturforschung und Naturbetrachtung. Es ist diejenige, die uns zum Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge führet und stärket.

Kap. 7, 1—5. Es giebt Menschen, die berufen sind zum Richten; aber selbst solche werden gerichtet werden wie sie gerichtet haben. Was wird erst unberufenen Richtern geschehen, von denen jetzt die Welt voll ist!

V. 6. Heiligthümer und Perlen sind selige, theure Wahrheiten,

Verheißungen, Tröstungen und Erfahrungen des innern Lebens, der Heiligung für Glaubige und Bekehrte. Ein Prediger, Missionar und Lehrer muß wissen, wen er vor sich hat. Man vergleiche die Verschiedenheit in der Erzählung von Pauli Bekehrungsgeschichte, wie sie erzählt wird für Christen (Apostelg. 9) — wie er sie erzählt auf der Burgtreppe zu Jerusalem, vor der empörerischen Versammlung der Juden (K. 22) — und wie er sie wieder erzählt vor Festus und Agrippa (K. 26) — wie lehrreich ist die Wahrheit in dieser Verschiedenheit!

V. 28. 29. Nach einer Predigt wie die Bergpredigt müssen pharisäisch-gesetzliche und flach-moralisch verbildete Zuhörer, die noch ein Gewissen haben und dessen Stimme hören, sich entsetzen. Um diesem Entsetzen vorzubeugen, hat man das Mittel erfunden, mehrere Stellen dieser gewaltigen Lebenspredigt mit dem Namen evangelischer Rathschläge zu belegen, und sie so zu entkräften.

Kap. 8, 34. Du bist unwillig über die Einwohner von Gerasa, denen ihre Schweine lieber waren als die hülfreiche Nähe Jesu und der lehrreiche Umgang mit Ihm. Aber nährest du keine sündliche Liebhaberei in dir, welche du dem Umgang Jesu vorziehst, und welche dir seine Nähe zuwider macht?

Kap. 9, 15. Ein Fasten nach der Kalenderzeit hat wenig Sinn und wenig Nutzen; aber ein Fasten nach der Herzenszeit, nach dem Zustande des Herzens, das ist sinnig und tröstlich.

Kap. 10, 16. Die Schlangenklugheit der Jünger Jesu besteht in der Vorsichtigkeit, wann, wo und wie man zu reden und zu schweigen, wem man sich anzuvertrauen, und vor wem man sich zurückzuziehen habe, besonders aber in der Vorsichtigkeit im Wandel. Die Taubeneinfalt der Jünger besteht in der Enthaltung von aller List und Intrigue, von allen gewaltthätigen und ungerechten Mitteln, und daß man, statt sich so etwas zu erlauben, einfach seine Zuflucht im Gebet zu dem HErrn nimmt, und Ihm die Sache und Rache befiehlt und anheim stellt, wie die Tauben fliehen zu ihren Fenstern und sich nicht selbst rächen.

Kap. 14, 1. 2. Es ist nicht ein Jeder zu einem Zeugen Jesu berufen, am wenigsten die Ungehorsamen, von denen es heißt: je mehr Er es ihnen verbot, desto mehr sie es ausbreiteten. Was mag der Ungehorsam dieser Leute dem Unglauben der einen, dem Haß und Neid der andern, den Vorurtheilen, den Entstellungen und Uebertreibungen der dritten für

eine Nahrung und zu den abenteuerlichsten Gerüchten die Veranlassung gegeben haben!

Kap. 15, 1—8. Wie sehr ist der Mensch geneigt, Menschensatzungen höher zu achten als Gottes Wort und Gebot! Wie streng ahnden viele Obrigkeiten, Eltern und Lehrer den Ungehorsam gegen ihre menschlichen Gebote und wie schlaff die Uebertretung der von Gott gegebenen!

Kap. 16, 6. Irrthümer in der Lehre wirken Irrthümer in der Erkenntniß; Irrthümer in der Erkenntniß wirken Irrthümer im Leben; Irrthümer im Leben wirken Sünden; Sünden aber wirken den Tod. Das ist die Bedeutung der Irrlehren und der Grund vor ihnen zu warnen.

Kap. 20, 25—28. Hier ist der deutlichste Ausspruch Jesu, daß sich weltliche Herrschaft und Gewalt mit dem apostolischen Berufe nicht vertrage: „Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißet man gnädige Herren; ihr aber nicht also.“ Die dreifache Krone ist nicht apostolisch, und ein weltlicher Stuhl ist kein apostolischer.

Kap. 21, 21—22. Wenn man der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, giebt was man ihr schuldig ist, aber auch zugleich Gott giebt, was man Ihm schuldig: so wird Gott eine unrechtmäßige Obrigkeit richten und zwar so, daß ein Christ nicht nöthig hat sich wider sie zu setzen. Der Empörungsgeist aber weigert sich beides zu thun, macht das Uebel ärger und ladet Gottes Gericht auch auf sich.

Kap. 23, 14—33. Wie gefährlich muß die Heuchelei für Theologen, Pfarrer und Lehrer sein, daß der HErr siebenmal über sie ausrufen muß: Ihr Heuchler!

V. 14. Hier deckt der HErr die geheime Geschichte manches Kirchengutes auf.

V. 15. Hier deckt der HErr die geheime Geschichte mancher Missionsthätigkeit und Proselytenmacherei auf.

Kap. 25, 5. Wenn bei langem äußern Wohlergehen und weit verbreitetem Wohlstande die materiellen Interessen die Oberhand gewinnen, und lange Zeit keine geisteskräftigen Erweckungen mehr geschehen, da läßt die Erwartung und die Sehnsucht nach dem HErrn sammt der Buße nach, und es entsteht eine geistige Erschlaffung und eine Trägheit auch bei den Glaubigsten.

V. 14. Der Gewinn, den der HErr von seinen anvertrauten Pfunden

Verheißungen, Tröstungen und Erfahrungen des innern Lebens, der Heiligung für Glaubige und Bekehrte. Ein Prediger, Missionar und Lehrer muß wissen, wen er vor sich hat. Man vergleiche die Verschiedenheit in der Erzählung von Pauli Bekehrungsgeschichte, wie sie erzählt wird für Christen (Apostelg. 9) — wie er sie erzählt auf der Burgtreppe zu Jerusalem, vor der empörerischen Versammlung der Juden (K. 22) — und wie er sie wieder erzählt vor Festus und Agrippa (K. 26) — wie lehrreich ist die Wahrheit in dieser Verschiedenheit!

V. 28. 29. Nach einer Predigt wie die Bergpredigt müssen pharisäisch-gesetzliche und flach-moralisch verbildete Zuhörer, die noch ein Gewissen haben und dessen Stimme hören, sich entsetzen. Um diesem Entsetzen vorzubeugen, hat man das Mittel erfunden, mehrere Stellen dieser gewaltigen Lebenspredigt mit dem Namen evangelischer Rathschläge zu belegen, und sie so zu entkräften.

Kap. 8, 34. Du bist unwillig über die Einwohner von Gerasa, denen ihre Schweine lieber waren als die hülfreiche Nähe Jesu und der lehrreiche Umgang mit Ihm. Aber nährest du keine sündliche Liebhaberei in dir, welche du dem Umgang Jesu vorziehst, und welche dir seine Nähe zuwider macht?

Kap. 9, 15. Ein Fasten nach der Kalenderzeit hat wenig Sinn und wenig Nutzen; aber ein Fasten nach der Herzenszeit, nach dem Zustande des Herzens, das ist sinnig und tröstlich.

Kap. 10, 16. Die Schlangenklugheit der Jünger Jesu besteht in der Vorsichtigkeit, wann, wo und wie man zu reden und zu schweigen, wem man sich anzuvertrauen, und vor wem man sich zurückzuziehen habe, besonders aber in der Vorsichtigkeit im Wandel. Die Taubeneinfalt der Jünger besteht in der Enthaltung von aller List und Intrigue, von allen gewaltthätigen und ungerechten Mitteln, und daß man, statt sich so etwas zu erlauben, einfach seine Zuflucht im Gebet zu dem HErrn nimmt, und Ihm die Sache und Rache befiehlt und anheim stellt, wie die Tauben fliehen zu ihren Fenstern und sich nicht selbst rächen.

Kap. 14, 1. 2. Es ist nicht ein Jeder zu einem Zeugen Jesu berufen, am wenigsten die Ungehorsamen, von denen es heißt: je mehr Er es ihnen verbot, desto mehr sie es ausbreiteten. Was mag der Ungehorsam dieser Leute dem Unglauben der einen, dem Haß und Neid der andern, den Vorurtheilen, den Entstellungen und Uebertreibungen der dritten für

eine Nahrung und zu den abenteuerlichsten Gerüchten die Veranlassung gegeben haben!

Kap. 15, 1—8. Wie sehr ist der Mensch geneigt, Menschensatzungen höher zu achten als Gottes Wort und Gebot! Wie streng ahnden viele Obrigkeiten, Eltern und Lehrer den Ungehorsam gegen ihre menschlichen Gebote und wie schlaff die Uebertretung der von Gott gegebenen!

Kap. 16, 6. Irrthümer in der Lehre wirken Irrthümer in der Erkenntniß; Irrthümer in der Erkenntniß wirken Irrthümer im Leben; Irrthümer im Leben wirken Sünden; Sünden aber wirken den Tod. Das ist die Bedeutung der Irrlehren und der Grund vor ihnen zu warnen.

Kap. 20, 25—28. Hier ist der deutlichste Ausspruch Jesu, daß sich weltliche Herrschaft und Gewalt mit dem apostolischen Berufe nicht vertrage: „Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißet man gnädige Herren; ihr aber nicht also.“ Die dreifache Krone ist nicht apostolisch, und ein weltlicher Stuhl ist kein apostolischer.

Kap. 21, 21—22. Wenn man der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, giebt was man ihr schuldig ist, aber auch zugleich Gott giebt, was man Ihm schuldig: so wird Gott eine unrechtmäßige Obrigkeit richten und zwar so, daß ein Christ nicht nöthig hat sich wider sie zu setzen. Der Empörungsgeist aber weigert sich beides zu thun, macht das Uebel ärger und ladet Gottes Gericht auch auf sich.

Kap. 23, 14—33. Wie gefährlich muß die Heuchelei für Theologen, Pfarrer und Lehrer sein, daß der HErr siebenmal über sie ausrufen muß: Ihr Heuchler!

V. 14. Hier deckt der HErr die geheime Geschichte manches Kirchengutes auf.

V. 15. Hier deckt der HErr die geheime Geschichte mancher Missionsthätigkeit und Proselytenmacherei auf.

Kap. 25, 5. Wenn bei langem äußern Wohlergehen und weit verbreitetem Wohlstande die materiellen Interessen die Oberhand gewinnen, und lange Zeit keine geisteskräftigen Erweckungen mehr geschehen, da läßt die Erwartung und die Sehnsucht nach dem HErrn sammt der Buße nach, und es entsteht eine geistige Erschlaffung und eine Trägheit auch bei den Glaubigsten.

V. 14. Der Gewinn, den der HErr von seinen anvertrauten Pfunden

erwartet, sind unsterbliche Seelen, die zum ewigen Leben gewonnen und gerettet werden.

V. 24. 25. Das Vergraben der Pfunde geschieht theils aus Bequemlichkeit, theils aus Mißtrauen gegen den HErrn, theils aus Menschenfurcht. Da wird viel Gutes unterlassen, während viel Gutes hätte gestiftet werden können.

Evangelium Marci 1, 14. Ausgezeichnet wirksame Bekehrungswerkzeuge, wie Johannes der Täufer, behalten selten lange ihr Amt oder ihren Ort.

V. 24. Was hilft es zu wissen, daß Jesus der Heilige Gottes ist, wenn man wähnet, Er sei gekommen, uns zu verderben? Siehe, der unsaubere Geist wußte jenes und wähnte dieses. Das ist Wissen ohne Glauben.

Kap. 4, 26—29. Lehrer des Wortes Gottes müssen die Frucht ihrer Aussaat durch Eigenwirken weder erkünsteln noch erzwingen, noch treibhausartig früher zeitig machen wollen, als es Boden, Zeit und Witterung mit sich bringt; sondern sie müssen den Erfolg nach und nach ruhig, geduldig und glaubig erwarten bis zur Ernte.

Kap. 6, 14—16. Ein Verfolger fürchtet immer das Wiederaufleben des Geistes, den er ausgerottet zu haben wähnet und doch nicht ausrotten kann.

V. 29. Johannis Leib wurde begraben, aber sein Zeugniß wirkte fort.

V. 37. Höret was der HErr zu den armen Jüngern spricht: Gebet ihr ihnen zu essen. Nicht wer am meisten Geld und Bedenklichkeiten, sondern wer am meisten Glauben und Liebe hat, mache den Anfang zu einem Werke der Barmherzigkeit und Liebe.

Kap. 9, 50. Wenn die Liebe kein Salz hat, so verzärtelt sie und hat keine bessernde Kraft. Wenn das Salz keine Liebe hat, so fehlt ihm die heilende Schonung und Milde.

Kap. 10, 13. 14. Auch das Kindlein kommt zu Jesu, das man zu Ihm bringt.

V. 15. Das Reich Gottes ist also ein Kinder-Reich.

Kap. 11, 15—17. Der redliche Freund der Wahrheit und der Kirche Gottes ist weder Separatist, noch ein schweigender Zeuge und Zuschauer der in derselben geduldeten Mißbräuche und Unordnungen.

V. 23. Die Furcht macht Berge und der Glaube wirft sie in's Meer.

Kap. 12, 29. 30. In der ungetheilten Liebe zu dem geoffenbarten Gott findet der Mensch seine zerrissene Einheit wieder, nach Herz, Seele und Gemüth.

Kap. 13, 23. Vorsehen sollen wir uns; also muß man es auch können; und man kann es, weil der HErr uns Alles zuvor gesagt hat.

V. 29. Die Nähe der wichtigsten Ereignisse wird man vorher sehen können, wenn auch nicht deren Zeit und Stunde. Jenes aber ist genug, um sich bereit zu halten.

Kap. 15, 1. Siehe, wie bald die Leute sich versammeln, wenn Haß, Neid und Leidenschaften anderer Art sie treiben, und wie langsam und nachlässig sie zusammenkommen, wo die Pflicht und die Liebe sie treiben sollte.

V. 3—5. Wenn der Wahrheit genugsames Zeugniß ist gegeben worden, und es nur noch darauf ankommt, daß das Christenthum durch Geduld und Ergebung im Erliegen soll siegen: so ist Schweigen gegen harte Anklagen die beredteste Antwort.

V. 6—13. Siehe da, Volksjustiz! Der des Aufruhrs beschuldigte Christ wird verdammt, der des Mordes überwiesene Aufrührer wird amnestirt.

V. 14. Frage: Was hat der Christ Uebels gethan? Antwort: Kreuzige ihn!

V. 15. Siehe, wie eine Obrigkeit, wenn sie aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit den schuldigen Mörder frei giebt, und den unschuldigen Gerechten verdammt, selbst ein Mörder ist.

V. 16—19. Willst du sehen, wie roh, unedel und gemein mißhandelnde Verspottung des Heiligsten ist: so schaue die Schaar der Kriegsknechte an, und schäme dich!

V. 21. Weigere dich nicht, Christo das Kreuz nachzutragen! Du und deine Kinder werden es zu genießen haben.

V. 22. Willst du den Ort sehen, wo die Liebe und Gerechtigkeit Gottes in ihrer höchsten Verklärung in offene Herzen strahlt: so gehe nach Golgatha!

V. 22. Willst du den Ort sehen, wo Selbstsucht und Ungerechtigkeit des Weltsinnes in ihrer tiefsten Schändlichkeit sich offenbaret: so gehe nach Golgatha!

V. 23—28. Nackt, ausgezogen, und seiner Kleider beraubt hing der Heilige und Gerechte am Kreuze für dich, den Ungerechten. Deine geheimen Sünden haben Blöße, deine Heuchelei hat Entkleidung, deine Eitelkeit Schande verdient; und was du verdienst, leidet Er. Es ist um deinetwillen geschehen.

V. 23. Nicht betäubt, nicht bewußtlos, nicht unempfindlich wollte der HErr sterben, sondern Er sollte und wollte den Tod schmecken, und zwar von Gottes Gnaden. O wie vielen Sterbenden ist es seitdem zu Gute gekommen, die des Todes Bitterkeit nicht gekostet haben, sondern sanft und leicht in Ihm entschlafen sind!

V. 28. Du hast durch deine groben und feinen Sünden, und durch deine Kunst, sie vor den Leuten zu verstecken, es wohl verdient, unter die Uebelthäter gerechnet zu werden. Siehe, was du verdient hast, das trägt Er.

V. 29—32. Hörest du es, wie übel es klingt, wenn Menschen ihren größten Wohlthäter und Freund lästern und verspotten? — Darum sitze du nicht, wo die Spötter sitzen und die Lästerer des Heiligen.

V. 33. Finsterniß, schauerliche Finsterniß von Außen und Innen, und das erdrückende Gefühl, von Gott und Menschen verlassen zu sein, das ist der Zustand, den ein Mensch rechtmäßig verdient, der das Licht der Offenbarungen Gottes verachtet, und seinen HErrn und Schöpfer verlassen hat. Nun hebe deine Augen auf und schaue, wer es ist, der das für dich leidet!

V. 39. Es giebt ein zartes und richtiges Gefühl des Göttlichen, das selbst ein Heide noch haben kann. Aber was der römische Hauptmann noch hat, das haben die Hohenpriester und Schriftgelehrten längst verloren.

V. 40—47. Sehet da einen christlichen Frauen- und Jungfrauenverein um den todten Christus, wie sie ihrem HErrn und Meister auch noch die letzte Ehre erzeigen wollen.

Evangelium Lucä 1, 41 ff. Wer wissen will, was weissagen heiße, der höre den Gruß der Elisabeth, den Lobgesang der Mutter des HErrn, und was der Priester Zacharias sprach, als er des heiligen Geistes voll war.

Kap. 2, 40. Höret ihr Kinder der Armuth! Auch in einer armen Hütte und unter armen Eltern kann ein armes Kind, wenn Gottes Gnade bei ihm ist, wachsen und stark werden im Geist und erfüllt werden mit Weisheit.

V. 41. Das Christenthum ist noch nie verloren gegangen; wohl aber hat man es schon oft unter Freunden und Bekannten gesucht, wo es, wie der Knabe Jesus, nicht zu finden war.

Kap. 5, 16. Nach vieler Thätigkeit und Wirksamkeit außer uns sollen auch wir wie Jesus in der Stille uns sammeln und durch Gebet uns stärken.

V. 19. Ein rechter Glaube bricht durch alle Hindernisse, und sollte er auch durch das Dach brechen, um zu Jesu zu kommen.

Kap. 7, 14. Für einen großen Propheten kann man Jesum erkennen ohne den heiligen Geist; denn also erkennen ihn auch die Türken. Aber für den HErrn vom Himmel, für den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben erkennet und bekennet Ihn Niemand als durch den heiligen Geist.

Kap. 8, 13. Täusche dich nicht über deine guten Rührungen, über deine Buß- und Freudenthränen, womit du das Wort Gottes annimmst. Es kommt auf Beharrlichkeit und Standhaftigkeit an, wenn die Drangsalshitze brennt und sticht.

Wenn ein Mann die Dornbüsche aus einem Acker ausreutet, so thut er etwas ähnliches, was Gott thut an dem Herzen, wenn Er ihnen Reichthum und Wollüste dieses Lebens wegnimmt.

Kap. 9, 9. Die Wundergestalt des Christenthums erregte Herodis Neugierde. Aber die Leidensgestalt des Christenthums erregte seinen Spott und seine Verachtung. Herodes hat viele Gesellen.

Kap. 10, 34. Unglückliche bedürfen für ihre Wunden das Oel des Glaubens und den stärkenden belebenden Wein der Hoffnung.

Kap. 11, 34. Gleichwie unser leibliches Auge nur dann eine Leuchte des Leibes ist, wenn es Sonnenlicht aufnimmt; so ist auch unser geistiges Auge, die Vernunft, nur dann eine Leuchte der Seele, wenn sie Christum das Licht der Welt aufnimmt.

Kap. 12, 6. Fünf Sperlinge kosten zwei Pfennige, was kostet ein Mensch? — Antwort: das unschätzbare Menschenleben des im Fleisch geoffenbarten Gottes. Wie unschätzbar ist also der Werth eines Menschen!

V. 7. Wenn die Haare auf unserem Haupte alle gezählet sind, können da wohl unsre Thränen, Verlegenheiten, Kümmernisse und Leiden ungezählet sein?

V. 8. Die größeste Ehre, die einem Menschen widerfahren kann, ist die, wenn sich des Menschen Sohn, der im Himmel Gott der HErr

ist, vor den Engeln Gottes zu einem Menschen bekennt; und solche Ehre widerfähret denen, die den Heiland vor sündigen Menschen bekennen.

V. 14. Weisheit, Treue und Demuth läßt sich nicht verleiten, in ein fremdes Amt zu greifen, denn wer das thut, der ist fürwitzig.

V. 15. Niemand lebet vom Ueberfluß, sondern von dem Nöthigen. Vom Ueberfluß kann man wohl sterben, aber nicht leben.

Kap. 14, 18—20. Wer einen Ruf höret, der ist berufen; wer aber den Ruf nicht annimmt, der verlieret ihn.

Ausreden sind keine Entschuldigungen.

An den Ausreden kann man einen Menschen kennen lernen.

Wie oft muß die Ausrede: ich kann nicht, übersetzt werden: ich will nicht.

V. 23. Wer die Leute mit Gewalt nöthiget hereinzukommen, der hat den Sinn des Gastgebers nie erkannt, der von keinem andern Nöthigen wissen will, als von dem Nöthigen der Liebe und der ernst bittenden Ermahnung.

V. 28—30. Anders sind die Kosten eines babylonischen, anders die eines christlichen Thurmes, d. i. einer christlichen Unternehmung. Zur Aufführung eines solchen Baues sind folgende Kosten erforderlich: 1) ein lebendiger Glaube an ein Verheißungswort Gottes; 2) eine sich selbst hingebende Liebe; 3) eine ausschließliche Hoffnung auf die gewisse Hülfe Gottes.

V. 31. Wer den HErrn auf seiner Seite hat, der kann mit Zehntausend begegnen einem Feinde, der mit Zwanzigtausend über ihn kommt.

Kap. 15, 15. Der abgefallene Mensch hängt sich eher an Menschen, die doch böse sind, als daß er zu seinem Vater zurückkehrete, der doch so gut ist.

Kap. 16, 29—31. Es ist eine große Täuschung, wenn man meint, Unbußfertige würden durch außerordentliche Erscheinungen kräftiger und leichter zur Sinnesänderung gebracht, als durch das Gnadenmittel des Bibelwortes, das sie so oft verachten.

Mt. Bl. 1829, S. 7 ff. und in den folgenden Jahrgängen.

Kap. 17, V. 1. 2. Einem Verführer wäre es besser, die Todesstrafe eines Kindsmörders zu leiden, als durch Verführung eines Kindes ein wirklicher Kindsmörder zu werden.

V. 3. Bestrafung ist den meisten Menschen nützer, als Straflosigkeit. Es ist besser, einen Bruder zu strafen, als über ihn zu seufzen.

V. 15—18. Welch ein geringer Zehnten, wenn von zehn Geretteten nur Einer dankbar ist! Welch eine geringe Dankbarkeit, wenn von zehn Wohlthaten kaum für Eine gedankt wird!

V. 26. 27. So lange Gnadenzeit ist, so lange steht die Arche offen.

V. 31. Aehnliche Scheidungen, wie in Lots Hause und auf Lots Wege, wird es in der Nacht vor dem Anbruch des Tages des HErrn, unter Herren, Knechten, Männern, Weibern, zu Stadt und Land, viele geben.

Kap. 18, V. 9—14. Wie widerlich ist einem Vater ein Kind, das seine Geschwister neben sich verachtet, sich vor dem Vater groß macht, und demselben vorrechnet, was es Alles für ihn gethan und gelitten habe.

V. 22—27. Ein Schiffseil kann nur dann durch ein Nadelöhr gehen, wenn es in seine Fäden aufgelöst wird. Auf eine ähnliche Art bringt Gott noch manchen Reichen ins Himmelreich.

Ein Kamel, wenn es überladen wird, bleibt stehen und geht nicht weiter, bis man ihm abnimmt, was es zu viel hat; auch fällt es mit Freuden auf seine Kniee nieder, wenn es zum Abladen geht. Wie ganz anders sind die Menschen, die nicht genug Reichthum haben können, und fortfahren, sich Neues aufzuladen, wenn auch die Last des Reichthums sie zur Hölle niederdrückte, und erbärmlich wehklagen, oder zornig sich wehren, wenn ihnen Jemand ihren schweren Reichthum abnehmen will.

Kap. 19, V. 11. Der fleischliche Sinn erwartet das Reich Gottes bald zu frühe, bald zu spät, bald gar nicht, bald nicht so, wie es kommt.

V. 36. Wo Liebe zum HErrn ist, da giebt man gern Alles, auch die Kleider vom Leibe, zu seinem Dienste her.

V. 40. Wann schreien die Steine? — Antwort: Wenn ein Gericht Gottes die harten und unempfindlichen und gleichgültigen Menschen also heimsucht und züchtiget, daß sie vor Schmerzen schreien, nachdem sie bei den Heimsuchungen der Gnade kalt geschwiegen.

V. 42. Kurz vor den ausbrechenden Gerichten Gottes pfleget sich die göttliche Gnade noch einmal recht auffallend den Menschen anzubieten.

V. 44. Bei solchen Heimsuchungen der Gnade, in solchen besondern Gnadenzeiten, kann man unendlich viel versäumen, unendlich viel gewinnen.

V. 48. Die Furcht vor dem Volk hat den Christushaß schon oft zurückgehalten, gegen das wahre Christenthum zu wüthen.

Kap. 20, V. 17. 18. Es ist kein Stein, an welchem man sich so oft stößt und reibet, als der Eckstein eines Hauses.

V. 21. Wenn dich einer heuchlerisch-fromm lobet, so traue ihm nicht; fragt er dich, so nimm dich vor seiner Frage in Acht, als vor einer Falle.

V. 41—44. Die Frage, woran alle falsche Schriftgelehrsamkeit entweder scheitert oder sich entlarvt, ist die Frage über die Sohnschaft Christi.

Der Sohn, welchen David HErr heißet, ist der große bekannte Unbekannte.

Kap. 21, V. 5. Nicht die Steine und Kleinodien sind der Schmuck eines Tempels, sondern die aufrichtigen Herzen, die darin Gott anbeten, und Gnade und Gerechtigkeit daraus mit heimnehmen.

V. 8—36. Das Ende Jerusalems, das Ende der abgefallenen Christenheit, und das Ende der abgefallenen Menschheit scheinen einander ähnlich, und eines des andern Vorbild zu sein.

V. 28. Die Gerichte Gottes über die Widerwärtigen sind eben so viele Erlösungsanstalten für die Seinigen.

V. 29—31. Wie der nahe Sommer seine Vorboten hat, so hat auch das nahe Reich Gottes seine Vorboten und seine Voranzeigen, aber es gehören unbeschwerte Herzen dazu sie zu sehen.

V. 34. Unmäßigkeit, Leidenschaften, Nahrungssorgen, beschweren und verfinstern die Herzen.

V. 35. 36. Die Gerichte, welche das Reich Gottes einführen, werden nicht nur Viele überfallen, sondern auch fangen.

Es wird Leute geben, die da würdig werden mögen, durch Wachsamkeit, den Gerichten Gottes zu entfliehen.

Kap. 22, V. 3. Keine Gesellschaft, keine Gemeinschaft von Menschen, und kein Fest ist so heilig, daß ein Mensch darin vor dem Satan sicher wäre.

V. 7. An diesem Osterfest wurde das süße Brod, das vom Himmel kam und der Welt das Leben giebt, durch gewaltsamen Tod zu einer Himmelsspeise gebrochen für alle, die es annehmen und essen wollen.

V. 15. Es kommen Tage des Leidens und Scheidens, wo man nicht mehr in Ruhe und Stille, nicht mehr in ungestörter Herzlichkeit alle seine Lieben um sich her versammeln kann, wie vorher. Auch darum hat

es wohl unsern HErrn so herzlich verlangt das letzte Osterlamm mit seinen Jüngern zu essen, ehe denn Er litt.

V. 21. 22. Es ist ein schweres Leiden, einen Verräther bei dem heiligen Abendmahl zu sehen, aber die Liebe und Barmherzigkeit macht es erträglich.

V. 29. 30. Wie der Vater das Reich Seinem Sohne beschieden hat, also will es der Sohn Seinen Jüngern und Knechten bescheiden. Da Er nun durch Leiden in Seine Herrlichkeit eingehen mußte, so können diese nur durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen.

V. 31—34. Kaum haben wir einen Blick in unsere zukünftige Größe und Herrlichkeit gethan, so begehrt uns gleich Satanas zu sichten wie den Weizen.

V. 35—37. Es gibt Zeiten, wo die Jünger Jesu und das Werk ihres Meisters überall offene Herzen und Hände finden, also daß sie keinen Mangel haben. Wiederum giebt es Zeiten, wo den Jüngern und dem Werke Jesu Herzen und Hände verschlossen sind, wo der Unglaube zu Beuteln, Taschen und Schwertern seine Zuflucht nimmt oder nehmen zu müssen glaubt. Das sind Zeiten der Gewalt und der Verfolgung, wo es als ein Verbrechen gilt ein Christ zu sein.

V. 38. Jesus sprach: es ist genug! und meinte sein bisheriges Reden und Verweilen in der Stadt. Die Jünger aber verstanden dies Wort wahrscheinlich von ihren zwei Schwertern.

V. 49. 50. Wir machen oft die größten Fehler, wenn wir Jesum vertheidigen wollen. Machen wir sie aber als redliche Irrende, so vergütet sie der HErr, daß sie Seiner Sache nicht schaden.

V. 55. Wo Spötter, Feinde und Verächter Jesu ein Feuer anzünden, daran ist es einem Jünger Jesu nicht gut sich zu wärmen.

V. 56. 57. Ein Jünger Jesu kann sich nicht lange unter Gegnern seines HErrn verweilen, ohne entweder erkannt zu werden, oder denselben zu verleugnen.

Kap. 23, V. 7—12. Die Freundschaft der Weltleute wird eben so leicht geschlossen als getrennt.

Wenn die weltliche Neugierde an Christo nicht findet, was sie gesucht hat, so giebt ihr ausbrechender Spott und Hohn dem Kenner genug zu verstehen, wie schlecht sie gesucht hat.

V. 22. Vgl. Matth. 27, 24. Kann ein einziger Mensch sagen: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten? Der Sinn, der in

den Juden, in Pilatus, in den verläugnenden, verrathenden, sich ärgernden und fliehenden Jüngern, und in den boshaften, stolzen, eifersüchtigen und heuchlerischen Priestern zusammentraf, das Blut des Gerechten zu vergießen, ist kein anderer als der fleischliche Sinn, den wir alle haben ehe wir geheiliget und erneuert werden.

V. 25. Der Christushaß wird eher ein Vertheidiger des Aufruhrs und Mordes, als daß er billig wäre gegen das Christenthum.

V. 26. Unter so vielen Tausenden, die den HErrn als Jünger, Zuhörer, Geheilte und Gerettete kennen und lieben gelernt hatten, fand sich nicht Einer, der sich freiwillig erboten hätte, Jesu das Kreuz tragen zu helfen.

V. 31. Der Unrecht leidende Gerechte ist das grüne Holz, aus dessen Lebenskraft die herrlichsten Früchte des Leidens hervorsprießen; der Unrecht thuende Bösewicht ist das dürre Holz, welches, weil es keine Frucht mehr bringet, zum Verbrennen umgehauen wird.

V. 47. Wer ein Wahrheitsgefühl hat, der kann merken, daß Jesus unschuldig und fromm gestorben ist. Wer den Redlichen, Frommen und Heiligen ehret, auch dann, wenn derselbe öffentlich beschimpft und verworfen ist, der hat ein Herz wie Joseph von Arimathia.

V. 53. Das Grab Jesu heiliget alle Grabstätten der Christen zu Gottesäckern.

Kap. 24, V. 1—8. Wenn die Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit den Heiland in seinen Gliedern ehren will, so wird sie über Erwarten belohnt.

V. 5. Es ist ein Engelsdienst, wenn man uns darauf aufmerksam macht, daß man das Leben nicht bei den Todten suchen soll.

V. 11. Was in Einfalt ein kindlich Gemüth siehet und erfähret, das kommt dem rechnenden Verstande wie Mährlein vor.

V. 12. Wenn nur der Kopf zweifelt, und die Aufrichtigkeit untersuchet, so ist eine gründliche Ueberzeugung nahe.

V. 17. Der hohe Unbekannte fragte die beiden Jünger nicht um etwas von ihnen zu erfahren, sondern um ihren gepreßten und bekümmerten Herzen Anlaß zu geben, sich auszuschütten. Wie liebreich!

V. 25. Wer nicht glaubet allem dem, was die Propheten und Apostel geredet haben, der ist zum Wenigsten ein Thor und träges Herzens.

V. 29. Frage: Wie kommt es, daß der HErr noch nie bei mir

eingekehrt ist? — Antwort: Hast du Ihn denn auch schon genöthiget und gesprochen wie die zwei Jünger von Emmaus: Bleibe bei uns?

V. 32. Der den Jüngern das Verständniß der Schrift öffnete, der thut es noch heute, wie gestern, wenn man dessen so begierig und bedürftig ist, wie es dort die Jünger waren.

V. 51. Lasset es uns nie vergessen: Segnend schied der HErr von den Seinen. So wird Er auch wiederkommen für sie.

V. 52. Den die Jünger angebetet haben, als Er vor ihnen auffuhr gen Himmel, den beten auch wir an. Er ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Kindlein! hütet euch vor den Abgöttern. Amen.

Aphorismen über verschiedene Gegenstände.

„Ich habe gelesen, daß der Druck der unsichtbaren Luftsäule, die über jedem Menschen lastet, so schwer sei, daß, wenn keine Luft in dem Menschen wäre, er diesen Luftdruck nicht ertragen könnte. So aber fühlen wir ihn kaum oder gar nicht. So liegt auch auf dem ganzen Menschengeschlecht und jedem einzelnen Gliede desselben ein ungeheurer Durck leiblichen, seelischen und geistigen Verderbens, der zum Theil angeerbt und durch Abstammung übertragen, theils mit Wissen und Willen selbst-verschuldet ist. Aber so lange Gott die Zeit der Unwissenheit übersieht und den Menschen trägt mit göttlicher Geduld, fühlt der Mensch kaum die Last des Verderbens, das auf ihm liegt und das er in die Ewigkeit mitzunehmen in Gefahr steht. O wie ganz anders wird es dem Menschen, wenn sein Gewissen erwacht, wenn ein Strahl göttlicher Lichtwahrheit in seine Seele fällt und ein Gefühl göttlichen Richterernstes in seinem Innern zu empfinden gegeben wird!" M. Bl. 1851, S. 93.

„Höret des HErrn Wort, ihr Fürsten von Sodom! Nimm zu Ohren unseres Gottes Gesetz, du Volk von Gomorrha! Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der HErr." Jesaias 1, 10. 11. Siehe, so kann nicht nur ein alttestamentliches Volk Gottes, sondern auch ein neutestamentliches, ein Christenvolk ein Sodom und Gomorrha werden. Wer sollte meinen, daß unter einem sittlich versunkenen und verdorbenen Volke auch ein glänzender Gottesdienst bestehen könnte, und doch war es so.

Wenn Manche unter unsern Zeitgenossen diese feierlichen Gottesdienste, diese Menge von Opfern, diese zahlreichen Versammlungen und Umzüge, diese Weihrauchwolken, diese glänzenden Jahresfeste, diese

Schaaren, diese Tausende knieender, die Hände ausbreitender Beter hätten sehen und hören können in den herrlichen Räumen des prachtvollen Tempels, würden sie sich nicht gefreut haben über diese Kirchlichkeit, über diese Gottesdienstlichkeit des Volkes, würden sie nicht gedacht haben, es stehe noch nicht so übel mit diesem Volke; das könne kein Sodom, kein Gomorrha sein, wo noch so viel kirchlicher Sinn, so viel fleißiger Kirchenbesuch, so viel betender Eifer vorherrschet? — O wie siehet und urtheilet der HErr so ganz anders, als wir kurzsichtige Menschen! Er siehet das Herz an. Was sagt er zu dieser Kirchlichkeit, zu dieser glänzenden Gottesdienstlichkeit? Er sagt: „Was soll Mir das? Ich bin dessen satt! Ich habe keine Lust daran! Wer fordert Solches von euern Händen? Es ist vergeblich; es ist mir ein Gräuel! Ich mag dessen nicht, Meine Seele ist dem feind! Ich bin dessen überdrüssig; Ich bin es müde zu leiden! Ich verberge mein Angesicht vor euch; Ich höre euch nicht."

Es waren geistliche Maskeraden und Verkleidungen, welche die innere Verwesung und Fäulniß dieses Sodom und Gomorrha verhüllten, aber nicht zu heilen und zu beleben vermochten. Das vermögen keine Liturgieen, keine Verfassungs-Veränderungen und Revisionen, keine vermehrten und gehäuften Verordnungen und Gesetze, keine äußerlichen Umgestaltungen. M. Bl. 1851, S. 81. 82.

Lasset das Verderben eindringen in die Kirchen, in die Schulen, in die bürgerlichen Einrichtungen; es kann ungeheuern Schaden anrichten, aber die Grundfesten bleiben unerschüttert, so lange das Wort Christi reichlich wohnt in den Wohnstuben, und das heilige Feuer der Liebe und des Glaubens an den einigen Heiland und der Anrufung seines Namens noch auf dem häuslichen Herde brennet. Da ist noch eine Zucht des heiligen Geistes vorhanden; da hat das Verderben noch einen Damm; da giebt es noch Herbergen und Freistätten der heilsamen Gnade Gottes. M. Bl. 1838, S. 30.

Die reiche Begabung mit ausgezeichneten und treuen Arbeitern in der Erndte des HErrn, mit geistreichen und kräftigen Hirten und Lehrern, ist oft eine öffentliche Erhörung glaubiger, ernstlicher, eifriger und anhaltender Fürbitten, die theils öffentlich, theils im Stillen und Verborgenen geschehen. M. Bl. 1851, S. 21.

Auch Gesang, geistlicher Gesang gehört zu einer rechten Hausandacht, denn die Dämonen können einen solchen Gesang nicht leiden, der

dem HErrn nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen gesungen wird. M. Bl. 1838, S. 27.

Alle wissenschaftlichen Bildungsanstalten der Griechen und Römer vermochten den Verfall ihrer Staaten nicht zu hemmen. Eben so wenig werden unsere neu-europäischen wissenschaftlichen Anstalten das hereinbrechende Verderben des steigenden Materialismus aufhalten oder besiegen, wenn sie nicht Pflegerinnen des heiligen Glaubens werden, die das reine, sanfte Feuer des Christenthums nähren. Thun sie dies nicht, so wird auch sie der Materialismus durchdringen, und sie in Feuerherde und Vulkane verwandeln, deren Ausbrüche die Paläste Jerusalems zerstören. M. Bl. 1834, S. 28.

Man kann vielleicht im Allgemeinen sagen: Strenge in der Erziehung sei besser als Milde, Fehler bestrafen besser als sie vergeben, festes Handeln besser als Zuwarten, und in allen Fragen der Selbstverläugnung Verbot besser als Erlaubniß. Aber gerade in einzelnen Fällen reicht man nicht aus mit solchen Gemeinplätzen. Und die einzelnen Fälle sind es, welche in der Erziehung vorkommen. M. Bl. 1836, S. 33.

Fast bei allen Sünden ist eine Täuschung, eine Verblendung, und solche Verblendung geschieht durch Einbildung, durch Phantasie. Phantasiereiche Kinder sind der Sünde mehr ausgesetzt; denn sie werden leichter verblendet bei den Reizungen zur Sünde, mag nun die Sünde in lockender That, oder in lockender Lehre bestehen. Die leichtere Verführbarkeit der Jugend hat ihren Grund auch in der größern Beweglichkeit der Phantasie. Darum ist der Jugend nichts so nachtheilig, als der Müßiggang; dahin gehört auch eine zu geringe Beschäftigung an Gegenständen der wirklichen Welt. In der Phantasie können alle Sünden getrieben werden, auch nach dem Tode. Dagegen hat Gott die Arbeit verordnet an Gegenständen der wirklichen Welt, und hat das Verhältniß der Arbeit zur Ruhe gesetzt, wie 6 zu 1. Zu einem Ruhetage gehören 6 Arbeitstage; zu einer Ruhestunde gehören 6 Arbeitsstunden. Das ist Gottes Ordnung. M. Bl. 1836, S. 38.

Nehmen Sie sich in Acht vor einem religiösen Briefwechsel. Unvermerkt sagt man mehr, was man nur weiß, als was man erlebt, und die Briefe laufen dem Leben voraus, statt daß sie aus dem Leben hervorgehen sollten. Unvermerkt wird man auch von den Empfängern oder gar von dem Ich für besser gehalten als man ist. Man erscheint mehr im Sonntagskleide als im Hauskleide, am wenigsten im Kammer-

kleide. Erkenntnisse und Erfahrungen lassen sich in Briefen noch besser mittheilen als Gefühle. Denn ehe der Postwagen die Briefe an Ort und Stelle bringt, sind unsere geäußerten Gefühle oft schon vorüber und wir fühlen uns wieder anders. M. Bl. 1831, S. 88.

Es mischt sich oft unmerklich eine Eitelkeit ein, wenn man von sich namentlich redet und erzählt, wie man den Heiland gefunden habe. Wie in ein Balsamgefäß, wenn man den Pfropf öfters herauszieht und Andere riechen läßt, sich atmosphärische Luft einmischt, und zum Verriechen und Verduften beiträgt, so auch hier. M. Bl. 1832, S. 69.

Haben Sie auch geprüft, was es für ein Geist ist, der Sie treibt, den Obrigkeiten Ihres schweizerischen Vaterlandes Ermahnungen geben zu wollen? Sie sind ein schwaches Frauenzimmer. Sie haben ohne Zweifel eine gute Meinung. Aber ist eine gute Meinung ein hinlänglicher Grund, um einem Worte eines heiligen Apostels des HErrn ungehorsam zu werden? „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei". 1. Tim. 2, 12. Vergl. 1. Corinth. 14, 34—35. 37—38. Will der Geist, der Sie treibt, diesem Worte nicht unterthan sein, so nennen Sie ihn ja nicht den Geist Gottes, sonst sind Sie betrogen. M. Bl. 1833, S. 72.

Die Erweckungsgabe ist kein sicheres und entscheidendes Kennzeichen eines treuen Knechtes des HErrn. Man kann aus Erinnerungen früherer Lebenseindrücke noch lang fortreden, wenn auch der frühere Lebenszustand nicht mehr vorhanden ist, wenn auch die frühere Treue einer späteren Untreue Platz gemacht hat, und die Erleuchtung nicht mehr im Herzen, sondern nur noch im Gedächtniß sich vorfindet. Solche Predigten aus dem Gedächtniß haben auch dann noch eine Kraft. So ist es möglich, den Menschen zur Besserung, zur Ermahnung und zum Trost zu reden ohne vom HErrn anerkannt zu sein, ja vor dem HErrn als ein Uebelthäter erfunden zu werden. M. Bl. 1838, S. 83.

„Wie ein Vogel, der aus seinem Neste weichet, also ist der, der von seiner Stätte weichet." Spr. Sal. 27, 8. Man weicht zuerst mit dem Herzen von seiner Stätte und von seinem Berufskreise, wenn man davon wegschielt, wenn man sich wegwünscht, wenn man endlich seufzt: Wie lange muß ich noch da sein! wenn man murrt, und spricht: Hier bleibe ich nicht mehr! Bald laufen dann die Füße dem Herzen nach, und so verläßt man ein Ort und ein Nest, ohne wegberufen zu sein. Was wird

dann aus den Eiern? wird sie dann der Kukuk ausbrüten? M. Bl. 1870, S. 15.

Reiche Menschenfreunde zahlen lieber, arme Menschenfreunde legen lieber Hand an; aber wer nimmt das Elend und die Noth auf sich? Ebendaselbst.

Es freut mich, daß es dir wohl geht, und daß du wacker zu dreschen hast. O wie gut ist es, daß du solche tüchtige Arbeit verrichtest, die dich anstrengt und deinen kräftigen Körper ermüdet! Denn frische Knaben, die geistig erwachen, aber nicht tüchtig arbeiten, werden gern geistliche Schwätzer, fallen auf Abwege und enden im Fleische. Ich bitte, sei mit Leib und Seele in deinem gegenwärtigen Berufe, wenn du gleich glaubst, du seiest nicht dafür bestimmt. Lebe ganz in der Gegenwart; die ist dein, aber die Zukunft nicht. Für diese laß Den sorgen, der den Levi von der Zollbank weggerufen hat. M. Bl. 1869, S. 39.

Wenn dir, du sanfter, stiller, lediger Bruder, eine stille, ledige Tochter ihre Gemüthsanfechtung beichtet, ihre Herzensangst klagt, ihren geheimen Kummer erzählt, um von dir Belehrung und Tröstung zu empfangen, so ist ein Roman in dem Maaße näher, in welchem keines von beiden daran denkt. M. Bl. 1869, S. 39.

Wenn sich ein junger Schullehrer verheirathet, so hat er sehr nöthig, sich im Geiste seines Gemüths zu erneuern; sonst werden ihm die Haare abgeschoren, die er doch als ein Verlobter des HErrn behalten sollte. Die Unbrauchbarkeit für das Reich Gottes, und der erste Anfang der Verwerfung, hat bei einigen an der Hochzeit angefangen. Bleibt er aber ein Nasiräer, so ist mir um Essen und Trinken und Kleidung für ihn, sein Weib und seine Kindlein nicht bange. Ebendaselbst.

Wenn es sich mit eurer Heirath nicht schicken will, so wartet, wartet, wartet! so lieb euch die Ruhe und der Segen eures Lebens ist. Trauet dem Rationalisten in euch nicht; man ist nie ein schlimmerer und feinerer Rationalist, als wenn man auf Freiersfüßen geht. Eine erzwungene Heirath, eine Heirath ohne oder wider den Willen der Eltern oder Vorgesetzten ist eine Thränenquelle. Ebendaselbst.

Daß bei einer christlichen Erziehungsarbeit die Wespen und Stechfliegen der Verleumdung nicht ausbleiben, ist ganz natürlich und gehört fast zur Besoldung aller christlichen Schulmänner. Ich habe aber gelesen, daß die Stiche solcher Insekten gewisse Früchte zu besserer Reife bringen. Jedenfalls sind solche Stiche unschädlicher als der Föhn (Südwind) des

Lobes und der Schmeichelei, welcher oft eine ganz Obsternte in der Blüthe erstickt. So ist auch Anfechtung, Kreuz, Widerwärtigkeit und Trübsal ein wehthuender Segen Gottes und eine Heimsuchung im schönsten Sinne dieses schönen deutschen Wortes und wird, wohl angewendet, eine wahre Heimholung. M. Bl. 1836, S. 62.

Die kräftigsten Missionsanstalten des Reiches Gottes sind je und je die Verfolgungen gewesen, die sich gegen die Zeugen desselben erhoben haben. M. Bl. 1851, S. 24.

Ich höre, daß einigen unter euch Ehre und Lob von allen Seiten zuströmt. Brüder! das ist sehr süß zu essen, aber hernach entsteht Bauchgrimmen daraus. Wisset ihr, wie mir das Menschenlob vorkommt? Es kommt mir vor wie heiteres Wetter und Sonnenschein in der Heuernte. Das muß man eilig benützen, um das Gras zu mähen, zu trocknen und unter Dach zu bringen. Also zum Arbeiten muß man dies Sonnenwetter benützen, nicht zum Spazierengehen, oder sich darin zu sonnen, oder um sich zu erlustiren; denn es folgt gern ein Gewitter darnach und ein Platzregen. Uebrigens, Brüder, sind die Menschen nicht unsre Richter; sie sind nur Beisitzer oder Kläger, Zeugen und Zuschauer im Gericht, das der unbestechliche Herzen- und Nierenprüfer einst als souveräner Richter an jenem Tage halten wird, an welchem die Bücher aufgethan werden. M. Bl. 1869, S. 30.

Ihr habt viel Lob, Beifall und Ehre in eurer Gemeinde. Wie viele ausgezeichnete Schulmänner sind aber darin? wie viele in der nächsten Umgebung? oder seid ihr der Einäugige unter den Blinden? Uebrigens ist noch nicht aller Tage Abend. Darum, Brüder, seid von Herzen demüthig, vorsichtig und weise. Ein Mittel dazu steht Josua 1, 8. Ebendaselbst.

Der Weltsinn macht die untreuen Knechte nicht nur selbst unbereit zum Sterben und zur Rechenschaft vor ihrem HErrn, sondern macht sie auch abgeneigt und untüchtig, Andere zu warnen und zum seligen Sterben zu bereiten. Sie sind verweltlicht, und verweltlichen auch Andere. Das ist das weltförmige Christenthum dieser bösen Lehrer, das jetzt so beliebt wird, dieses Christenthum ohne Buße, das den Gedanken an die ernste Rechenschaft bei sich und Andern so gerne entfernt, und deßwegen diese weltförmigen Lehrer bei weltförmigen Christen so beliebt macht, denen es höchst verdrießlich ist, wenn sie kräftig an das baldige Gericht erinnert werden, an die strenge Forderung: „Thue Rechnung von deinem Haus-

halten!" Das sind die falschen Tröster, die ihre Leute zu Tode trösten; das sind die Schlafliedersänger auf den Kathedern und Kanzeln; das sind die untreuen Friedensprediger, die immer von Frieden predigen, wo doch kein Friede ist; das sind die bösen Knechte. M. Bl. 1838, S. 86.

Der christliche Schullehrer, mag man ihn noch so sehr zum bloßen Staatsdiener stempeln, ist, weil er an der Jugend der Kirche zu arbeiten berufen ist, dennoch ein Diener der Kirche, und bleibt es, er sei treu oder untreu. M. Bl. 1838, S. 88.

Luc. 15, 31. „Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn! Du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, das ist dein."

Wer noch äußerlich in der Gemeinschaft mit Gott geblieben ist, die Bundesgnadenmittel noch nicht äußerlich aufgegeben hat, noch nicht äußerlich von Gott abgefallen, und von dem Vater noch nicht entlassen und enterbt worden ist, wer also die Kindesrechte noch hat, wenn er auch gleich den Kindessinn und den Kindschaftsgeist vielleicht noch nie empfangen hat, der wird vom Vater noch immer Kind und Sohn genannt. Die väterliche Anrede: Mein Sohn! hätte billig auf sein Herz eine ähnliche Wirkung machen sollen, wie einst ein Brief aus dem älterlichen Hause eine Wirkung that auf einen unserer hiesigen Pflegsöhne. Dieser hatte durch seine trotzige, ungehorsame und widerspenstige Aufführung eine Reihe von Wochen hindurch uns, seinen Pflegältern, viel Mühe, Verdruß, Kummer und Herzeleid gemacht. Endlich kam ein Brief von Hause an, der sich auf ein früheres gutes Zeugniß des Pflegvaters über ein früheres Verhalten des Pflegkindes bezog. Da rief der Pflegvater den Knaben zu sich auf sein Zimmer, und sprach zu ihm: Es ist ein Brief von deiner Tante gekommen; höre, was sie in ihrem und deiner Mutter Namen an dich schreibt. Der Knabe, dem sein Gewissen über seine letzte Aufführung das schlimmste Zeugniß gab, erwartete bittere Vorwürfe und Verweise. Aber was hörte er? Die zärtlichsten, freudigsten Worte über seine Besserung, und die besten Hoffnungen für seine Herzensänderung. Was war die Wirkung dieser Worte? Ganz zermalmt war der Knabe; Thränen stürzten ihm aus den Augen; er schluchzte vor Rührung über einen so liebreichen Brief, in welchem er die strengsten Worte erwartet hatte; sein Herz wurde erweicht, und voll guter Vorsätze änderte er von dem Tage an seine Aufführung. Eine ähnliche Wirkung hätte die liebevolle Antwort des Vaters und die Anrede: Mein Sohn! auf das Herz des ältern Bruders billig hervorbringen sollen. M. Bl. 1849, S. 68. 69.

Der Führer und Erzieher eines sehr hartnäckigen und trotzigen Volkes, Mose, war zugleich einer der demüthigsten Männer, die je gelebt haben. — Je trotziger, unzufriedener und ungehorsamer unsere Anvertrauten und Untergebenen sind, die wir zu regieren, zu lehren und zu erziehen haben, desto mehr ist es nöthig, daß wir in der wahren Demuth bleiben und wachsen. Warum? — Keine Leute sind muthiger als die Demüthigen. Der Demüthigste ist der Muthigste. Demuth ist wahrer Muth. Dagegen: Keine Leute sind verzagter, schwächer und wankelmüthiger als die Trotzigen und Hoffärtigen. Der Trotzigste und Hochmüthigste ist der Verzagteste, gleich der Seifenblase, die dem Zerplatzen am nächsten ist, wenn sie in den grellsten Farben spielt und ihre Bewegung am heftigsten ist. Trotz und Hochmuth ist nicht Stärke, sondern Schwäche und Verzagtheit.

Unter Demuth im Regieren und Erziehen verstehe ich nicht ein kriechendes Benehmen, nicht eine aus Schwäche herstammende Duldsamkeit des Bösen, nicht eine tändelnde und schmeichelnde Liebe ohne Salz, ohne Saft und Kraft; nicht ein Schweigen, wo man reden, nicht ein Schonen, wo man züchtigen soll: sondern ein lebendiges Vertrauen auf Gottes Hülfe, Macht und Weisheit, ein lebendiges, die Seele tief ergreifendes Gefühl unserer täglichen und stündlichen Abhängigkeit von dem König aller Könige, von dem großen und weisen Erzieher des ganzen Menschengeschlechtes; eine lebendige Ueberzeugung, daß Sein Segen unsre Geschicklichkeit, Seine Autorität unser Amtsansehen, und Seine Weisheit, womit Er alle leitet, unser Verstand sei. M. Bl. 1870, S. 87. 88.

Ueber geringe Erfolge der Arbeit an den Verwahrlosten. „Laß deine Hand nicht ab, denn du weißt nicht, ob dieß oder das gerathen wird.“ Pred. Sal. 11, 6. Ist doch selbst nur Aehren lesen besser, als sie auf dem Boden verfaulen lassen! M. Bl. 1842, S. 60.

Fragt man gewisse Leute, warum sie nicht arbeiten, so antworten sie: Wir finden nirgends Arbeit! Aber unter zehn, die so unordentlich wandeln, finden sich oft keine neun, welche den Vater im Himmel um ehrliche Arbeit bitten. Viele haben auch noch nie gebetet, sondern nur immer geplappert. Wir sollen den Vater im Himmel um rechtmäßige Arbeit bitten, weil wir Ihn um unser eigen Brod bitten dürfen und sollen. Da ist ja ehrliche Arbeit mit inbegriffen, durch sie wird das Brot unser Brod, ohne Arbeit aber essen wir fremdes Brod. — Arbeit übt und entwickelt unsre Leibes- und Seelenkräfte und stärkt sie und hält uns ab von vielem Bösen, daß wir sagen können dem Versucher: Ich habe keine

Zeit, ich muß arbeiten. Hebe dich weg von mir! M. Bl. 1853, S. 12.

Der Barometer der Armuth steht noch immer auf Regen und Wind, während der Thermometer der Liebe und Barmherzigkeit nirgends recht steigen will. Das ist ernster Stoff zum Nachdenken für den Witterungsbeobachter. M. Bl. 1833, S. 65.

Ach, die wahre Demuth ist nicht so gar häufig. Es ist noch immer viel Stolz, Eitelkeit und Heuchelei auch im Herzen geförderter Christen. Es ist ein Unterschied, ob man klein von sich halte oder klein von sich rede. Mancher redet sehr gering von sich, wenn er damit eine gute Meinung von sich zu bewirken oder sonst einen Vortheil zu erhalten hofft: wo er aber vermuthet, daß man ihn durch ein solches Reden wirklich gering schätzen möchte, da schweigt er stille, und seine demüthige Sprache verstummet. Mancher unterschreibt sich: Ihr geringster Mitbruder; kommt aber der Appenzeller Zeitungsschreiber und schätzt ihn vor aller Eidgenossenschaft wirklich gering, so will es ihm gar nicht gefallen. Es ist also mit dem demüthigen Reden nicht immer richtig. Brief vom 19. Nov. 1829. M. Bl. 1863, S. 71. 72.

Ein glaubiger Dienstbote, der nach dem Willen, nach der Führung und Leitung des HErrn in seinem, wenn auch noch so geringen Berufe seiner Herrschaft dienet, der darf es festiglich glauben, daß er nicht den Menschen, sondern dem HErrn selbst dienet, der seinen Dienst annimmt, als wenn Er selbst sichtbar zugegen wäre, wie bei der Martha in Bethanien. Das deutsche Wort: Dienstbote, ist bedeutsam und sinnig. Ja, glaubet es nur recht, was ihr lieben, glaubigen und getreuen Dienstboten für gute Boten des HErrn bei euerm Dienen, bei euern, oft so wenig geachteten Dienstarbeiten und Verrichtungen sein und werden könnet. O wie ganz anders ist ein solches Dienen, als das gewöhnliche, weltliche und fleischliche! M. Bl. 1852, S. 21.

Wir Menschen vertrauen auf so viele Stäbe, die unter uns brechen, hoffen so gerne, wo nichts zu hoffen ist, fürchten, wo nichts zu fürchten ist, und unser Wohlgefallen ist so zertheilt und creatürlich. Darum so viel getäuschte Hoffnungen und Erwartungen, so viel Träumerei, Phantasterei und Schwärmerei, so viel Mißmuth, Gram, Verdruß, Furcht, Unruhe, so viel Lebensüberdruß, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, so viel Eitelkeit, Leerheit und Kraftlosigkeit!

Die Einfalt des Gemüthes ist gerade das Gegentheil dieser Zerrissen-

heit. Wo sie ist, vertraut man immer ausschließlicher auf den lebendigen Gott und Heiland, immer weniger auf sich und Andere; daher ist auch ein einfältiges Gemüth immer mit Bescheidenheit und Demuth verbunden. Daher fehlt es allen gemüthskranken Menschen an der Einfalt des Gemüthes, welche die wahre Gemüthsgesundheit ausmacht, und an der Ruhe des Gemüths, welche bei so viel falschem Hoffen, Vertrauen und Wohlgefallen unmöglich in das Innere einkehren kann. Denn je mehr Vertrauen auf den HErrn, welchem unterthan sind alle Kräfte, desto mehr Gemüthsruhe und Gemüthseinfalt.

Brief vom 15. Oktober 1829. M. Bl. 1863, S. 72.

Sollen wir weniger Zutrauen zu unserem in Christo versöhnten Vater, zu unserem mit dem Vater wesentlich einsseienden Heiland und Versöhner haben, als Alexander der Große zu seinem Arzt? Was ist Philippus der Arzt, was ist Christus der HErr? Wem könnet ihr auf sein Wort, auf sein bewährtes treues Herz am meisten vertrauen? Nehmet den Kelch aus Seiner Hand! (Wie Alexander den Arzneitrank von Philippus vertrauensvoll annahm, obgleich dieser bei ihm beschuldigt worden war, er sei bestochen seinen König zu vergiften.) M. Bl. 1841, S. 46.

Es war ein schönes, im Glauben aufzufassendes Wort, das der König der Franzosen gesagt haben soll, als er am 6. Juni 1832 durch die Straßen von Paris ritt, in denen aus einigen Fenstern geschossen wurde, und seine Generale ihn auf die Gefahren aufmerksam machten, denen er sich dabei aussetzte: „Ich habe einen trefflichen Panzer, meine fünf Kinder." M. Bl. 1832, S. 56.

Heraus, heraus mit dem glaubigen Bekenntniß Jesu Christi des HErrn, mit Wort und Wandel! Das ist das bewährte Mittel gegen die Schwindsucht im Christenthum. M. Bl. 1834, S. 88.

Die kräftigen Stimmen eines Zeugnisses von Christo sind wie rechte Speisopfer, mit reinem lauterem Oel und mit gutem Salz am rechten Feuer gebacken, von Waizenmehl des Wortes Gottes, ohne süßlichen dem fleischlichen Gaumen schmeichelnden Honig. M. Bl. 1838, S. 32.

Eine eigenthümliche Klasse von Gefühlsmenschen sind die hypochondrischen und hysterischen Menschen, bei welchen ihre krankhaften Gefühle, die von Unordnungen im Unterleibe herkommen, so sehr vorherrschen, daß sie Alles nach denselben beurtheilen, Alles auf ihre sogenannten Umstände beziehen, und dieselben so sehr zum Mittelpunkt ihres Denkens, Begehrens und Empfindens machen, daß sie meinen, Alles um sie her

müsse nach diesem Mittelpunkt gerichtet sein. Daher sie eben so sehr zur Selbstsucht als zum Irrwahn versucht werden, ja oft an den Grenzen der Narrheit anlangen. Seelenlehre S. 136.

Es gibt geistliche Hypochondristen, wie es leibliche gibt, die fast von nichts anderem reden und zu reden wissen, als von ihren Umständen und Beschwerden. Siehe, während du ein so hypochondrisches Jammerlied anstimmst, ist es dir vielleicht nicht einmal Ernst, rechter Ernst gesund zu werden, und dein Hauptübel ist dir vielleicht noch nie aufgedeckt worden. Solche Kranken in dem Bethesda-Spital muß man fragen: Willst du gesund werden? M. Bl. 1829, S. 96.

Man lieset von ganzen Schaaren, die gekommen sind, von der Hand Jesu leibliche Heilung zu empfangen. Aber nur von Einem Gichtbrüchigen und von Einer Sünderin, zu welchen Jesus die beseligenden Worte sagen konnte: Deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin mit Frieden. M. Bl. 1844, S. 31.

So erwarten Sie also, fragen Sie mich, keine Reform der Philosophie? — Ich erwarte eine große, herrliche Reform derselben; aber nicht von —, noch von der Seite, welche Sie im Auge zu haben scheinen, auch nicht von menschlichen Gedanken überhaupt; denn Gott weiß die Gedanken der Menschen, daß sie eitel sind. Psalm 94, 11. Also überhaupt nicht von einer Weisheit dieser Welt; denn dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott. 1 Kor. 3, 19. Sondern ich erwarte sie von Seiten dessen, der das Ohr gepflanzet hat, und höret, der das Auge gemachet hat, und siehet, der die Völker züchtiget und die Menschen lehret, was sie wissen. Ich erwarte sie von Gott, der einst das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten ließ, und einen hellen Schein in die Herzen der Apostel gegeben hat, und durch ihr Wort auch in unsere Herzen geben will, und dadurch entstehen lässet eine Erleuchtung der Erkenntniß von der Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte und der Person Jesu Christi (2 Kor. 4, 6.) Ich erwarte sie durch eine neue Erleuchtung der Erkenntniß von der Persönlichkeit Jesu Christi, dieses Centralpunktes aller seligen Wahrheit, in welchem verborgen sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß; davon und dadurch erwarte ich eine gänzliche Reform aller Philosophie, durch welche alle bisherige Weisheit dieser Welt so zu nichte werden wird, daß man ihrer nur noch in der Geschichte menschlicher Thorheit gedenken wird. M. Bl. 1841, S. 73.

Alle Produkte bloß menschlicher Gedanken haben kein Leben in sich

selbst, und können keines geben. Auch kann der Mensch aus sich selbst eben so wenig als aus der Naturbetrachtung wissen, wie Gott gegen Sünder und abgefallene Menschen gesinnet ist, was Er für einen Rath und Willen gegen sie, für sie und mit ihnen hat, noch was das wahre Verbindungsmittel mit Gott ist. Das Heidenthum kann nicht zu Gott kommen, nicht zu Gott führen, nicht mit Gott verbinden, und also keine wahre Religion genannt werden, und läßt den Menschen im Leben ungewiß, im Leiden und Sterben trostlos. Seelenlehre S. 166.

Wer allen möglichen Ansichten in religiösen Dingen ein Stimmrecht in der Gemeine Christi einräumt, und einer Meinung, einer Ansicht, sobald sie nur die meisten Stimmen nach der Kopfzahl für sich hat, auch die Kraft eines Ausspruches aus dem Geiste Gottes zugestanden wissen will, mag die Meinung mit dem Worte Gottes und der Lehre Christi übereinstimmen oder nicht, der verstöret die Gemeine Gottes und stellt ein demokratisches und radikales Pabstthum der Massen auf, welches das erbärmlichste unter allen möglichen Pabstthümern ist. Dahin gelangt man, wenn man das Bekenntniß der Kirche verläßt, und die Entscheidung des Wortes Gottes in höchster Instanz verwirft. M. Bl. 1847, S. 45.

„Einem Könige hilft nicht seine große Heeresmacht; ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft; Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht.“ (Psalm 33, 16—17.)

Die Wahrheit dieses Wortes hat Sanherib erfahren, hat der Riese Goliath erfahren, hat der König Pharao erfahren, haben so viele römische Kaiser erfahren, von den neuern und neuesten Erfahrungen zu schweigen. Wie manche römische Kaiser stützten sich auf ihr Heer, schmeichelten und erhoben ihre Soldaten, und kamen so unter eine Soldatenherrschaft, und wurden abhängig von ihren Soldaten, welche nach Belieben Kaiser absetzten und einsetzten, wie es Galba, Otho, Vitellius, Domitianus und Andere erfuhren. Wieder Andere stützten sich auf das Volk und auf ihre Popularität, dieses wandelbare Ding, das sich wie die Wetterfahne nach dem Winde drehet, und kamen unter eine Pöbelherrschaft, die elendeste unter allen Demokratieen. Wieder andere verließen sich auf ihre Festungen, und erfuhren, was der König Philippus von Macedonien gesagt hat, daß keine Festung unbezwinglich sei, wenn man nur einen Esel mit Gold beladen hinein bringen könne. M. Bl. 1852, S. 3.

Die Seele des Menschen ist eigentlich das Sehende und Hörende in ihm. Nach Außen siehet die Seele das körperlich Sichtbare und höret

das körperlich Hörbare durch die äußern Sinne und Sinneswerkzeuge; aber nach Innen hat sie die äußern Sinneswerkzeuge nicht nöthig; da siehet und höret sie durch den innern Sinn, und vernimmt durch das innere Wahrnehmungsvermögen, was in ihrem Innern, in ihrer geistigen Seele oder in ihrem seelischen Geiste sich geistig vernehmen läßt. Da höret sie, wie sie die Stimme des Gewissens hören kann, auf ähnliche Weise die Stimme des HErrn. Aber sie höret dieselbe nur, wenn der HErr sich ihr nahet, oder sie selbst dem HErrn sich nahet, und Er ihr das innere Ohr öffnet. Höret sie ja sogar die Stimme ihres Gewissens auch nur, wenn dasselbe rege und wach ist. Das Hören der Stimme des HErrn ist ein geistiges Hören. Man kann die Worte des HErrn hören, ohne seine Stimme zu hören, wie man auch die Worte eines Abwesenden hören oder lesen kann, ohne seine Stimme zu hören. Obgleich der HErr nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns: so ist dagegen leider unser Herz oft allzu ferne von Ihm. In solcher Ferne oder Abwesenheit unsers Herzens von Ihm kann der HErr mit uns reden, ohne daß wir seine Stimme hören. Er redet aber mit uns:

1. In seinem Worte und durch dasselbe. (Ebr. 1, 1—2.)
2. In unserm Gewissen und durch dasselbe. (Röm. 2, 14—15.)
3. In seinen Werken und durch dieselben.

M. Bl. 1852, S. 43. 44.

„Er ruft Seine Schafe mit Namen.“ Joh. 10, 3. Vor der Welt gelten die Geschlechtsnamen am meisten, ausgenommen bei den Königen und Fürsten, die nur ihren Taufnamen unterschreiben; vor Gott aber haben die Schafe Christi, seitdem sie von Gottes Gnaden eine Bestimmung empfangen haben, gegen welche ein irdisches Königreich oder Fürstenthum nur ein Schatten ist, einen schöneren Namen. Das ist der Name ihrer Gnadenwahl. Der erinnert sie, wie unser Taufname uns an unsern Taufbund erinnert, an die Erbarmung, die ihnen widerfahren ist, deren sie sich nicht werth fühlen, die sie aber um so mehr zu dem Wunderbaren zählen, da sie ihr stolzes Herz nicht begehrt hat. Es ist ihr neuer Name, den sie empfangen haben, da sie in ihrem Innersten die Gewißheit empfingen: Für dich. Oder da ihnen die Worte in ihr Innerstes eingesprochen und eingepflanzt worden: Mein Sohn! meine Tochter! deine Sünden sind dir vergeben. Während uns der eine Name beugt und beschämt, erhebt und tröstet uns der andere. M. Bl. 1832, S. 86.

Wie oft ist die Wahrheit schon im Verborgenen aufgeschrieben, wäh-

rend die Lüge noch öffentlich triumphirt, und es nicht ahnet, wie bald sie zu Schanden wird! Wie sind die Schmeicheleien, womit den römischen Kaisern geräuchert wurde, verschwunden, und wie schauerlich und streng beschreibt die Geschichte ihr Leben, durch den Griffel eines Suetonius und Tacitus. M. Bl. 1833, S. 75.

„Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben." Ach, wie viele Menschen sterben nicht in dem HErrn. Wie viele giebt es, die nicht das geringste Verlangen nach Ihm empfinden und meinen, sie brauchen Ihn auch nicht, oder können sich ohne Ihn behelfen oder durchschlagen ohne Ihn. Alle diese Menschen sind nicht in dem HErrn, darum können sie auch nicht in Ihm sterben. Sie sind nicht selig und sterben nicht selig; wie sie sind, so sterben sie — unselig. Wie? Können sie denn als unselige Menschen, ohne den HErrn und Heiland zu haben, nicht durch dieses Leben kommen? — O, sagte einst ein Landmann, durchkommen thut man schon, aber wohin? das ist die Frage. M. Bl. 1857, S. 36, 37.

Die Volksverführung in unserer Zeit ist gewöhnlich am Anfang geheim schleicht unter dem Siegel des Geheimnisses und im Schatten geheimer Gesellschaften hin. Ist dies eine Zeit lang in der Stille geschehen, so geht sie einen Schritt weiter und wird öffentlich. Durch Schmeichelei, Erweckung des Nationalstolzes, Versprechung einer bessern Zukunft u. s. w. sucht sie sich beliebt zu machen. Sobald sie aber fest im Sattel sitzt, läßt sie die frühere Schmeichelei fallen, und greift zu dem Mittel des Terrorisirens, der Gewaltthätigkeit, des Zwanges, der Verfolgung und der Unterdrückung, und wird, wo sie nicht mehr nöthig hat als Schlange zu schleichen, ein brüllender Löwe. M. Bl. 1833, S. 81, 82.

Noch nie, so lange die Welt stehet, ist so viel aus der Zeit gelesen worden, und noch nie hat man so flüchtig, so gedankenlos, so ohne Prüfung gelesen; und die, welche das Sprüchlein am meisten im Munde führen: Prüfet alles, das Gute behaltet, beobachten es oft am allerschlechtesten, besonders was die Zeitungen anbelangt. Viele Leute haben den Wahrheitssinn verloren, darum können sie gar nicht mehr achten und prüfen. Woher kommt das? Man liest in so vielen Haushaltungen das Wort Gottes, die Schrift, worin die ewige, lautere unverfälschte Wahrheit steht, nicht mehr. Dagegen lieset man eine Menge Zeitschriften, worin Wahres, Halbwahres, Falsches, freche Lüge, Verläumdung und die unverschämtesten Lästerungen durch einander geworfen sind. Da ist immer etwas, das die Sünde in uns entzündet oder nähret, während die heilige Schrift, gleich wie sie aus

dem heiligen Geist kommt, nur dem Heiligen in uns aufhilft, wovon viele so leer und entblößt sind als das Eis vom Wärmestoff. Daher die steigende Sicherheit und Unachtsamkeit auf die Zeichen der Zeit, wie zur Zeit Noahs und zur Zeit Lots. M. Bl. 1833, S. 7.

Ein großer Lehrer sagt sehr richtig: So schwer es ist an Jesum Christum zu glauben (nämlich in der Zeit der großen Versuchung und des Antichristenthums), so schwer ist es den Antichrist zu erkennen. M. Bl. 1845, S. 54.

Im 2. Briefe Petri, dem 2. Kapitel, ist das schauerliche Lebensbild oder vielmehr Warnungsbild der bösen und verführerischen Menschen, welche in der letzten Zeit das Abfallswerk betreiben werden, enthalten. Jeder Zug in dieser apostolischen Zeichnung ist höchst treu und wahr ähnlich und getroffen; daher es auch kein Wunder ist, daß der Feind der Wahrheit dieser treuen Charakterschilderung seiner Werkzeuge so feind ist, und sich je und je bemüht hat, diese geistvolle Zeichnung mit dem Schwamme einer falschen Kritik auszulöschen, zu verdächtigen, ja den ganzen zweiten Brief Petri mit der Scheere aus dem neutestamentlichen Gotteswort auszuschneiden. M. Bl. 1848, S. 76.

Die Hitze ist es, die das Unkraut, wie den Waizen zur vollendeten Reife bringen wird. Darum soll uns die Hitze, die uns widerfährt, nicht befremden. 1. Petri 4, 12. Die Hitze bringt uns die Erndte und diese die Erndtefreude. M. Bl. 1846, S. 52.

Die Ausgießung des heiligen Lebensgeistes Gottes ist der Frühregen und der Spätregen, den uns Jakobus (5, 7) erwarten heißt. Den Frühregen hat der HErr gesendet an jenem unvergeßlichen Pfingsttage, dem Geburtstage seiner Gemeinde. Aber kurz vor der Erndte oder der Vollendung dieser Weltzeit haben wir einen Spätregen zu erwarten, der seiner Gemeinde die Vollendungs-Reife geben wird. Auch in dem Einzelnen entsteht kein neues Leben ohne einen solchen Frühregen, und keine Lebensreife ohne einen Spätregen. Das muß abgewartet, aber auch gläubig erbeten werden; dann erst zeigt sich die köstliche Frucht. M. Bl. 1848, S. 35.

Es ist ein großer Unterschied: vor Gericht erscheinen, oder: in das Gericht kommen. Vor dem Richterstuhl Christi müssen Alle, Gläubige und Ungläubige, Selige und Unselige, Lebendige und Todte erscheinen, um als das, was sie vor Gott sind, und nicht, wie sie in ihren oder anderer Menschen Augen zu sein schienen, nach der Wahrheit offenbar zu

werden, und nach dieser Offenbarung ihr ewiges Loos zu empfangen. In das Gericht aber kommen diejenigen, welche richterlich verurtheilt werden zum zweiten Tode. M. Bl. 1847, S. 87.

Das Warten auf das Wiedersehen vorangegangener Lieben ist noch nicht das selige Warten. Denn was half es dem reichen Mann, daß er Lazarus, den seligen Lazarus wieder sah? Aber auf den HErrn warten, das ist selig. M. Bl. 1836, S. 94.

Könntest du die Zeitungen um 50 Jahre voraus lesen, so würdest du sehen, welch einen merkwürdigen Ausgang das nimmt, was dir jetzt Verwirrung und Verwicklung zu sein scheint; da würdest du sehen, wie der HErr, der Alles leitet, so manches von dem, was die Menschen jetzt gedenken böses zu thun, bereits gut gemacht hat; du würdest sehen, daß manches, was dir jetzt als Einsturz beklagenswerth erscheint, nichts war als ein Aufräumen der Baugerüste, vor welchen du den Bau nicht bemerken konntest, den der HErr hinter diesen entstellenden Baugerüsten aufführen läßt, und der unbemerkt täglich fortrückte; du würdest sehen, daß manches, was dir jetzt als ein Erliegen erscheint, in der That ein Siegen, und manches, das dir als ein Ende vorkommt, nur ein Uebergang zu dem war, wonach alle fromme Herzen sich sehnen. M. Bl. 1841, S. 7.

Die Meinung, diese gegenwärtige Schöpfung sei die beste Welt, ist ein Traum. Es wartet ein besserer Zustand auf sie, welchem sie sogar, wenn auch bewußtlos, entgegen harret. Die große Entwicklung, nach welcher sie sich sehnet, steht mit der Offenbarung der Kinder Gottes in Verbindung. Sie sind die Seele und die Lebensvermittler der sichtbaren Erdenschöpfung, welche sich zu jenen verhält, wie der Leib zu seiner Seele. M. Bl. 1845, S. 34.

Zusätze und Berichtigungen.

Zum I. Bande. S. 3. 4. Die tapfere Pfarrfrau von Fellbach, „die Fellbacher Großmutter“, wie Zeller sie nennt, war Heinrike Regina eine geborene Krumpein; in erster Ehe vermählt mit Pfarrer Schneck, der in Waldenbuch begraben liegt; in zweiter Ehe mit Pfarrer Müller, dessen Grabmal auf dem Gottesacker von Fellbach zu sehen ist. Ihre Tochter erster Ehe ist unseres Zellers Mutter; eine Tochter zweiter Ehe, Dorothea Müller, verheirathet mit Cameral-Verwalter Scholl in Marbach, hatte von diesem eine Tochter, welche die Mutter der Frau Prof. Ottilie Wildermuth war. Diese hat, was sie durch ihre Mutter über die Urgroßmutter, die obige Heinrike Regine, vernahm, verarbeitet in der Erzählung „Die Ahnfrau“, in den „Bildern aus einer bürgerlichen Familiengallerie.“

S. 43. Das würtembergische Confirmationsbüchlein ist in der Zeit von 1722—1730 verfaßt.

S. 51. Herzog Ulrich ist nicht ein Enkel des ersten Herzogs, Eberhard im Bart. Dieser war von der Uracher Linie; auf ihn folgte aus der Stuttgarter Linie Eberhard II. 1496—1498, dann dessen Brudersohn Ulrich 1498—1550.

S. 52—59. „Der Mannesstamm des würtembergischen Zeller-Geschlechtes; entworfen von Director Gustav Zeller“ 1876, ein Tableau, welches die drei Linien der Familie darstellt und alle jetzt lebenden männ-

lichen Nachkommen nachweist, ist als Beilage zu dieser Lebensgeschichte autographirt worden.

S. 54 Z. 6 von unten ist zu lesen: Sohn — statt einziger Sohn.

S. 55. Die Lebensgeschichte des gelehrten Christophorus Zeller wurde nach seinem Tode, 1727, mit den Leichenreden gedruckt. Sie ist wieder abgedruckt in Mosers Werk „Erläutertes Würtemberg" Tüb. 1729. II. S. 226 ff. und in den „Basler Sammlungen." Ein kostbares Stammbuch, „Philotheka" nach der Ausdrucksweise jener Zeit, welches Christophorus bei dem Antritt seiner großen Reise 1677 anlegte, ist erhalten, und befindet sich im Besitz des Herrn Pfarrers Gustav Eugen Zeller in Thieringen. Der Herzog Wilhelm Ludwig von Würtemberg steht voran. Die Würtembergischen Verwandten und Freunde haben sich eingezeichnet. Es folgen die Autographa der lutherischen Gelehrten von Jena, Leipzig, Halle, Wittenberg, Hamburg, Helmstädt und Gießen, der reformirten von Heidelberg, Marburg, Bremen, Utrecht, Gröningen, Leyden, Franeker, Amsterdam u. s. w. Unter den Theologen erscheinen: Scriver in Magdeburg und Spener in Frankfurt. Hiob Ludolf, der Begründer der äthiopischen Studien, und der Physiker Otto von Guerike haben sich eingeschrieben. Die Denksprüche sind großentheils biblische; alle geschmackvoll. Die meisten natürlich lateinisch und griechisch; einige deutsche, französische, italienische, spanische und englische sind eingestreut, die gelehrtesten Männer haben hebräische, arabische, und äthiopische Sprüche eingetragen.

S. 70 unten. Der Pfarrer in Gönningen war M. Eberhard Johann Eidenbenz, seine Gattin eine Tochter von Philipp David Burk, Enkelin von Joh. Albrecht Bengel.

S. 92. Als Karl August Zeller in den Volksschulen Ostpreußens die Pestalozzi'sche Methode einführte, wurden ihm auch die Kinder der königlichen Familie, die sich damals nach Königsberg zurückgezogen hatte, zum Unterricht anvertraut. Einige Briefe des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise an Karl August Zeller werden von seinen Nachkommen aufbewahrt. Darunter befindet sich ein Billet von einem kleinen Prinzen, welches lautet:

Lieber Vater Zeller! Wie befindest Du Dich? Ich danke Dir für all das Gute, das Du mir erwiesen hast, und was ich bei Dir gehört habe. Ich werde mich bemühen, alles dieses zu befolgen. Behalte mich in Deinem lieben Andenken und grüße den Herrn Griebe, Funk, Kolbe,

und das ganze Institut. Adieu, lieber Vater! Vergiß nicht Deinen Sohn

Berlin, 28. Dezember 1809. Willi.

Dieser damals zwölfjährige Willi ist der jetzige deutsche Kaiser Wilhelm. Siehe den „Brüderboten“ von Pfarrer Clöter Nr. 260, Seite 1962.

S. 132—135. „Vgl. Chr. Fr. Spittler im Rahmen seiner Zeit. Mit Vorwort von Pfarrer A. Sarasin. I. Basel 1876.“ Als Anhang ist dieser reichhaltigen Biographie beigegeben eine Entwicklungsgeschichte des christlichen Lebens in Basel S. 371 ff. und die ausführliche Geschichte der deutschen Christenthumsgesellschaft. S. 382—429. Vgl. auch: „Hieronymus Annoni. Von Prof. Chr. Joh. Riggenbach. Basel 1870.“ Beide Schriften dienen dem oben Gesagten zu willkommener Ergänzung.

S. 137 ff. Die Geschichte der Entstehung der Anstalt in Beuggen, wie sie Zeller selbst ausführlich niedergeschrieben hat, ist vollständig abgedruckt: M. Bl. 1866, Nr. 10. 11; 1867, Nr. 1—7. 11; 1868, Nr. 2; ebenfalls in dem süddeutschen Schulboten von 1864 und den Fliegenden Blättern das Rauhen Hauses zu Hamburg.

S. 151. Zu den Gastereien der deutschen Ritter im Beuggener Schloß wurden auch reiche Herren aus Basel eingeladen.

S. 152. Die meisten der Unglücklichen, die in Beuggen starben, sollen Böhmen gewesen sein.

S. 159. Die Familie Laroche stammt aus Basel, und trug ursprünglich den Namen Hebdenstreit, dem auch ihr Wappen entspricht.

S. 160. Der Gerichtsherr Martin Wenk, der älteste Sohn des Bürgermeisters, war Vorsteher der Brüder-Societät in Basel.

Ebendaselbst unten. Statt Professor Ernst Stähelin muß es heißen Pfarrer.

S. 171. Statt Künzelsau lies Kindelsberg.

Ebendaselbst. Das Würtembergische Gesangbuch von 1841 ist gemeint.

S. 267. In der Griechenanstalt fanden 28 Knaben Aufnahme; auch ein griechisches Mädchen Argyri Klimi wurde in Beuggen erzogen.

S. 272—273. Frau Professorin Wildermuth hat in dem „Daheim-Kalender 1877“ S. 49 ff. ihre Jugenderinnerungen aus Ludwigsburg mitgetheilt, und eine Charakteristik unseres Zeller und seiner Geschwister gegeben. Sie gedenkt insbesondere der drei Schwestern. Die älteste,

Christiane, „Base Ulmer" war „breit, wohlhäbig und wohlwollend, durch und durch nüchtern und prosaisch, mit dem getreuen, schwäbischen Familiensinn und der ehrenhaften Gastlichkeit der alten Zeiten. Bruder Heinrich und sein Wesen blieb ihr unverständlich." Zu der oben beschriebenen Reise Zellers im Jahr 1827 gehört folgende Anekdote: Base Ulmer ließ es gutwillig geschehen, daß ihr Bruder bei einem Besuch in der Heimath eine Erbauungsstunde in ihrem Hause hielt. „Nur's Knieen", sagte sie, „Heiner, nur's Hinknieen mußt mir nicht zumuthen. Sieh'st, ich bin „zu dick, ich komm' nicht wieder auf." — „Ich muß beim Barchentweber (dem Vorstand einer frommen Gemeinschaft) fragen, wenn ich von meinem „Bruder etwas wissen will" — klagte sie. — Luise, die Gattin des Dekan Mutschler in Kirchheim, war „eine praktische, tüchtige Hausfrau, sehr sanfter und liebevoller Natur, es war etwas von dem frommen Sinn des Heinrich und von der organisirenden Thätigkeit des Karl August in ihrem Wesen; ihr Wirken blieb ein stilles und ihr Gedächtniß lebt bei den Ihren fort". Anderer Art war Franziska, die jüngste. Frau Wildermuth erinnert sich daran, wie Franziska an der Seite ihres Gemahls, eines stattlichen, mit Orden geschmückten Kriegers, als schlanke Reiterin in Marbach zum Staunen der Schuljugend einhersprengte. „Der Dämon des Spiels untergrub das Glück des Hauses". Franziska bekam einen bittern Kelch zu trinken. Aber wie sie einst ihre kranke und sterbende Mutter so treu gepflegt, „so bewährte sie auch in diesem Unglück den guten Kern ihres Wesens, indem sie als Gattin und Mutter aushielt auf dem lecken Boote in unverrückter Treue, in rastlosem Fleiß, bis sie ihr Auge schließen durfte, vor allem Leid, das noch über ihr Haus kommen sollte. Das war die Letzte". — Im Rückblick auf die weit zerstreuten Kinder des Hofraths Zeller sagt Frau Wildermuth:

„So fern getrennt, die einst gespielt
In Eines Baumes Schatten;
Die einst um Einer Mutter Knie
Vereint gebetet hatten".

S. 288. Spleiß und Schubert sollen schon 1820 einen Besuch in Beuggen gemacht haben; sie kehrten von einer Schweizerreise über Basel zurück, und „wanderten mit ihren Alpenstöcken zum unteren Thor herein."

S. 301. Unten. Der Officier, welcher die Truppen von Basel-Stadt bei Prattelen commandirte, war Oberst Benedikt Vischer.

S. 308. Gobats Vermählung fand in Cremine am 23. Mai statt; am 6. Juni erfolgte die Abreise von Beuggen nach Abyssinien.

S. 316. Hallers ältester Sohn, Zellers Pathe, ist nicht Theodor, sondern Erwin, Pfarrer in Rein bei Brugg im Aargau.

Zum II. Bande. S. 222 Zeile 6 von unten statt „jenes Gründonnerstages" muß es heißen: „jenes Donnerstags in der Osterwoche" — des 27. April 1848.

S. 302. „Daß wir immer noch hier (in Beuggen) sitzen", sagte Zeller, „wie der Vogel auf dem Zweig (im Pachtverhältniß) und wie Gäste und Fremdlinge noch immer im buchstäblichen Sinne zur Herberge wohnen, das ist uns auch heilsam. Denn Gott weiß, ob wir uns so an Ihn, der die jungen Raben ernährt, die Ihn anrufen, halten würden, wenn wir Haus- und Landeigenthum hätten. So aber sind wir in dieser Hinsicht ärmer als alle unsere ältern und jüngern Schwester-Anstalten, und sind genöthigt auf den Vater der Wittwen und Waisen und Fremdlinge zu hoffen, eine Auszeichnung und Nöthigung, die uns schwerlich zur Ehre gereicht, sondern uns billig demüthigt, wie so vieles andere, das in Beuggen nicht ist, wie es sein sollte und könnte." M. Bl. 1870, S. 56.

S. 310. Um diese Zeit, da Zellers Laufbahn dem Abschluß nicht mehr ferne war, blickte er zurück und verglich seinen Lebensgang und seine Erfahrungen im Amte mit denen seines verehrten Lehrers und Vorgängers Pestalozzi. Er sprach im Jahresbericht 1854 folgendes aus:

„Theure Freunde! Wenn wir bedenken, wie der alte Pestalozzi in 25 Jahren viermal den Wohnort seiner Erziehungsanstalten verändert, und von Stanz nach Burgdorf, von Burgdorf nach Münchenbuchsee, von Münchenbuchsee nach Yverdon, und von da wieder nach dem Neuhof im Aargau wandern mußte, wo er einst seine Erziehungsthätigkeit mit armen Kindern angefangen hatte, und wo er als ein achtzigjähriger Greis den Untergang aller seiner einst so großes und allgemeines Aufsehen erregenden Erziehungsanstalten, einsam und verlassen von allen seinen früheren Gehülfen, trauernd überleben mußte, o was für einen Dank sind wir dem HErrn schuldig, daß er uns nun schon 34 Jahre an dem hiesigen Wohnorte hat bleiben, uns schon so lange bis auf diese Stunde im Segen arbeiten, und in dieser ganzen schönen Zeit uns stets die Liebe, das Zutrauen, die herzliche Theilnahme so vieler nahen und fernen, reichen und

armen, bekannten und unbekannten Freunde und Mitchristen hat finden lassen, und nun im Greisenalter, da wir beide Hauseltern alt und schwach zu werden beginnen, uns so treue Gehülfen und Gehülfinnen, worunter zwei Söhne und zwei Töchter, gegeben hat, die alle gerne dienen und uns kräftig an die Hand gehen. Besonders aber sind wir dem HErrn zu innigem Danke verpflichtet, daß Er uns in dieser ganzen langen Zeit unsere werthen Vorsteher in Basel erhalten, die Lücken der unvergeßlichen, früher Heimgegangenen mit trefflichen Nachfolgern ersetzt, und sie Alle in gutem Frieden, herzlichem Einverständniß und nicht genug zu verdankender Willigkeit stets geneigt gemacht hat, uns mit Rath und That zu helfen und für das Beste der Anstalt treulich zu sorgen."

„Wie ganz anders ist es dem alten Vater Pestalozzi ergangen! Zwar hat ihm die Regierung des Kantons Waadt die unentgeltliche Benutzung des Schlosses Yverdon eingeräumt. Auch hatte der Kaiser Alexander von Rußland, als die Alliirten die Schweiz durchzogen, dem alten Manne persönlich die Einquartierungsfreiheit bewilligt. Aus allen Ländern von Europa strömten Zöglinge, Lehrer und wißbegierige Männer bei Pestalozzi zusammen, und das Lob und der Ruhm der Pestalozzischen Methode und Anstalten breitete sich aus in der alten und neuen Welt. Aber da gerade begann der Wurm des Verderbens sie zu unterfressen. Uneinigkeit, Eifersucht, Herrschsucht und der ärgerlichste Streit entzweite gerade die ältesten und begabtesten Gehülfen des alten Mannes; Einer suchte den Andern zu verdrängen und allein das Ganze zu regieren, bis der Eine da, der Andere dorthin ging, den alten Vater verließ, und ihn nöthigte, seine Anstalt aufzuheben, Yverdon zu verlassen und im Jahre 1826 in den Neuhof im Aargau, zurückzukehren, wo der alte, lebensmüde Mann am 17. Februar 1827 verschied. In seiner letzten Schrift, seinem Schwanengesang, legte der Greis folgendes Bekenntniß ab:"

„„Unser Unternehmen, wie es in Burgdorf entkeimte, in Buchsee sich zu gestalten anfieng, und in Yverdon in abenteuerlicher Unförmlichkeit, mit sich selbst kämpfend und sich gegenseitig zerstörend, Wurzel zu fassen schien, war an sich in seiner planlosen Entstehung, auch unabhängend von meiner persönlichen Untüchtigkeit, unabhängend von der Heterogenität der Personen, die daran Theil nahmen, unabhängend von dem gegenseitigen Widerspruch der Mittel, durch die wir dasselbe zu erzielen suchten, selbst unabhängend von dem Widerspruch, indem es es mit dem Routine-Gang der Erziehung und mit der Allgewalt des Zeitgeistes in Opposition stand,

ein unausführbares Unding, ein babylonischer Thurmbau, an welchem ein Jeder seine eigene Sprache redete, und Keiner den Andern verstand, weil es an der Gemeinkraft für unsere Zwecke fehlte.""

„Ach, was ist alle menschliche Gemeinkraft, von welcher der alte, redliche Mann immer so viel erwartete, und immer so wenig fand! Die einzige wahre Gemeinkraft ist die erweckende, bekehrende, erlösende und erneuernde Kraft Jesu Christi, die Er durch sein heiliges Wort und durch seinen unsichtbar wirkenden heiligen Geist an allen denen heilsam beweiset, die Ihm zugeführt werden und sich von Ihm helfen und heilen lassen. O diese wolle der HErr aus Gnaden an uns allen beweisen, und es thun mitten in dem Wirrwar der Gegenwart, und in dem bevorstehenden großen Abfall der nahen Zukunft." M. Bl. 1854, S. 52—54.

S. 311 unten. Pfarrer Blumhardt erzählt: In einer Gesellschaft in Bern fragte ein bedeutender Mann (Herr von Bunsen?): Wißt ihr, wen ich für den besten Erzieher halte in meiner Bekanntschaft? Man antwortete: Wahrscheinlich den Inspector Zeller. Er erwiederte: Nein, seine Frau. M. Bl. 1870, S. 79.

Ebendaselbst. Zur Charakteristik der Mutter Zeller dient folgende Geschichte.

Eines Tages stand vor der Hausthür ein sichtlich heruntergekommener junger Mann, der eben aus dem neapolitanischen Kriegsdienst zurückgekehrt war. Die Mutter gab ihm einen Zehrpfennig und fragte, warum er so traurig sei? Er sagte: Er möchte gerne seine Seele retten. Dieses Wort erregte die innigste Theilnahme der Mutter; sie nahm ihn an den Abendtisch zu den Zöglingen, und veranlaßte den Vater, ihn einige Zeit zu behalten und in der Schneiderwerkstätte zu beschäftigen. Er wurde später auf sein Verlangen als Schullehrerzögling aufgenommen. Einigemal gab er Ursache zu ernsten Besorgnissen, und es war die Rede von seiner Entlassung. Er verdankte es der Fürsprache der Mutter, daß man ihn noch behielt; und ihre Hoffnung für ihn wurde nicht getäuscht. Er bewährte sich; er wurde zum Lehrer in der Anstalt befördert und später als Hausvater einer Armenanstalt angestellt. In ähnlicher Weise wurde das Mitleid, die Geduld und Fürsprache der Mutter mit gesegnetem Erfolge belohnt an einem Knecht und einer Magd der Beuggener Anstalt.

Register.

Der II. Band ist bezeichnet mit b.

Druck von Felix Schneider.

Druckfehler.

Band I.	Seite	1 Zeile 4 von unten, statt Gau lies Gäu.
	„	5 Zeile 10 von unten, ebenso.
	„	135 Zeile 6 von unten, statt Signal lies Signat.
	„	160 Zeile 4 von unten, statt 1848 lies 1844.
	„	308 Zeile 14 statt de Savy lies de Sacy.
	„	312 Zeile 22 statt zur lies zu.
	„	313 Zeile 5 statt im lies an.
	„	320 Zeile 19 statt Ehrsucht lies Ehrfurcht.
Band II.	„	94 Zeile 19 statt der lies oder.
	„	167 Zeile 4 von unten, statt Christo lies Christi.
	„	217 Zeile 7 statt Wittinger lies Wittlinger.
	„	231 Zeile 11 statt Schüppi lies Schäppi.

Zeller's Schriften.

In Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) in Basel erschienen:

Göttliche Antworten auf menschliche Fragen. Ein biblisches Spruch- und Lehrbüchlein für Christen und Christenkinder zum Gebrauch in Schulen, Erziehungsanstalten und Haushaltungen gesammelt.
4. Auflage. 122 Seiten 8°. 1875.
Preis geb. Mk. 1. = Fr. 1. 25.

Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armen-Schullehrer. Eine Anleitung zunächst für die Zöglinge und Lehrschüler der freiwilligen Armen-Schullehrer Anstalt in Beuggen.
4. durchgesehene Auflage. 334 Seiten. 8°.
Preis Mk. 2. 20. = Fr. 2. 70.

Vom **Monatsblatt** von Beuggen sind noch vorhanden:
Jahrgang 1836—47. 49—52. 55—57. 59—61. 63—76.
Preis der älteren Jahrgänge à 60 Cts.
Preis des laufenden Jahrgangs à Fr. 1. = 80 Pf.

Im Verlag des Calwer Verlagsvereins:

Kurze Seelenlehre gegründet auf Schrift und Erfahrung für Eltern, Erzieher und Lehrer. 5. Ausgabe. Calw 1874.
Preis 70 Pf. = 95 Cts.

In Commission bei Felix Schneider in Basel:

Der Mannesstamm des Würtembergischen Zellergeschlechtes. Entworfen von Director Gustav Zeller in Stuttgart. Beilage zu Chr. H. Zeller's Leben von H. Thiersch. Ein Tableau in großem Format.
Preis 80 Pf. = Fr. 1.